

# Die Ortenau

87. Jahresband 2007

**Einladung zur**  
**Jahresversammlung**

des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V.

am 14. Oktober 2007  
in Hausach

8.30 Uhr  
Mitgliederversammlung in der Stadthalle Hausach

10.30 Uhr  
Empfang der Gemeinde Hausach

11.15 Uhr  
Festvortrag Prof. Dr. Gregor Markel  
*Fürstenberger Bergbau im Kinzigtal*

12.30 Uhr  
Mittagessen im Gasthaus „Hechtsberg“

14.30 Uhr  
Besuch der Erzpoche  
Führung in der Dorfkirche

Der Bürgermeister  
der Gemeinde  
Hausach  
*Manfred Wöhrle*

Der Präsident  
des Historischen Vereins  
für Mittelbaden e.V.  
*Dr. Wolfgang Gall*



# Die Ortenau

Zeitschrift  
des Historischen Vereins für Mittelbaden

**87. Jahresband 2007**



Redaktion  
Dr. Martin Ruch

OFFENBURG/BADEN  
VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

[www.historischer-verein-mittelbaden.de](http://www.historischer-verein-mittelbaden.de)

ISSN 0342-1503

Für den Druck dieses Jahrbuches haben das Regierungspräsidium Freiburg und der Ortenaukreis Zuschüsse gewährt.

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem, umweltfreundlichem Papier.

Redaktionsschluss 1. April

Verlag Historischer Verein für Mittelbaden e.V.

Gesamtherstellung: KONKORDIA GmbH, Bühl  
Das Medienunternehmen

Nachdruck und photomechanische Wiedergabe nur mit Genehmigung  
des Vereins und der Verfasser

---

## Inhaltsverzeichnis

|   |     |
|---|-----|
| Jahresversammlung 2007 .....  | 2   |
| Grußwort zur Hauptversammlung<br>des Historischen Vereins für Mittelbaden .....   | 10  |
| <b>Wald, Forst, Bäume</b>   |     |
| Editorial .....   | 11  |
| Gernot Kreutz<br>Der Wald in den Jahresbänden der „Ortenau“ –<br>Geschichte – Nutzung – Gewerbe .....   | 13  |
| Ewald Elsäßer und Winfried Lederer<br>Jubiläum und Abschied<br>200 Jahre Staatliche Forstverwaltung in Gengenbach .....                             | 23  |
| Hellmut Gnändinger<br>Zur Geschichte des Forstamts Ottenhöfen .....   | 31  |
| Wolfgang Stengele<br>Hellmut Gnändinger, Forstdirektor a. D., Ottenhöfen 1909–2005 ...  | 43  |
| Wolfgang Stengele<br>Die Forstwirtschaft in der ersten Nachkriegszeit 1945–1954<br>im Bereich der ehemaligen Forstdirektion Freiburg .....          | 53  |
| Wolfgang Stengele<br>Die großen Holzhiebe der französischen Besatzungsmacht im<br>Bereich des Staatlichen Forstamtes Ottenhöfen 1946 bis 1948 ..... | 75  |
| Ingrid Hahn<br>Der Willstätter Wald .....   | 81  |
| Ernst Gutmann<br>Die Geschichte des Bannwaldes 1290 bis 2006<br>Vom Holz- und Weidewald zum Flughafen .....   | 105 |

---

|   |     |
|---|-----|
| Dieter Kauß<br>Überlieferungsgeschichtliche und inhaltliche Bemerkungen<br>zum Ulmer Waldbrief von 1410 (Ulmhardt) .....  | 113 |
| Andreas Klotz<br>Geschichte der einstigen Windecker Waldungen<br>vom Mittelalter bis 1954 .....   | 123 |
| Josef Werner<br>Reutfelder und Schälwald<br>Waldnutzung im 18. und 19. Jahrhundert .....  | 147 |
| Gerhard Finkbeiner<br>Spänn und Streitigkeiten zwischen dem Kloster Ettenheimmünster<br>und der Herrschaft Geroldseck um Stocklosung, Weiderechte und<br>Eckerich-Nutzung ..... | 165 |
| Hans-Jochen Schuck<br>Die Ohlsbacher Allmende und ihre Bewässerung .....  | 179 |
| Wolfgang M. Gall<br>Der Kanal, die Stadt und der Aufruhr .....  | 187 |
| Theo Müller<br>Der Baumsarg – oder wie beerdigt man den Wald .....  | 193 |
| Gernot Kreutz<br>Kleindenkmale um den Jahrhundertorkan von 1999 .....   | 203 |
| Dieter Kauß<br>Die Edelkastanie als Nahrungs- und Heilmittel .....  | 211 |
| Walter Lang und Bernhard Mettendorf<br>Die Edelkastanie – ein neuer Stern am Laubholzhimmel<br>der Ortenau .....  | 223 |
| Kristian-Heinrich Schüssler<br>Baum des Jahres 2004: Die Weißtanne und ihre Bedeutung<br>für den Schwarzwald .....  | 237 |
| Ingrid Hahn<br>Der Weißtannenturm in Kehl .....   | 251 |

|   |     |
|---|-----|
| Gerhard Finkbeiner<br>Sägers „Große Buch“ – ein beeindruckendes Baumdenkmal<br>in Schuttertal .....   | 257 |
| Cornelius Gorka<br>Vom Waldhüter zum Forstbetriebsbeamten –<br>Der Forstdienst in den Gemeinden .....   | 261 |
| Helmut Volk<br>Landschaftsgeschichte und Natürlichkeit der Baumarten<br>in der Rheinaue .....   | 281 |
| Jochen Paleit und Claire Tranter<br>Revitalisierung Taubergießen – Alter Rhein mit neuer Dynamik<br>Ein naturschutzfachliches Projekt mit positiven Auswirkungen<br>für den Auenwald .....                        | 299 |
| Walter Lang<br>Wald im Wandel: Aufgabenschwerpunkte des Staatlichen<br>Forstamts Oberkirch 1975 bis 2001 .....  | 305 |
| Wolfram Hedemann<br>„Waag’sche Räder“ im Auenwald des alten Forstamtes Renchen .....  | 319 |
| Manfred Merker<br>Die Klosterpforte des ehemaligen Offenburger Franziskanerklosters<br>Untersuchungen zur ältesten Tür der Stadt .....  | 329 |
| <br><b>Freie Beiträge</b>   |     |
| Heinz G. Huber<br>Die Gründung des Bistums Bamberg durch Heinrich II.<br>und die Ortenau .....  | 361 |
| Walter E. Schäfer<br>Hundert Jahre Moscherosch-Denkmal in Willstätt .....   | 381 |
| Constanze Albecker-Gänsler<br>Ein sensationeller Fund: Ein früher Holzschnitt Albrecht Dürers<br>(1471–1528) in der Offenburger Historischen Bibliothek:<br>Johannes Gerson als Pilger, Straßburg 1494/1502 ..... | 389 |

|  |     |
|--|-----|
| Hans-R. Fluck und Walter E. Schäfer<br>Unbekannte Gedichte Quirin Moscheroschs (1623–1675) –<br>Bibliografische Nachträge zu einem Mitglied des Pegnesischen<br>Blumenordens ..... | 393 |
| Dieter Kauß<br>„Nachwendezeit“ 1802–1820 in der untersten Stufe staatlicher<br>Verwaltung im Acher-, Rench- und Sasbachtal .....   | 419 |
| Arnulf Moser<br>Die Deutsche Heimschule im Kloster Erlenbad/<br>Obersasbach 1943–1945 .....  | 437 |
| Johannes Werner<br>Adorno in Hornberg – oder: Was macht so einer in den Ferien? .....  | 441 |
| Martin Ruch<br>Vom Leben der Juden auf dem Lande<br>Ein Rundgang mit Arnold Lederer durch Diersburg .....  | 447 |
| Uwe Schellinger<br>Der Kippenheimer <i>Höfer-Fund</i> : Quellen zur Sozial- und Wirtschafts-<br>geschichte des Ortenauer Landjudentums im 19. Jahrhundert .....                    | 463 |
| Gernot Kreutz<br>Die Erfassung der Kleindenkmale im Ortenaukreis – Ergebnisse<br>des Projekts .....  | 481 |
| Heinz Nienhaus<br>Geschichte und Geschichten um ein malerisches christliches<br>Symbol mit ernstem Hintergrund .....   | 499 |
| Franz Hahn und Walter Schneider<br>Die Bemühungen des Herrn Stupanus in den Jahren 1740/1741<br>zum Bergbaubetrieb im Schutter- und Kinzigtal .....                                | 511 |
| <b>Junge Autoren</b>   |     |
| Heiko Isenmann<br>Jahrhundertsturm Lothar und seine Auswirkungen .....   | 519 |

|   |     |
|---|-----|
| <b>Forum</b> .....  | 533 |
| Institut für Sportgeschichte Baden-Württemberg e.V.: Bibliothek über das Internet<br>recherchierbar; Ein neuer Suchpfad zu Fotobeständen im Landesarchiv;<br>Schellinger: Hellseher, Medien und Wunderheiler: Wirken und Wahrnehmung<br>von Personen mit „paranormalen“ Fähigkeiten im regionalen Kontext;<br>Schnitzer: 50 Jahre Südbadische Sportschule Steinbach;<br>Vallendor: www.historischer-verein-mittelbaden.de – unsere neue Präsenz im Internet   |     |
| <b>Rezensionen</b> .....  | 545 |
| D'r Windschläger Bott 2006 (Kreutz); Geroldsecker Land 2007 (Kreutz);<br>Fuchs: Nouvelles Sources (Schäfer); Herbst: Marterbild (Kreutz);<br>Petri: Ritter von Buß (Sandfuchs); Ruch: 50 Jahre Josefsklinik (Lehmann);<br>Hennl: Gernsbach (Gartner); Baumann: Erinnernte Geschichte (Gartner);<br>Bestände GLA Teil 6 (Gorka); Bestände GLA Teil 8 (Ruch); Hahn: Synagogen<br>(Ruch); Gartner: Altschweier (Ruch); Hanß: Geschichte der Ortenau (Ruch);<br>Kohnle: Markgrafschaft Baden (Ruch); Weis: Ettenheimer Freihof (Ruch);<br>Herden: Roter Hahn (Ruch); Almanach 2007 (Kauß); FDA 2006 (Kauß);<br>Schau-ins-Land 2005, 2006 (Kauß); Simpliciana 2006 (Ruch); Liegibel:<br>Rheinreisen (Ruch); Linnebach: Erinnerungen (Ruch); Wege aus der Armut (Ruch). |     |
| <b>Historischer Verein für Mittelbaden: Nachrichten</b> .....   | 558 |
| Jahresversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden in Renchen (Gorka);<br>Frühjahrsversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden (Gorka);<br>Franz Breig zum Fünfundsiebzigsten (Sandfuchs); Nachruf Eugène Kurtz (Kauß);<br>Nachruf Gerhard Hertel (Huber); Emil Schwendemann aus Münchweier<br>wurde 100 Jahre alt (Uttenweiler); Zum 100. Geburtstag von Wilhelm Mechler<br>(Gall); 50 Jahre Historischer Verein Yburg (Schwab, Schnitzer);<br>Vor 175 Jahren: Philipp Jakob Siebenpfeiffer (Ruch)  |     |
| Berichte der Mitgliedergruppen .....  | 573 |
| Berichte der Fachgruppen .....  | 594 |
| <br>  |     |
| Der Historische Verein für Mittelbaden e.V. ....  | 602 |
| Redaktionsrichtlinien .....   | 606 |





## Grußwort

der Stadt Hausach zur Hauptversammlung des  
Historischen Vereins für Mittelbaden e. V.

Sehr geehrte Mitglieder des Historischen Vereins  
für Mittelbaden e. V.,

Hausach hat eine wechselvolle und bewegte Geschichte hinter sich, davon gibt es erfreulicherweise noch einige gut erhaltene Zeugnisse wie unsere Burgruine, die Schwedenschanze, viele Bergmannsstollen, die Dorfkirche und aus der Industrialisierung das Herrenhaus, welches auch unser ehrenamtlich geleitetes Heimatmuseum beherbergt.

Wir sind bereits mitten in den Vorbereitungen für unser 750-jähriges Stadtjubiläum im Jahre 2009. Die bisher festgehaltene und erarbeitete Stadtgeschichte wird hierfür nochmals vertieft und ergänzend aufbereitet.

Wir wissen alle um die Bedeutung der Arbeit des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V. und dessen Ortsvereine. Sie widmen sich der notwendigen und für das Traditionsbewusstsein so wichtigen Aufarbeitung der geschichtlichen Vergangenheit. Hierfür gebührt Ihnen meine Anerkennung und mein Dank für die sehr interessante, aber auch sehr zeitaufwendige Arbeit.

Schwerpunkt des 87. Jahresbandes ist das Thema Wald. Die Land- und vor allem auch die Forstwirtschaft im Schwarzwald und für uns in Hausach gewinnt gerade jetzt im Zeichen von Lothar- und Kyrillnachwirkungen an Bedeutung. Rasante Holzpreisentwicklungen, die Offenhaltungsproblematik unserer Schwarzwaldlandschaft, regenerative Energieversorgung durch Holzhackschnitzelanlagen und auch Existenzängste vieler Sägewerke sind aktueller denn je. Ein Blick zurück zeigt auf, dass der Wald schon immer eng mit dem Wohl und den Sorgen der Bevölkerung im ländlichen Raum verbunden war.

Herzlich willkommen zu Ihrer Jahreshauptversammlung am 14. Oktober 2007 in unserer neu sanierten Stadthalle in Hausach, die sicher einen würdigen Rahmen hierfür bieten wird. Dem Ortsverein Hausach danke ich für die Ausrichtung. Der Jahreshauptversammlung wünsche ich einen harmonischen und interessanten Verlauf, Ihrer Vereinsarbeit weiterhin viel Erfolg und Ihnen allen einen angenehmen Tag bei uns in Hausach, der Stadt unter der Burg.

Ihr  
Manfred Wöhrle  
Bürgermeister



## Thema 2007: Wald, Forst, Bäume

Das Schwerpunktthema 2007 bot viele Zugänge zur Recherche in der Ortenau. Sowohl einzelne Baumarten, ihre Verbreitung in Mittelbaden wie auch allgemein die Geschichte geschlossener Waldbestände seit dem Mittelalter reizten die Autoren. Doch haben sie sich auch den Menschen zugewandt, die für die Nutzung und Pflege der Natur- und Kulturlandschaft Wald zuständig waren und sind, den Förstern, Waldhütern und Umweltschützern.

Gerade die Untersuchung einzelstehender Bäume kann Aufschluss geben über Befindlichkeiten einer Zeit. Im Korker Wald steht der „Eich-König“, ein gewaltiger, mehrhundertjähriger Baum, um den sich bis heute Geschichten und Legenden ranken. Riesige Bäume auch andernorts in der Ortenau: die wahrscheinlich größte Esskastanie Süddeutschlands steht im Oberkircher Wald (siehe Beitrag Walter Lang). Kurz: Einzelstehende Bäume, solitäre Prachtexemplare dienten in der Geschichte der Menschheit schon lange dem Kult – und der Politik. Im Hanauerland, aber auch überall im Deutschen Reich, pflanzte man einst eine Rudolf-Hess-Linde, eine Hitler-Eiche, eine Goebbels-Linde. „Geschehen Kork den 20. April 1933. Am heutigen Tag wurde über dem Platze, wo diese Flasche lag, aus Anlaß der nationalsozialistischen Revolution und der nationalen Erhebung des deutschen Volkes im Jahr 1933, verbunden mit der Feier des 44. Geburtstages des Volkskanzlers Adolf Hitler hier im Schulhof zu Kork im Amt Kehl eine Linde gepflanzt. Sie soll als Wahrzeichen des Friedens allen kommenden Generationen den Heldenkampf des deutschen Volkes um seine innere Freiheit unter seinem Führer Adolf Hitler jederzeit ins Gedächtnis zurückrufen, eingedenk der Worte ‚Nimmer wird das Reich zerstöret, wenn Ihr einig seid und treu‘. Der Gemeinderat, Die Ortsgruppe der NSDAP.“ (Aus: Hans Herrmann: Kork, 2002, 269)

In noch früherer, nicht weniger absolutistischer Zeit wurden Solitärbäume dem Kaiser Wilhelm, dem Großherzog oder Herrn von Bismarck gewidmet. Nach dem folgenschweren deutsch-französischen Krieg von 1870/71 konnte man in Deutschland plötzlich Friedenseichen wachsen sehen.

Brauchtum solcher Art hat sich bis in die jüngste Gegenwart gehalten, auch unter mittlerweile demokratischen Verhältnissen werden Bäume als Zeichen für Ideen nach wie vor gepflanzt:

Am 25. April 1952 setzte der erste Bundespräsident Theodor Heuss gemeinsam mit dem Präsidenten der Schutzgemeinschaft Deutscher Wald einen Ahorn im Bonner Hofgarten. Seitdem weist der Gedenktag „Tag des Baumes“ auf die Bedeutung des Waldes für den Menschen hin.

Die „Schutzgemeinschaft Deutscher Wald“ ließ auch die Tradition der Freiheitsbäume wieder aufleben, als sie am 30. April 1990 vor dem



Sebastian Münster: *Cosmographia*, 1550: „Der Schwarzwald“

Reichstagsgebäude in Berlin eine „Freiheitslinde“ pflanzte. Diese Linde sollte symbolisch auf die friedliche Entwicklung seit dem Mauerfall am 9. November 1989 hinweisen. Was zum damaligen Zeitpunkt mit der symbolischen Pflanzung des „Freiheitsbaumes“ zum Ausdruck gebracht werden sollte, wurde wenige Monate danach mit der Wiedervereinigung Deutschlands am 3. Oktober 1990 Wirklichkeit. Der Baum musste in der Folge jedoch wegen der Bauarbeiten rund um das Reichstagsgebäude seinen ursprünglichen Standort verlassen und kehrte erst 2002 endgültig auf den Ebertplatz in die Nähe des Spreebogens zurück.

Im Dezember 2006 betätigte sich bei seinem früheren Bonner Amtssitz auch der ehemalige Bundeskanzler Gerhard Schröder als Pflanzler und setzte eine Sommer-Eiche (*Quercus robur*). Der Politiker folgte damit im Park des Palais Schaumburg einer Tradition: Alle Bundeskanzler hinterließen dort einen Baum. Er habe sich für eine Eiche entschieden, weil sie kräftig und widerstandsfähig sei, sagte Schröder, als er zum Spaten griff.

Bäume und Menschen. Eine facettenreiche Beziehung, wie auch die vorliegende „Ortenau“ zeigt.

**Schwerpunktthema 2008: Alte Bräuche, junge Bräuche.** Nicht nur Fasnacht oder kirchliches Brauchtum, auch das „Zieren“, der „Waldspeck“ und vieles andere wartet darauf, beschrieben zu werden ...

*Martin Ruch*

## Der Wald in den Jahresbänden der „Ortenau“ – Geschichte – Nutzung – Gewerbe

*Gernot Kreutz*

Weit über 700 Seiten der bisher erschienenen Bände der „Ortenau“ sind dem Thema Wald gewidmet. Ausgangspunkt eines Beitrags ist häufig die Geschichte eines Waldes, die sich widerspiegelt in dem Umgang mit seiner Nutzung, dann mit den aufkommenden holzgewerblichen Tätigkeiten unterschiedlicher Art. Sichtbar werden auch sozialgeschichtliche Entwicklungen, häufig erkennbar an den Beziehungen der Herrschenden gegenüber ihren Untertanen.

Ein großer Teil der Beiträge nimmt die Darstellung der ehemaligen Genossenschaftswälder ein. Die gesamte Ortenau wird als das Gebiet mit der größten Verbreitung dieser speziellen Eigentumsform angesehen.\*

Die Entstehung des jeweiligen frühen Eigentums an einer Waldung kann nicht generell geklärt werden. Die Vielfalt hoheitlicher Rechte im Mittelalter führte zu Jahrzehnte andauernden Zwistigkeiten – „Spänne und Irrungen“ –, die in Fehden auf lokaler Ebene oder in Prozessen bis vor höchsten Gerichten ausgetragen wurden. Leidtragende der Streitigkeiten waren letztlich die Untertanen, etwa die Waldbauern, wenn ihnen zustehende Rechte oder gar Lebensnotwendiges verwehrt wurden.

Für Waldgenossenschaft wird auch synonym der Begriff Markgenossenschaft verwendet, was in der Regel einem Kirchspiel entspricht. Die immer wiederkehrenden Streitigkeiten der Markgenossen gaben schließlich Ende des 18. Jahrhunderts Anlass zur Aufteilung der meisten Genossenschaftswälder und Neufestlegung des Eigentums am Wald. Bis dahin war die Nutzung des Waldes, also vorwiegend für das Gewinnen von Bau- und Brennholz und als Viehweide, in Waldordnungen, auch Waldbriefen, festgelegt. Sie mussten über die Jahrhunderte hinweg immer wieder „erneuert“ werden.

Folgende Waldungen nehmen in den Beiträgen einen größeren Raum ein: Windecker Wald, Markgebiete westlich einer Linie zwischen Achern und Bühl, Abtei Gengenbach, Allerheiligen, Ettenheimer Mark, Murgschifferwald.

Ein fast ebenso großer Anteil der Beiträge in der „Ortenau“ betrifft seit 1929 die Thematik Forstwirtschaft und Waldgewerbe. Die ursprüngliche Nutzung des Holzes für Eigenbedarf und Weide einschließlich der Mast (Eckerich) wurde meist in den Aufsätzen über die Geschichte der Waldgenossenschaften angesprochen.



Von alten ausgestorbenen Waldgewerben wird vor allem die Flößerei dargestellt. Außerdem wurden auch andere Tätigkeiten bearbeitet, wie etwa die der Harzer und Glasmacher. Die Jagd nimmt einen vergleichsweise geringen Raum bei den Veröffentlichungen ein.

Die einzelnen Arbeiten, wenn möglich themenbezogen zusammengefasst, werden in einem Teil ihrer wichtigen Aussagen vorgestellt. Zu einigen Beiträgen wird kurz Stellung genommen. Im Literaturverzeichnis stehen daher sachverwandte Beiträge in der Reihenfolge, wie sie durch die Besprechung vorgegeben ist.

In einigen Arbeiten sind alte untergegangene Namen für Gegenstände oder Tätigkeiten festgehalten (z. B. Flößerei). Wald-Flurnamen mit Deutungsvorschlägen, eingeschlossen auch solche im weitgefassten Sinn, liegen in den Arbeiten von Kewitz, Hitzfeld, Stemmler, Harbrecht und Gnändinger vor.

### *Im Norden der Ortenau*

Stemmler schreibt über die Auflösung der Waldgenossenschaft des großen *Windecker Forstes*, von dem rund um den Hohen Ochsenkopf viele Gemarkungen Anteile erhielten, deren Siedlungen sich im Westen vom Schwarzwaldkamm befinden. – Auch das *Waldhegenich*, nordwestlich von Ottersweier gelegen, in dem die Kondominatsherren Baden und Straßburg wie im Windecker Forst Obermärker waren, wurde Anfang des 19. Jahrhunderts aufgelöst.<sup>1</sup> Hingewiesen sei auf alte Wald-Flurnamen von 1690.<sup>2</sup>

Über den *Fünfheimburgerwald* und seinen weiteren Umkreis sind drei Arbeiten erschienen. 1993 schreibt Uibel über die Geschichte des Markwaldes, an dem um 1800 zehn Gemeinden Anteil hatten. Bei der geschichtlichen Betrachtung steht besonders die Waldnutzung im Blickpunkt, die in einer in unregelmäßigen Abständen „erneuerten“ Waldordnung festgelegt wurde. Die vor allem auch durch Eigennutz entstandene Waldverwüstung war wie auch andernorts einer der Gründe, die schließlich zur Auflösung des Genossenschaftswaldes führten. Auch die weiteren Aufteilungen in der nördlichen Ortenau werden hier erwähnt.<sup>3</sup>

Die Großweierer und die Scherzheimer Mark gehörten zur *Sasbacher Mark*. Ihre genauen Ausdehnungen sind unsicher. In einem Weistum werden die Rechtsverhältnisse der Mark dargelegt. Der Leser erfährt die Bedeutung von längst vergessenen Wörtern, die Gegenstände oder Tätigkeiten bezeichnen. Auch hier wird der Untergang des Waldes in der Markgenossenschaft durch Ausholzung bei schwindendem Gemeinschaftssinn im 18. Jahrhundert eingeleitet.<sup>4</sup>

In einer Arbeit über die *Abtei Schwarzach* wird der Markgenossenschaft ein größeres Kapitel gewidmet. Immer wieder sind es die Zwistigkeiten, die einen endgültigen Niedergang besiegeln. Eine große Anzahl von alten Wald-Flurnamen werden in dieser Arbeit vorgestellt.<sup>5</sup>

Südlich vom Fünfheimburger Wald befand sich die *Maiwaldgenossenschaft*. In Waldbriefen aus dem 16. Jahrhundert wurde die Waldnutzung in vielen Artikeln festgeschrieben. In Teilzitateen wird etwas unkoordiniert hinsichtlich der Sachthemen und des zeitlichen Ablaufs berichtet.<sup>6</sup>

Eine Einführung, teilweise mit originaler Diktion, wird in dem Waldbrief von *Zimmern* (1389) geboten.<sup>7</sup>

Über den *Korker Waldbrief*, ursprünglich aus dem 12. Jahrhundert, existiert zur Entstehungsgeschichte des Korker Waldes nur ein kurzer Abriss.<sup>8</sup>

Von den Aufgaben der Forstpolizei der *Reichsstadt Gengenbach*, die Waldnutzung, wie in den Waldordnungen festgelegt, zu überwachen, schreibt M. Kuner.<sup>9</sup>

Über die Waldungen, die die ehemalige *Abtei Gengenbach* betreffen, wird von K. Hitzfeld berichtet. In den Abschnitten über die Klosterhöfe im Kinzigtal und in der Rheinebene sowie im Gebiet der Moos wurden die Wälder, das alte Königsgut, durch Rodungen für fortschreitende Siedlungen erschlossen. Viele (Flur-)Namen, teilweise älteste Belege, sind Zeugen der Besiedlungsgeschichte.<sup>10</sup>

### *Allerheiligen*

Über den *Klosterwald Allerheiligen* im Norden der Gemarkung Oppenau-Lierbach, der in der nachklösterlichen Zeit Staatswald wurde, schreibt A. Gnädinger ausführlich in drei Abschnitten. Für die Bewirtschaftung des Waldes war der Wegebau ein entscheidender Faktor. In dem siedlungsabwehrenden Gebiet war ein größerer Holzverkauf erst seit Beginn des 17. Jahrhunderts möglich geworden. Neben der Holzhauerei war das Harzen von Bedeutung. Nach der Säkularisation hat der Staat angrenzende Wälder erworben. Bei dem Umbruch der waldbaulichen Verhältnisse werden nicht nur Verwaltung und Wirtschaft beschrieben, sondern es kommen auch die vielfältigen sozialen Aspekte zur Sprache. Seit 1840, nach Erschließung der Wasserfälle bei Allerheiligen, wird zunehmend der Fremdenverkehr ein wirtschaftlicher Faktor.<sup>11</sup>

Um strittige Rechte, anhängig bei den obersten Gerichten, ging es viele Jahrzehnte bei dem Kapellenwald, der an den Klosterwald grenzte. Jener erhielt den Namen *Streitwald*.<sup>12, 13</sup>

### *Ettenheim*

Der Ettenheimer Genossenschaftswald liegt in der Mitte der alten *Ettenheimer Waldmark*. Über die Mark hat H. Kewitz 1976 eine äußerst gründliche Arbeit geschrieben, die sich fundiert mit den Namen an den Grenzen befasst und die Beziehungen aufzeigt, die zur Erschließung durch Rodung geführt haben.<sup>14, 15</sup>

Von Waldnutzungsrechten im *Genossenschaftswald* im Hinblick auf die Schuttertärer Bauern<sup>16</sup> und auf die Klosterleute von Dörleinbach<sup>17</sup> berichtet G. Finkbeiner. Eine erste Waldordnung existiert von 1309; vier Jahrhunderte später (1694) wurde eine dritte aufgestellt, die in 39 Artikeln, ungekürzt abgedruckt, detailliert Rechte und Pflichten festschreibt. Immer wieder geht es um die Waldweide, die zu Streitigkeiten geführt hatte.<sup>18</sup>

Von der Teilung des Genossenschaftswaldes 1807 berichtet J. B. Ferdinand. Die Vergleichs-Urkunde ist im Wortlaut angeführt.<sup>19</sup>

Der Beitrag über die *rechtsrheinischen Wälder* im nördlichen Bereich von Rheinau, von Lichtenau und Rheinmünster-Greffern befasst sich vorwiegend mit den Besitz- und Hoheitsrechten. Erst seit der Festlegung der Grenze auf den Talweg des Rheins konnten stabile Verhältnisse geschaffen werden.<sup>20</sup>

Dem Staufenbergert Hartwald,<sup>21</sup> dem Vierdörferwald bei Herbolzheim<sup>22</sup> und der abgesonderten Gemarkung „Willstätter Wald“<sup>23</sup> sind nur kurze Abschnitte in einer jeweils größeren Arbeit gewidmet.

L. Brandstetter hat eine sehr informative Arbeit über den Stadtwald von *Baden-Baden* geschrieben. Verschiedene Waldgesellschaften haben demnach die waldbauliche Geschichte dieses Waldes geprägt. Aussagekräftige Abbildungen bereichern die Arbeit.<sup>24</sup>

### *Forstwirtschaft*

In der Arbeit von 1929 über die Wirtschaft in der Ortenau wird die Forstwirtschaft übersichtsmäßig dargestellt. Die Waldungen der Markgenossenschaften boten die Grundlage nicht nur für Bau- und Brennholz, sondern auch immer für Viehweide und Eckerich (Eichelmast). Angesprochen werden im Einzelnen die Murgschifferschaft, die Kinzig-Flößerei und die Glashütten.<sup>25</sup>

Im Kapitel über die Forstwirtschaft im 19. und 20. Jahrhundert wird kursorisch auf Grundlagen des Waldgewerbes eingegangen: Holz, Harz, Pottaschesiederei bei den Glashütten, Streu- und Weidenutzung, Sauerklees für das Färben, Eichenrinde.<sup>26</sup>

In beiden Arbeiten wird eine Vielzahl von Mark- bzw. Waldgenossenschaften angeführt.

Zusammengewürfelt, fast ohne Quellenangaben und ohne zeitlichen oder örtlichen Faden wird in einem Aufsatz von „Wald, Holz und Eckerich“ gesprochen.<sup>27</sup>

### *Holzhauer*

Die Geschichte der Holzhauerkolonien Herrenwies und Hundsbach im Windecker Wald zeigt nicht nur die wirtschaftliche Entwicklung dieser Wälder auf, die durch Köhler, Harzer und Aschebrenner geprägt war, sondern weist vor allem auch auf soziale Fragen. Eine wirtschaftlich schlechte Lage der „Kolonisten“ war durch die Politik des Staats mitbestimmt. Erst 1970 wurden die ehemaligen Kolonisten mit dem Verzicht des Staates auf das Obereigentum, das noch dem alten Lehensrecht entstammte, allen anderen Bürgern gleichgestellt.<sup>28</sup>

Haebler beleuchtet sehr anschaulich das Lebensbild eines Unternehmers in der mittelbadischen Holzwirtschaft im 18. Jahrhundert. Sein Berufsweg war mit dem Waldgewerbe einschließlich des Glashüttenbetriebes verknüpft. Seine Beziehungen zu den Waldkolonien im alten Windecker Wald geben einen guten Einblick, mit vielen Hintergrundinformationen, in die damaligen Zeiten.<sup>29</sup>

### *Harzer*

Die entlegenen Bergwälder des oberen Kinzigtals waren das Reich der Harzer.<sup>30</sup> Der armen Bevölkerung von Rippoldsau kam die Harzerei bis ins 17. Jahrhundert als einzige natürliche Quelle zugute.<sup>31</sup>

Ende des 18. Jahrhunderts war im Obervogteiamt Triberg die *Kienölbrennerei* (aus harzreichem Kieferholz) nur ein unbedeutendes Gewerbe.<sup>32</sup>

*Eichenschälen* und *Rüttibrennen* waren bis etwa 1965 im Harmersbachtal noch zu sehen. Wir erfahren von abgegangenen und abgehenden Begriffen, die diese Arbeitsabläufe betreffen. Der Aufsatz gründet sich auf Erzählgeschichte, die sich durch Befragen ergibt.<sup>33</sup>

An eine ausgestorbene Holzverwertung erinnerte in Hausach eine *Klärspänefabrik*. Die Späne aus Haselhölzern benötigte man bei der Herstellung von Bier und seiner Klärung.<sup>34</sup>



### *Glashütten*

Glashütten hießen früher Waldhütten. Sie waren wegen ihres enormen Holzverbrauchs für die Pottaschegewinnung, als wichtigster Rohstoff für die Glasherstellung, bis ins 18. Jahrhundert ein bedeutender Zweig des Waldgewerbes. Für 1 Kilogramm Glas wurde 1 Kubikmeter Holz verbraucht.<sup>35</sup>

Die Glashütte in *Nordrach* entstand Ende des 17. Jahrhunderts und wurde acht Jahrzehnte später aus dem Wald ins Tal verlegt.<sup>36</sup>

Da um die Glashütten herum die Holzversorgung bald versiegte, wurden diese mehrmals verlegt. Glashütten wanderten von den Höhen in die Täler. Auch aus dem Murgtal<sup>37</sup> und dem Albtal<sup>38</sup> wird darüber in zwei Aufsätzen berichtet.

### *Flößerei*

Etwa ein halbes Jahrtausend hat die Flößerei, besonders auch die des Langholzes, auf der Kinzig (bis 1896) angedauert. Die großen Waldungen an der oberen Kinzig gaben die Grundlage dazu. *Wolfach* und *Schiltach* waren die Vororte, in denen die Schifferschaften die bestimmenden Kräfte gegenüber den Waldbauern waren.

1941 erschien eine grundlegende Arbeit von H. Fautz,<sup>39</sup> mit der sich O. Schrempf<sup>40</sup> 1988 auseinandergesetzt hat, indem er Quellen und Literatur nochmals eingehend nachging. Die Kinzigfloßordnung aus der Mitte des 19. Jahrhunderts ist mit ihren 45 Paragraphen wörtlich abgedruckt. Die Technik des Floßes und des Flößens ist wiedergegeben. Dazu werden Fachausdrücke aufgelistet und erklärt. Die Hof- und Holzzeichen der Waldbauern aus neun Gemeinden und die der „berechtigten Schiffer“ sind abgebildet.

Über die Waldbauern von Schapbach erfährt man bruchstückhaft, mehr oder weniger eingehend, Aspekte unterschiedlicher Art. Als Ergänzung zu der Arbeit von 1941 sind Flächenangaben in Hektar aus dem Jahr 1986 etwa der Hälfte der Höfe zugeordnet.<sup>41</sup>

Über die gemeinsamen Belange haben sich in diesem Grenzgebiet Fürstenberg und Württemberg verständigt.<sup>42</sup>

Zur Zeit der Flößer war der Holzmarkt in *Kehl* von entscheidender Bedeutung für diesen Ort. Hier gab es eine Flößergilde.<sup>43</sup> – Ebenso bestimmte die Flößerzunft in *Willstätt* das Leben an der Kinzig. Die anhaltenden Streitigkeiten der Flößer mit den Müllern und Sägewerkern gehörten dazu.<sup>44</sup>



Nachdem die Flößerei auf der *Schutter* in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts eingestellt worden war, ging es um einen Streit wegen des Holztransportes auf den Wegen, die einerseits im Hoheitsgebiet von Lahr und andererseits auf dem der Geroldsecker verliefen.<sup>45</sup>

Der *Murgschifferwald*, 1930 als abgesonderte Gemarkung zu Forbach gekommen, war die materielle Grundlage für das Holzgewerbe einer genossenschaftlichen Schifferschaft. K. Hitzfeld schrieb über die Flößergenossenschaft eine ausführliche Arbeit, die neben der geschichtlichen und wirtschaftlichen Seite auf die Rechtsform und die strukturellen Grundlagen, festgeschrieben in immer wieder erneuerten „Ordnungen“, eingeht. Diese eigengesetzliche Genossenschaft hebt sich in Baden-Württemberg von allen anderen rechtsfähigen Waldgenossenschaften als eine des „altdeutschen Rechts“ ab. Im Jahr 1913 wurde die Flößerei auf der Murg eingestellt.<sup>46</sup>

Etwa 90 Jahre lang bis 1840 wurde auch auf der *Acher* geflößt.<sup>47</sup>

Tagebuchähnliche Notizen aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts stammen von einem Flößer aus Wolfach.<sup>48</sup>

Die Lebensgeschichte eines Floßherrn und späteren Bürgermeisters von Schiltach gibt auch Einblicke in die Flößerei im Südschwarzwald.<sup>49</sup>

Ob der Versuch einer vergleichenden Ausdrucksdeutung unter den Waldleuten, der Köhler und Flößer, gelungen ist, muss dahingestellt bleiben.<sup>50</sup>

### *Jagd*

Zu allen Zeiten gab es Konflikte wegen der Jagd. Die Grenzen im Wald waren nicht immer eindeutig festgeschrieben. Hoheitsrechte und Jagdrechte stimmten häufig nicht überein. Berichte über die Jagd im Klosterwald Allerheiligen (in dieser Arbeit auch eine Sammlung von Örtlichkeitsnamen),<sup>51</sup> in der Herrschaft Triberg<sup>52</sup> sowie in der gemeinschaftlichen Herrschaft Lahr-Mahlberg<sup>53</sup> belegen die Streitereien zwischen denen, die das Jagdrecht als Herrenrecht beanspruchten, aber auch zwischen der Herrschaft und ihren Untertanen.<sup>54</sup>

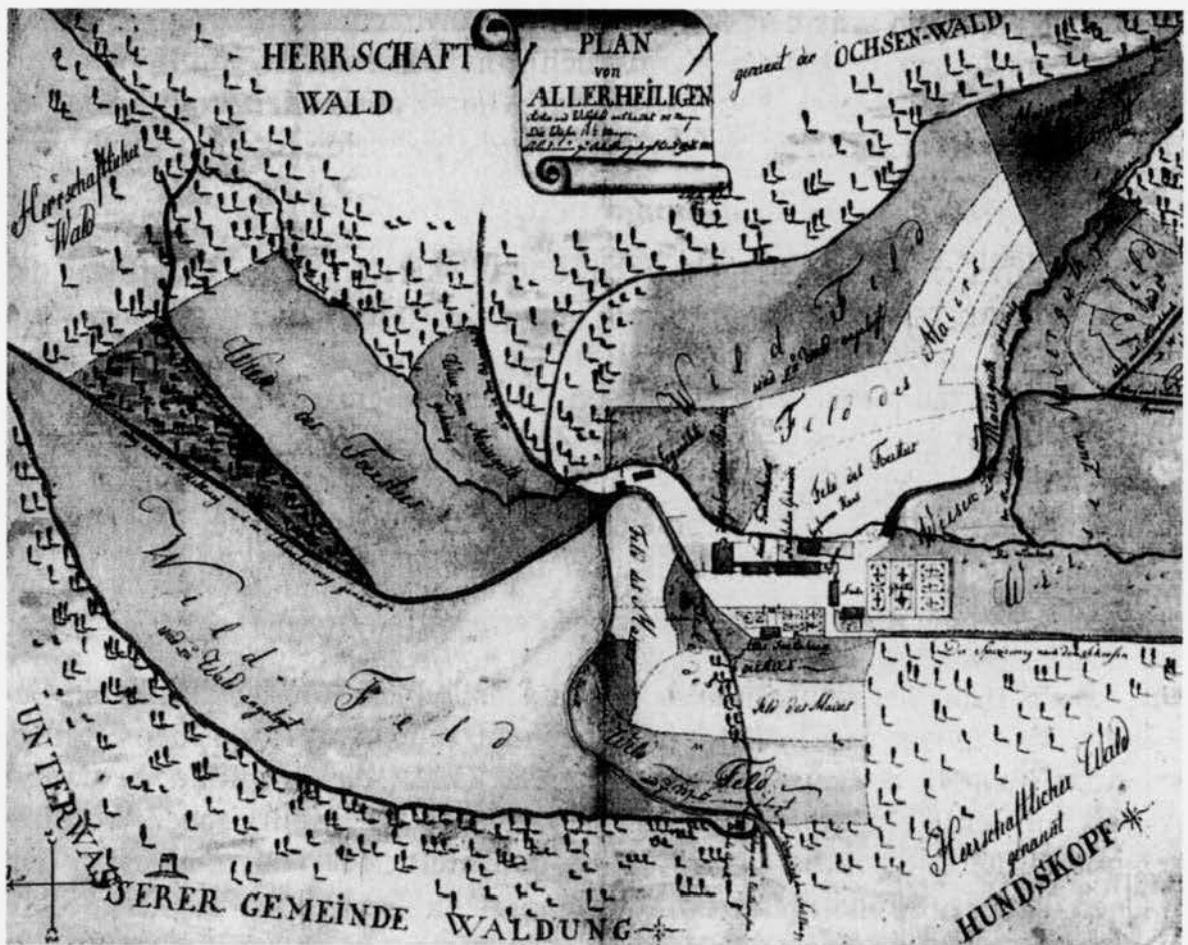
Am Beispiel des Vogtsbauernhofes in Gutach werden heimische *Holzarten* vorgestellt.<sup>55</sup>

Die Arbeit von 1969 über die *Waldparkplätze* in der Ortenau ist ein Beitrag zum Thema „Erholungsfunktion des Waldes“.<sup>56</sup>

*Literaturverzeichnis*

- \* Histor. Atlas von Baden-Württemberg IX.5 Waldeigentum im Nordschwarzwald und in der nördlichen Ortenau. 1983 + Beiwort v. M. Schaab 1985.
- 1 Stemmler, Otto: Auflösung der Waldgemeinschaft des Waldhäggenich und des Windecker Forstes, 1933, 18–31 + Karte.
  - 2 Stemmler, Otto: Auflösung der Waldgemeinschaft des Windecker Forstes, 1937, 113–126 + Karte.
  - 3 Uibel, Ludwig: Der Fünfheimburgerwald, 1993, 154–193 + 4 Karten.
  - 4 Schneider, Hugo: Die Großweierer Mark, 1990, 128–162.
  - 5 Harbrecht, Alfons: Die Reichsabtei Schwarzach, 1954, davon 81–91.
  - 6 Schütt, Kurt: Die Geschichte der Maiwaldgenossenschaft, 1988, 241–251.
  - 7 Huber, Erich Arnold: Der Zimmerner Waldbrief, 1957, 191–194.
  - 8 Dengler, Ludwig: Geschichte des Dorfes Windschlag in Urkunden, 1962, davon 179–180 (über Korker Waldbrief).
  - 9 Kuner, Max: Verwaltung der Reichsstadt Gengenbach, 1936, davon 93–96.
  - 10 Hitzfeld, Karl Leopold: Die wirtschaftlichen Grundlagen der Abtei Gengenbach, 1959, davon 193–217 (Klosterhöfe im Kinzigtal); 1961, davon 111–118 (Moos), 125–135 (Klosterhöfe in der Rheinebene).
  - 11 Gnädinger, Hellmut: Zur Geschichte des Klosterwaldes Allerheiligen, 1985, 274–295 + Karte; Vom Klosterwald Allerheiligen zum Staatswald Ottenhöfen, 1986, 399–419 + Karte; Allerheiligen nach Auflösung des Klosters, 1987, davon 185–196.
  - 12 Beck, Eugen: Der Strittwald bei Allerheiligen, 1963, 172–176 + Karte.
  - 13 Schneider, Hugo: Geschichte des Klosters Allerheiligen im Schwarzwald, 1978, davon 380–381.
  - 14 Kewitz, Hubert: Terminalia silvulae. Die Ettenheimer Grenzbeschreibung von „926“, 1976, 158–173.
  - 15 Kewitz, Hubert: Ettenheim vor und nach der Stadtwerdung, 1980, davon 83.
  - 16 Finkbeiner, Gerhard: Streit zwischen Ettenheimer Bürgern und Schuttertäler Bauern (1737–1742), 1985, 172–187.
  - 17 Finkbeiner, Gerhard: Zur Geschichte des Ettenheimer Genossenschaftswaldes, 1995, 231–251 + Karte.
  - 18 Klug, Bernd: Die Beziehungen der Stadt Ettenheim zur Abtei Ettenheimmünster von den Anfängen bis zum Jahr 1803, 1972, davon 30–31.
  - 19 Ferdinand, Johann Baptist: Die Teilung des Ettenheimer Genossenschaftswaldes im Jahre 1807, 1956, 97–103.
  - 20 Uibel, Ludwig: Übrerrheinische Gemeindewälder zwischen Freistett und Greffern nach dem Rheingrenzvertrag von 1840, 1989, 181–211 + 2 Karten.
  - 21 Huber, Heinz G.: Vom Klosterwein zum Diplomatentropfen, 1997, davon 598 (über Staufenberger Hart).
  - 22 Staedele, Alfons: Aus Bleichheims Vergangenheit, 1955, davon 158–162 (über Vierdörferwald).
  - 23 Hetzel, Alfred: Bürgerrecht und Bürgernutzen in Eckartsweier, 1991, davon 407–409 + Karte.
  - 24 Brandstetter, Lothar: Lichtentaler Allee und Stadtwald von Baden-Baden, 1964, 234–256.
  - 25 Baier, Hermann: Wirtschaftsgeschichte der Ortenau, 1929, davon 260–269.

- 26 Zier, Hans Georg: Die Wirtschaft der Ortenau im 19. und 20. Jahrhundert, 1960, davon 278–281 (Die Forstwirtschaft).
- 27 Kohler, Oskar: Von Wald, Holz und Eckerich, 1972, 180–182.
- 28 Hasel, Karl: Aus der Geschichte der ehemaligen Holzhauerkolonien Herrenwies und Hundsbach, 1986, 377–398.
- 29 Haebler, Rolf Gustav: Franz Anton Dürr, 1961, 43–73.
- 30 Fautz, Hermann: Die Harzer im oberen Kinzigtal, 1964, 188–194.
- 31 Schmid, Adolf: Die Rippoldsauer, 1962, 163–168.
- 32 Volk, Karl: Keine Konzession für Kienölbrenner, 1980, 350.
- 33 Seebacher, Ralf: Eichenschälen, Rüttibrennen im Harmersbachtal, 2002, 685–694.
- 34 Hirt, Gustav: Die ehemalige Hausacher Klärspänefabrik, 1952, 186–187.
- 35 Bönsch, Karl: Die Glashütte Achern, 1982, davon 192–196.
- 36 Kirn, Christa: Glashüttenbetrieb und Kobaltwerk in Nordrach, 1956, 239–248.
- 37 Humpert, Theodor: Die Gaggenauer Glashütte, 1927, 10–26.
- 38 Schäfer, Günter: Die Glashütte des Klosters Frauenalb im Ettlinger Alb tal, 1999, 462–474.
- 39 Fautz, Hermann: Die Geschichte der Schiltacher Schiffferschaft, 1941, 150–212.
- 40 Schrempp, Otto: Wolfach – Metropole der alten Kinzigflößerei, 1988, 218–240.
- 41 Schmid, Hans: Von den Waldbauern zu Schapbach, 1987, 215–227.
- 42 Staedele, Alfons: Zur Geschichte der Flößerei in Schiltach und Wolfach, 1931, 149–153.
- 43 Heitz, Georg: Die Flößergilde von Kehl, 1930, 124–140.
- 44 Hetzel, Alfred: Die Willstätter Flößerzunft, 1996, 239–250.
- 45 Binder, Georg: Floß- und Zollstreitigkeiten zwischen Lahr und Hohengeroldseck, 1956, 103–110.
- 46 Hitzfeld, Karlleopold: Die Murgschiffferschaft, 1966, 227–275 + Karten.
- 47 Beck, Eugen: Flößerei auf der Acher, 1954, 16–27 + Karte
- 48 Werner, Johannes: Was Johann Armbruster, Schiffer von Wolfach, von 1807 bis 1853 in sein Notizbuch schrieb, 2000, 433–454.
- 49 Fautz, Hermann: Adolf Christoph Trautwein (Floßherr und Bürgermeister), 1963, 103–116.
- 50 Werner, Johannes: Köhler und Flößer, 1995, 334–344.
- 51 Gnädinger, Hellmut: Die Jagd im Klosterwald Allerheiligen, 1987, 176–181.
- 52 Lienhard, Karl: Das Jagd-, Fischer- und Waidrecht im Herrschaftsgebiet Triberg, 1951, davon 86–91 (Jagdrecht).
- 53 Kohler, Oskar: Zur Geschichte der Jagd in der Lahr-Mahlbergischen Herrschaft, 1949, 14–19.
- 54 Schadt, Wilhelm: Bestallungsurkunde des „Jägerpurschen“ Justus Pfersdorff aus dem Jahre 1777, 1975, 213–216.
- 55 Breithaupt, Berthold: Die heimischen Holzarten in ihrer Verwendung auf dem Bauernhof, 2002, 607–612.
- 56 Engesser, Franz: Forstamtliche Waldparkplätze in unserer Ortenauer Landschaft, 1969, 35–42.



Die von Allerheiligen bewirtschafteten Wiesen und Felder im Klosterbereich.  
(GLA 391/2417)



## Jubiläum und Abschied 200 Jahre Staatliche Forstverwaltung in Gengenbach

*Ewald Elsäßer und Winfried Lederer*

Jubiläum und Abschied standen für das Staatliche Forstamt in Gengenbach zum Jahresende 2004 an.

Die Staatliche Forstverwaltung in Gengenbach wurde 1804 durch Großherzog Karl Friedrich von Baden (1738–1811) gegründet und wurde 200 Jahre später zum Ende des Jahres 2004 aufgrund der Verwaltungsreform in das Landratsamt Ortenaukreis eingegliedert.

### *Die Forstorganisation in den letzten 200 Jahren*

Der erste Förster der Oberförsterei Gengenbach, damals noch Teil des Oberforstamtes Oberkirch, hieß Franz Ullensperger.

Im Jahre 1808 hat der wohl berühmteste „Forstmann“ Gengenbachs seinen Dienst angetreten.

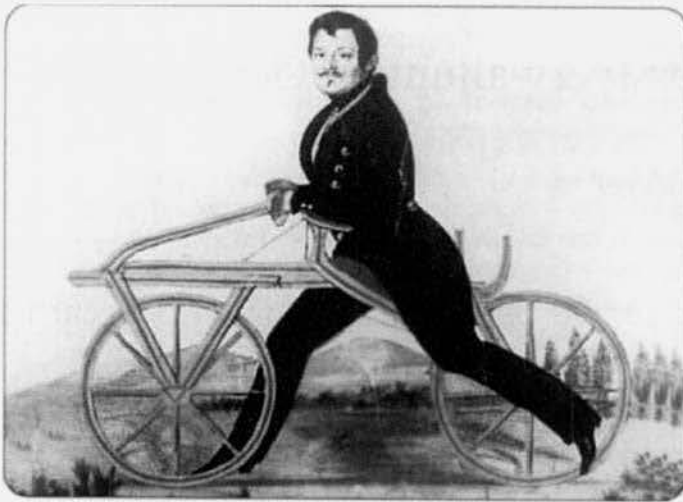
Karl Friedrich Freiherr Drais von Sauerbronn, der spätere Erfinder des Fahrrades, wurde nach erfolgreichem Abschluss seines Examens für das höhere Forstfach beim Forstmeister von Neuen in Gengenbach als *Forstinspektor* eingestellt.

Um 1810 wurde er zum *Forstmeister* ernannt, obwohl ihm kein eigener Forstbezirk unterstellt war. Schon damals galt sein Interesse mehr seinen Erfindungen als der Forstwirtschaft. Der Großherzog entband ihn deshalb unter lebenslanger Beibehaltung seiner Dienstbezüge von seinen Pflichten als Forstbeamter und verlieh ihm den Titel „*Professor der Mechanik*“. So hatte er genügend Zeit, um unter anderem sein *zweirädriges Laufrad* zu entwickeln, das er 1817 in Mannheim der Öffentlichkeit vorstellte. Mit dieser Erfindung legte er die Grundlage für das spätere Fahrrad.

Verwaltungsreformen gab es bereits zu jener Zeit recht häufig. Zwischen 1810 und 1850 war es immer wieder zu organisatorischen Veränderungen gekommen. Die meiste Zeit war Gengenbach als *Großherzogliche Bezirksforsterei* der Forstinspektion Offenburg zugeordnet. Die damalige besondere Stellung



*Großherzog Karl Friedrich von Baden (1738–1811)*



*Dienstkleidung um 1840*



*Das frühere Forstamtsgebäude in der Bahnhofstraße*

des *Badischen Bezirksförsters* um 1840 kommt in der *Amtstracht* und seiner Uniform (siehe Abbildung oben) zum Ausdruck.

Die Bezeichnung „*Bezirksforstei*“ wurde 1899 durch „*Forstamt*“ ersetzt. Die Vorstände der Bezirksstellen hießen „*Oberförster*“. Seit 1894 wurde der Ehrentitel „*Forstmeister*“ nach einer Dienstzeit von etwa 15 Jahren verliehen.

Bei einer grundlegenden Reform der Badischen Forstverwaltung wurden im Jahre 1912 insgesamt 99 Großherzogliche Forstämter eingerichtet.

Das *eigenständige Forstamt Gengenbach* wurde in dem im Jahre 1897 erbauten *Gebäude in der Bahnhofstraße* untergebracht. Vorgesetzte Dienstbehörde war damals die Forst- und Domänen direktion in Karlsruhe.

*Im Jahre 1962 wurde für das Forstamt ein neues Gebäude am Nollen* in der Rebhalde gebaut, das seither als Amtssitz diente.

Das Forstamt Gengenbach überstand dann verschiedene Organisationsveränderungen in den letzten 90 Jahren, so auch die neuerlichen Forstverwaltungsreformen von 1975 und 1998, als bereits ein Teil der Staatlichen Forstämter in Baden-Württemberg aufgelöst wurde.



*Der Höllhof – früher Waldarbeiterschule, heute Waldschulheim*

### „Filiale“ Höllhof

Als ein besonderer Schwerpunkt der mit dem Forstamt Gengenbach verbundenen Aufgaben entwickelte sich nach dem II. Weltkrieg die *Aus- und Weiterbildung der Waldarbeiter* für das Land Baden bzw. das Land Baden-Württemberg. Zu deren Verbesserung erwarb die Badische Forstverwaltung bereits im Jahre 1939 den *Höllhof im Ortsteil Reichenbach-Mittelbach* von der Freifrau von Seldeneck, dessen Geschichte in das 13. Jahrhundert zurückgeht. Die Verhältnisse

während des II. Weltkrieges verhinderten allerdings zunächst die Einrichtung einer *Waldarbeiterschule mit Internat*.

Nach Kriegsende diente der Höllhof von 1944 bis 1947 als Tagungsstätte für die *„Vereinigung für innerdeutsche und internationale Aussprache und Annäherung“*. Erst ab 1950 konnten dort Waldarbeiter unterrichtet und ausgebildet werden. Bis 1983 fanden auf dem Höllhof 677 Lehrgänge und Tagungen mit 16 642 Teilnehmern statt. Seit 1993 steht der Höllhof als Waldschulheim für Schulklassen aus dem ganzen Land zur Verfügung. Dort können Schülerinnen und Schüler durch aktive Mitarbeit im Wald Umwelt und Natur kennenlernen.

### 1983 Neubau des Forstlichen Ausbildungszentrums Mattenhof

Um den Ansprüchen einer neuzeitlichen Ausbildung und der gewachsenen Zahl von Auszubildenden gerecht zu werden, wurde 1983 im Haigerachtal



*Der Mattenhof bleibt auch künftig als selbstständige Ausbildungseinrichtung erhalten. Hier eine Aufnahme noch vor Sturm „Lothar“*



*Oberforstdirektor Claassen, Gengenbacher Urgestein*

unter der Regie des damaligen Oberforstdirektors Theo Claassen das neue Forstliche Ausbildungszentrum „Mattenhof“ gebaut. Seither wird an dieser Einrichtung der Waldarbeiter-nachwuchs für ganz Baden-Württemberg zusammen mit den Haus- und Landwirtschaftlichen Schulen Offenburg ausgebildet.

In den letzten 200 Jahren haben 19 Amtsleiter die Geschicke der Waldwirtschaft im Bezirk Gengenbach geführt, am längsten davon, 19 Jahre lang, von 1967 bis 1986, Oberforstdirektor Theo Claassen.

1986 übernahm Leitender Forstdirektor Ewald Elsäßer die Leitung des Forstamts und schloss es zum Ende des Jahres 2004 endgültig.

#### *Der Wald in den letzten 200 Jahren*

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren die Wälder im ganzen Schwarzwald mehr oder weniger übernutzt. Zunehmender Wohlstand und wachsende Bevölkerung führten im Mittelalter zu ständiger Zunahme des Holzverbrauchs. Die meisten Häuser und Gebäude, mit Ausnahme von Burgen und Kirchen, wurden Jahrhunderte lang aus Holz gebaut. Auch Berg- und Hüttenwerke, Glashütten und die sonstige damalige „Industrie“ benötigten Unmengen von Holz als Energiequelle. Die Häuser wurden fast ausschließlich nur mit Brennholz geheizt. Nicht zu

Unrecht wird daher die Zeit vor dem 19. Jahrhundert als „Hölzernes Zeitalter“ bezeichnet.

Der daraus entstandene Holzangel führte dazu, dass der heute allgegenwärtige Begriff der Nachhaltigkeit von der Forstverwaltung erstmals geprägt wurde. Dies bedeutet, dass künftig nur so viel Holz genutzt werden



darf, wie in der gleichen Zeit nachwächst. Zur Kontrolle hat die Forstverwaltung seit 1840 ihre Waldungen alle 10 Jahre inventarisiert und die Nutzungsmasse (Hiebssatz) für die nächsten 10 Jahre festgelegt. Dies gilt bis heute.

Das erste noch beim Forstamt vorhandene Forsteinrichtungswerk stammt von 1840

Die dort festgelegten Grundsätze gelten mehr oder weniger bis heute. Und das ist gut so. Schließlich wächst der Wald nun mal auf den gegebenen natürlichen standörtlichen Bedingungen (Boden und Klima). Es haben sich im Laufe von Jahrhunderten jene Baumarten und Wirtschaftsformen durchgesetzt, die diesen natürlichen Bedingungen am besten entsprechen. Ungeduldiger Zeitgeist hat in der Natur und der Waldwirtschaft auf Dauer keine Chance.

So wurde 1840 vorgeschrieben:<sup>1</sup>

1. Die Wälder sind nachhaltig zu bewirtschaften, d. h. es darf nur so viel entnommen werden, wie nachwächst.
2. Fichte, Weißtanne, Buche und in niederen Lagen auch die Eiche haben sich in der Region Gengenbach am besten bewährt und sind die Hauptbaumarten.
3. Die Wälder sollen nicht als Reinbestände, sondern als Mischwälder gepflegt werden.
4. Um die Bestände gegen Schneebruch und Sturmschäden stabil zu halten, sind frühe und regelmäßige Durchforstungen notwendig.
5. Bei der Auflichtung alter Bestände soll vorsichtig vorgegangen werden, damit nicht zu viel Gräser, Brombeerwuchs und Heidelbeere aufkommen.

Diese „Eisernen Grundregeln“ haben seither, also seit 160 Jahren, Gültigkeit.

Verändert hat sich seither trotzdem vieles: So wurde um 1840 noch die Hälfte des Holzes zu Wasser (Flößerei) transportiert. Es war nur ein bescheidenes Wegenetz vorhanden. Die Harznutzung an Fichten war damals noch eine einträgliche Nebennutzung. Dazu kamen Streu- und Grasnutzung sowie die Gewinnung von Steinen als Baumaterial. In der Folgezeit wird bis 1880 von umfangreichen, insgesamt rd. 700 ha großen Aufforstungen auf ehemaligen Hof- und Reutbergflächen berichtet. *Aus heutiger Sicht äußerst bemerkenswert, dass 1840 über verheerende Sturmschäden am Mooskopf berichtet wird.*

Rund 80 Jahre später hat das *Forsteinrichtungswerk von 1925* die obigen Grundsätze nochmals bestätigt. Waldbaulich interessant der Hinweis,



*Sturm „Lothar“ – das traurigste Kapitel in der 200-jährigen Geschichte des Forstamtes*

dass sowohl Fichtenreinbestände sowie auch Buchenreinbestände abgelehnt wurden – Fichtenreinbestände wegen der schon damals grassierenden Borkenkäferschäden, Buchenreinbestände auf Grund der geringen Ertragsmöglichkeiten. Es wird beklagt, „dass in Lagen unter 600 m oft reine Buchenbestände entstanden sind, da die Forstleute dem Nadelholz im Kampf gegen die Buche nicht ausreichend zu Hilfe gekommen sind“ (Zitat).

Schon 1925 wird betont, dass hohe Anteile von Fichte und Tanne für den Ertrag wichtig sind, gleichzeitig müsse aber die Buche beigemischt werden, um die Bestände zu stabilisieren und die Böden gesund zu erhalten.

Schon damals wird über äußerst günstige Erfahrungen mit der Douglas-tanne berichtet. In reinen Fichtenbeständen sollen Käferlücken mit Tanne und Buche vorgebaut werden, also Regeln, die auch heute noch gelten. Nicht durchgesetzt hat sich eine damalige „Zinsertragsforderung“ (Fachbegriff: Bodenreinertragslehre) aus dem Wald: Es wurde beklagt, dass z. B. der Staatswald Gengenbach mit einem Wert von rd. 6 Mio. Goldmark zu viel Kapital bindet und daraus zu wenig Zinsen erzielt werden. Es wurde gefordert, die Wälder in 80- bis 100-jährigen Umtriebszeiten mehr oder



*Das Personal des Forstamts zog zum 01.01.2005 vom Nollen zum Landratsamt nach Offenburg um. Auf dem Bild fehlen Irmgard Lohmüller und Franz Halter.*

weniger „plantagenartig“ zu bewirtschaften. Diese Forderung hat sich glücklicherweise nicht fortgesetzt, Wald war damals eben schon mehr als reines Produktionskapital.

Amüsant (aus heutiger Sicht) ein Zitat von 1925: *„Es muss endlich eine gute Abfuhrmöglichkeit ins Renchtal geschaffen werden, um die Vormachtstellung des O.S.O. (Oberrheinisches Dampfsäge- und Hobelwerk Wohlleben) in Gengenbach beim Holzmarkt zu brechen.“*

Wie sieht die Gegenwart aus

Die 1840 beschriebenen Grundregeln gelten grundsätzlich heute noch. Der Wald hat aber neben der nach wie vor wichtigen Holzproduktionsfunktion neue Aufgaben zu erfüllen.

Die Wälder haben heute besonders in stadtnahen Bereichen und Fremdenverkehrsgebieten eine wichtige Erholungsfunktion. Zunehmend werden auch Wasserschutzgebiete in die seit jeher naturnah bewirtschafteten Wälder gelegt.

Die Erträge aus dem Wald sind stetig zurückgegangen. Längst vorbei sind die Zeiten, als man vor 200 Jahren noch beim Holz vom „Schwarzwälder Gold“ sprach. Längst vorbei auch die Zeiten, als mit einem außerordentlichen Holztrieb die Gemeinden z. B. noch ein neues Schulhaus finanzieren oder die Privatwaldbesitzer die weichenden Erben auszahlen konnten.

Obwohl der Bau- und Rohstoff Holz immer stark nachgefragt war (Ausnahme: Anfang der 1970er-Jahre, als Beton „regierte“ und der Ölpreis bei 8 Pfennig lag) und heute wieder eine Renaissance erlebt, geht es der Waldwirtschaft wie allen Urproduktionsbetrieben, trotz jüngst gestiegener Holzpreise finanziell nur mäßig. Die Preis- und Kostenschere hat sich zu weit geöffnet. Die Holzpreise liegen unter dem Niveau von 1955, die Löhne inklusive Abgaben sind seither aber um das 50-fache gestiegen. Da reichten auch noch so große Rationalisierungsmaßnahmen nicht aus. Sturm „Lothar“ hat in unserer Region die Situation zusätzlich dramatisch verschärft. Heute muss man bei öffentlichen Waldungen (Gemeinde- und Staatswald) mit bescheidenen Gewinnen zufrieden sein. Auch größere Privatwaldbesitzer können oft nicht mehr ausschließlich vom Wald leben. Sie benötigen i. d. R. zusätzliche Einnahmen aus der Landwirtschaft und dem Fremdenverkehr oder bewirtschaften ihren Wald nur noch im Nebenbetrieb.

Die Hoffnung auf bessere Zeiten muss man immer haben. Es besteht dazu eigentlich auch langfristig guter Grund: Holz ist eine wichtige regenerative, regionale Ressource, seine Nachfrage nimmt wieder stetig zu. Nur wirtschaftlich tragbare Wälder können auf Dauer die Erholungs- und Schutzfunktion der Wälder gewährleisten. Ihre nachhaltige Nutzung stärkt die gesamte heimische Wirtschaft.

#### *Anmerkungen*

- 1 Herzlichen Dank an Bruno Lehmann für die Übersetzung der alten Handschriften.

#### *Quellen*

Archiv Forstamt Gengenbach



---

## Zur Geschichte des Forstamts Ottenhöfen\*

*Hellmut Gnändinger*

Wir gedenken der Gründung des staatlichen Forstamts Ottenhöfen, das 1843 als Großherzogliche Bezirksforstei in Offenhöfen eingerichtet wurde. Es war eine von rund 90 Bezirksforsteien, den späteren Forstämtern. Sie hießen so, weil sie für den Bereich eines großherzoglichen badischen Amtsbezirks geschaffen wurden, also hier für den Bereich des damaligen Amtsbezirks Achern, der bis 1935 bestand und dann im Amtsbezirk Bühl aufging. Heute gibt es keine Bezirksforstbehörden mehr, das Forstamt Ottenhöfen ist eines von mehreren Forstämtern im Ortenaukreis und untersteht der Forstdirektion Freiburg.

Wie kam es, dass eine Bezirksforstei, die in der Regel am Sitz eines badischen Bezirksamtes saß, ausgerechnet in der kleinen Gemeinde Ottenhöfen gegründet wurde, in der damals Armut und zeitweise Hungersnot herrschten, in einer Gemeinde, bestehend aus Bauernhöfen und einem winzigen Ortszentrum, erst vor wenigen Jahren gegründet, ohne gemeindliche Tradition, in einem für damalige Verhältnisse abgelegenen Schwarzwaldtal?

Die Geschichte des Forstamtes, eine für Nichtforstleute etwas trockene Materie, beginnt natürlich früher als 1843, sie nimmt ihren Anfang eigentlich mit der Geschichte des Waldes, der schon vorher da war, eigentlich mit der bekannten Erzählung vom Esel, dem Eselsbrunnen und der Stiftung des Klosters Allerheiligen. Dieses hatte den Allerheiligenwald von der Herzogin Uta von Schauenburg geschenkt bekommen, der im 19. Jahrhundert den Grundstock des heutigen Staatswaldes bildete, der im Übrigen heute gar nicht mehr zum Forstamt Ottenhöfen gehört.

Wie wir alle in der Schule gelernt haben, entstand das ehemalige Kurfürstentum und spätere Großherzogtum Baden nach dem Willen Napoleons 1803 durch die Zusammenlegung der Badischen Markgrafschaften, der Säkularisation der kirchlichen und klösterlichen Besitze und der Mediatisierung der Standesherrschaften. So kam auch unsere engere Heimat, das Acher- und Renchtal, das seit dem 14. Jahrhundert zur Herrschaft des Bistums Straßburg gehörte, auch das Kloster Allerheiligen mit seinem großen Wald und das kleine Herrschaftsgebiet der Bosensteiner, das kurz vor der Jahrhundertwende 1800 durch den Bischof von Straßburg von seinem letzten Besitzer, dem Freiherrn von Türckheim, erworben worden war, durch Säkularisation zum neu errichteten Kurfürstentum Baden, das 1806 Großherzogtum Baden, 1918 Republik wurde und 1948 im Land Baden-Württemberg aufging. Der 1192 gestiftete Allerheiligenwald erstreckte sich

über die Hänge des Liehbachtals zwischen Vogelskopf, Schliffkopf und Sohlberg. Auf dem Gebiet der heutigen Gemarkung Ottenhöfen lagen nur kleine Teile dieses Waldes, u. a. der Höllwald und der Kriesenhöfer Wald, wozu nach der Auflösung des Streitwaldes im Jahre 1812 noch Teile desselben dazukamen. Im Übrigen ist der Streit um diesen Wald zwischen dem Kloster und den Bauern der Ulmer, Waldulmer und Renchener Mark mit seiner 600-jährigen Dauer als längster Prozess in die deutsche Rechtsgeschichte eingegangen.

Mit dem Übergang des Klosters in markgräfllich badischen Besitz ging auch der Klosterwald mit einer Fläche von rd. 930 ha in den Besitz der markgräflichen Verwaltung über und musste von dieser bewirtschaftet werden. So wurde in Allerheiligen eine Revierforstei eingerichtet, die von Anfang an nicht nur den Klosterwald, sondern auch angrenzende Waldungen des ehemals fürstbischöflichen Besitzes zu betreuen hatte. Damit hatte es zunächst Schwierigkeiten personeller Art, denn es fehlte an ausgebildeten Leuten für die um ein Vielfaches ihres bisherigen Besitzes vergrößerte Verwaltung.

Bisher war der Wald von einem Klosterbruder bewirtschaftet worden, dem Pater Kellermeister oder Kellerer, dem auch die wirtschaftliche und finanzielle Versorgung des Klosters oblag. Für die Außenarbeit stand ihm *ein* Waldknecht zur Verfügung. Eine forstliche Ausbildung hatte wohl keiner von beiden. Man schlug eben Holz nach Bedarf, man forstete wohl auch auf, wenn nicht die Natur selbst für Verjüngung sorgte, wie und wo dies geschah, wissen wir nicht. Auch wurden die Hochlagen der Waldungen beweidet und günstige Lagen am Sohlberg landwirtschaftlich genutzt. Wenn man weiß, dass der Waldknecht gleichzeitig noch Weinschenk des Klosters und auch noch Nachtwächter war, kann man sich vorstellen, wie wenig Zeit für den Wald übrig blieb. Dazu musste er sich und seine Familie landwirtschaftlich selbst versorgen, nur Holz und Wohnung hatte er frei. Während der letzten Jahre der Klosterzeit stand ihm allerdings noch ein zweiter Waldhüter zur Seite, ein vom Kloster getaufter Zigeuner, der vom vorletzten Abt aus Dankbarkeit angestellt worden war, nachdem dieser den Abt vor einem Raubüberfall bewahrt hatte.

Nach dem Rückblick auf die Personalverhältnisse in der Klosterzeit nun zum markgräflichen, später großherzoglichen Forstrevier Allerheiligen, das zunächst dem bisher schon bestehenden Badischen Forstrevier Staufenberg angegliedert und dem Oberforstamt Mahlberg unterstellt wurde; bei den damaligen Verhältnissen eine unmögliche, aus der Not geborene und daher nur vorübergehende Situation. Kurz darauf gehörte das Revier Allerheiligen einem neu gebildeten Oberforstamt Oberkirch an, das allerdings in Gengenbach seinen Sitz hatte.

Die Revierforstei war im ehemaligen Abteigebäude untergebracht, in dem auch der neue badische Revierförster Brenneisen seine Wohnung hat-

te. Dieser war der Bruder des Unternehmers, der in Allerheiligen eine Wollmanufaktur aufbauen sollte. Ihm zur Seite stand noch der alte Waldhüter des Klosters, der altershalber jedoch bald ausschied. Dem neuen Revierförster war zugleich der Betrieb der ehemaligen Klosterwirtschaft „auf Wohlverhalten“ zugeteilt worden, er war ebenso Gastwirt und Förster.

Nach den ersten Erwerbungen der Forstverwaltung hatte er etwa 1000 ha Wald – ohne Auto – zu bewirtschaften, so viel wie ein derzeitiger Revierförster mit Auto. Wie dies ein Beamter in dem unerschlossenen Waldgebiet allein bewältigen konnte, ist mir schleierhaft und konnte nicht zum Vorteil des Waldes sein, der in dieser Zeit, der napoleonischen Zeit des Umbruchs und der Unsicherheit, auch durch Forstdiebstähle besonders litt. Der abgelegene Dienstbezirk, mit Lautenbach und dem Kapplertal – Ottenhöfen gab es noch nicht – nur durch schlechte, unbefestigte Wege verbunden, war für einen markgräflich-großherzoglich-badischen Forstbeamten zur damaligen Zeit sicher keine Pfründe, auch wenn damit der Gastwirtschaftsbetrieb verbunden war, der in der unwirtlichen, unerschlossenen und einer noch nicht vom Tourismus entdeckten Gegend sicher nicht in Blüte stand.

In den nächsten Jahren wurde die Forstorganisation Badens mehrfach geändert. Alle paar Jahre gehörte die Forstei Allerheiligen einer anderen vorgesetzten Stelle an, einmal Schuttern, Gengenbach, vorübergehend auch einem Oberforstamt Achern, das dann wieder verschwand, als durch eine neuerliche Verwaltungsreform diese Mittelbehörde wieder aufgelöst wurde. Einschneidend für die Revierforstei Allerheiligen war jedenfalls 1834 die Vergrößerung des Reviers um das 5-fache und die Erhebung zur Bezirksforstei, was dem Range eines heutigen Forstamts entsprach. Dies geschah auf Grund der Bestimmungen des vor kurzem erlassenen badischen Forstgesetzes. In Durchführung desselben wurden die nichtstaatlichen Waldungen, also die Gemeinde- und Körperschaftswaldungen, sowie die Privatwaldungen der Bezirksforstei unterstellt. Die Gemeinde- und Körperschaftswaldungen des Acher- und Renchtales waren durch die Bezirksforstei zu bewirtschaften, in gleicher Weise wie der Staatswald, also der großherzogliche Herrschaftswald, wie er damals hieß, und die Privatwaldungen, fast durchwegs in bäuerlicher Hand, waren zu überwachen, zu betreuen und zu beraten. Der Bezirksforstei unterstanden damit rund 5000 ha Wald. Eine nochmalige Reform brachte wenige Jahre danach die Loslösung der Renchtalwaldungen, die zum Forstamt Renchen kamen, und das Hinzukommen der Waldungen der Gemeinden Sasbach, Obersasbach, Sasbachwalden und Sasbachried. Vom Renchtal blieb jedoch die Gemeinde Lierbach mit ihrem Gemeindewald und den ausgedehnten Waldungen ihrer Hofgüter bei der Bezirksforstei Allerheiligen.

Die Vergrößerung der Waldfläche hatte natürlich personelle Veränderungen zur Folge. Die Bezirksforstei, zuständig für den Amtsbezirk



Achern, jedoch im Amtsbezirk Oberkirch gelegen, wurde mit einem ausgebildeten Bezirksförster, dem Oberförster v. Waibl, besetzt, Verwaltung und Waldhut wurden getrennt. In Allerheiligen gab es jetzt einen Waldhüter für den Staatswald, später sogar zwei, die sich die Waldhut zwischen Schliffkopf und Sohlberg teilten. Es ist denkbar und zu vermuten, dass das Zusammenleben, das Zusammenwirken und das Zusammenwohnen von Bezirksförster und Waldhütern im engen Allerheiligen keine glückliche Lösung war und auf Dauer nicht gutgehen konnte.

Hatte man vermutlich aus Traditionsgründen den abgelegenen Standort Allerheiligen als Bezirksforstei, die nunmehr 4100 ha beforstete Waldungen zu bewirtschaften und 3000 ha Bauernwald zu betreuen hatte, belassen, zeigte sich wohl spätestens nach einem knappen Jahrzehnt, dass diese Entscheidung, nicht nur aus Verkehrsgründen, falsch war. Die Unzugänglichkeit im Winter, die Lage der Bezirksforstei am Rande und nicht in der Mitte des Forstbezirks bzw. in besserer Erreichbarkeit sowie die unzureichende Versorgung der drei Forstbeamten ließ nicht nur seitens des Bezirksförsters, sondern vieler Beteiligten, wie der Gemeinden und Geschäftspartner, den Wunsch aufkommen, sie an einen geeigneteren Ort zu verlegen. Bezirksförster v. Waibl hatte schon 1837 beantragt, sie nach Oberkirch zu verlegen, was nicht genehmigt worden war. Achern kam nicht in Frage, dort saß die Mittelbehörde, das Oberforstamt. Nachdem nahezu alle durch die Reform 1831 geschaffenen Bezirksforsteien in mehr oder weniger große Städte und Kleinstädte gelegt worden waren, musste es für den Bezirksförster von Allerheiligen als unzumutbar angesehen worden sein, als Vorstand eines sehr großen und ausgedehnten Forstbezirks im abgelegenen und unwirtschaftlichen Allerheiligen residieren und noch dazu sich durch Zupachtung von Äckern und Wiesengelände selbst versorgen zu müssen.

Vergleichen wir nur die heutigen Verkehrsverhältnisse, da jeder Hof in unserem Tal eine befestigte Zufahrt mit Schwarzdecke hat und mit Autos zu erreichen ist, mit den damaligen Wegen, da man von Ottenhöfen nach Allerheiligen 1½ bis 2 Stunden brauchte. Ein nach Allerheiligen versetzter Förster berichtete, dass er zum Heraufschaffen seines Hausrates nach Allerheiligen vor einen gewöhnlichen Bauernwagen acht Ochsen spannen musste.

Vielleicht ist auch die Geschichte bekannt, dass – lange vorher – nachdem das Kloster abgebrannt war und die Mönche im 17. Jahrhundert in Lautenbach Zuflucht gefunden hatten, diese streikten und aus dem sonnigen Renchtal ins unwirtschaftliche Allerheiligen nicht mehr zurückkehren wollten. Natürlich blieb ihnen nichts anderes übrig.

Denken Sie an die einsamen Frauen der Förster, die sich selbst versorgen und vermutlich ihren Essensbedarf bei den Sohlberghöfen besorgen mussten, denken Sie an die Kinder, die zur Schule nach Ottenhöfen und, so



sie weiter wollten, mit großen Kosten außer Haus gegeben werden mussten. Nach Ablehnung seines Antrags, den Dienstsitz nach Oberkirch zu verlegen – was im Übrigen verkehrsmäßig noch ungünstiger für die Gemeinden und die zu versorgenden Sägewerke und sonstigen Kunden gewesen wäre, ließ sich Bezirksförster v. Waibl versetzen. Ab 1839 wurde dann die nun auch in Karlsruhe erkannte Notwendigkeit einer Verlegung des Dienstsitzes nach Ottenhöfen in Aussicht gestellt, jedoch von der großherzoglichen Direktion der Forstdomänen und Bergwerke erst 1843 genehmigt. Der neu ernannte Bezirksförster Barthelmez wohnte bis zum Neubau seiner Dienstwohnung in Ottenhöfen zur Miete, anschließend zeitweise auch in Achern, nachdem „nach langen Erwägungen Ottenhöfen als der einzig schickliche Ort der neugeschaffenen Bezirksforstei“ bestimmt und zugleich der Beschluss gefasst worden war, dort ein solides und dauerhaftes Gebäude für den Bezirksförster zu bauen. In seinen Ausmaßen und Bedürfnissen sollte es dem eines Ortsgeistlichen entsprechen, nicht zu groß sein, einstöckig mit sechs bewohnbaren Räumen. Für das neue Haus, das ursprünglich in die Ruhesteinstraße kommen sollte, wurden 8000 Gulden bewilligt. Es wurde nach einer für Forsthausbauten bestehenden Musterplanung gebaut und kostete schließlich 5560,19 Gulden, nachdem noch einschneidende Einsparungen angeordnet worden waren. 1908/09 wurde der Bau erweitert, da sowohl die Zahl der Diensträume als auch der Wohnräume nicht ausreichten, und erhielt somit seine heutige äußere Form (Versetzung der Blutbuche).

In den Jahren danach, also in den 40er-Jahren, es waren die Jahre der größten Not, die auch zur bekannten badischen Revolution führten und viele Bewohner des Achertals zur Auswanderung zwangen, vergrößerte sich der Staatswald durch Ankauf vieler Waldungen auf den Gemarkungen Seebach, Ottenhöfen, Lierbach und Sulzbach-Lautenbach. Auf Letzterer wurden die Höfe auf der Magnushalde und der Altschmatt aufgekauft und aufgeforstet, Reste der Höfe sind noch heute zu sehen, nur der Altschmatthof blieb als Forsthaus bestehen. Auf der Gemarkung Offenhöfen kam als eine der ersten Erwerbungen von der Stadt Achern, als ehemaliger Streitwaldanteil, die Abteilung Wasak unterhalb des Eselsbrunnens zum Herrschaftswald und Anteile des inzwischen ausgeteilten Streitwaldes von den Gemeinden Erlach und Tiergarten, dann aus ehemaligen bosensteinischem Besitz einige Waldstücke. Es waren die Waldungen, die im Gefolge der Säkularisation auf die ehemaligen Lehnsherren aufgeteilt bzw. von ihnen erworben worden waren, jedoch von diesen nicht gehalten werden konnten. Es waren dies der Eichkopf, Teile des Waldbauernhofs und mehrere Parzellen im Harzwald und Neubürgerwald, des Gotschlägtals bis hinauf zum Melkereikopf, Bosensteinwald und Karlsruher Grat.

Die größten und meisten Erwerbungen gab es in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts auf der Gemarkung Seebach. Es waren dies die

Waldungen der Herrschaft Schauenburg auf der Nordseite des Vogelkopfs und daran anschließend Teile des Kernhofwaldes, die beide nach Verkauf des größten Teils ihres Holzbestands an Holzhändler als Kahlflächen erworben wurden und von der Bezirksforstei aufgeforstet werden mussten. Dazu kam der gesamte Lenderwald bis zum Seibelseckle und die Bauernwaldungen vom Seebächle bis zum Schnurrhansenwald am Ruhestein sowie die daran anschließenden Weidegebiete der Seebacher Bauern am Seekopf und Altsteigerskopf. Auch hier wurde das Holz zuerst auf dem Stock an Händler verkauft und danach die Kahlflächen dem Forstamt zur Aufforstung überlassen. Auf diese Weise entstand dann ein zusammenhängendes Staatswaldgebiet von rund 1900 ha vom Seibelseckle bis zum Sohlberg, bekannt als Staatswald Ottenhöfen, das Kerngebiet des ganzen Forstbezirks, der, wie schon gesagt, seit 1834 die Waldungen des Acher- und Sasbachtals umfasste, also die ehemaligen Markwaldungen der Sasbacher und Ulmer Mark westlich der Hornisgrinde sowie die Waldungen der Genossenschaft Grimmerswald, Seebach und Ottenhöfen, dazu die Privatwaldungen, diese zumeist in den unteren Lagen, schließlich der Gemeindefeld und die Privatwaldungen der Gemarkung Liebach. Im Ganzen waren dies rund 7000 ha Waldflächen aller Kategorien.

Notwendigerweise mussten für den Staatswald vier Revierförsterbezirke eingerichtet und dafür Forsthäuser gebaut werden, Schwarzenkopf in Seebach, Kriesenhof in Unterwasser-Ottenhöfen, Allerheiligen und Altschmatt. In den Gemeinden war dies nicht notwendig. Hier besorgten zunächst vielfach nicht oder kaum ausgebildete Waldhüter, später Forstwärter aus den Gemeinden selbst, den Revierdienst, bis sie im Laufe dieses Jahrhunderts größtenteils durch ausgebildete Forstwärter bzw. Revierförster ersetzt wurden. Bis auf kleinere Korrekturen in der Verwaltung und durch geringe Veränderungen von Waldflächen blieb es so bis zur Verwaltungsreform 1973, als der zusammenhängende Staatswald, sehr zum Leidwesen des seinerzeitigen Amtsvorstands und seiner Betriebsangehörigen, auf die Forstämter Ottenhöfen und Oberkirch aufgeteilt werden musste. Eine bis dahin hervorragend zusammenarbeitende Gemeinschaft von Forstleuten und Waldarbeitern einschließlich ihrer Angehörigen wurde dabei auseinander gerissen. Die Teilung war notwendig geworden, weil durch das Aufgehen kleiner Gemeinden in größere sich die Zugehörigkeit der Waldflächen zu den bisherigen Forstämtern verschoben hatte und zu sehr unterschiedlich großen Waldflächen geführt hätte. So kamen vom Forstamt Oberkirch mit der Eingemeindung der Landgemeinden Wagshurst, Önsbach, Großweier, Gamshurst und Mösbach in die Stadt Achern auch deren Waldungen zur Stadt Achern und damit zum Forstamt Ottenhöfen. Das Forstamt Ottenhöfen musste dafür fast die Hälfte seines Staatswaldes, dies auf den Gemarkungen Liebach und Lautenbach, also das Kerngebiet des Staatswaldes, den größten Teil des Allerheiligenwaldes, an das Forstamt Oberkirch

abgeben. Als Ausgleich für den Verlust der Liebacher Gemeinde- und Privatwaldungen an das Forstamt Peterstal erhielt das Forstamt Ottenhöfen die Waldungen der Gemeinde Lauf. Die Fläche des Forstbezirks hatte sich dadurch nach Norden verschoben, blieb jedoch *cum grano salis* gleich.

Und wie haben sich seit der Gründung des Forstamts 1843 die Waldungen entwickelt? Dies kann ich nur in großen Zügen und am Beispiel des Staatswaldes Ottenhöfen sagen, es würde zu weit führen, die Gemeinde- und Körperschaftswaldungen einzubeziehen, die waldbaulich eine ähnliche Entwicklung durchgemacht haben wie der Staatswald, allerdings ohne die umfangreichen Neuaufforstungen nach den Erwerbungen. 1844, ein Jahr nach der Verlegung der Bezirksforstei nach Ottenhöfen – der Herrschaftswald war 1080 ha groß – gab es, wie man seinerzeit sagte, die erste Taxation, bei der Zustand und Leistungen des Waldes festgestellt und wirtschafts- und waldbauliche Planungen aufgestellt werden. Nach 120 Jahren pfleglicher und nachhaltiger Bewirtschaftung konnte festgestellt werden, dass sich im Staatswald der Holzvorrat von 168 Fm/ha (dies vermutlich geschätzt, denn 20 Jahre später, dies gemessen, 148 Fm/ha, also 20 Fm weniger, wohl bedingt durch den Zukauf leerer Waldflächen) inzwischen auf das Doppelte erhöht hat, auf 300 Fm/ha. Diese Zahl stammt aus dem Jahr 1965, dem letzten Taxationsjahr vor Teilung des Staatswaldes. Einschlag in absoluten Zahlen: 1865: 4000 Fm – 1965: 8800 Fm. Die Zunahme des Vorrats hatte ihre Ursache einerseits in der Zunahme der Zuwachsreicheren Nadelhölzer, vor allem durch die Aufforstung der oben genannten angekauften leeren Waldflächen mit Fichte und Tanne, der Umwandlung von 38 ha Niederwald in Hochwald und dem damit mehr und mehr zunehmenden prozentualen Rückgang der Laubhölzer. 55% Fichte/Tanne stehen im Jahr 1865 45% Laubhölzer gegenüber, während die Taxation 1965 87% Fichte, Tanne, Buche, auch Esche, Ahorn, wenige Eichen und Kastanien ergab. Dies war nicht ein Kampf gegen die Buche, die weiterhin noch ein Jahrhundert als Brennholz dringend benötigt wurde, sondern die Absicht, den Wald nach den Grundsätzen der Reinertragslehre ertragsreicher zu machen, wozu auch die umfangreichen Aufforstungen der zumeist in den Hochlagen erworbenen Flächen beitragen sollten. Die gewerbliche und industrielle Entwicklung, vor allem in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts bis zum ersten Weltkrieg, verlangte viel Nutzholz, so viel, dass ganz allgemein die deutschen Waldungen den Bedarf der Wirtschaft gar nicht decken konnten und allmählich ebenso viel Holz eingeführt werden musste, wie die deutsche Forstwirtschaft erzeugte. Mit dieser Entwicklung hatten sich auch die Wirtschaftsgrundsätze der Forstwirtschaft geändert. Schon 1865 hieß es im Einrichtungswerk: „Weißtannen, Fichten und Buchen entsprechen den standörtlichen Verhältnissen und sollen deshalb auch ferner als Hauptholzarten erhalten bleiben. Die fraglichen Waldungen haben kein örtliches Bedürfnis zu befriedigen, sind vielmehr Handelswaldun-



gen und die wesentlichste Aufgabe der Wirtschaft besteht darin, nachhaltig hohe Erträge zu erzielen. Um dies zu erreichen, ist es notwendig, möglichst viele und wertvolle Nadelnutzhölzer zu erziehen, da diese den besten Absatz haben und die höchsten Erträge liefern. Es muss daher künftig bei allen wirtschaftlichen Anordnungen darauf Bedacht genommen werden, die edleren Nadelhölzer zu begünstigen, jedoch nur bis zu dem Grade, dass die Rotbuche, deren Brennholzwert in den letzten Jahren sehr gestiegen ist, nicht ganz verdrängt, sondern bloß beherrscht werde.“ Ende des Zitats.

Der vorgenannte prozentuale Rückgang der Buche erscheint gravierend. Er ist bedingt durch die Vergrößerung des Staatswaldes um fast das Doppelte und die damit verbundenen – schon vorhin erwähnten Aufforstungen der erworbenen Waldflächen – meist mit Fichte, Tanne, die den prozentualen Anteil der Buche natürlich herunterdrückten. Die Pflege und Verjüngung der aus Buche, Fichte und Tanne bestehenden Mischwäldungen vor allem im Allerheiligenwald blieb im Allgemeinen unberührt. Im Übrigen wird nach heutigen Erkenntnissen die Erhaltung und Förderung der Buche und anderer Laubhölzer auch aus ökologischen Gründen nachdrücklichst unterstützt, sie wird heute gepflanzt, nicht nur natürlich verjüngt.

Die Erhöhung des Zuwachses, damit des Hiebsatzes und der damit verbundene höhere Holzanfall brachte es mit sich, dass der Wald mehr und mehr erschlossen werden musste, d. h., dass mehr Waldwege gebaut wurden, die heute oftmals fast mehr der Erholung und den Wanderern dienen als der Holzzufuhr. Erstmals gab es befestigte Waldwege, die die Brennholzabfuhr der Bevölkerung und die Nutzholzabfuhr der Seebacher, Ottenhöfener und Oppenauer Sägewerke ganz wesentlich erleichterten. Diese hatten sich allmählich von den wassergetriebenen Einblattsägen zu hochmodernen Sägeindustriebetrieben entwickelt. Deren Bedarf kann heute bei weitem nicht mehr durch das in Staats-, Gemeinde- und Körperschaftswäldungen des hiesigen Forstbezirks anfallende Holz und den sich immer vergrößernden Nutzholzanfall der umgewandelten bäuerlichen Privatwäldungen des Forstbezirks gedeckt werden: Das notwendige Holz muss oftmals weit hergeholt werden. Sie wissen, dass in einer Nachhaltswirtschaft nicht mehr eingeschlagen werden darf als zuwächst und der Holzeinschlag sich nach dem Zuwachs und dem Hiebsatz richten muss. Eine vorsichtige Wirtschaftsführung nach waldbaulichen Grundsätzen, auch unter Berücksichtigung der umfangreichen Aufforstungen, die jahrzehntelang keine Erträge brachten, führte schon zu Beginn des Jahrhunderts trotzdem zu höheren Vorräten, die eine beträchtliche Erhöhung der Hiebsätze zu- und den Einschlag steigen ließen, nicht nur im Staatswald, auch in den Gemeinde- und Körperschaftswäldungen. Dies nochmals in den 1920er-Jahren, als seitens der Forstabteilung des Karlsruher Finanz- und Wirtschaftsministeriums durch Einführung des Schirmkeilverfahrens die Hiebsätze im Land fast überall erhöht wurden. In den 1930er-Jahren wurde wiederum, diesmal aus

politischen und wirtschaftlichen Gründen, durch Anordnung von Mehrhieben in Höhe von 50 bis 70 % des Normaleinschlags durch das Reichsforstamt – zur Erreichung einer wirtschaftlichen Autarkie im Hinblick auf einen kommenden Krieg – der Holzeinschlag drastisch erhöht und unter Androhung von Strafen auch durchgeführt. Nach dem Krieg gingen die Mehreinschläge am stehenden Holz in Form von E- und F-Hieben (E = Exploitation – Ausbeutung, F = Franzosen) zur Behebung der Kriegsschäden durch die Militärregierung bis 1949 weiter. Sie belasteten Staats- und Körperschaftswaldungen mit weit über Hiebsatz und Zuwachs liegendem Einschlag wertvoller Nutzhölzer, die leider wieder unsachgemäße Kahlschläge und Neuaufforstungen auf oftmals unerwünschten Standorten entgegen vorgesehener Planungen entstehen ließen. Absolut: 1926 bis 1949 15 000 bis 17 000 ha Fm gegenüber Planung mit 10 000 Fm.

Dazu kam die nach dem Krieg notwendige Brennholzversorgung der Bevölkerung, vielfach in Selbstwerbung, da die Waldarbeiter fehlten; dies führte generell zur Abnahme der Buchenbestände, die Nadelholzkulturen, bestenfalls laubholzarme Mischkulturen, zur Folge hatten. Im Rückblick auf die Einrichtungswerke, die zu meiner Amtszeit aufgestellt wurden, konnte seinerzeit trotzdem gesagt werden, dass sowohl die Standortverhältnisse als auch die Zuwachsverhältnisse dazu geführt haben, dass der Wald die 30 Jahre währenden starken Eingriffe im großen Ganzen ordentlich überstanden hat. Das Landschaftsbild sowohl des Allerheiligenwaldes wie auch der Hochlagenbestände um Schliffkopf, Vogelskopf und Seekopf wurde durch die Oberhiebe zwar verändert, jedoch nicht gestört, wie seinerzeit vielfach behauptet wurde. Das Altersklassenverhältnis blieb im Staatswald und in den Gemeindewaldungen, abgesehen von dem durch die Überhiebe bedingten Vorherrschen der beiden ersten Altersklassen, sonst einigermaßen ausgeglichen, wenn auch nicht überall ideal.

Leider störten auch Sturm- und Schneebruchschäden, natürlich auch Borkenkäfer, letztere vor allem nach Krieg und E- und F-Hieben, immer wieder die durch Zunahme des Nadelholzes stärker gefährdeten Bestände, am schlimmsten 1990 – und dies europaweit. Hier im Forstamt sind wir im Vergleich zu anderen Gebieten noch gnädig weggekommen.

Dass diese Schadensereignisse immer wieder kurzfristig Abweichungen von langjährigen Einschlagsplanungen zur Folge haben, ist verständlich und meist nicht zu umgehen. Dies wird wohl in einer verantwortungsvollen Nachhaltwirtschaft immer so bleiben. Sturm- und Insektenschäden, auch Wildschäden gehören zum forstlichen Alltag, sie können durch die Art der Bewirtschaftung wenn nicht verhindert, so doch eingeschränkt und bekämpft werden. Nicht jedoch kann die Forstwirtschaft das weltweit zunehmende Waldsterben verhindern – ich nenne es weithin so, obwohl seitens höherer Stellen m. E. unverantwortlich, vielleicht verharmlosend und schamhaft noch von „neuartigen Waldschäden“ gesprochen wird. Die Poli-



tiker reden zwar gelegentlich davon, leider zu wenig, beraten seit Jahren darüber und die Regierungen der Welt unternehmen viel zu wenig, um Immissionen zu verhindern, das Ozonloch abzubauen, die Überbevölkerung einzuschränken. Ist es schon zu spät? Ist sich unsere Generation der Verantwortung bewusst, die sie mit der fahrlässigen Behandlung dieser angeschnittenen Fragen und der im Gefolge dieser entstehenden Gefahren gegenüber unseren Nachkommen auf sich nimmt? Die kleinen Schritte, die die Forstwirtschaft unternimmt, wie Mehranbau von Laubhölzern oder resistenzfähigere Baumarten, Kalkungen, Düngungen reichen nicht aus, um größere Katastrophen zu vermeiden, die sich bereits heute durch die klimatischen Veränderungen abzeichnen, die wir seit einigen Jahren als Menetekel verspüren.

Was wäre das Forstamt ohne die Menschen, die in ihm wirkten? Man sollte daher auch ihrer gedenken, die in den vergangenen 150 Jahren mit Wald und Forstamt zu tun hatten und auch mehr oder weniger in der Erinnerung der Bevölkerung geblieben sind. Da ist zunächst noch, auch wenn er nicht in Ottenhöfen, sondern in Allerheiligen saß und nur Waldhüter war, Ernst Ludwig Mittermeier zu nennen (angeblich ein natürlicher Sohn des Großherzogs Karl-Friedrich), der sich vielleicht weniger um den Wald als um die Entwicklung Allerheiligens verdient gemacht hat. Er war ein weit und breit bekanntes Original, sowohl als Waldhüter, mehr noch als Gastwirt bekannt. Zu seiner Zeit wurden die Allerheiligen-Wasserfälle erschlossen, die danach als Attraktion galten. Er richtete die Gastwirtschaft für Touristen- und Sommerfrischenbetrieb ein und sorgte dafür, dass Allerheiligen, „in einem lieblichen Tal, umgeben von uralten Wäldern gelegen“, nicht nur in Deutschland, sondern auch darüber hinaus bekannt wurde. Prominente Gäste waren seinerzeit der badische Großherzog, Kaiser Wilhelm II. nach Gästebuch u. v. a. Mark Twain beschrieb in seinem Buch „Ein Bummel in Europa“ sehr anschaulich eine Wanderung durch den Allerheiligenwald und staunte über „die glitzernden Kaskaden der Wasserfälle“. Mittermeiers Sohn, der nicht mehr Förster war, baute dann die Kurhäuser in Allerheiligen und das Wasserfallhotel im Liehbachtal. Dies so nebenbei, da das Forstamt auch weiterhin für Allerheiligen zuständig war.

Geleitet wurde die Bezirksforstei, erst seit 1899 in Großherzoglich Bad. Forstamt umbenannt, seit seiner Entstehung 1843 nacheinander von 19 Amtsvorständen, die in der ersten Zeit häufig wechselten; ihre Amtsbezeichnung war Bezirksförster, später Oberförster, Oberforstrat, Forstmeister, Forstdirektor. Der erste Bezirksförster Barthelmez saß zunächst noch in Allerheiligen und zog sicher gern nach Offenhöfen um, wo ihm ein eigenes Haus mit Pferdestall, Wagenremise, Stallungen für Kleinvieh und ein ausgedehntes ebenes Gelände zur landwirtschaftlichen Versorgung sowie ein Knecht zur Verfügung standen. Das genannte ebene Gelände ist seit 30 Jahren zum größten Teil Kurgarten und Kinderspielplatz.

Einige Namen von Amtsvorständen sind sicher auch noch bei einigen Älteren bekannt. Kaum jedoch der Name eines der bedeutendsten von ihnen, des Bezirksförsters Friedrich Gerwig, des Bruders des Erbauers der Schwarzwaldbahn (1849 bis 1859). Er hat den größten Teil des Staatswaldes, wie vorhin geschildert, mit großer Initiative in Offenhöfen und Seebach durch Ankauf erworben und die weiträumigen Aufforstungen dieser Kahlfelder eingeleitet. Vor allem aber hat er viel für die Aufforstungen der um die Jahrhundertmitte durch Viehweide devastierten Bauernwäldchen und öden Weidfelder des Acher- und Sasbachtals getan. Auf seine Initiative stellte die Forstverwaltung aus ihren Pflanzschulen Fichten und Tannen, insbesondere Kastanien zur Aufforstung der verkommenen Weidfelder zur Verfügung und veranlasste die Gemeinden, Pflanzschulen in ihren Wäldchen anzulegen und damit für ein großes Aufforstungsprogramm in den, wie er es beschrieb, mit „elenden Pfrimmen bewachsenen Weidbergen“ zu sorgen. Seiner Initiative ist vielfach das heutige Landschaftsbild des Achertals zu verdanken, das zum größten Teil die Voraussetzung für den heutigen Fremdenverkehr bietet. Auch der Bau der Ruhesteinstraße geht auf seine Initiative zurück. Erst durch sie ließ sich der Holzverkauf aus den Seebacher Bauernwäldchen ermöglichen. Er sowie seine Vorgänger und Nachfolger taten durch zahlreiche Straßen- und Wegbauten viel für die Erschließung der Täler und damit der Wäldchen aller Besitzarten. Liebachtalstraße, Straße Ruhenstein–St. Ursula, Blöchereckstraße usw. wurden durch das Forstamt gebaut und später an die heutigen Besitzer, Straßenbauamt und Gemeinden, abgegeben. Auch in Gemeinde- und Körperschaftswäldchen wurden schon viele Straßen gebaut, ebenfalls in den Privatwäldchen als Grüne-Plan-Wege.

In Erinnerung ist ferner Oberförster Albert Köhler, 1892 bis 1902, der sich um die wirtschaftliche Erschließung Ottenhöfens und Seebachs, wie z. B. durch Förderung des Baus von Sägewerken, der Anlage von Steinbrüchen, des Fremdenverkehrs und den Bau der Achertalbahn, verdient gemacht hat. Er wurde, wie bekannt, mit der Ehrenbürgerwürde der Gemeinde Ottenhöfen und der Benennung einer Straße nach ihm geehrt. Ich nenne noch die Namen einiger seiner Nachfolger: Müller, gen. Meloe, Oberforstrat Senges, Kleiber, Neukum, die noch in der Erinnerung einiger Bürger sein dürften. Als tüchtiger Amtsvorstand bekannt, aber auch umstritten als Parteimann, war Oberforstrat Dr. Ganter im 2. Weltkrieg.

Den Älteren von Ihnen sind vielleicht noch die Namen der Förster vor und nach dem 2. Weltkrieg bekannt, wie Josef Waltersbacher, der als Kutscher begann und Büroförster wurde, Anton Huber sen. (Kriesenhof) und Gerhäuser (Altschmatt) sowie Revierförster Schorle, Privatwaldarbeiter, die als Wegbauer großes Ansehen genossen, wie auch Anton Huber jun. als langjähriger Bürovorsteher des Forstamts; sodann die Förster Josef Sackmann, Bernhard Knapp (Schwarzenkopf) und Wunsch (Allerheiligen).

Generationen von Holzbauern und Waldarbeitern gab schon das Kloster Allerheiligen Arbeit und Brot, deren Nachkommen danach das badische und staatliche Forstamt Ottenhöfen. Unter ihnen hatte sich schon um die Mitte des letzten Jahrhunderts aus den zur Verfügung stehenden Arbeitskräften der rund um den Sohlberg liegenden Höfe eine gewisse Auslese gebildet. Bevor es den amtlichen Begriff „Waldfacharbeiter“ gab, fühlten sie sich als solche, waren im ganzen Land gefragt und – von der Karlsruher Forstabteilung, später Forstdirektion Freiburg – oftmals angefordert und in anderen Landesteilen eingesetzt, was sie gar nicht so sehr schätzten. Es ist bekannt, dass aus der Holzhauerkapelle im Unterwasser die Kurkapelle Ottenhöfen hervorging.

Die Geschichte des Forstamts Ottenhöfen – insbesondere die seiner Waldungen – wie auch die des Zusammenwirkens zwischen Forstamt und Gemeinden, vornehmlich der Heimatgemeinde Ottenhöfen, ist natürlich viel umfangreicher, als ich in der kurzen Zeit darstellen konnte. Sicher war 1843 die Entscheidung richtig, die damalige Bezirksforstei aus der Abgeschiedenheit Allerheiligens in einen walddahen, aber verkehrsgünstigeren Ort in der Mitte des Forstbezirks zu verlegen, gut erreichbar für die waldbesitzenden Gemeinden, Holzkäufer, Sägewerke, seine Beamten, Angestellten und Arbeiter und alle, die mit ihr zu tun hatten. Aus der traditionsreichen, Ihnen nur unvollkommen dargestellten Geschichte des Forstamts dürfte hervorgehen, dass es für eine Gemeinde nicht ohne Bedeutung war – und es auch heute noch ist –, ein staatliches Forstamt in seinen Mauern, d. h. nebenan, vor Ort, zu haben.

#### *Anmerkungen*

\*Rede anlässlich der 150-Jahresfeier des Forstamts 1993

## Hellmut Gnändinger, Forstdirektor a. D., Ottenhöfen 1909–2005

*Wolfgang Stengele*

Hellmut Gnändinger war Leiter des ehemaligen Staatlichen Forstamts Ottenhöfen von 1954 bis 1974. Das Geschlecht der Gnändingers stammt aus der Landschaft um die Quellen der Oder, dem ehemaligen Österreichisch-Schlesien mit den einstigen Herzogtümern Troppau, Jägerndorf und Teschen, einem Gebiet im Altwatergebirge, das nach den Schlesischen Kriegen dem Hause Österreich noch verblieben war.

Nach dem für Österreich und Deutschland verlorenen Krieg wurde 1918 dieser Teil Schlesiens durch den Versailler Vertrag der neu gegründeten Tschechoslowakei angeschlossen. Versuche der deutschen Bevölkerungsteile, sich anlässlich der Nationalratswahlen am 4. März 1919 noch politischen Einfluss zu bewahren, wurden mit der Erschießung von 400 deutschstämmigen Männern, Frauen und Kindern durch Tschechen verhindert. Der deutsche Bevölkerungsteil war damit eingeschüchtert und die Jugend teilweise auch bereit, ins Reich auszuwandern.

Jahrhunderte lang wohnten die Gnändingers inmitten dieser geographisch schönen und politisch zerrissenen Landschaft, die von Deutschen, Tschechen und Polen gemeinsam bewohnt war mit teils bekannten Persönlichkeiten, als Rechtsanwälte, Ärzte und Soldaten. Auf dem Friedhof in Grätz stehen heute noch zwei Marmorgrabmale der Gnändingers, die ihrer Schönheit wegen als amtliche Kulturdenkmale der Nachkriegswelle der Zerstörung entgingen. Sie sind dort noch die einzigen Gräber mit deutscher Inschrift.

Hellmut Gnändinger wurde am 14.9.1909 als Sohn eines Arztes in dem armen Bergdorf Niederhillersdorf geboren. Seine Mutter Margarete geb. Schimitzek, eine in Literatur und Musik sehr gebildete „Höhere Tochter“, hatte sich auf dem Lande – im Gegensatz zu ihrem Mann – wohl nie richtig wohlfühlt. Vater Gnändinger flüchtete 1945 vor der heranrückenden russischen Armee nach Österreich und führte dort noch bis zu seinem 85. Lebensjahr eine Arztpraxis nahe der slowenischen Grenze. Seine Mutter und die Schwester Maria wohnten nach einer aufregenden Flucht über Österreich nach Deutschland nach Zwischenstation bis zum Tod der Mutter 1963 in Laudenbach, Mainfranken.

Zu seinen Kindheitserinnerungen zählen die Ermordung von Erzherzog Franz Ferdinand und der Beginn des Ersten Weltkrieges, der Vater als Soldat an der galizischen Front, die Flucht der Mutter mit den Kindern vor der russischen Gefahr bis 1915 in ihre Heimatstadt Wien, der Umzug nach



Skrochowitz bei Troppau, Vaters Zweisitzergespann, ab 1917 seine Schulzeit in Troppau, an die Unruhen bei Kriegsende 1918 und an die Prügel mit den tschechischen Schulbuben des Nachbardorfes.

1927, nach der „Matura“, dem heutigen Abitur, wanderte Hellmut Gnädinger nach Deutschland aus, um in Darmstadt ein Semester lang ein Orientierungsstudium aufzunehmen. Er entschloss sich im Anschluss daran, angeregt durch den Mann seiner Kusine Hilda, der als Oberförster das fürstlich Löwensteinsche Forstamt Laudенbach an der hessischen Grenze leitete, für das Studium der Forstwissenschaft in Freiburg/Brsg. mit Zwischensemester in Wien. Hier erlebte er die vor allem in Studentenkreisen besonders intensiv geführten politischen Aktivitäten jener Zeit.

Nach dem 1. Staatsexamen 1932 durfte er den Titel Diplom-Forstwirt führen. Mit viel Glück konnte er als Nichtbadener eine Ausbildungsstelle als Referendar im Forstamt Meßkirch und später im Forstamt Wertheim erhalten, eine Voraussetzung für das 2. Staatsexamen, wobei er die Kosten selbst übernehmen musste, auch die Kosten für die Kranken- und Invalidenversicherung samt Arbeitgeberanteil.

Mit zwölf weiteren Kollegen zusammen fand ein Grundlehrgang in Karlsruhe statt. Von diesen 13 Mann sollten nur drei den Krieg überleben: Dummel schwer kriegsverletzt, Ernst Hensler querschnittsgelähmt und Hellmut Gnädinger nach 10-jähriger Kriegsgefangenschaft.

Nach Einrichtungsarbeiten in Laudенbach und Überprüfung des forstlichen Einheitswertes beim Finanzamt Wolfach bis 1935, anschließender Bearbeitung der Probeflächen in Baden als nunmehr Angestellter der Staatsforstverwaltung in Karlsruhe, ging er als zweiter Taxator in den Forstbezirk St. Blasien und anschließend als „akademischer Hilfsarbeiter“ zu den Forsträten Crocoll und Leiber. Nach dem mit „Gut“ bestandenen 2. Staatsexamen erfolgte die Versetzung zum Forstamt Kenzingen als 2. Beamter. In den folgenden Jahren sollte der Holzverkauf an der Zentrale in Karlsruhe und später im nahen Elsass das Hauptarbeitsfeld bilden.

In dieser Zeit festigte sich die Zuneigung zu Trudel Rau, der Schwester des Kommilitonen Theo Rau aus Stuttgart. Sie sollte lebenslang halten, sieben Kindern das Leben schenken, 12 Jahre Trennung und Warten überstehen und beiden ein sehr seltenes Glück in gegenseitiger Treue und Achtung bringen. Am 17. September 1938 fand die Hochzeit statt.

Der Krieg warf seine Schatten voraus: Die allgemeine Wehrpflicht war eingeführt. Für H. Gnädinger fanden die ersten „freiwilligen“ 8-wöchigen Lehrgänge 1937 und 1938 statt.

Nach dem Frankreichfeldzug erfolgte die Abordnung zum Chef der Zivilverwaltung nach Straßburg, um im Elsass eine Forstverwaltung nach badiischem Muster einzurichten. Die spezielle Aufgabe bestand für ihn im Aufbau eines Holzverkaufsreferats. Die dienstlichen Verbindungen reichten bis Metz und bis nach Paris.





*Helmut Gnändinger*

*Foto: Archiv W. Stengele*

Die beiden arbeitsreichen Jahre im Elsass zählten wohl zu den glücklichsten und interessantesten seines Lebens, auch privat, denn 1940 kam nach dem ersten Kind Margret bereits die zweite Tochter Ursula zur Welt. Veronika wurde 1942 geboren. 1943 zog die Familie mit nunmehr drei Kindern nach Münster i. E., wo ihrem Vater die Leitung des Forstamts nach dem Krieg zugesagt war.

Zum 3. November 1942 erfolgte der Stellungsbefehl zur 35. Infanteriedivision mit neuem Standort in Straßburg in nur geringer Distanz zur Wohnung der Familie beim Petrolhafen, von dort aus ging es zu einem Ausbildungslehrgang nach Donaueschingen und kurz vor Ostern '43 an die Ostfront bei Jelnja gleich in den Grabenkrieg.

Während eines Offizierslehrgangs in Metz in Herbst 1943 gab es ein Wiedersehen mit der Familie. Zur selben Zeit erfolgten an der Ostfront gewaltige Rückschläge, wobei sich die deutschen Armeen Hunderte von Kilometern zurückziehen mussten.

Nach Ausbildertätigkeiten östlich von Warschau und weitem, in diesem Abschnitt glücklicherweise geordnetem Rückzug musste die Einheit am Bug den östlichen Brückenkopf der Festung Brest halten und wurde dabei eingeschlossen. Nach geglücktem Ausbruch aus Brest wurde am Bug eine neue Stellung bezogen, die von russischen Panzern überrannt wurde, wobei Hellmut Gnädinger am 5.9.1944 in russische Gefangenschaft geriet.

Sie sollte 10 Jahre lang dauern.

Sein Buch „Chronik einer Kriegsgefangenschaft“ berichtet über diese Leidenszeit.

In all den Nachkriegsjahren der Kriegsgefangenschaft hat die damalige Forstdirektion Südbaden ihren am längsten in russischer Kriegsgefangenschaft verbliebenen Bediensteten nicht vergessen und ihm das traditionsreiche große Forstamt Ottenhöfen als künftigen Dienstsitz aufbewahrt. Ottenhöfen war in diesen Nachkriegsjahren immer nur kommissarisch besetzt.

Seine Frau musste im September 1944 kurz vor der Geburt ihres 4. Kindes unter schwierigen Bedingungen und unter Verlust ihres ganzen Haushalts vor den Franzosen fliehen und fand für fünf Jahre auf einem Bauernhof auf der Schwäbischen Alb Unterkunft.

Im Herbst 1949 wurde sie von der Forstdirektion Freiburg aufgefordert, die Dienstwohnung des Forstamtsgebäudes in Ottenhöfen zu beziehen, da ihr Mann nach Mitteilung der sowjetischen Regierung bereits Ende 1949 entlassen werden sollte.

Mit der ihr eigenen Energie, mit viel Fleiß und mit Hilfe des großen Gemüsegartens hinter dem Forstamt brachte sie ihre vier Kinder durch die schlechten Jahre. Sie war dabei nicht zu stolz, mit dem Verkauf von selbst geernteten Heidelbeeren und Zwetschgen ein paar Pfennige zu verdienen.

### *Kriegsgefangenschaft vom 5.9.1944 bis 3.1.1954*

Nach den dramatischen und lebensgefährlichen Versuchen, sich durch und vor der russischen Linie am Narew zur deutschen Front durchzuschlagen, gerät Hellmut Gnädinger in Gefangenschaft, wird verhört und fast seines ganzen Eigentums beraubt. Die Unterbringung ist teilweise menschenunwürdig, die Verpflegung ist es ebenfalls, die Behandlung ist jedoch korrekt. In fünftägigem Marsch schleppt sich der halb verhungerte Gefangenenzug zum Lager Sokolow, wobei zweimal Panzer absichtlich in die Gruppe fahren. Die Gefangenen werden von Polen und Juden beschimpft, bespuckt und persönlich angegriffen und von der Wachmannschaft der Verpflegung beraubt.

Nach Fahrt und Marsch durch halb Polen vorbei an Siedlce, wo noch vier Wochen zuvor eine der größten Panzerschlachten des zweiten Weltkrieges getobt hatte, erfolgten weitere Verhöre und die Einweisung in das Kriegsgefangenenlager Lukow, von wo aus der Transport zum Lager Brest erfolgt: 90 Mann in einem Güterwagen.

Das Lager ist mit 2000 Mann belegt. Hier mussten die Gefangenen erstmals über die Vereinbarungen von Teheran erfahren, wonach 100 000 Kriegsgefangene 20 Jahre lang zum Wiederaufbau in der Sowjetunion bleiben sollten. Entlausung, Kälte und Wanzen gehörten zu den ersten Erfahrungen.

Zum 5. Oktober erfolgt die Verlegung in das Lager Minsk nach langer Fahrt im Güterwagen und nach einem 8-km-Marsch ins Waldlager, den viele der halb verhungerten Gefangenen aus Erschöpfung nicht überleben. Die Verpflegung bleibt knapp: eine dünne Suppe, etwas Brot, Fett, Zucker und Tabak, wobei die Rationen der Offiziere wesentlich größer waren als die der Mannschaft, was zu beabsichtigten Spannungen führte. Mit der Zeit bildete sich eine feste Lagerordnung. Die Bewachung bestand überwiegend aus Tschechen und Italienern. Geheizt wurde mit Torf, oft noch feucht und dies erlaubterweise nur wenige Stunden am Tag, auch bei größter Kälte, was dank eines humanen Lagerverwalters oft umgangen werden konnte.

Hart waren die Tage ohne Brot, das erste Weihnachtsfest und die Nachrichten von der Bombardierung der Heimat, vom hunderttausendfachen Tod von Frauen und Kindern in den Städten und von den Verlusten der deutschen Armee, die an den bekanntgegebenen Gefangenenzahlen erkenntlich waren.

Aber es gab auch schon erste Ansätze für eine Bibliothek und weitere kulturelle Aktivitäten.

Notgedrungen mussten sich die Gefangenen auch mit den Theorien des Kommunismus auseinandersetzen, wobei die „Antifa“ und der „Bund Freies Deutschland“ politisch sehr bestimmend waren. Die Diskussion um den 20. Juli 1944 führte besonders unter den Offizieren zu Blockbildungen und zu erbitterten Feindschaften.

Mitte Februar 1945 wurden 1000 Gefangene aus den Bergwerken des Donezbeckens in das Lager verlegt – „zur Erholung“. Wie es sich herausstellte, war der Zug von Fleckfieber durchseucht, bereits vom Tod gezeichnet. Die Russen taten alles gegen ein Übergreifen der Seuche und konnten dies auch einigermaßen verhindern. Von den Neuankömmlingen starben jedoch täglich 30 bis 40 Mann, die nirgendwo registriert wurden. Solche Epidemien wüteten leider in den meisten Kriegsgefangenenlagern, in denen selbst Verbandsmaterial Mangelware war.

Das Kriegsende brachte die Hoffnung auf eine baldige Heimkehr in die Heimat, aber es sollte anders kommen.

Mitte Mai '45 ging die Lagerverwaltung an die deutschen Offiziere über. Damit und vor allem durch den beginnenden Sommer wurde die Gefangenschaft erträglicher, außerdem gab es jetzt Zusatzverpflegung für erfüllte Arbeitsnormen. Schwieriger als der Arbeitswille war jedoch der Lebenswille zu erhalten. Die Aufstellung „freiwilliger Arbeitsbataillone“, hauptsächlich beim Einsatz in den Torfstichen um Minsk, brachte für viele Gefangene den körperlichen und seelischen Ruin.

Im Hochsommer durften die ersten 2500 Mann des Lagers heimkehren: Alte und Kranke. Der Transport erfolgte wieder auf engstem Raum in Güterwagen. 200 Mann überlebten den Transport nicht.

Im September '45 war die Verlegung in ein neues Lager bei Minsk, das einem Autowerk angeschlossen war, abgeschlossen. Verwanzte Räume mit engsten Verhältnissen und schlechter werdende Verpflegung verschärften die Gefangenschaft. Bei den dreistöckigen Schlafpritschen standen je Mann nur 40 cm zur Verfügung. Die für 2500 Mann Belegstärke ausge richteten Baracken waren 1945 mit 6000 Mann belegt. Erst bis 1948 sank die Zahl der Lagerinsassen auf 3000 Mann. Der Gesundheitszustand war so schlecht, dass zeitweise nur ca. ein Drittel der Gefangenen arbeitsfähig war.

Hellmut Gnädinger leitete den Arbeitseinsatz im Lager und fand dabei in seiner gewissenhaften und gerechten Art die Anerkennung sowohl seiner Kameraden als auch die der Russen.

Offiziere konnten entsprechend der Genfer Konvention nicht zur Arbeit gezwungen werden. Dies änderte sich schrittweise und führte zur Bildung von Offiziersbrigaden.

Das zweite Weihnachtsfest in Gefangenschaft verging. Aus der Heimat wurde spärlich Post zugelassen, streng zensiert. 1948 durften vorübergehend sogar vierteljährlich Briefe geschrieben werden.

Die erste Karte seiner Frau erhielt H. Gnädinger am 23. April 1946. Sie berichtete von der Flucht der Familie aus dem Elsass, die am Tag seiner Gefangennahme stattgefunden hatte, von der Geburt der Tochter Angelika, die 14 Tage nach der Flucht geboren wurde, vom Verlust des gesamten Besitzes sowohl seiner Eltern im Sudetenland als auch durch die Bom-



benangriffe in Stuttgart und des gesamten Mobiliars im Elsass. Sie berichtete aber auch, dass alle noch lebten und dass die Familie über Tübingen, Urach und Hülben auf der Schwäbischen Alb Unterschlupf gefunden hatte.

Die Gefangenenlager waren in der Zwischenzeit zu Arbeitslagern geworden, in denen das Soll erfüllt werden musste, um die persönlichen Lebensbedingungen zu verbessern, auch durch Geld, wobei man für 150 Rubel Reinverdienst im Monat gerade mal zwei Brote kaufen konnte. Der russischen Zivilbevölkerung ging es zu jener Zeit vor der Währungsreform allerdings zumindest nicht besser. Als sehr belästigend wurde die ständige politische Schulung und Überprüfung empfunden, verbunden mit einem ausgefeilten Spitzeltum. Dies hat in vielen Fällen zur Verurteilung von Kriegsgefangenen geführt. Im Herbst 1945 wurden in der ganzen Sowjetunion nach russischen Angaben an einem Tag 4000 Kriegsgefangene auf öffentlichen Plätzen erhängt.

Ab 1947 wurden Verhöre und Verurteilungen strenger. Die Todesstrafe war Gott sei Dank kurz zuvor abgeschafft worden; die Urteile lauteten deshalb zumeist auf Zwangsarbeit bis zu 25 Jahren, wozu bereits die Beschlagnahme von ein paar Kühen genügte.

Im November 1948 wurde Hellmut Gnädinger vom MWD verhört. Ihm war vorgeworfen worden, gegen Partisanen gekämpft und damit Kriegsverbrechen begangen zu haben. Er kam anschließend in einen kleinen Erdbunker, der als Karzer diente, und dann in eine 1 × 1,8 m große Zelle mit kleinem Fenster und einer Tag und Nacht brennenden elektrischen Birne. Da die folgenden Verhöre kein Geständnis erbrachten, wurden die Maßnahmen mit Kältezelle, Stehzwang, Strafverpflegung, dem Entzug seines Schlafplatzes und vielen anderen Schikanen so verschärft, dass er nur noch den Ausweg des Hungerstreiks sah. Nach 5 Tagen Nahrungsverweigerung gibt die Lagerleitung nach, ein Tag vor dem Heiligen Abend, als Weihnachtsgeschenk endlich wieder eine Pritsche und Schlaf. Das Jahr war vorüber ohne die von den Russen für 1948 versprochene Heimkehr.

Am 30. Januar 1949 fand zusammen mit einem Kameraden die Verlegung in das Regimelager Nr. 6 statt, in dem die dem Regime unangenehmen und der Kriegsverbrechen beschuldigten Gefangenen zusammengezogen waren. Nach erneutem Verhör ging es wieder in den Karzer, dessen Aufenthalt glücklicherweise durch eine Erkrankung abgekürzt wurde. Nach kurzer Zeit wurde H. Gnädinger auch in diesem 900 Mann starken Lager zur Leitung des Arbeitseinsatzes bestimmt.

Ende Oktober erfolgte die Rückführung ins Hauptlager, das zwischenzeitlich zum Verhörlager geworden war, in dem täglich einige hundert Verhöre stattfanden.

Nach demütigenden Verhören, die keinerlei Argumente der Verteidigung gelten ließen, fanden die Verhaftung und die Überführung ins Sam-



mellager zur Verurteilung statt. Selbst Stalins 70. Geburtstag am 21. Dezember brachte keine Amnestie für die zu Unrecht Angeklagten. Am 22. Dezember durften endlich 1200 Mann des Lagers in die Heimat fahren. Nicht so die etwa 400 Angeklagten, unter ihnen H. Gnändinger, die allesamt an Weihnachten 1949 ohne Unterschied ihr Urteil zu jeweils 25 Jahren Zwangsarbeit entgegennehmen mussten.

Unter entwürdigenden Umständen, kahl geschoren und bis auf die Haut gefilzt wurde er in eine mit 54 Mann belegte Zelle des Minsker Gefängnisses verlegt.

Drei Wochen später ging's zurück zu Lager 6, allerdings jetzt unter schärferen Bedingungen bewacht, und nach weiteren vier Wochen in das zwischenzeitlich geräumte Hauptlager.

Mit der Aufnahme der Arbeit in einer Kugellagerfabrik durch die Hälfte der ca. 1600 Mann begann wieder der alte Lagerrott. Und immer wieder klingt aus den Aufzeichnungen von Herrn Gnändinger die Hoffnung auf eine Rückkehr in die Heimat.

Es kam wieder anders: Im Juni 1950 erfolgte die Verladung in einen Güterzug bei glühender Hitze unter strenger Bewachung. Die sechstägige Fahrt ging nach Stalingrad, dem heutigen Wolgograd. Die Kriegsgefangenen waren zum Wiederaufbau hierher gebracht worden. Die Unterkunft lag in einem 100-Mann-Bunker, der Arbeitseinsatz auf verschiedenen Baustellen. Trotz der schwierigen Lage versuchte man im Blick auf die vorliegenden 25 Jahre Zwangsarbeit, sich häuslich einzurichten. Die Bevölkerung war bei den sehr spärlichen Kontakten freundlich, hilfsbereit und aufgeschlossen und besorgte notfalls auch einmal einen verbotenen Wodka. In einem kleinen Kammermusikkreis spielte der „Kriegsverbrecher“ Gnändinger auf einer weitgehend selbst instand gesetzten Bratsche. Es gab auch eine Theatergruppe, und mit dem Eintreffen der Heimatpakete trat auch ein gewisser „Wohlstand“ im Lager ein.

Die Heimatpakete führten dazu, dass es den Kriegsgefangenen jetzt besser ging als den russischen Vorarbeitern der Baustelle. Durch die Pakete war auch der Leistungsdruck geschwunden, der zuvor zum Überleben notwendig war.

Offiziell gab es in der Sowjetunion keine Kriegsgefangenen mehr, nur noch Kriegsverbrecher. Die Gefangenen wurden deshalb vor den vielen Delegationen, die Stalingrad besuchten, peinlich versteckt.

Im Juni 1953, also drei Monate nach Stalins Tod, wurde plötzlich nur noch die Hälfte der Lagerinsassen zur Arbeit geschickt. Bei ihrer Rückkunft war die andere Hälfte in das Nachbarlager verlegt worden, um nach Hause geschickt zu werden. Der Aufstand des 17. Juni in Ostberlin verzögerte dann diese Heimfahrt bis Ende September.

Die zweite Hälfte der Lagerinsassen hoffte ebenfalls auf eine sofortige Heimkehr.

Es wurde wiederum fast Weihnacht, die zehnte. Die politischen Verhältnisse wurden zurückhaltender. Als die erlösenden Worte: „Ihr fahrt am 23. Dezember in die Heimat! Beginnt sofort mit den Vorbereitungen“ gesprochen sind, kann es nach den jahrelangen Enttäuschungen noch niemand richtig glauben.

Nach langer Fahrt treffen in den letzten Stunden des Jahres 1953 diese Spätheimkehrer im Grenzort Herleshausen und wenig später im Entlassungslager Friedland ein.

Am Fernsprecher darf unser Heimkehrer noch am selben Abend mit seiner Frau und seiner nun fast schon 10 Jahre alten Tochter Angelika sprechen, die er noch nie gesehen hatte.

In Karlsruhe wird er von seiner Frau begrüßt und in Baden-Oos von Anton Huber, dem späteren iG, mit einem Waldstrauß abgeholt. Der Empfang ist still und leise. Das Forstamt in Ottenhöfen liegt winterlich im Schmuck von Tannenbäumen und Girlanden.

#### *Die Zeit als Leiter des Staatl. Forstamts Ottenhöfen von Januar 1954 bis September 1974*

brachte nicht mehr die aufregenden Ereignisse der Kriegszeit und deren Folgen, auf die übrigens jeder der Kriegsteilnehmer gerne verzichtet hätte. Es waren Jahre des stillen Fleißes, des Aufbaus, der großen und kleinen Familiensorgen und der vorgezeichneten Beamtenlaufbahn.

Ich durfte ab 1961 die Jahre seiner Tätigkeit im Forstamt als Förster in den Revieren Allerheiligen und Seebach teilen.

Die meisten Spuren seiner Tätigkeit hatte ich jedoch erst später als Büroleiter in den Akten entdeckt, als Herr Gnädinger längst im Ruhestand war.

Nicht nur der den Forstamtsleitern vorbehaltene Holzverkauf, sondern auch die gesamte Mittelbewirtschaftung, der gesamte Schriftverkehr, der gesamte sehr arbeitsintensive Bereich der Fördermittel, die Bereitstellung der Daten für die Forsteinrichtung, der Wirtschaftsvollzug für den Kommunalwald und große Teile der Forststatistik trugen seine Handschrift im wörtlichen Sinne und zeigten seinen bekannten Fleiß.

Ende der 1950er- bis Beginn der 1970er-Jahre wurde das Netz der befahrbaren Waldwege bei allen Waldbesitzarten großzügig ausgebaut, eine Arbeit, für die sich Herr Gnädinger sehr eingesetzt hat. Daneben vertrat er als Naturschutzbeauftragter den amtlichen Naturschutz, eine zeitaufwendige und oft unbefriedigende Tätigkeit.

Neben seiner dienstlich preußischen Korrektheit war Herr Gnädinger musisch und von badischer Liberalität.

Uns Förstern hatte er weitgehende Freiheiten in der Betriebsführung, vor allem auch nach außen erlaubt und Vertrauen entgegengebracht.

Zu Beginn der 1960-Jahre umfasste das Forstamt 15 teils noch sehr kleine Reviere. Allein im Staatswald waren ca. 60 Waldarbeiter beschäftigt: Holzhauer, zwei Kulturwarte, fünf Straßenwarte, Unimogfahrer und Beifahrer, zu denen H. Gnändinger bis zuletzt ein herzliches Verhältnis hatte.

Im Forstamt arbeiteten damals

Anton Huber als „Revierförster im Geschäftszimmer“  
Gabi Krespach, genannt „Forstamtsgabi“, als Sekretärin und  
Bertold Steimle als Holz- und Lohnrechner.

Die beiden Angestellten waren Herrn Gnändinger in ihrer absoluten Loyalität eine große Stütze. Später kam Robert Schorle als Privatwaldbetreuer hinzu, wohl auch zur Unterstützung des stets kränkelnden „i. G.“ Huber.

Es war sicher nicht immer leicht, den ausgeprägten Individualismus der Förster der abgelegenen Schwarzwaldtäler mitzutragen, trotzdem gelang es ihm, den Betrieb wie eine große Familie zu leiten.

Der Ruhestand brachte ihm die Möglichkeit, sich den ganzen Vielseitigkeiten seiner Interessen zu widmen; vor allem Literatur, Musik, Geschichte und schriftstellerische Tätigkeit erfüllten seinen Lebensabend, von dem ihm seine Frau die meisten der kleinen Aufgaben und Lasten des Alltags fern hielt.

Nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft vergrößerte sich die Familie noch um Franziska, Dorothee und Gottfried auf nunmehr sieben Kinder.

Herr Gnändinger starb im Januar 2005 im Alter von 95 Jahren.

Oben am Sauerberg in Ottenhöfen wohnt Frau Gnändinger heute noch im hart ersparten Haus mit Blick ins nahe Elsass.

Die Kinder sind längst ausgezogen und das Forstamt Ottenhöfen ist aufgelöst, bereits Geschichte.

Trotz der harten Erlebnisse der Kriegs- und Nachkriegszeit war nie Bitterkeit zu spüren.

## Die Forstwirtschaft in der ersten Nachkriegszeit 1945–1954 im Bereich der ehemaligen Forstdirektion Freiburg

*Wolfgang Stengele*

Es war ein weiter Weg zwischen dem Wiederaufbau der Forstverwaltung als Sonderbehörde nach dem Krieg in den alten, bewährten Strukturen und ihrer Zerschlagung und Eingliederung in die Landratsämter als kleiner Teil einer allumfassenden Kreisverwaltung im Jahr 2005.

Der entscheidende Hintergrund für diese Entwicklung war wohl die seit Jahrzehnten sich immer mehr verschärfende finanzielle Lage der Forstbetriebe, deren jährliche Defizite letztendlich von einer explodierenden Staatsverschuldung nicht mehr getragen wurden.

Grund für die schlechten Betriebsergebnisse der Forstbetriebe waren gefallene Holzpreise, gestiegene Betriebskosten und überdimensionierte Verwaltungskosten.

Daneben existiert eine personell, im Vergleich zu Verwaltung und Betrieb, außergewöhnlich große und damit teure Forschungseinrichtung, die FVA, die weder für die Verwaltung, noch für den Betrieb entscheidende Anstöße vermitteln konnte, um die finanzielle Lage zu verbessern.



*Waldarbeiter und Förster aus dem ehemaligen Forstamt Ottenhöfen*



Zusätzlich kamen dann noch verschärfend ab 1990 die Folgen der großen Orkane „Wiebke“ und „Lothar“.

Dies alles lag 1945 noch in weiter Ferne. Man hatte andere Sorgen. Die Forstabteilung war im Sept. 1944 nach der Zerstörung ihres Karlsruher Sitzes nach Eppingen verlegt worden und war zur Zeit des nahenden Kriegsendes auf verschiedene Forstämter im Oberland verteilt. Eine geordnete Verbindung unter sich und den Forstämtern bestand nicht mehr.

Dann kam der Zusammenbruch. Der von der Militärregierung eingesetzte Ministerialrat Zircher als neuer Leiter der Forstverwaltung versuchte zunächst in Karlsruhe eine neue Zentralstelle für ganz Baden aufzubauen. Dies scheiterte jedoch an den veränderten Verhältnissen in Baden, das nunmehr in zwei Besatzungszonen geteilt war.

Die ursprüngliche Nebenstelle in Freiburg wurde deshalb zur selbstständigen Zentrale für den Teil der französischen Zone Badens. Leiter der neuen Stelle wurde Ofr. Dr. Bauer.

Die neue Freiburger Forstabteilung zog nach Kurzaufenthalt in den Freiburger Forstämtern im Frühjahr 1946 in ein mitten in den Trümmerfeldern noch einigermaßen erhaltenes Haus mit anschließender Holzbaracke in der Rosastraße 21. Sie war neben dem Leiter mit vier Forstmeistern, von denen zwei jeweils noch ein Forstamt leiteten, einem Assessor, einem Referendar und sechs Beamten des mittleren und gehobenen mittleren Dienstes besetzt, also insgesamt mit 13 Beamten. Die Personalausstattung der Forstämter wurde zunächst als vordringlich betrachtet.

1990 waren es dann 53 Beamte und 35 Angestellte, bei allerdings höherem Aufgabenbereich.

Der Krieg hatte tiefe Lücken in die Reihen der Bediensteten gerissen. Nur bei den Angestellten der Forstämter, die zu einem großen Teil aus Kriegsinvaliden bestand, herrschte kein Personalmangel.

Bei den Förstern, deren jüngere Generation überwiegend der „Fallschirmjägerdivision-Hermann-Göring“ angehört hatten, waren besonders die Jahrgänge 1920/22 zu einem großen Teil gefallen. Die aus Krieg und Gefangenschaft heimgekehrten jungen künftigen Revierförster mit kriegsbedingtunterbrochener Ausbildung wurden in Kurzlehrgängen in Salem, später in Karlsruhe einer Schnellausbildung unterzogen und anschließend sofort in die Reviere geschickt. Bei den Forstwarten, die denselben Aufgabenbereich abdeckten, nur auf kleinerer Fläche und meist bei den Gemeinden, geschah diese Ausbildung auf lokaler Ebene.

Das Hotel Sternen in Ottenhöfen war in unserer Region als Forstschule mit Internat eingerichtet und der alte Sternenwirt musste sich zu dieser Hungerzeit einiges einfallen lassen, um seine „Gäste“ zu verpflegen.

Auch im Höheren Dienst war die Personalsituation gespannt. Von den mir bekannten Amtsvorständen hatten Martin aus Steinbach und Martin aus Pfullendorf je ein Bein verloren, Sachs aus Emmendingen war beim



Absprung auf Kreta zum Invaliden geschossen worden und Fm. Schütt aus Triberg pulsierte die von Splintern durchsiebte Schädeldecke mit jedem Herzschlag. Von 13 Teilnehmern eines Grundlehrgangs für Forstreferendare in Karlsruhe kehrten nur drei aus dem Krieg zurück: Dummel schwer kriegsverletzt, Ernst Hensler querschnittsgelähmt und Hellmut Gnädinger erst nach 10 Jahren russischer Kriegsgefangenschaft. Hellmut Gnädinger war später Chef des Forstamts Ottenhöfen.

Für uns „Kleine“ gab es damals zwei verschiedene Sorten Amtsvorstände: ältere Militärs, die bereits in Führungsposition in den Krieg gingen und junge Kriegsteilnehmer, die selbst den Krieg in unteren Diensträngen erleben mussten. Erstere konnten sich oft von ihrem militärischen Führungsstil nicht lösen, während die junge Kriegsgeneration eine Reihe weitblickender, humaner und geschätzter Chefs hervorbrachte.

Der Arbeitskräftemangel bei den Waldarbeitern war durch den Einsatz von Frauen im Bereich der Pflanzschul- und Kulturarbeiten und durch Selbstwerbereinsatz ausgeglichen.

Die Aufgaben, die sich dieser schnell reorganisierten Forstverwaltung stellten, waren gewaltig:

Brennholzversorgung für die Bevölkerung, Zwangshiebe der Besatzungsmächte (Franzosen- und Exploitationshiebe), die Bekämpfung einer katastrophalen Borkenkäferkalamität und in deren Folge die Aufforstung gewaltiger Kahlflächen.

Bei den Zwangshieben der Franzosen, deren Nutznießer aber auch die Schweiz, Holland und Italien waren, umfassten allein die F-Hiebe im späteren Südbaden 2 000 000 fm. Bei den ab 1948 erfolgten E-Hieben (Exploitationshiebe) wurden Teile davon zurückgestellt, um vordringliche Hiebe zur Borkenkäferbekämpfung durchzuführen.

Allein im Bereich des Forstamts Ottenhöfen wurden im Staats- und Gemeindewald 31 500 fm Holz im Zug dieser Zwangshiebe gehauen. Bei der Belastung der Privatwaldungen, die ebenfalls im Umlageschlüssel dieser Franzosenhiebe beteiligt wurden, stellte sich die Forstverwaltung schützend vor die Waldbesitzer. Der öffentliche Wald wurde dafür stärker belastet.

Zusätzlich zu diesen Zwangshieben wurden die normalen Hiebsätze durch den interalliierten Kontrollrat festgelegt. Sie betragen im Land Baden für 1945/46 3,1 Mio. fm und für 1946/47 3,4 Mio. fm, womit nach damaligem Urteil die Leistungsfähigkeit unserer Wälder weit überschritten war.

Interessant war in diesem Zusammenhang das Sortiment „Generatorenholz“ mit einem Gesamtanteil von 535 000 fm, womit das Holz bezeichnet wurde, mit dem mangels Benzin die Fahrzeugmotoren als Holzvergaser angetrieben wurden.

Bereits während des Krieges hatte sich der eiserne Bestand der Borkenkäfer gefährlich vermehrt, besonders 1944 nach einer Verfügung des

Reichsforstamts, das aufgrund des herrschenden Arbeitskräftemangels ein allgemeines Rindenschälverbot vorschrieb, bzw. die Entrindung dem Käufer übertragen hat.

Mit den Reparationshieben und den Auswirkungen der extrem heißen und trockenen Sommer 1947 und 49 eskalierte der „Eiserne Bestand“ der Borkenkäfer zur Massenvermehrung.

Es sollte aller Kräfte und des neu entwickelten DDTs bedürfen, um endlich Ende 1952 den Käfer in den Griff zu bekommen.

Die durch Übernutzung entstandenen großen Kahlhiebsflächen, deren Naturverjüngungsanteil durch den konzentrierten Einschlag der stärksten und schönsten Fichten- und Tannen-Althölzer meist völlig zerstört war, wurden i. d. R. mit reinen Fichten angebaut, oft mit Wildlingen.

Die dabei angewandten Pflanzverbände sahen bei der Fichte Pflanzanzahlen bis zu 10 000 Stück/ha ( $1 \times m$ ) und bei der Kiefer Riefenpflanzungen mit 30 000 Pflanzen/ha ( $1 \times 0,3 m$ ) vor. Zwar machte man sich lokal auch um die Beimischung von Laubholz Gedanken, doch meist blieb es beim Vorsatz. Im Gegenteil, unter dem Einfluss der Reinertragslehre erfolgte noch fast weitere 30 Jahre lang eine systematische Zurückdrängung der Laubholzanteile. In unserer Region waren es neben der Buche vor allem die Kastanie. Und es sollte noch 40 Jahre dauern, bis die ersten nennenswerten Pflanzungen von Eichen im Bergwald erfolgten, ausgenommen in den Forstämtern Staufen, Badenweiler und Kandern.

Naturverjüngungsflächen der Buche aus jener Zeit verdankten ihre Existenz meist nur dem Umstand des Mangels an Pflanzmaterial.

Das Ergebnis dieser ersten Nachkriegsaufforstungen waren dementsprechend zumeist reine Fichten-Bestände.

### *Die große Buchenmast 1946*

In Teilen Süddeutschlands und in der englischen Besatzungszone gab es im Herbst 1946 eine Buchenmast, wie es sie seit 1888 nicht mehr gegeben hat. Bucheckern enthalten 18–25 % Öl. Sie waren ein Geschenk der Natur zur Versorgung der Bevölkerung in diesen Zeiten des Mangels. Ölmühlen gab es damals noch reichlich.

Bis weit in den Winter hinein war die Bevölkerung im Wald und sammelte noch mit klammen Fingern die Bucheckern aus Laub und Schnee.

### *Der Winter 1946/47*

zeigte sich in seiner ganzen Strenge. Durch den Kälteeinbruch waren Flüsse und Kanäle zugefroren. Die Binnenschifffahrt wurde unterbrochen, selbst die Reichsbahn war durch den Winter behindert. Die Kohleversorgung für Industrie und Kraftwerke brach zusammen. Während auf dem

Land die Brennholzversorgung durch den hohen Anfall von Reisholz bei den großen Kahlhieben gesichert war, kam die Versorgung der Städte durch die Transportschwierigkeiten zum Erliegen.

Zum Hunger kam der Frost.

An Erfrierungen starben allein im Februar in Berlin 90 Personen.

Der alliierte Kontrollrat ließ verlauten, dass wahrscheinlich auch im folgenden Winter 47/48 keine Kohle für den Hausbrand zur Verfügung gestellt würde.

Die Brennholzversorgung der Bevölkerung erfolgte teils direkt durch Selbstwerbung oder indirekt durch Arbeitsleistung bei den großen Aufforstungen.

Auch die Stockrodung, zumeist noch als Handrodung, kombiniert mit Sprengrodung war damals noch üblich.

In unserem Bereich war der Allerheiligster Wald Domäne der Einwohner von Kappelrodeck, um sich mit Brennholz zu versorgen. Im Frühjahr hörte man schon morgens um 4 Uhr bei völliger Dunkelheit die von Hand gezogenen „Ketschkarren“ und die bespannten Leiterwagen durch Ottenhöfen in Richtung Unterwasser rasseln. Bei den vielen Laien-Holzhauern waren Unfälle häufig.

Im Umfeld der großen Städte waren oft 200–300 Amateur-Holzhauer in einem einzigen Revier tätig. Die Aufarbeitung eines Pflichtsters im Verhältnis 1 : 3, später 1 : 2 ermöglichte die Versorgung der nicht arbeitsfähigen Kriegsinvaliden und Kriegerwitwen.

Vorrangig vor dem Bedarf für die Bevölkerung mussten allein in Südbaden für die Besatzungsmacht 220 000 Ster Brennholz zur Verfügung gestellt werden.

Pappel- und Weidenholz wurden in Bayern für monatlich 1.000 Beinprothesen benötigt, dabei waren allein in Bayern im Februar 1947 noch 15 000 Beinamputierte ohne Prothese.

Beim Holzverkauf kam es zu regelrechten Tauschgeschäften auf höchster Ebene: mit Holland Holz gegen Lebensmittel und Kautschuk und auch mit der Schweiz gab es eine sog. Wollkompensation.

### *Der Sommer 1947*

war außergewöhnlich heiß und trocken und begünstigte schon eine frühe Verpuppung des Borkenkäfers. Die Katastrophe stand unmittelbar bevor.

Im Gefolge der großen Kahlhiebe begannen endlose Himbeerteppiche zu wachsen, die gerade jetzt zur Hungerzeit willkommen waren.

In den USA wurden erste Stimmen laut gegen die Vernichtung des Deutschen Waldes.

Besonders gravierend waren die Zwangshiebe in der französischen, aber auch in der englischen Besatzungszone.



*Holztransport noch ohne Kranaufbau*

Wissenschaftliche Themen im forstlichen Bereich und Neuorientierungen in der Landespolitik begannen den Alltag wieder zu beleben. Trotzdem blieben die Fragen der Brennholzversorgung und der Ernährung zentrale Themen.

Man machte sich damals Gedanken, die heute exotisch anmuten, z. B. über:

- Die Rosskastanie als wertvoller Rohstofflieferant.
- Der Wahnussbaum zur Schließung der Fett- und Eiweißlücke.
- Adlerfarn im Dienst der Volksernährung.
- Putenhaltung im Wald.
- Pilzzucht als forstliche Nebennutzung.
- Die süße mährische Eberesche.
- Waldfeldbau in Oberschwaben.
- Heimische Gerbstoffversorgung usw.

*1948*

ist das Jahr der Währungsreform. Die Jahre zuvor waren vom wirtschaftlichen Zwang beherrscht. Lohn- und Preisstopp verschleierten den Geldüberhang und verhinderten eine Inflation. Die Zwangswirtschaft versagte in zunehmendem Maß und es entstand ein umfangreicher Schwarzmarkt



und Tauschhandel. Keine oder nur minderwertige Ware kam auf den Markt. Warenhortung wurde zum Prinzip.

Die Forstwirtschaft wurde von Umlagen und Preisdiktat bestimmt, was die wirtschaftliche Seite noch einigermaßen in Gang hielt.

Dem Mangel an Arbeitskräften versuchte die Forstwirtschaft durch Nutzholzprämien für Waldarbeiter, durch Beschaffung von Schuhen und Arbeitskleidung und durch Lebensmittel zu kompensieren. Das Forstamt wurde zum Krämerladen.

Anerkennenswerter Weise ist die Forstwirtschaft nicht dem Schwarzhandel erlegen, im Gegensatz zur Sägeindustrie, wo die Neigung zu Rund- und Schnittholzhortung und zur Einschränkung der Produktion unverkennbar waren.

Nach dem 21. Juni, dem Tag der Währungsreform, brach der Schwarzmarkt über Nacht zusammen. Der Mangel an flüssigen Mitteln zwang die Betriebe, die gehorteten Bestände auf den Markt zu bringen.

1948 begann mit einem milden Winter. Ein Warmlufteinbruch brachte im Schwarzwald Sturm- und Wasserschäden. Aber es waren nicht die einzigen Schäden: eine Schwarzwildplage begann sich auszuweiten. Die deutschen Jäger waren noch unbewaffnet und die Besatzungsmächte waren nicht in der Lage, die Wildschweine zu reduzieren. Die Schäden in der Landwirtschaft waren gewaltig.

Ein nasskalter Sommer ließ die Käfergefahr zurückgehen.

Der Einschlag von Käferholz in Baden betrug zwischen 1.4.–30.9.1948 620 000 fm. Der Schwerpunkt lag im Bodenseegebiet.

Schlimmeres brachte die internationale Holzkonferenz in Marienbad, die den Besatzungsmächten empfahl, der Waldbestand Deutschlands solle vermehrt zum Wiederaufbau Europas herangezogen werden.

Der Wert des Dollars lag 1948 zwischen 230 und 280 RM.

Nach der Währungsreform lag der Dollarpreis bei ca. 4,- DM.

Die Holzpreise lagen bei > 120 % MZ für Fi/Ta-Sth. = 60,- DM für Kl. L4 und der Stundenlohn des Waldarbeiters zwischen 0,40 und 1,- DM je nach Alter, Geschlecht und Ortsklasse.

Im Gegensatz zur „Bizone“ hielt die franz. Besatzungszone weiterhin an der Bewirtschaftung des Holzes fest und nahm damit an der überhöhten Preisentwicklung in den übrigen Westzonen nicht teil.

Im Württembergischen Landtag erfolgte ein Proteststreik gegen die Abholzung der Wälder durch die französische Besatzungsmacht. Am 27. April wies die Militärregierung darauf hin, dass diese Angelegenheit außerhalb der Zuständigkeit der deutschen Behörden liege und dem französischen Oberkommando vorbehalten sei.

Am 21.08.1948 veröffentlichte die Schweizer Zeitung „Die Tat“ die Vorgänge um die Abholzung der deutschen Wälder unter dem drastischen Titel „Verbrechen ohne Nürnberg“. An dieser Ausplünderung hätten sich

zumindest als Abnehmer schweizerische Importeure beteiligt, an einer Maßnahme, die gegen die völkerrechtlichen Bestimmungen war.

Kurze Zeit nach diesem Artikel gab General König die Zusicherung, dass die Einschläge im Schwarzwald noch in diesem Herbst eingestellt würden.

Die Zwangshiebe beliefen sich in den letzten drei Jahren

|                            |  |
|----------------------------|--|
| in der amerikanischen Zone | auf 1,3 fm Nutzholz je Hektar Waldfläche   |
| in der britischen Zone     | auf 4,4 fm Nutzholz je Hektar Waldfläche   |
| in der französischen Zone  | auf 12,3 fm Nutzholz je Hektar Waldfläche. |

Dem zum Vergleich wurden aus Frankreich in den vier Jahren Besatzungszeit der Deutschen für die Wehrmacht und für den Export 1,7 fm je ha französischer Waldfläche beansprucht.

Mit der späten Öffnung der französischen Besatzungszone für den Zuzug von heimatvertriebenen Flüchtlingen aus dem Osten kam ein Zustrom ehemaliger Forstbediensteter, der einfach zu groß war, um sie jetzt noch aufzunehmen. Ein Teil wurde in die Verwaltung eingegliedert. Viele mussten sich jedoch berufsfremd Arbeit suchen, was 1947/48 bei der hohen Arbeitslosenzahl fast unmöglich war.

### 1949

Bereits der Winter war extrem trocken und der trocken-heiße Sommer ließ dann die Borkenkäfergefahr wieder anwachsen. Diesmal kam der Kupferstecher als Sekundärschädling wieder dazu. Hauptschadensbereich war das Bodenseegebiet.

Die bisherige Größenordnung des Käferholzanfalls in Südbaden lag 1948 bei 677 000 fm, 1949 bei 172 000 fm.

Der Widerstand gegen das hochgiftige Arsen als Bekämpfungsmittel wuchs und man versuchte auf Salz auszuweichen, allerdings mit geringem Erfolg.

Unter dem Titel „Europas Fichtenwälder in Gefahr“ machte ein Film der Württembergischen Forstdirektion Tübingen unter der Regie von Dr. Wellenstein über die in der Geschichte wohl einmalige Massenvermehrung des Borkenkäfers Schlagzeilen, eine sich nie mehr wiederholende Filmleistung.

87 % der Produktion der Sägewerke in der französischen Besatzungszone und der gesamte Anfall der E- und F-Hiebe sollen 1949 weiterhin von der Besatzungsmacht in Anspruch genommen werden. Der Vorgang nennt sich Export.

Der Holzeinschlag muss, sehr zum Schaden des Waldbaus, weiterhin zu einem großen Teil ausländischen Arbeitern und Selbstwerbern überlassen bleiben.



*Die Bepflanzung der großen Kahlfleichen erfolgte überwiegend durch Frauen*

Am 7. September wird die Bundesrepublik Deutschland konstituiert. Der Graben nach Osten vertieft sich, auch forstlich. Ein halbes Jahrhundert später, 10 Jahre nach der Wiedervereinigung, wird dieser Graben immer noch bestehen, fast stärker als 1949.

Das neu verbreitete Pflanzhäckchen nach Reißinger, dem noch eine ganze Reihe mechanische Verbesserungen gelingen werden (u. a. bereits 1950 die Iltisaxt), ein neues Verschulgerät und die Fortentwicklung einer Pflanzmaschine für Vollumbruchverfahren lassen die spätere technische Welle mit Höhepunkt in den 1960ern vorausahnen.

Ende des Jahres lagen die Preise für Fi/Ta-Sth Kl.H6 bei 50,- DM, immer noch das mehr als 50-Fache eines Stundenlohnes.

### *1950*

Die Forstverwaltung ist bewegt vom Problem der großen Aufforstungen und sieht die Gefahr des Wechsels von der Buche zur Fichte.

Die Arbeitsgemeinschaft „Naturgemäße Waldwirtschaft“ und viele verantwortungsbewusste Forstleute kämpfen dagegen an. Die Problematik der Einbringung von Mischbaumarten bei Großaufforstungen war bereits bekannt, ebenso die Lösungsmöglichkeiten. Forstmeister Fischer aus Zwielfalten propagiert damals schon die Beimischung in Gruppen. Auch Thoma,

Ofm. aus Freiburg erkennt die Problematik der Einzelmischung und spricht für die kleintruppweise Mischungsform. Trotz all dieser mahnenden Stimmen bleibt es bei Einzelmischung und der Bekämpfung der Buchen.

Ein weiteres Hemmnis für die Beimischung der Tanne war die Verwendung teerhaltiger Mittel gegen Wildverbiss. Verätzungen der Gipfeltriebe bei der Tanne ließen die Pflanzen verkümmern.

Den Rest besorgte der später übliche Großzaun, der wegen der überdimensionierten Größe beim Rehwild nicht wildfrei gehalten werden konnte.

Aber allein schon die größere Vitalität der Fichte verurteilte die Tanne zum Untergang im Fichtenmeer. Jeder Versuch der Beimischung von Mischbaumarten auf Großschlagflächen endete ohne Erfolg. Am Ende bestanden die damaligen Aufforstungen der Franzosenhiebe und der Käferflächen fast aus reinen Fichten.

Mit der Zunahme des Wildstandes nach 1950 kam ein weiterer schwerwiegender Störfaktor gegen die Verjüngung der Tanne dazu.

Das Verhältnis Wild/Wald scheint aber noch unverkrampft, denn in der AFZ 1950, S. 185, werden die auch positiven Wechselwirkungen des Wildes auf den Wald erwähnt und wenig später auf S. 192 wird jeder Einfluss der Verwaltung auf die Wildstandsregulierung abgelehnt. Beides würde heute als Ketzerei betrachtet.

Trotz der jahrelangen Überhiebe tritt 1950 beim Schnittholz ein Absatzmangel ein. Grund:

Der Wiederaufbau hat noch nicht begonnen, und zwei Jahre nach der Währungsreform konnte sich noch kein Kapital bilden.

Im Herbst findet die Privatwalderhebung durch Prof. Abetz für den Bereich Südbaden ihren Abschluss. Es sollte die erste und letzte flächendeckende Vorraterhebung und Altersklassenkartierung für den Privatwald bei uns bleiben.

Die Aufforstung der Kahlflächen geht rasch voran, besonders im süddeutschen Raum.

|  |           |             |
|--|-----------|-------------|
| Die Kahlflächen betragen in der Bundesrepublik | 1949      | 351 000 ha, |
|  | 1950 noch | 287 000 ha. |

1950 erlebte die Forstwirtschaft eine zunehmende Liberalisierung des Holzhandels, eine Folge der bereits ein Jahr lang bestehenden Sozialen Marktwirtschaft.

Das forstliche Denken, das bisher das ganze Reichsgebiet umfasste, wurde immer noch großflächig auf die neue Bundesrepublik übertragen. Es wird sich erst im Laufe der Jahre auf Länder und Regionen einschränken, fast verkümmern.

Der Kurs der neuen DM war von Anfang an hoch und stabil. Die Ablösung des Soforthilfegesetzes durch das Lastenausgleichsgesetz steht unmittelbar bevor.



Ende des Jahres werden die bisherigen Umrechnungszahlen der Homa auf teilweise zwei Kommastellen verfeinert, eine Vorahnung auf den beginnenden Widersinn in der Forstverwaltung, der im kompliziertesten Lohnabrechnungssystem der Welt, in den perfektioniertesten Datenverarbeitungsprogrammen und in einer unsinnig aufwendigen Naturalbuchführung noch seine Blüten treiben wird. Mit dieser ersten, noch harmlosen, aber bereits unnötigen Neuerung wurden jahrzehntelang die noch ohne Rechenmaschine arbeitenden Förster geärgert, übrigens auch mit einer aufwendigen Reisholzberechnung, die sich im Nachhinein nach vielen, vielen Jahren als nicht notwendig erwiesen hat und kommentarlos abgeschafft wurde.

### 1951

beginnt mit einer außergewöhnlichen Belebung des Holzmarktes. Die Verlängerung des alten Preisgesetzes, das weiterhin bestehende Verbot der Versteigerung von Rundholz, Kreditrestriktionen und Geldknappheit halten die Preisentwicklung in Grenzen, während weltweit die Holzpreise um ca. 50 % gestiegen sind.

Trotzdem erhöht sich in Baden der Rohholzpreis Fi/Ta-Sth auf 125% MZ.

Im Juli kam es zwischen Forst- und Holzwirtschaftsrat zu einer Entschließung, adressiert an die zuständigen Bundesministerien, in der der Wegfall der Richt- und Normpreise als notwendig erachtet wird, um sich in Richtung auf die höheren Weltmarktpreise zu bewegen.

Bei den Kohlenzechen zeichnen sich Umstrukturierungen in der Vorrathaltung von Grubenholz ab. Der Tagesverbrauch liegt bei 10 700 fm.

Die Versorgung des Saargebietes läuft noch unter Export.

Der vertraglich festgelegte Interzonenhandel mit dem Osten realisiert sich nur schleppend.

Die Sorge um die Versorgung des Landes mit Holz bestimmt immer noch das Denken, sodass selbst empfohlen wurde, Waldhütten aus Reisholz zu bauen.

Vor allem die Bevölkerung macht sich immer noch große Sorgen um die Versorgung mit Brennholz, denn im Vorjahr waren immer noch die nur 14,4 Ztr. Kohle für den Normalhaushalt geliefert worden, die der Morgenthauptplan vorgesehen hat, wobei zusätzlich die Auslieferung gleich zu Beginn des Winters 50/51 versagt hat.

Von den 5 500 heimatvertriebenen Forstleuten im Bundesgebiet sind 1951 noch 3 300 ohne Anstellung.

Kanada öffnet für 1 000 junge Holzhauer die Grenze zur Einwanderung.

Im Betrieb beginnen sich die Pflanzmethoden je nach Wurzelform zu differenzieren:

Die bisherige Lochpflanzung wird für Flachwurzler zur Geißfußpflanzung nach Hengst oder zur Loch-Hügel-Pflanzung verfeinert, bei der Douglasie sogar zur Loch-Hügel-Loch-Pflanzung, auch hier viel Unnötiges.

Prof. Hilf entwickelt forstliche Sämaschinen, alle noch von Hand gezogen.

In München werden Pfropfanlagen als Samenplantagen eingerichtet.

In Münster wird der Bungartz Pflanzlochbohrer entwickelt.

Die Chemie beginnt mit den ungereinigten Hexa-Mitteln Streunex, Streu-Viton und Hortex zur Engerlingsbekämpfung, ebenso mit dem gereinigten, spritzfähigen Gamma-Nexen auf den forstlichen Markt zu drängen.

Bei der Borkenkäferbekämpfung setzt sich Gesarol aus der DDT-Gruppe und E 605 forte aus der E-Gruppe durch.

Die Pappel wird als Aufforstungsmöglichkeit für Großkahlfelder empfohlen. Es erfolgen europaweit umfangreiche Anbauten verschiedener Klone der kanadischen Robusta-Pappel. Der Anbau in Südbaden erfolgte bis auf 800 m Höhenlage und im Bodenseegebiet oft noch auf schweren Böden, ein sich später als verhängnisvoll erweisender Entschluss. Der Pappelanbau wird aber auch auf Bereiche außerhalb des Waldes als Weg- oder Uferbegleitung unter forstlicher Leitung ausgedehnt.

Bei uns entstanden die Windschutzanlagen im Maiwald.

Die größte Bedeutung erlangte die Pappel aber für die Auewälder entlang des Rheins. Fast zum Exzess wurde der Anbau in unserem Nachbarforstamt Bühl, wo die Pappel noch bis in die 90er-Jahre in riesigen Monokulturen angebaut wurde und zu einer großflächigen Artenverarmung führte. Ausgesprochen in diesem Gebiet siedelte sich später das Naturschutzzentrum Waldhagenich an, eine Ironie.

Mit dem verstärkten Anbau der Pappel in allen Landesteilen tritt der Kleine Pappelbock und der Pappelrindentod vermehrt an Jungpappeln auf.

Die Forstabteilung in Freiburg erhält mit Graf Wallwitz, genannt „Pappelgraf“, einen eigenen Spezialisten für den Pappelanbau.

Am 2. Mai tritt in London ein internationaler Pappel-Kongress zusammen, in dessen Gefolge Deutschland eine eigene nationale Pappel-Kommission bildet. Dem Pappelanbau zur Überwindung der Holzverknappung in Europa wurde damals eine enorme Bedeutung beigemessen. Er wird zur nationalen Aufgabe aufgewertet.

Verführer zu dieser Entwicklung waren die übertrieben hohen Erwartungen an den Zuwachs, über den noch keine verlässlichen Zahlen vorlagen, und der Preis.

Starkes Pappel-Stammholz brachte 1952 noch einen Erlös von 65,- DM/fm. Er wird 50 Jahre später auf die Hälfte absinken.

Die Arbeitsgemeinschaft für Naturnahe Waldwirtschaft tagte 1951 in Bayern.

Der Wald war damals noch als so lebenswichtig in der Bevölkerung verankert, dass selbst der damalige Bundespräsident ein persönliches Gedicht über Mischwald und Waldpflege veröffentlichte.

Wildverbiss an der Tanne wird erstmals in der Presse in scharfer Form vorgestellt und auch die Überschrift „Rotwildproblem“ erscheint erstmals.

Alles schon mal dagewesen.

Die Deutschen dürfen wieder Jagdwaffen herstellen, nur das Ziehen der Büchsenläufe muss noch im Ausland geschehen. Man rechnet außerdem mit einer Amnestie für den Besitz von bisher verborgen gehaltenen Jagdwaffen, die dann auch kam.

In der französischen Besatzungszone besteht bereits ein neues Jagdgesetz in Anlehnung an das bisherige Reichsjagdgesetz.

Die Standortskunde wird zur Manie. Ein jedes Forstamt hat seine Bodeneinschläge mit freigelegtem Wurzelwerk, als ob davon irgend etwas besser würde, es war eben gerade Mode.

Die ersten Exkursionen nach Frankreich und Italien, Schweden, die Schweiz und die USA bereichern nach Kriegsende wieder das Berufsleben, aber noch sind die Begegnungen oft unfreundlich und es ist noch nicht ratsam, nach Holland zu fahren.

Die Freiburger Forststudenten dagegen haben das deutschfreundliche Schweden entdeckt. Offiziell unter dem Namen internationaler Studentenaustausch veranstaltet, ist es in Wirklichkeit eine humanitäre Maßnahme für die halbverhungerten jungen Menschen, die hier aufgepäppelt werden und mit Waldarbeit ein paar Mark verdienen können.

Nach den Jahren 1943 und 1947 war auch 1951 ein Maikäferjahr. Im Bienwald, vor unserer Haustür, wurde eine Großflächenbekämpfung mit chemischen Mitteln durchgeführt, ausgebracht mit fahrbaren Großverstäubern. Ähnliche Bekämpfungsaktionen erfolgten in ganz Süddeutschland in den Hauptbefallgebieten mit DDT und HCH-Mitteln, deren Gefährlichkeit damals noch völlig unbekannt waren. Die Wirkung war so durchschlagend, dass erst nach fast 50 Jahren wieder Massenvermehrungen von Maikäfern auftraten.

## 1952

wird gegen den Willen des badischen Bevölkerungsteils der „Südweststaat“, das Land Baden-Württemberg gegründet.

Die Forstabteilung in Freiburg wurde zur Forstdirektion Südbaden; die von den Besatzungsmächten geschaffenen Abgrenzungen galten größtenteils weiter.

Die vier Forstdirektionen, im neuen Bundesland zunächst als vorübergehend geplant, erwiesen sich als äußerst zählebig.



*Noch erfolgt der Erdtransport beim Waldwegebau auf der Lore*

Die Zeit geht weiter. Man befasst sich bereits mit einem künftigen Lochkarteneinsatz in der Forstwirtschaft, geplant in einem Umfang, wie er erst vierzig Jahre später mit EDV Wirklichkeit wird. Federführend ist Hessen.

Auch der erste Hubschraubereinsatz bei der Schädlingsbekämpfung in Bayern und Hessen liegt bereits hinter uns.

Man geht auch anderweitig in die Luft: Im Zuge der Forsteinrichtung werden die Forstämter im geplanten Intervall von 10 Jahren zur Luftbildaufnahme befliegen, ein heute unschätzbare Bildbestand, der die gesamte Nachkriegsentwicklung des Landes mit all ihren Leistungen und Sünden dokumentiert.

Hengst propagiert die Schlitz-Hackpflanzung, eine Art Schrägpflanzung und die Sattelpflanzung, eine Art Loch-Hügelpflanzung.

Das in der Schweiz entwickelte Baumvelo, wie es heute noch unverändert in Gebrauch ist, kommt auf den Markt.

Nach der Drahtose findet die Drahtspirale als Fegeschutz Verwendung.

Prof Dr. Zwölfer aus München spricht mahnende Worte über den großflächigen Gifteinsatz, die dabei verursachte Zerstörung des Gleichgewichts in der Natur und die Verarmung der Artenvielfalt.



Er wurde in diesen frühen Jahren noch nicht gehört, denn die Verlockung der Wirksamkeit der neuen Gifte war zu groß, im Gegenteil, die Welle der Wuchsstoffhormone wird noch auf uns zukommen.

Die Forderungen des Deutschen Forstwirtschaftsrates lauten zu dieser Zeit:

Freiheit am Holzmarkt, Berücksichtigung von Sonderverhältnissen bei der Besteuerung und Ertragssteigerung als zentrales Ziel, dem sich alle Maßnahmen der Gesetzgebung und Organisation unterzuordnen haben, meilenweit entfernt von Dr. Zwölfer.

Im April findet auf Initiative der Schutzgemeinschaft Deutscher Wald erstmals der Tag des Waldes statt, ein Versuch, die Verbindung zu Politik und Bevölkerung zu erhalten.

Im September wird der Deutsche Forstverein neu gegründet.

Die Arbeitsgemeinschaft für Naturnahe Waldwirtschaft tagte 1951 in Bayern.

Ein- und Ausfuhrbestimmungen für Holz werden liberalisiert. Selbst „Holz für Gehstöcke, Schirme, Peitschen, Werkzeuge und Rührstöcke“ sind jetzt auf der Freiliste und dürfen ab sofort importiert werden.

1952 werden in Südbaden, besonders im Raum Meßkirch nördlich des Bodensees die letzten Reste der großen Borkenkäferkalamität mit Fangbäumen und sehr sorgfältiger Begiftung beseitigt.

Im Rückblick war die erfolgreiche Bekämpfung des Borkenkäfers eine große Leistung, nur vergleichbar mit der ein halbes Jahrhundert später erfolgten Beseitigung der Schäden des Orkans Lothar.

Die Brennholzknappheit zeigt immer noch ihre Nachwirkungen. Unter dem Namen „Scheibholz“ wird in Oberschwaben Fichte-Stockholz mit der schweren Zweimann-Motorsäge nachgeschnitten und zum Preis von 22,- DM/rm verkauft.

Der Preis für Fi/Ta-Sth. Kl. B liegt zum Jahresende in Südbaden bei 215 % MZ.

Die Begriffe Sozialkosten (damals 20 %) und Weihnachtsgratifikation tauchen erstmals auf.

1952 war ein Jahr, in dem die Forstwirtschaft erstmals seit Kriegsbeginn wieder zum Normalbetrieb zurückkehrte. Gehauen wurde streng nach Hiebsplan und ganz im Sinne des Waldbaus und der Waldpflege. Käuferwünsche mussten dabei nicht berücksichtigt werden, denn der Holzbedarf war groß. Man begann im Herbst mit Schwachholzhieben, wobei der Anfall von Tannen-Zierreisig auf Allerheiligen und auf Weihnachten berücksichtigt wurde.

Der Erlös aus dem Tannenreisig deckte bei vielen Hieben die Kosten für die Aufarbeitung des ganzen Hiebes.

Das Holz wurde bis zur Derbholzgrenze aufgearbeitet. Alles Nadelholz mit Ausnahme des Brennholzes wurde entrindet.

Den Durchforstungen folgten die Hiebe mit Laubstammholz, anschließend bis Mitte März folgten die Hiebe mit Kiefer-Stammholz zur Verhinderung des Bläuepilzes. Die Holzhauerei musste bis Ende März abgeschlossen sein, denn die Holzhauer arbeiteten den Sommer über wieder auf ihrer Landwirtschaft. Nur im Schwarzwald wurde im Sommer Holz gehauen. Es folgten dann die Brennholzverkäufe und Schlagraumversteigerungen, wobei der Aufarbeitungstermin auf spätestens Mitte April gesetzt wurde, damit die Kahlflächen im selben Frühjahr noch bepflanzt werden konnten. Herbstpflanzungen wurden 1952 noch nicht praktiziert. Mit Fangrinden (auch begifteten) wurde dann der Rüsselkäfer bekämpft. Unmittelbar darauf wurde „verpfählt“, d. h. um die frisch gepflanzten Lärchen und Douglasien wurden je drei fein gespaltene kurze Eiche- oder Kastanienpfähle gegen Fegeschäden durch den Rehbock eingeschlagen. Zwar waren bereits Spiralen und Drahtkörbe bekannt, diese uralte Methode des Einzelschutzes hielt sich jedoch noch ein paar Jahre. Es folgte dann der Zaunbau und unmittelbar darauf beginnend Anfang Juni die „Reinigung“, also das Freischneiden der Pflanzen aus Brombeere, Gras und Farn.

Im September wurden dann die Gipfeltriebe von Tannen und Forlen gegen Wildverbiss mit einem selbst hergestellten „Hausmittel“ oder mit gekauften, zumeist teerhaltigen Mitteln bestrichen. Außerhalb des Schwarzwaldes mussten auch die Fichten gegen Verbiss geschützt werden. Die Sommerarbeiten wurden fast ausschließlich von Frauen durchgeführt, mit Ausnahme des Verpfählens, des Zaunbaus und des Hackens der Pflanzlöcher.

Für die Wegunterhaltung war der „Waldstraßenwart“ zuständig. Fast jedes Revier hatte zumindest einen davon. Kulturwarte gab es noch selten.

Den Auftakt für die Holzhiebe im folgenden Forstwirtschaftsjahr bildete dann im September die Stücklohnvereinbarung zwischen den einzelnen Haumeistern und dem Waldbesitzer.

Zumeist vereinbarten Forstmeister und Förster einerseits und der Haumeister auf der anderen Seite die Stücklöhne für jeden einzelnen Hieb des gesamten Forstwirtschaftsjahres. Die Aufarbeitungskosten und die Kosten für die Bringung wurden in Mark und Pfennig festgelegt. Nach spätestens zwei Stunden war man sich einig und begoss den wichtigen Akt mit einem Glas Bier. Jahre später sollte diese Arbeit durch akribische Grundlagenerhebung für den HET (Holzerntetarif) und den EST (Erweiterter Sortentarif) einen Großteil der Arbeitszeit der Förster beanspruchen.

Das „Holzschleifen“, also die Stammholzbringung an die fahrbare Waldstraße übernahm zumeist ein Landwirt, der mit Pferd oder Schlepper als Unternehmer auftrat. Diese Arbeiten wurden öffentlich ausgeschrieben. Das neue Forstwirtschaftsjahr konnte beginnen, und es lief nun mit steten kleinen Veränderungen, teils Verbesserungen dem Grunde nach in den

nächsten 20 Jahren gleich ab, eine für die Forstwirtschaft erfolgreiche Zeit mit festen Formen und gutem Gewinn.

Am Tag des Baumes wurden bei 4 500 Pflanzfeiern mehr als 200 000 Bäume gepflanzt.

1953

fallen die Arbeitslosenzahlen in den Westzonen erstmals vorübergehend unter die Millionengrenze.

Die Zahl der Beschäftigten hatte innerhalb eines Jahres um 600 000 zugenommen.

Das neue Bundesjagdgesetz vom vergangenen Herbst gibt den Ländern die Möglichkeit, den Jagdausübungsberechtigten zu zwingen, den Wildschaden auch im Wald zu ersetzen. Außerdem besteht die Pflicht, den Abschussplan bei Schalenwild zu erfüllen (§ 21).

Aus dem Ruhrgebiet werden großflächige „Rauchschäden“ an der Fichte gemeldet, eine kleine Vorwarnung für die spätere Katastrophe des Waldsterbens. Schon damals wurde Schwefel als Übeltäter festgestellt.

Die tragbare Motorsense „Wiesel“ kommt auf den Markt, ist jedoch mit 580,- DM Anschaffungskosten sehr teuer.

In der Rheinebene Nordbadens kommen landw. Motormäher der Fa. Gutbrod mit Messerbalken zum Einsatz.

Die neue Freistellungssense nach Oberförster Schüler verbreitet sich bundesweit. Sie wird von der Firma John, Sensenfabrik in Achern hergestellt.

Torf- und Spantöpfe sollen die Pflanzung auf schwierigen Standorten sichern und erleichtern.

Bei der Holzhauerei beginnt sich die Hobelzahnsäge langsam durchzusetzen.

Beim Waldwegebau werden in Baden-Baden Beton- und andernorts Schwarzdecken auf vielbefahrenen Waldstraßen gebaut und wohl auch ein wenig schöngerechnet.

Erste mechanische Grabenreiniger und eine Art „Wegehobel“, dem Vorläufer des späteren „Schwarzwaldgeräts“ weisen aber bereits jetzt in eine andere Richtung, so dass die mechanisch unterhaltene sand-wasser-gebundene Waldstraße am Ende siegen wird, vorläufig wird sie jedoch noch 10–15 Jahre lang von Hand unterhalten.

Noch werden die Wegneubauten mit Hacke, Schaufel und Bodentransport auf der Lore gebaut, aber die erste Schieberaupe ist bereits im Einsatz.

Was die Schieberaupe beim Wegebau, ist der Holder-Einachsschlepper in der Pflanzschule, auch hier beginnt die bei den kleinen Flächen begrenzte Mechanisierung.

Der VW erhält ein synchronisiertes Getriebe und zwei Stopplichter, dies nur zum allgemeinen Stand der Technik.

In der Literatur erscheinen erstmals sog. Wuchsstoffe, unter ihnen Auxine und die fälschlicherweise bezeichneten Herbizide, die zunächst aus der Phenoxyessigsäure abgeleitet wurden, eine US-amerikanische Entwicklung. Sie wird uns zehn Jahre später in einer Welle der chemischen Euphorie unter großen Kosten auf die abartigsten Wege führen.

Erste praktische Anwendungen mit NaTA zur chemischen Unkrautbekämpfung laufen bereits jetzt.

Auf dem Holzmarkt beginnt beim Faserholz erstmals ein Überangebot aufzutreten, etwas bisher Unbekanntes.

Am 8. Mai wurde das Versteigerungsverbot für Brennholz aufgehoben, nachdem bereits im vergangenen Herbst die Preise für Stammholz freigegeben wurden. Damit fällt im Forst der letzte Rest der Planwirtschaft.

Jugendwaldheim, Waldgesinnung, Schulwald, Naturnähe der Kunst und der Wald in der deutschen Dichtung lassen den Wald in der Fachpresse ein wenig aus Beruf und Pflicht wandern.

H. Rupf, der spätere Chef der Südwürttemberger Forstverwaltung bringt einen Leitfaden für den Unterricht an Waldbauernschulen und Landwirtschaftsschulen heraus mit dem Untertitel „Wenn der Wald stirbt, stirbt das Volk“.

Zwar liegt die ganze Palette der Kunststoffe, die in Zukunft dem Rohstoff Holz Konkurrenz machen, noch vor uns, aber in den USA werden bereits Abfälle aus Zuckerrohr zu Zeitungspapier verarbeitet.

Unter Leitung von Prof. Dr. Kirwald, einem Experten für die natürliche Verbauung von Wildbächen, werden die durch Hochwasser am Seebächle auf Gemarkung Seebach im Bereich des Lenderswald entstandenen Schäden beseitigt. Die Verbauung erfolgte unter Verwendung von Natursteinen, Schwellen und Beton so geschickt, dass der künstliche Eingriff sich völlig der Landschaft angepasst hat. Prof. Kirwald war Heimatvertriebener aus dem Gebiet der Sudeten.

Die allgemeine Forstpolitik in Südbaden verspricht sich weiterhin durch den Anbau von Douglasie, Pappel und Roteiche und durch die Aufforstung von Weidbergen und Grenzertragsböden eine verstärkte Holzproduktion und damit eine gewaltige Ertragssteigerung zu erreichen. Fünfzig Jahre später liegt die Forstwirtschaft durch ein Überangebot an Holz und schlechte Holzpreise am Boden.

Nicht die Masse, der Preis war der entscheidende Faktor für den Ertrag. Masse und Holzimporte hatten den Preis zerstört.

Erst die Holzexporte der letzten Jahre nach Italien, Frankreich und in die USA brachten einen Umschwung.

Trotz der verstärkten Entwicklung hin zur Mechanisierung, zu Chemie und Zuwachssteigerung behält die naturnahe Waldwirtschaft eine breite Basis im Land.



Der Holzpreis liegt bei Fi/Ta-Sth. im Oktober bei 168 % MZ. Er hatte sich gegen Ende des Wirtschaftsjahres unter dem Einfluss der verstärkten Bautätigkeit leicht erholt.

Große Bedeutung wird in diesen Jahren der Roten Waldameise im Dienste der Waldhygiene beigemessen. Es finden sehr weit verbreitete Bemühungen zu Schutz und Vermehrung der Kolonien statt. Was gute Absicht war, wirkte sich für die Ameisen jedoch verheerend aus.

Die Vermehrungsversuche waren zumindest in unserem Bereich nicht nur erfolglos, sondern durch die Entnahme von Material auch für die alten Nester meist tödlich. Trotzdem dauerte dieser Misserfolg unter wissenschaftlicher Leitung noch weitere 15 Jahre an. Von ehemals etwa 30 großen und stolzen Ameisenhaufen entlang der Blöchereckstraße bei Ottenhöfen leben seit 25 Jahren nur noch drei.

1954

Noch geht der Förster sommers in kurzen Lederhosen und Baschlikmütze in den Wald, winters in Stiefelhosen, Wickelgamaschen oder auch mal in Keilhosen, die von den Gebirgsjägern übernommen waren, alles Utensilien, die man heute nicht mehr kennt, auch nicht mehr den A-Rock mit Hirschfänger als Teil des großen Dienstanzugs.

Noch waren alle Förster fast gleich eingestuft. Zwietracht säende Beförderungen und Funktionsstellen waren unbekannt. Kameradschaft als Schutzbündnis gegen jede Richtung war die Regel mit wenigen Ausnahmen.

Förster heirateten damals noch voller Stolz in Uniform.

Heimatfilme um Jäger und Förster haben ihre große Zeit. Der Förster steht in Ansehen und Berufswunsch an erster Stelle.

Noch wurde gesungen, gefeiert und getrunken. Alle waren gleich arm, oder besser gesagt, gleich reich.

Typisch für diese Zeit war das freundschaftliche, fast kollegiale Verhältnis der Forstbeamten zu Polizei und Zoll.

Wald und Wasser wurden bereits 1954 vor allem für die Ballungs- und Industriezentren zum öffentlichen Thema. Obwohl Flüsse, Bäche und Seen noch kristallklar waren, wurde schon damals der Schutz des Grundwassers als vordringlich bezeichnet.

Auf der ökologischen Seite hatte der Vogelschutz eine breite Basis im Forst gefunden.

Die Ausbringung, Unterhaltung, Pflege und Kontrolle erfolgte flächendeckend im gesamten öffentlichen Wald. Das Nistkasten-Kontrollbuch wurde einheitlich eingeführt und gibt seither ohne Unterbrechung genaue Erfolgszahlen, nur leicht getrübt von den Verlusten durch Marderschutzvorrichtungen aus Draht.

Reißinger entwickelt die Winkelpflanzung, eine in jeder Hinsicht revolutionäre Pflanzmethode mit enormer Einsparwirkung. Sie kommt, wie fast alle bedeutenden Entwicklungen der Nachkriegszeit, aus der Praxis.

Aber auch in allen anderen Bereichen der Waldarbeit bahnen sich räumlich begrenzt Verbesserungen an, deren Umsetzung noch Jahre dauern wird, vor allem bei der mechanischen Wegunterhaltung.

Der Stücklohn beginnt sich über den Bereich der Holzhauerei hinaus bei den Kulturarbeiten zu etablieren, eine Erscheinung, die die Löhne der Waldarbeit gegenüber den Bau- und Industrielöhnen konkurrenzfähig hält.

Immer noch sind Pflanzverbände von  $1,2 \times 1,2$  m und damit Pflanzanzahlen von rd. 7000/ha üblich.

Der Pappelanbau erlebt entlang dem Rhein seinen Höhepunkt.

Im Forstamt Kenzingen erfolgt im Auewald Vollumbruchverfahren mit anschließend landwirtschaftlichem Zwischenanbau von Mais. Der Vollumbruch geschieht mit Planierdrauen, wobei ehemalige Altrheinarme verfüllt werden, eine Sünde gegen die Natur, der man sich damals nicht bewusst war, direkt neben dem Taubergießen.

Man war sich dieser Sünden damals nicht nur nicht bewusst, im Gegenteil, das Verfahren wurde als Pioniertat gewertet. Man war voller Optimismus für das technisch Machbare.

Im folgenden Jahr wurden dann auf dem abgeernteten Maisacker in schnurgeraden Reihen Pappeln gepflanzt, Reihenabstand 2,5 m.

Im Spessart brachte eine einzige Furniereiche den stolzen Erlös von 19448,- DM, was einem Erlös von ca. 1200,- DM/fm entspricht. Aber auch dieser sensationelle Preis konnte in unserem Bereich der Eiche keinen Platz verschaffen. Nur der damals in der Forstdirektion Südbaden als Leiter amtierende Oberlandforstmeister Leonhard, ein gebildeter und weitgeister Mann reservierte große Teile des öffentlichen Waldes im Markgräfler Land der Eiche. In allen anderen Teilen der FD wurde weiter auf die kurzfristiger umgetriebenen, schnellwüchsigen und rentableren Nadelholzbestände gesetzt, im Flußauwald auf die Pappel und auf Buntlaubholz-mischungen, auf den trockenen Standorten der Flussauen auf die schnellwüchsige Roteiche.

Schweden, dessen Forstbetriebe sich bei den großflächigen Eigentumsverhältnissen seiner Wälder rasant fortentwickelten, wurde auf technischem Gebiet immer mehr zum Vorbild der deutschen Forstwirtschaft.

Bereits jetzt waren dort Einmannmotorsägen und die maschinelle Entrindung von Faserholz eingeführt.

Die Einmannmotorsäge wurde bei uns erst 1957 Standard, die maschinelle Entrindung 30 Jahre später.

1954 propagiert Dr. Wellenstein das neue Wildverbiss- und Schäl-schutzmittel „RS 10“, was als Verbisschutz bei Laubholz gerade noch gangbar war. In der dichten Benadelung eines Tannentriebes jedoch blieb

so viel Mittel hängen, dass Verätzungen der Triebe nicht zu vermeiden waren. Die Anwendung von RS 10 bedeutete in den Folgejahren den Tod von ungezählten Tannen, die als geschädigte Einzelpflanzen im Fichtenmeer ertranken.

Gegen den Schluss des Forstwirtschaftsjahres hatten die Holzpreise stark angezogen. Die Forstwirtschaft hatte wenig Verkaufssorgen, ausgenommen beim Buche-Faserholz, wo sich bereits Kartellbildung anbahnte und beim durch Importe überbevorrateten Grubenholz.

In Südbaden wurden im September für Fi/Ta-Stammholz 236 % MZ Erlöst. Der Stundenlohn des Waldarbeiters lag noch etwas unter 2,- DM, also fast um 100 % höher als 1948. Der Preisschub im Zusammenhang mit dem Koreakrieg hatte seine Spuren hinterlassen.

### *Zusammenfassung*

1945–1954 waren schwere, aber auch glückliche Jahre für die Forstwirtschaft.

Zu den großen Aufgaben dieser Zeit zählte der Neuaufbau der Verwaltung in den Wirren eines verlorenen Krieges, die Versorgung der Bevölkerung mit Brennholz zu Zeiten kältester Winter und mit unzureichenden Transportmitteln, die Abwicklung der Zwangshiebe der Besatzungsmächte, die Bekämpfung einer noch nie dagewesenen Borkenkäferkalamität und die Aufforstung von bundesweit fast einer halben Million Hektar Kahlflächen aus den Besatzungs- und Käferhieben.

Gute Holzpreise bei geringen Lohnkosten ermöglichten nach der Währungsreform finanziell unabhängiges Handeln und ein wachsender Holzbedarf sicherte den Absatz auf lange Sicht.

Holz als Rohstoff war damals überlebenswichtig.

Vor allem in technischer Hinsicht wurden viele Ansätze für die späteren positiven Entwicklungen gelegt, aber auch auf dem Gebiet des Waldbaus und des Naturschutzes gab es Strömungen und die Realisierung von Projekten, die sogar dem heutigen Denken von Naturschutz und Waldbau vorausseilen.

Vieles aus dem damaligen Handeln konnte erst mit dem Abstand der Zeit als richtig oder falsch beurteilt werden, ein Aspekt, der uns auch das Heute überdenken lässt.

Wirtschaftlich ging es ab 1949 bergauf. Die Ansprüche der Bevölkerung waren nach all den Jahren der Entbehrung gering und irgendwann so etwa 1954 konnte sich der Forstanwärter ein kleines Motorrad kaufen und der Förster seinen ersten VW.

Für die Bilanzen der Staatsforstbetriebe waren es Zeiten des Überflusses, die dem Finanzminister jährlich viele Millionen Mark brachten.

Man sparte, aber man musste nicht sparen. Viel später war es umgekehrt: man hätte sparen müssen, aber man sparte nicht. Die Zeitströmung tendierte damals pro Forst und Jagd, und ein gewisses geschichtliches Gut haben aus Großherzogs Zeiten sicherte den politischen Einfluss.

Baden-Württemberg hatte sich sogar eine Repräsentationsjagd auf dem Kaltenbronn erlaubt, in der politische Persönlichkeiten wie Eugen Gerstenmaier, der damalige Bundestagspräsident, und der Schah von Persien zur Jagd geladen waren.

Vergangene Zeiten.

#### *Ergänzende Quellen*

Allgemeine Forstzeitschrift Jahrgänge 1946–1955. – Der Autor begann seine Ausbildung zum gehobenen Forstdienst im Jahr 1952. Nach der damals noch achtjährigen Ausbildungszeit, die quer durch die Wälder Südbadens führte, war er kurzfristig zur Dienstvertretung am Hochrhein und ein Jahr lang als Ausbilder an der damaligen Waldarbeiterschule Höllhof (Gengenbach) tätig. Von 1961 bis 1981 arbeitete er als Förster in den Revieren Allerheiligen und Seebach, mit Sonderfunktionen auf dem Gebiet der Waldarbeit und der Ausbildung. 1981 erfolgte die Berufung zum Büroleiter beim Staatlichen Forstamt Ottenhöfen. Nach dessen Auflösung ging er im Jahr 1999 in den Ruhestand.



## Die großen Holzhiebe der französischen Besatzungsmacht im Bereich des Staatlichen Forstamtes Ottenhöfen 1946 bis 1948

*Wolfgang Stengele*

Ich erinnere mich aus der Kindheit noch sehr gut an jene gewaltigen Kahlhiebe der Nachkriegszeit, die „Franzosenhiebe“, an die fremden Holzhauer im Land, an die anschließende Borkenkäferkatastrophe, aber auch daran, dass auf diesen Flächen später Himbeeren in riesigen Mengen wuchsen. Fast 50 Jahre danach sollte ich einen sauber geordneten Bund badischer Akten vor mir auf dem Schreibtisch finden, der den ganzen Vorgang peinlich genau festgehalten hat.

Daraus war auszugsweise zu entnehmen:

„Zur Behebung der Kriegsschäden in Frankreich und als Ausgleich der hohen Einschläge der deutschen Verwaltung während der Besetzung Frankreichs kauft Frankreich als Ausgleich 6 Millionen Festmeter Derbholz stehend im Wald.“ Davon entfallen 1946/47 bei den F-Hieben:

|                             |                     |
|-----------------------------|---------------------|
| a) auf das Land Baden       | 2 000 000 Fm        |
| b) auf das Land Württemberg | 2 000 000 Fm        |
| c) auf die Pfalz            | 600 000 Fm          |
| d) auf das Rheinland        | <u>1 400 000 Fm</u> |
|                             | 6 000 000 Fm        |

Dieselbe Masse musste 1947/48 bei den E-Hieben gehauen werden, insgesamt also 12 Millionen Fm im Bereich der französischen Besatzungszone. Zum Verhandlungspartner wurde die Staatsforstverwaltung bestimmt. Die Modalitäten wurden am 11. Mai 1946 bei einer Sitzung unter Leitungen der französischen Militärregierung des französischen Generals Noel in Baden-Baden, dem damaligen Sitz, festgelegt. Mit dem Recht des Siegers wurden diese Zwangshiebe festgelegt. An der Nutzung der Wälder in der französischen Besatzungszone beteiligten sich auch die Schweiz, in geringerem Umfang Holland und Italien.

Dem Forstamt Ottenhöfen wurde ein Einschlag von 20 000 Fm diktiert, worin eine bereits angeordnete 40-%ige Umlagerhöhung enthalten war. Der Einschlag erfolgte zusätzlich zum Normaleinschlag.

Bereits im Juni 1946 erfolgten Bestandsmessungen in 2-cm-Klassen, die im August abgeschlossen sein mussten. Erste Besichtigungen der Bestände durch die künftigen Käufer ergaben eine Korrektur der Einschlags-

planung, da diese nur schöne, starke Fichten/Tannen-Althölzer akzeptierten. Am 4.10.1946 berichtet das Forstamt Ottenhöfen an die Forstabteilung, dass die „Käuferfirma“ die Massenberechnung des Forstamtes mit einer Differenz von 2000 Fm nicht anerkenne.

Es war nicht gestattet, dass deutsche Holzhauer, Rücker oder Fuhrleute am Einschlag und somit am Verdienst beteiligt wurden.

Im Bereich des Landes Baden durfte nur Nadelholz eingeschlagen werden.

Die Bestandsaufnahmeblätter mussten bei Einschlag durch die Franzosen mit einem F, durch Holländer mit einem H bezeichnet werden.

Da allem Anschein nach von deutscher Seite aus keine sichere Kontrolle über die „Käufer“ bestand, durften nur noch Firmen mit der entsprechenden Legitimation der Besatzungsmacht einschlagen.

Die gesamte erste Lieferung sollte bis zum 1. Januar 1948 abgeschlossen sein.

Am 23.11.1946 meldet der Forstbeamte Oberle von der Gemeinde Sasbachwalden, dass die Franzosen im Gemeindewald Sasbach Abt. I.4 mit 9 Mann mit dem Einschlag begonnen haben.

Die Kaufpreise wurden je nach Durchmesser zwischen 8,- und 24,50 RM/Fm bestimmt. Man muss aber bedenken, dass das alte Geld, die Reichsmark, keinen großen Wert mehr hatte. Es gab auch nichts mehr zu kaufen. Ein Ei kostete damals mehr als 1,- RM, wenn es überhaupt welche gab.

Zum Einschlag waren zunächst gemeldet und bis November 1947 gehauen:

|                        |          |                 |
|------------------------|----------|-----------------|
| Gemeinde Sasbachried   | Abt. I.3 | 2 230 Fm        |
| Gemeinde Sasbach       | Abt. I.4 | 4 140 Fm        |
| Gemeinde Sasbachwalden | Abt. I.1 | 4 020 Fm        |
| Gemeinde Sasbachwalden | Abt. I.4 | 1 220 Fm        |
| Gemeinde Sasbachwalden | Abt. I.5 | 1 780 Fm        |
| Staatswald             | I.50     | 2 180 Fm        |
| Staatswald             | I.46     | 1 680 Fm        |
| Staatswald             | I.54     | 220 Fm          |
| Staatswald             | I.25     | <u>2 630 Fm</u> |

20 100 Fm

zusätzlich zum Normalhieb

Bereits am 12.2.1947 meldet das Badische Finanzministerium, dass zusätzlich 150 000 Fm eingeschlagen werden müssen, da die Militärregierung eine Reihe Exportverträge abgeschlossen habe, insbesondere mit Schweizer Firmen. Vor allem die Forstämter am Bodensee und im Südschwarzwald waren betroffen. Die nördlichsten Auflagen betrafen Peterstal-Oberkirch mit zusätzlich 8 000 Fm. Ottenhöfen war gerade noch verschont.

Schon jetzt, am 12.2.1947, wird auf die Borkenkäfergefahr hingewiesen, die im Anschluss an die Besetzungshiebe noch zur großen Katastrophe werden sollte.

Für den Bereich des Forstamtes Ottenhöfen war die französische Firma Trentesaux aus Paris bestimmt, die im Hundsbach im Gasthaus Löwen ein Büro unterhielt.

Illegale Brennholzhiebe der Firma, die auf den Schwarzmarkt kamen, erschwerten die Beziehungen zur „Käuferfirma“, ebenso die Tatsache, dass die Firma die Massenermittlungen nicht anerkennen wollte, vor allem nicht die Höhenmessung bis zur Gipfelknospe.

Am 27. März 1947 informiert die Forstabteilung das Badische Finanzministerium, dass im badischen Teil der französischen Besatzungszone weitere 2 000 000 Fm Holz geliefert werden müssen. Das Forstamt Ottenhöfen wurde wiederum mit 20 000 Fm Nadelholz belastet, wobei nun 5000 Fm Faserholz dabei sein durften. Mit der Aufarbeitung des Faserholzes musste sofort begonnen werden. Diese zweite Lieferung läuft nun unter dem Namen E-Hiebe.

Die Waldbesitzer klagten über völlig zerstörte Naturverjüngungen, ausgefahrene Wege und Schäden am verbleibenden angrenzenden Bestand, unerlaubte Brennholzhiebe, „irrtümliche“ Holzhiebe an Waldorten, die nicht vorgesehen waren. In Abt. I.3 des Gemeindewaldes Sasbachried lag unentrindetes Stammholz, das im Herbst 1946 gehauen wurde, „in stärkstem Maß vom Borkenkäfer befallen“, im Juni 1947 immer noch im Wald. Auch das Reisholz, das nicht Gegenstand des Zwangsverkaufs war und von der Bevölkerung dringend als Brennholz benötigt wurde, war von der französischen Einschlagsfirma illegal verkauft worden. Die Gemeinde Sasbach schreibt am 13.6.1947, dass allein 140 Ster Reisprügel „verschoben“ wurden, und schickt eine Liste von Sasbacher Einwohnern, die aus Abt. I.4 von französischen Arbeitern Holz gegen Schnaps erhielten.

Die Forstverwaltung, die von der französischen Besatzung als alleiniger Verhandlungspartner bestimmt war, versuchte die Lasten so gerecht wie möglich zu verteilen, wurde jedoch trotzdem vom Landratsamt Bühl gebeten, den Gemeindebesitz doch mehr auf Kosten des Staatswaldes zu schonen. Am 20. März 1947 wird eine Borkenkäferkalamität großen Ausmaßes, besonders in den Staatswaldungen des Landes, gemeldet.

Am 18.7.1947 untersagt das Badische Finanzministerium den Forstämtern, mit „französischen, schweizerischen, holländischen oder italienischen Firmen“ Sonderabmachungen oder gar Verträge abzuschließen.

An den E-Hieben 1948 beteiligen sich zunehmend Firmen aus der Schweiz, die die Gunst der Stunde nutzen und vor allem im Grenzraum am Bodensee mit eigenen Arbeitskräften große Kahlhiebe durchführen bzw. das Holz aufgearbeitet von den Franzosen kaufen.

Am 29.7.1947 wird die Sprache schon deutlicher: Unter Nr. 8866/F berichtet das Badische Finanzministerium: „Nach einem ausdrücklichen Befehl der Militärregierung muss ... auch der Kleinprivatwald voll und ganz zu den Holzlieferungen herangezogen werden, die der Badische Wald als Folge des verlorenen Krieges zu tragen hat“ ...

Bis zu diesem Zeitpunkt war eine Belastung geplant von

|                 |               |                         |
|-----------------|---------------|-------------------------|
| Staatswald      | 22 Fm/ha bzw. | 14,5 % der Ndh.-Vorräte |
| Gemeinden       | 12 Fm/ha bzw. | 9,3 % der Ndh.-Vorräte  |
| Großprivatwald  | 16 Fm/ha bzw. | 11,0 % der Ndh.-Vorräte |
| Kleinprivatwald | 2 Fm/ha bzw.  | 2,0 % der Ndh.-Vorräte  |

In unserem Bereich konnte sich die Forstverwaltung schützend vor den Kleinprivatwald stellen.

Am 4.8.1947 meldet das Forstamt der Forstabteilung Freiburg die Vorlage der Bestandszettel für die Faserholzhiebe:

|                     |                  |                 |
|---------------------|------------------|-----------------|
| Staatswald          | I.34, 65, 66, 78 | 932 Fm          |
| Staatswald          | I.77             | 2 038 Fm        |
| Staatswald          | I.2              | 333 Fm          |
| Waldgen. Seebach    | I.7, 8           | 1 261 Fm        |
| Waldgen. Ottenhöfen | III.3, I.5       | <u>1 227 Fm</u> |
|                     |                  | 5 791 Fm        |

Bestände in Sasbach I.5 und Staatswald I.16/17 wurden wegen der Steillage nicht anerkannt.

Am 26.8.1947 wurden die E-Hiebe zurückgestellt, um vordringlich Hiebe zur Borkenkäferbekämpfung durchzuführen.

|   |            |
|---|------------|
| Der Käfersondereinschlag Schweiz betrug landesweit      | 93 000 Fm  |
| Der Käfersondereinschlag Italien betrug landesweit      | 28 000 Fm  |
| Der Käfersondereinschlag Holland betrug landesweit      | 100 000 Fm |
| dazu kam der Sondereinschlag Schweiz (Wollkompensation) | 60 000 Fm  |

Selbst die Stadt Schaffhausen hat noch 1500 Ster Brennholz bezogen. Hinzu kamen E-Hiebe für die Schweiz in Höhe von 244 700 Fm. Wer wem etwas bezahlt hat und wofür, ließe sich hier nur vordergründig darstellen.

400 000 Fm Holz waren allein in dieser Aktenbemerkung Nr. 10644/F des Finanzministeriums vom 16.9.1947 für die Schweiz bestimmt. Die Forstverwaltung musste im Gebiet der Schweizer Exploitationshiebe die



Abwanderung ihrer eigenen Holzhauer befürchten, die dringend für die Käferbekämpfung benötigt wurden. Man versuchte deshalb durch die Versorgung der Waldarbeiter mit Schuhen, Wäsche und Kleidung einen Ausgleich zu schaffen; im Übrigen war die Beschäftigung deutscher Waldarbeiter bei Schweizer Unternehmen durch die Militärregierung verboten. Zusätzlich war den Schweizer Arbeitern jeder Handel mit den deutschen Kollegen verboten.

Schwierige Zeiten hatten auch die Förster in dem Durcheinander erlebt. Mangelnde Kompetenz, Sprachschwierigkeiten, Schwarzhandel und die Not der Nachkriegszeit erschwerten die Arbeit.

Mitte 1948 waren die Waldstraßen in einem völlig desolaten Zustand. Dafür besserte sich das Verhältnis zur Besatzungsmacht: Deutsche Arbeiter durften für französische Firmen arbeiten. Ab Oktober 1948 ist die Firma Cedar, Paris, mit Büro in Baiersbronn hier aktiv, hauptsächlich in Abt. I.7, 8 Waldgenossenschaft Seebach.

Aufgrund der Klagen und Ersatzforderungen über die Schäden an Kulturen, Wegen und Bestand sollte eine Kommission französischer Forstleute zur Begutachtung anreisen. Nach unseren Akten kam sie nie an.

Ein kleiner Trost ist hier zu verzeichnen: Die Lieferungen aus den E-Hieben wurden 1949 in der neuen D-Mark abgerechnet.

1947/48 gehauene E-Hiebe:

|                     |         |                |               |
|---------------------|---------|----------------|---------------|
| Staatswald          | I.2     | 33 Fm          |               |
| Staatswald          | I.77    | 2 038 Fm       |               |
| Staatswald          | I.34    | 323 Fm         |               |
| Staatswald          | I.66    | 1 043 Fm       |               |
| Staatswald          | I.65    | 496 Fm         |               |
| Staatswald          | versch. | 2 196 Fm       |               |
| Staatswald          | I.57    | <u>631 Fm</u>  | 7 060 Fm      |
| Gemeinde Ottenhöfen | I.5     | <u>331 Fm</u>  | 331 Fm        |
| Gemeinde Lierbach   | I.4     | 621 Fm         |               |
| Gemeinde Lierbach   | I.11.   | 830 Fm         |               |
| Gemeinde Lierbach   | I.1.    | <u>946 Fm</u>  | 2397 Fm       |
| WG Seebach          | I.7     | 1 261 Fm       | 1261 Fm       |
| Gemeinde Sasbach    | I.5     | 356 Fm         | <u>356 Fm</u> |
|                     |         |                | 11 405 Fm     |
|                     | hiervon | Fa. Cedar      | 5 950 Fm      |
|                     |         | Fa. Canpa      | 3 878 Fm      |
|                     |         | Fa. Groupement | 1 577 Fm      |

Wegen der großen Anfälle an Borkenkäferholz am Bodensee wurden die Auflagen der E-Hiebe neu umverteilt. Das Forstamt musste deshalb nicht die volle Masse von 20 000 Fm hauen. Insgesamt wurden im Bereich des Forstamtes Ottenhöfen gehauen:

| Staat  | Gemeinden | insgesamt       |           |
|--------|-----------|-----------------|-----------|
| 6 710  | 13 390    | F-Hiebe 1946/48 | 20 100 Fm |
| 7 060  | 4 345     | E-Hiebe 1947/48 | 11 405 Fm |
| 13 770 | 17 735    |                 | 31 505 Fm |

Die letzten Exploitationshiebe wurden am 30.9.1949 im Staatswald Ottenhöfen abgeschlossen.

Erst über 40 Jahre später sollten im Tal wieder so große Mengen Holz anfallen: beim großen Orkan 1990.

Der Wald trägt heute andere Wunden. Die alten Schäden sind verheilt. Wir leben heute mit unseren Nachbarn in Freundschaft. Und eine Freundschaft erträgt es auch, dass man über alte Sünden spricht.

## Der Willstätter Wald

*Ingrid Hahn*

Im 14. Jahrhundert erschien in einem Erbverzeichnis der Herren von Lichtenberg ein Vermerk „*bey wylstett ist ein eichen waldt gehört unsern Herren.*“

Verhandlungen über den Waidgang und die damit verbundene Rechte für die Willstätter und die angrenzenden Gemeinden gaben Aufschluss über den Namen und die Lage des „Willstätter Waldes“.

Der Willstätter Wald war der größte unter den angrenzenden Wäldern und hatte den besten Boden für den Baumwuchs. Der Wald reichte bis wenige hundert Meter an den Flecken Willstätt heran. Dieser Wald, der heute der Domäne gehört, hat eine besondere Geschichte.

Im Willstätter Saalbuch von 1482, in dem die Wälder und die darin bestehenden Gerechtigkeiten (Genehmigungen) beschrieben werden, wurde festgelegt, wie viele Schweine von hiesigen Bürgern zur Eichelmast in den Wald getrieben werden durften.

Dieses Waidrecht kann nur ein bedingtes Recht gewesen sein. Aus einem Verhör wegen Waidgangsstreitigkeiten zwischen Willstätt und Eckartsweier im Jahre 1512 geht hervor, dass Willstätt das sogenannte Eckerrecht jährlich kaufen musste. Das Eckerrecht und der Kaufpreis wurden mit Eckartsweier geteilt. Im Protokoll dieses Verhörs wurde mehrfach der Willstätter Wald erwähnt.

*„So war ein Wald genannt Willstätter Wald, ihrem Gnädigen Herrn von Lichtenberg gehörig. Es ist wahr, dass ein Wald ist, wie wohl genannt wird Willstätter Wald, so ist doch der Begriff und Bezirk desselben Waldes zu mehrenteil im Zwing und Bann Eckartzwiler gelegen.“*

Für eine geringe Jahrespacht von Sieben Gulden muss der Wald von 1540–47 in eigentumsähnlichem Besitz der Gemeinde gewesen sein. In einem Eintrag in der Amtschaffnei im Jahre 1547 ist Folgendes zu lesen:

*„... den Wyllstetter und Köpferswald (ein erlin Wald = Erlenwald) hat mein gnädiger Herr wieder zu seinen gnädigen Händen und gewalt genommen samt aller Gerechtigkeit.“*

Ab 1547 zahlte die Gemeinde Willstätt jährlich für das Eckerrecht und kaufte im Herrschaftlichen Wald für seine Bürger Wellen, Stockholz und ganze Schläge zum Abholzen.

Für das Eckerrecht wurde 1547 eine Waidordnung erlaubt. Das Nutzrecht für die Bürger wurde genau eingeteilt.

Die Wegnahme des Waldes 1547 wurde von den Willstättern als ungerecht empfunden. Die Bürger glaubten alte Rechte auf diesen Wald zu haben. In einer Bittschrift an den Durchlauchtigsten Landgraf von Hessen von 1783 ist zu lesen:

*„Die Gemeinde Willstädt besas von ohnfürdenklichen Zeiten her einen Bezirk Waldung in dem Willstädter Bann, die Lehr genannt, als ein ohnstreitiges Eigentum.“*

Aus einem Eintrag im Gerichtsbuch vom 3. Februar 1607 geht hervor, dass der neuen Hebamme das Vorrecht eingeräumt wurde, sich wie ein anderer Bürger jährlich zwei Klafter Holz zu ihren Kosten machen zu lassen. Die Hebamme war eine wichtige Person im Gemeindeleben.

Die Willstätter nahmen für sich die Viehwaid, das Eckerrecht und die Beholzung für Brenn- und Bauholz in Anspruch.

Die Gemeinde machte sich bis 1607 die geduldete Nutzung des Waldes zu eigen und sah darin ihre Rechte bestätigt. In der Praxis hatte die Herrschaft die Rechte geachtet und in der Theorie immer bestritten.

### *Graf Johann Reinhard I.*

In einer Zeit schwerster politischer und weltanschaulicher Kämpfe, die dem großen europäischen Raubkrieg vorausgingen, lebte Graf Johann Reinhard I. von Hanau.

Er wurde am 13.2.1569 im Schloss zu Bitsch geboren. Seine Mutter starb noch im selben Jahr. Sein Großvater mütterlicherseits – Graf Jakob von Bitsch – starb im Jahr 1570. Nun fiel die Bitscher Hälfte der Herrschaft Lichtenberg, kraft älterer Verträge, an das Haus Hanau. Ab diesem Zeitpunkt sprach man von der Grafschaft Hanau-Lichtenberg.

Der Graf hatte eine feine Erziehung genossen, auf der Lateinschule in Straßburg studiert und große Reisen nach Frankreich, Italien, Holland und England unternommen.

In Buchsweiler gründete er eine Lateinschule, aus der später ein berühmtes Gymnasium wurde.

Er verheiratete sich 1594 mit Maria Elisabetha, Tochter des Grafen Wolfgang II. von Hohenlohe-Neuenstein und übernahm am 2. Juni 1599 die Regierung. Der Graf führte einen aufwendigen und verschwenderischen Lebensstil und war von vielen dienstleistenden Personen umgeben, die gewaltige Summen kosteten. Allen trat er mit Wohlwollen entgegen. Bei Trinkgelagen oder auf der Jagd wurde er um herrschaftliche Vermögensteile gebracht. Durch seine üppige Lebensweise und die Trunksucht stürzte er sich in ungeheuerer Schulden.



Wenn Graf Johann Reinhardt I. den Flecken besuchte, durften die Beamten und Diener nach altem Brauch von ihm eine Verehrung erbitten. Sein Amtschaffner Quirin Becker wurde von ihm aufgefordert, solches auch einmal zu tun, bis jetzt hätte er noch keine Verehrung von ihm bekommen. Quirin Becker antwortete ihm demütig:

*„... dass er von Ihrer Gnaden nichts zu begehren habe, als dass sie ihm mit gleichen Gnaden jederzeit zugetan verbleiben wollten und was er Ihrer Gnaden an Diensten geleistet habe, dies aus Schuldigkeit vermöge abgelegter Pflicht und empfangener Besoldung geschehen sei, er auch Gotte allemal bitte, ihn von dergleichem unhöflichem Heischen behüten zu wollen.“*

Quirin Becker war der Großvater des berühmten Satirikers Hans Michel Moscherosch.

Bereits 1599 verkaufte der Graf die Reichsleute in Hohnhurst und die Weide in Marlen für 1500 Gulden. Um Schulden zu tilgen, die sich mit Zinsen auf 10 000 Gulden beliefen, schlugen die Amtleute von Lichtenau und Willstätt vor, Herrschaftsgüter an Untertanen zu verkaufen. Da der Graf dringend Geld brauchte, bot er der Gemeinde den sogenannten Willstätter Wald zum Kauf an. Weil er seine Beamten nicht bezahlen konnte, schenkte er ihnen mehrere Äcker.

Bei Verhandlungen in Buchweiler stellten die Willstätter den Antrag, dass die Gemeinde Eckartsweier kein Waidrecht für Rindvieh und Schweine erhalten soll, nur noch für Pferde. Für den Verlust wollte Willstätt die Nachbargemeinde entschädigen. Die Obrigkeiten hätten gerne eine Einigung auf den Weg gebracht, um die ewigen Streitereien über das Waidrecht zu beenden, die bereits um 1300 begannen und sich über Jahrhunderte erstreckten. Die Prozesse verschlangen Unsummen von Geld.

Die Willstätter beschwerten sich in ihrem Gerichtsbuch *„über die ungebührliche Nachbarschaft, dass nichts in Güte mit ihnen zu handeln sei.“*

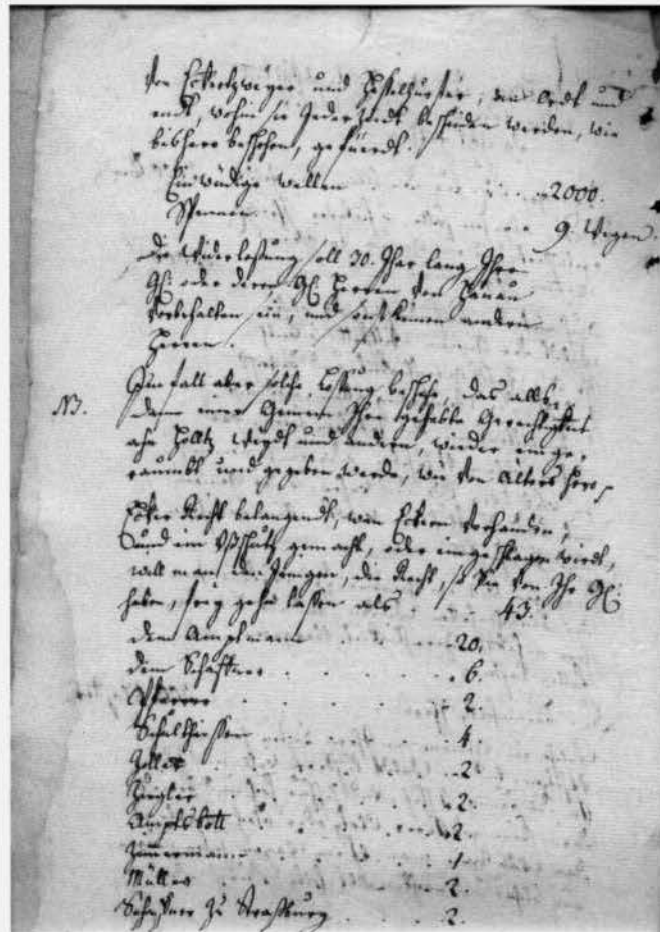
### *Der Waldkauf 1607*

Bei Verhandlungen über den Waldkauf bedingte sich die Gemeinde aus, dass im Falle einer Wiedereinlösung ihre bisherigen Rechte auf Holz und anderem wie von alters her eingeräumt würden.

Von der Gegenseite wurde vermerkt, vermutlich vom Grafen selbst, dass jedem Bürger nach einer Wiedereinlösung jährlich zwei Klafter Holz zugestanden werden sollten. Jedoch wollte der Graf zuvor immer darum gebeten werden. Neben dem Brennholz wurden den Bürgern auch die Viehweiden, das Eckerrecht sowie Bauholz genehmigt, was schließlich als Selbstverständlichkeit angesehen wurde.



Lichtenau mit je zwei Gerichtsschöffen, die am 28. April 1607 stattfand. In Willstätt bekamen die Schiedsrichter erst die alten Abmachungen über den Waidgang, auch die von 1512 vorgelegt. In diesen Abmachungen wurde bereits festgelegt, dass die Eckartsweierer mit ihrem Vieh bis zur Kinzig durften und die Willstätter mit ihrem Vieh bis an die Schutter. In Begleitung der Eckartsweierer wurde der ganze Waldbezirk abgeritten und verschiedene Möglichkeiten erörtert. Sie beschwerten sich bitter über die Willstätter, die immer das Eckerrecht besäßen und den Wald oft bis nach Fasnacht verschlossen hielten.



Kaufbrief 1607 Copia, Seite 2

Die Willstätter besaßen allein mehr Pferde als die Gemeinden Hesselhurst, Hohnhurst und Eckartsweier zusammen. Daran war ein großer Wohlstand zu erkennen, der den Neid der Nachbargemeinden hervorrief. Nach der Besichtigung kamen die Schiedsrichter zu dem Ergebnis, dass es mit dem Waidgang so bleiben sollte wie bisher.

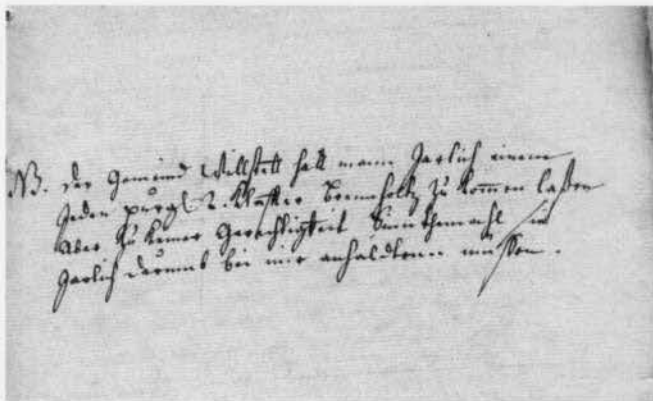
Als die Willstätter wegen des Waldkaufes wieder in Buchsweiler vorstellig wurden, erlebten sie eine Überraschung.

Die drei Gemeinden des Gerichts Eckartsweier wollten nun den Wald selbst kaufen und boten der Herrschaft 8000 Gulden an.

Es entstand ein richtiger Kampf um den Wald, der die bescheidenen Überlebensansprüche aller Bürger sichern sollte.

Die Willstätter waren fassungslos, als ihnen die Räte von Buchsweiler eröffneten, dass der Wald für 8000 Gulden zu haben sei, obwohl diese beim ersten Besuch mit 6000 Gulden einverstanden waren. Die Räte in Buchsweiler verstanden ihr Geschäft. Schließlich bekamen die Willstätter noch vier Tage Bedenkzeit bewilligt.

Niedergeschlagen kehrten die hiesigen Deputierten von Buchsweiler zurück. Am meisten ärgerten sie sich über die Eckartsweierer, die „aus Neid und Unnachbarkeit solchen Trug gezeigt“.



Kaufbrief 1607 Copia, Seite 3

Am 16. Mai 1607 berief das Gericht die ganze Gemeinde zusammen und beschloss, „weil die ohnfriedlichen Benachbarten solchen Trotz getan und man auch nicht weniger nehmen will, soll man in Gottes Namen annehmen und so gut man kann damit handeln“.

Das Gerichtsbuch bestätigt, dass der Wald am 18. Mai 1607 für 8000 Gulden gekauft wurde.

Die alten Berichte bestätigen durchgängig, welche lebenswichtige Funktion der Wald für die Bevölkerung hatte.

Es wurde ein Förster bestimmt und ein Waldgericht eingesetzt. Die Freude am Wald war den Willstättern durch die höhere Geldforderung vergällt worden.

Die Kaufverschreibung vom 24. Juni 1607 wurde durch den Sekretär Breitenacker und Kammerschreiber Steinheiler zugestellt.

Am 26. Juni 1607 tagte zum ersten Mal das Waldgericht und prüfte die Urkunde und stellte fest, dass einige Punkte dunkel und nicht richtig erläutert wurden. Die beiden Herren nahmen die Kaufurkunde zur Berichtigung mit.

Sie erhielten im Beisein der Amtleute von Willstätt und Lichtenau 3000 Gulden von dem langjährigen Schulheiß Jörg Hetzel. 3000 Gulden wurden wie vorgesehen, verrechnet. Der restliche Betrag von 2000 Gulden sollte in zwei Raten, jeweils an Jakobi (25. Juli), bezahlt werden.

Welche Punkte dunkel waren sowie die Antwort der Räte in Buchweiler ist nicht mehr erhalten. Die Kosten des Augenscheins (Waldbesichtigung) musste Willstätt tragen.

Beim Kauf des gräflichen Waldes war die Gemeinde die Verpflichtung eingegangen, 43 Schweine von gräflichen Beamten und Angestellten, darunter zwei für den Ziegler, falls Eckern im Walde anfielen, unentgeltlich zur Eichelmast zuzulassen.

### *Willstätt im Besitz des Waldes von 1607 bis 1783*

Über diese Zeit sind die Akten sehr dürftig. Es war die Zeit der großen Kriege, da wurde nicht viel geschrieben und regiert. Vieles ging verloren oder wurde verbrannt.



Der Kampf um den Wald ging weiter. Willstätt wollte den Wald für sich allein.

Dafür verzichtete es auf die Nutzung im Gemeindewald, dem Endinger Wald und dem Schutterwald.

Die Aufteilung des Waldgebietes: Der Endinger Wald gehörte den Herren von Lichtenberg, die ihn bereits vor 1500 den Herren von Endingen zum Lehen gaben. Der Gemeindewald des Gerichts Eckartsweier gehörte Eckartsweier, Hesselhurst und Hohnhurst. Der Willstätter Wald gehörte den Grafen von Hanau-Lichtenberg und der Schutterwald dem Spital von Straßburg.

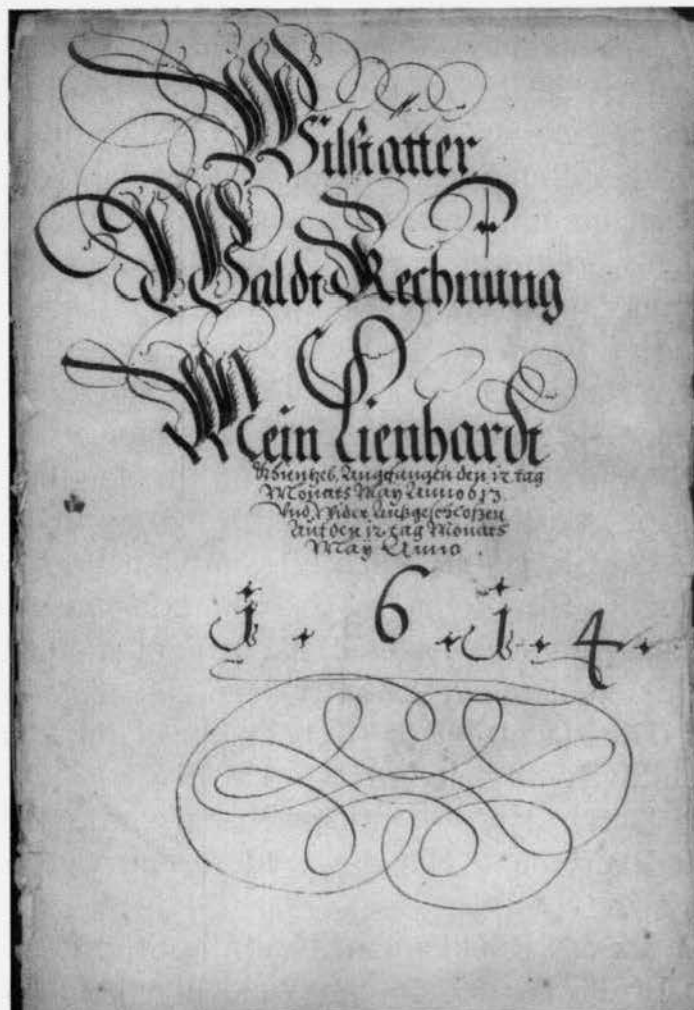
### Das Waldgericht

Über die Erträge des Waldes wurde bis zum 30-jährigen Krieg eine besondere Waldrechnung geführt. Alljährlich wurden drei Bürger als Waldmeister bestellt. Im Jahr 1611 waren Mathis Steudel, Georg Gilg und der Kirchscaffner Michael Moscherosch Waldmeister und erhielten dafür einen Gulden pro Jahr. Bastian Frey war in jenen Jahren Waldförster. Er erhielt acht Gulden.

Die Waldmeister hatten der Bürgerschaft alljährlich über den Wald Rechenschaft (Waldgericht) abzugeben.

Das Waldgericht war immer ein Festtag für Alt-Willstätt. An diesem Tage wurden die Bürger auf Kosten der Gemeinde bewirtet.

Die Zehrkosten im Jahr 1623 betragen 32 Gulden und ein Schilling. Das war mehr als das Vierfache des Försterlohnes. Beim Waldgericht 1625 betrug die Zeche 11 Gulden und 4 Schilling.



### *Das Eckerrecht*

Der erworbene Wald wurde 1617 mit Gemeindezeichen und einheimischen Steinen abgegrenzt.

Jeder Bürger hatte im Wald, sofern es Eicheln gab, ein Eckerrecht und durfte ein Schwein zur Eichelmast „in das Ecker schlagen“. Auch den fünf Judenfamilien, die damals im Flecken ansässig waren, stand ein Eckerrecht zu, obwohl diese überhaupt keine Schweine hielten. Das Jahr 1618 war ein gutes Eicheljahr. Für jedes in das Ecker geschlagene Schwein mussten an die Gemeinde sechs Schilling bezahlt werden. 46 Bürger und die fünf Juden machten von dem Eckerrecht kein Gebrauch. Als Entschädigung erhielten sie pro Eckerrecht vier Schilling ausbezahlt.

Im selben Jahr schrieben die Willstätter an das Hofgericht in Buchweiler und beschwerten sich darüber, dass die Eckartsweierer behaupteten, der Wald gehöre zu ihnen. Auch vor dem Hofgericht wurde für die beiden Gemeinden keine Lösung gefunden. Es folgten wieder jahrelange Prozesse.

Der hiesige Amtmann von Ossa beschäftigte sich in einem Brief vom 16. Dezember 1626 mit dem Wald. Vermutlich auf eine Anfrage berichtete er den Räten nach Buchweiler, dass der Wald durch die Herrschaft, Knechte und Untertanen ausgenutzt wurde und kein Baum mehr darin stehen würde, wenn nicht die Willstätter die Bürgerholzabgabe reduziert und immer wieder junge Bäume nachgepflanzt hätten. „*Die Herrschaft bestehe darum bei dem jetzigen Zustand besser, als wenn sie den Wald wieder an sich ziehe.*“ Das war eine Bestätigung der Waldrechte. Er sorgte dafür, dass jeder Bürger zwei Klafter Holz erhielt.

Quirin Becker wurde 1621 zum Heimbürger ernannt, d. h. er überwachte die gerechte Zuteilung der Nutzungsrechte für den Gemeindewald.

Graf Johann Reinhardt I. starb am 19. November 1625 und die Räte von Buchweiler ordneten die Hinterlassenschaft. Die 1626 vorgenommene Schätzung des Amtes Lichtenau ergab einen Vermögensstand von 165 609 Gulden, dem ein Schuldenstand von 485 548 Gulden gegenüberstand.

Die Nachfolge des Lebemannes Graf Johann Reinhardt I. trat 1626 Graf Philipp Wolfgang an.

Durch den 30-jährigen Krieg wurde Willstatt 1632 und 1639 zerstört und verbrannt. Nur das Schloss und vier einfache Häuser blieben unversehrt.

Da das Rückkaufsrecht in die Stürme des 30-jährigen Krieges fiel, behielt die Gemeinde den Wald unangefochten noch weit über 100 Jahre, ohne dass ein Aktenstück an die Verscheinung (Rückgabe) nach 30 Jahren erinnerte.

Graf Johann Reinhard II. trat - noch minderjährig - 1641 die Herrschaft von seinem verstorbenen Vater Philipp Wolfgang an. Seine segensreiche Tätigkeit war von kurzer Dauer. Er starb 1666 an einer schweren Krankheit und wurde nur 38 Jahre alt.

Erst wieder im Jahre 1667 trifft man auf eine Bittschrift an seine Witwe Anna Magdalena, worin die Willstätter um den Erlass der Holzlieferung von jährlich 300 Klafter gegen die Zahlung eines Stück Geldes baten. Man gab zu bedenken, dass zu viele Bürger mit dem Wald nicht umgehen könnten und die Herrschaft durch das „Abhauen“ des Waldes keinen Nutzen mehr hätte.

Die Bitte wurde der Gemeinde genehmigt. Künftig erhielten die Herrschaft und die geistlichen Diener nur noch 100 Klafter Holz jährlich. Die im Kaufbrief festgesetzte ungeheure Brennholzabgabe, welche hauptsächlich in der gräflichen Ziegelscheuer Verwendung fand, vermochte der Wald auf die Dauer neben der Abgabe von „Loosholz“ für die Bürger nicht zu tragen. Als Ausgleich an die Herrschaft sahen sich die Willstätter im Jahre 1668 gezwungen, 80 Gulden und 1669 90 Gulden an die Herrschaft zu zahlen. Die Hoffnung, dass die gutherzige Gräfin Anna Magdalena den Willstättern das Waldgeld erlassen würde, erfüllte sich nicht, denn 1744 zahlten sie immer noch 90 Gulden.

Die Witwe Anna Magdalena verheiratete sich mit Friedrich Casimir und übernahm die Regentschaft bis 1685.

Obwohl die Zeit der Wiedereinlösung längst vorbei war, fand sie im nachfolgenden Schriftwechsel keinerlei Erwähnung. Anna Magdalena ließ sich vom Willstätter Amtmann eine Abschrift des Kaufbriefes vorlegen. Im Begleitschreiben des Amtmanns ist aber nur von der Holzablösung über 90 Gulden die Rede. Die Wiedereinlösung nach 30 Jahren wurde geschickt umgangen.

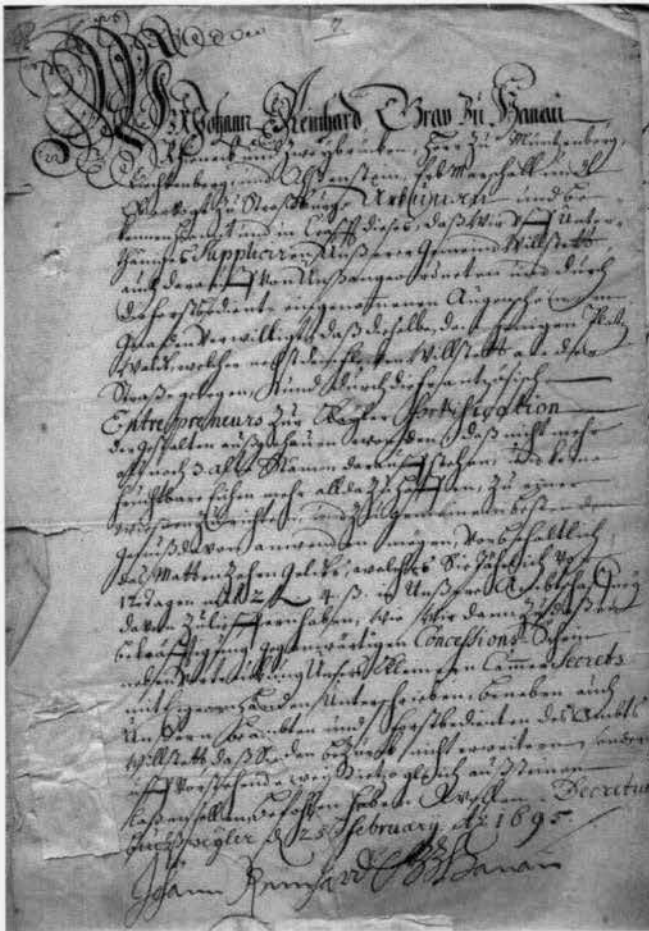
Die Streitigkeiten mit den Eckartsweierern über den Waidgang fanden dagegen mehr Beachtung. 1650 beschwerten sich die Bürger von Eckartsweier, dass die Willstätter mit fremdem Vieh den gemeinsamen Waidgang abgrasten.

Die Willstätter wiederum wehrten sich mit nachfolgender Antwort:

*„... den obschon wir in diesen Kriegsjahren hero bei ermangeldem eigenen Vieh, bisweilen etlich frembd in das zugehörig Waid genommen, um ein billig Waidgeld, so hätten sie doch nie ihre Berechtigung überschritten. Auch die Eckartsweierer hätten frembd Vieh.“*

Auch in diesem Schreiben vom 11. Juni 1674 wurde der Wald nicht erwähnt. Die Willstätter warfen den Eckartsweierer Bürgern vor, dass sie in ihrem Wald an den jungen Bäumen großen Schaden anrichteten. Daraus ist zu entnehmen, dass der Wald durch die hiesige Bürgerschaft aufgeforstet und gehegt wurde.

Über Jahrhunderte hinweg kämpften die Bürger um ihre Lebensgrundlage – den Wald. Immer neue Prozesse regelten das Waidrecht zwischen Willstätt und Eckartsweier.



Schreiben vom 25. Februar 1695  
von Johann Reinhard Graf zu Hanau



Ca. 1950

lichen Bescheid. Die Willstätter mussten die Eckartsweierer mit einem Geldbetrag abfinden.

Trotz zahlreicher Versuche das Waidrecht zu teilen, musste es gemeinsam genutzt werden, bis zur Ablösung im 19. Jahrhundert durch die Badische Domänenverwaltung.

In den nachfolgenden Jahren von 1680 bis 1687 verwüsteten die Franzosen durch Abholzen für Fortifikationszwecke (Befestigungswerke) den Wald derart, dass nur noch drei alte Stämme und keine fruchtbaren Eichen mehr zu finden waren.

Graf Reinhardt III. zu Hanau gestattete im Jahre 1695 den Willstättern auf ihre am 27. Februar 1691 an ihn gerichtete Bitte, den abgeholzten Waldplatz durch Ausstockung (Entfernen der Baumstümpfe) zu einer Wiese zu richten. Die französischen Entrepreneurs (Bauunternehmen) hätten den Wald derart ausgehauen.

Zuvor wurde eine Besichtigung durch seine Forstbedienteten und die Schultheißen von Sand, Kork und Auenheim durchgeführt.

Von da an sprach man von den Waldmatten. Der Graf verlangte dafür nur das Mattenzehntgeld von zwei Gulden.

Wegen Ausstockung der Waldmatten gab es wieder Händel mit der Nachbargemeinde. Am 22. Mai 1696 gab es darüber einen Herrschaft-



Wirft man einen Blick ins 20. Jahrhundert, holzten die Franzosen nach dem von ihnen gewonnenen II. Weltkrieg nicht mehr den Willstätter Wald ab, sondern Teile des Schwarzwaldes. Unzählige „Langholzer“ fuhren durch Willstätt nach Straßburg. Das in einer Kurve stehende Gasthaus Rappen wurde wiederholt von „Langholzern“ beschädigt.

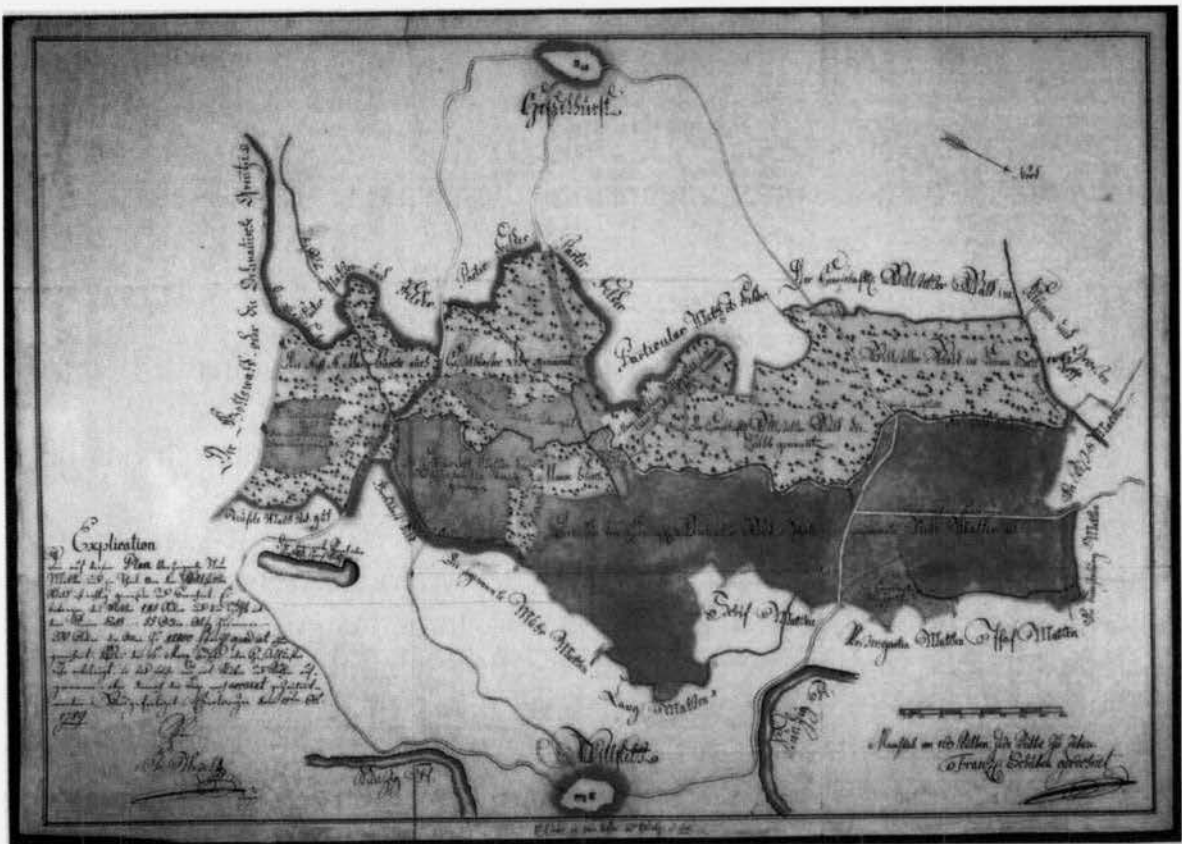
### *Die Zeit des allmählichen Entziehens des Waldes 1744 bis 1783*

Auf den letzten Grafen zu Hanau-Lichtenberg, Johann Reinhardt III., folgten die Landgrafen von Hessen-Darmstadt.

Willstätt kämpfte weiter um den Wald, den die Bürger durch das langjährige Nutzungsrecht als ihr Eigentum ansahen.

Die Amtschaffner und Forstbediensteten von Kork und Lichtenau arbeiteten im Untergrund an der Rückgabe des Waldes. Amtschaffner Imsser aus Rheinbischofsheim, später in Kork tätig, hatte festgestellt, dass die Gemeinde statt der vereinbarten Abgabe von 365 Klafter Holz und 2000 Wollen nur 90 Klafter Besoldungsholz lieferte und 90 Gulden bezahlte. Imsser informierte mit Schreiben vom 29. Mai 1744 die Buchweiler Räte. Die Ratkammer forderte daraufhin eine Kopie des Waldbriefes an und ließ sich durch den Korker Amtmann einen Auszug über Willstätter Gemeinderechnungen machen. Er prüfte und stellte fest, dass der Wald in den letzten 20 Jahren Holz-, Rinden- und Eckergeld von 12 000 Gulden eingebracht hatte. Die Ratskammer forderte zugleich von Regierungsrat König einen Bericht über den Willstätter Wald und dessen Wiedereinlösung. In diesem Bericht wurde entschieden, dass die Herrschaft die Waldeinlösung verlangen könne. Eine andere Lösung wäre, dass die Gemeinde den Wald von der Herrschaft jährlich steigern könnte.

Im Frühjahr 1745 ließ die Regierung eine Waldbesichtigung durch Geheimrat Koch vornehmen. Die Gemeinde ahnte nichts Gutes und sah bezüglich des Waldes Unannehmlichkeiten auf sie zukommen. Nun wurde die Gemeinde aktiv und verfasste eine Bittschrift an Hochfürstliche Durchlaucht. Sie führte an, dass Willstätt schon sehr viel erlitten habe. Dreimal sei das Dorf abgebrannt und der Wald sei jedes Mal der Retter der verarmten Bürger gewesen. Auch mussten sie gegen mehrere „Kinzeinbrüche“ (Hochwasser) ankämpfen. Willstätt habe nur die „Bürgerlehr“, die Herrschaft dagegen hätte genug Wald in den rheinischen Ämtern. Der Wald gehörte den Willstätter schon über hundert Jahre und so sollte es auch weiterhin bleiben. Die Gemeinde bot der Herrschaft ein jährliches Waldgeld von 150 Gulden an. Am 24. Oktober 1745 wurde der Gemeinde eine weitere Lehnung von neun Jahren unter der Bedingung zugebilligt, ein jährliches Waldgeld von 200 Gulden an ihre Hochfürstliche Durchlaucht zu zahlen. Ferner durfte sie kein Holz schlagen ohne Genehmigung der Herrschaft.



Willstätter Wald um 1789

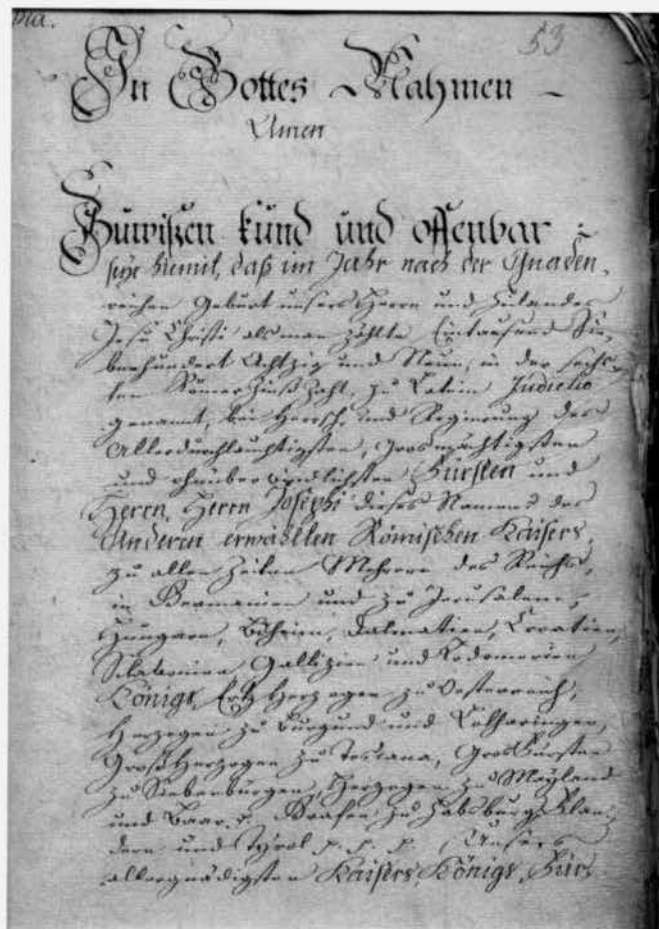
Der Bürgermeister richtete am 5. Januar 1746 an die Rent- und Forstkammer in Buchsweiler eine energische Deklaration. Er teilte ihnen Folgendes mit:

*„Die Willstätter sind die rechtmäßigen Besitzer des Waldes. Die Wiedereinlösung hätte nach 30 Jahren erfolgen müssen. Da dies nicht geschehen ist, sei der Wald Eigentum der Gemeinde.“*

Die Herrschaftliche Kanzlei ließ der Gemeinde daraufhin ein Ultimatum zukommen, entweder das Wiedereinlösungsrecht anzuerkennen und den Wald weiter in Löhnung zu haben oder den Wald zu verlieren. Den Willstättern blieb nichts anderes übrig, als das Wiedereinlösungsrecht am 16. März 1746 schweren Herzens anzuerkennen. Auch waren sie bereit, ein jährliches Waldgeld von 200 Gulden an die Herrschaft zu bezahlen, wenn ihnen das Waldrecht auf weitere 18 Jahre genehmigt würde. Mit diesem Vorschlag war die Herrschaft einverstanden, wollte aber den Wald nach dieser Zeit für 8000 Gulden wieder zurückkaufen. Die Willstätter legten Protest ein. Einige eingeschüchterte und unwissende Gemeindebeamte unterschrieben unter Drohungen einen Pachtvertrag. So verstrichen die Jahre in Unfrieden, bis 1761 die Regierung den Besitz wieder an sich nehmen wollte.

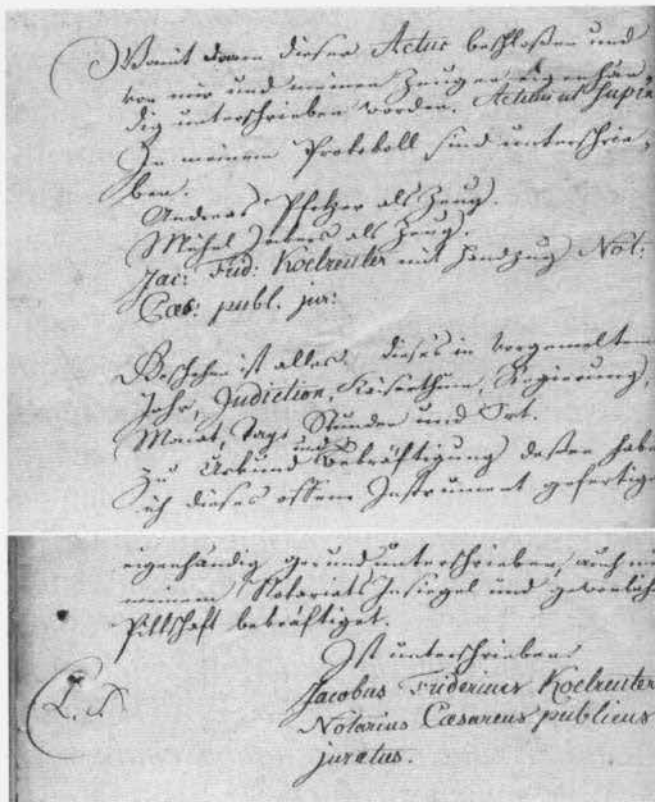
Es gelang ihnen nicht, den Willstättern *ihren* Wald wegzunehmen, obwohl die Regierung 7000 Gulden mehr bot. Es wurde ein neuer Pachtvertrag bis 1779 abgeschlossen. Der angestrengte Waldprozess der Willstätter verlief im Sand. Um 1780 reichten sie nochmals eine Bittschrift um 18-jährige Lehnung ein, die abgelehnt wurde. Auf Betreiben des Amtschaffners Otto aus Kork, sowie einiger gleichgesinnter Amträte aus Buchweiler, wurden die Willstätter Deputierten am 21. Dezember 1781 nach Kork in das gräfliche Schloss befohlen. Die alten Bürger, die sich für das Eigentumsrecht stark gemacht hatten, waren verstorben und die Jungen wussten kaum noch Bescheid über die alten Rechte und über die alte Zeit. Sie mussten einsehen, dass sie keine Rechte besaßen und niemand da war, der für sie eintrat. Otto, der in Rastatt für die Herrschaftskasse 15 000 Gulden geliehen hatte, zahlte den Willstättern diese Summe aus, wofür sie quittierten und den Wald für „ewige Zeiten“ preisgaben. Den Originalkaufbrief und den Lehnbrief von 1761 gaben sie zurück. Der greise Amtschultheiß Städel ließ sich durch „Adjunktus“ Wetzel, seinen späteren Nachfolger vertreten. Diese Demütigung wollte er nicht über sich ergehen lassen. Im Dezember 1783 gab Willstätt seinen „widerkäuflich und nachher pfandschaftsweise zum Genuss eingeräumt gewesenen Wald“ wieder zurück.

In einem Protokoll von Notar Koelreuter aus Offenburg vom 14. Oktober 1789 ist festgehalten, dass die Herrschaft den Wald 1781 wieder in Besitz nahm. Mit einer Requisition (Rechtshilfeersuchen) begaben sich die ehrsamten und bescheidenen Bürger Simon Höß der Bäckermeister, Michel Reiß der Schlossermeister, Janus Schadt der Bauer, Michel Pfozter der Bauer, Michel Schadt der Weeber, Georg Pfozter der Krämer, Hermann Schläger der Bauer, Franz Christian Walter der Schreiner, Janus Hetzel der Bauer, Jakob Mezger der Nonnenmacher, Hanß Georg Reiß und Jakob Hetzel der Öhlmacher nach Offenburg zu Notar Koelreuter.



Protokoll von Notar Kolreuter 1789 (Seite 1)





Protokoll von Notar Kolreuter 1789  
(Seite 44 und 45)

Die Bürger erlaubten sich „Euer Hochedelgebohren Notariatsamt andurch gehorsamst zu requiriren (aufzusuchen)“.

Bereits im September 1789 hatten die Bürger ein Schreiben an die Herrschaft verfasst, aber nicht weitergegeben. Die Willstätter wollten die Wegnahme des Waldes nicht akzeptieren und erhofften sich Hilfe von Notar Jacobus Fredericus Koelreuter. Auf mehrmaliges Bitten hin begab er sich nach Willstatt, um die Sache aufzuklären.

Jeder Bürger musste aussagen, was er über den Wald wusste und von wem er die Informationen erhalten hatte. Viele beriefen sich auf die Aussagen des verstorbenen Vaters, der ihm bekannten

Grenzsteine mit der Wolfsangel oder dem Gemeindezeichen von Willstatt. Die meisten bestätigten die Aussagen der ersten Zeugen.

Nach der Bürgerbefragung ließ der Notar die Befragten einen Eid schwören.

„Welchen Eid sie dann auch mit aufgehobenen drei Fingern der rechten Hand deutlich und vernehmlich in Gegenwart der Requirenten und der Instruments Zeugen nachgesprochen haben. Worauf ich die Requirenten entlassen und das Verhör des Ersten Zeugen angefangen habe.“

Vermutlich auf Initiative des Notars wurde in einem Memorandum an die Herrschaft um die Rückgabe des Waldes gebeten. Im Schlusssatz dieses Memorandum heißt es:

„Höchstieselben gnädigst geruhen möchten der Gemeinde ihr von uralten Zeiten eigenthümlich zugestandenen Lehr, nebst dem dazu verkauften herrschaftlichen Wald den nach ihrem Kaufbrief Einhundert Siebenzig Sechs Jahre hindurch als ein erkaufte Eigenthum ruhig besaßen huldreichst wieder zukommen zu lassen. Gnädigste Erhör erhobt und erstreben wir in tiefster Unterwerfung Euer Hochfürstlichen Erlaucht treugehorsamte Gemeinde Willstatt.“

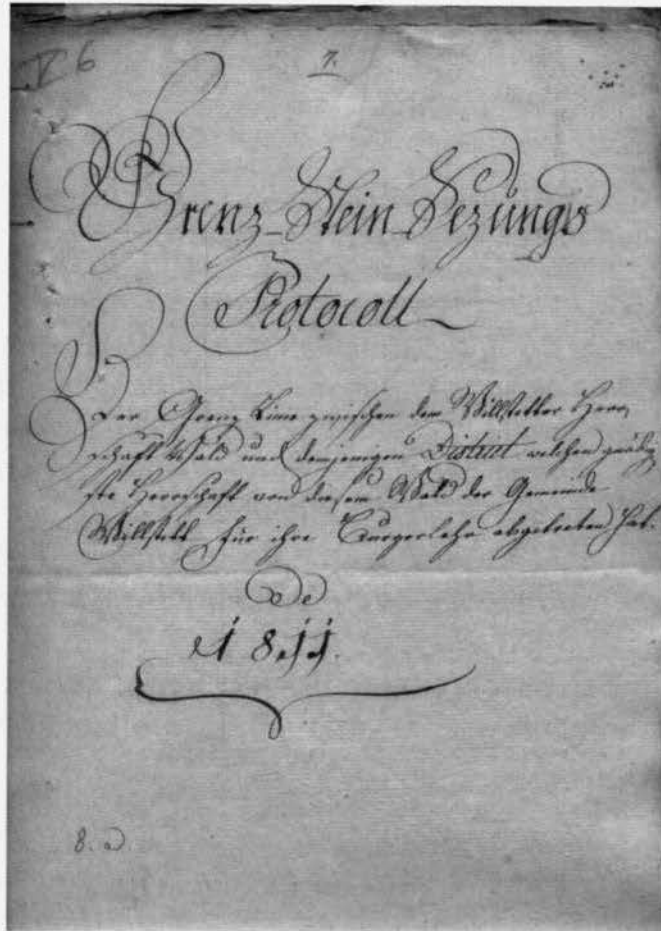
Trotz der totalen Unterwerfung und Unterschriftenaktion war die Wegnahme durch die Herrschaft endgültig.



Das Waldgebiet fiel nach dem Übergang an Baden und im Jahre 1803 an das Kurfürstentum bzw. spätere Großherzogtum Baden.

Die während der Napoleonischen Kriegszüge durchziehenden Truppen hatten dafür gesorgt, dass der Wald fast völlig abgeholzt und in eine Wildnis verwandelt wurde. Die badische Domänenverwaltung entschloss sich, aus dem ehemaligen Waldgebiet durch umfangreiche Planierarbeiten ein Wiesengelände mit Bewässerungsgraben anzulegen.

Das Wiesengelände wurde 1865 zur Nutzung freigegeben.



Protokoll der Grenzsteinsetzung

In einem juristischen Gutachten schreibt ein Offenburger Anwalt:

*„Die Akten der Gemeinde geben ein trauriges Bild, wie man in dem vorigen (18.) Jahrhundert seitens der kleineren Potentaten (Herrscher) mit den Untertanen umgegangen ist, und wie diese für jeden Fußtritt, den man ihnen versetzte, noch untertänigst Abbitte leisteten und sich um ihre wohl erworbenen Rechte bringen ließen.*

*Die Wegnahme des Willstätter Gemeindewaldes war ein unerhörter absolutistischer Gewaltakt, der die Einwohner zu armen Leuten machte.“*

Jahrzehntelang kämpften die Willstätter bei der Großherzoglichen Regierung um die weitere Ausstockung der Waldmatten. Mehrfach wurden Bürgerversammlungen abgehalten und Unterschriftsaktionen durchgeführt. Ein klares Ergebnis wurde nicht erreicht.

Wie aus einem Grenz-steinsetzungsprotokoll von 1811 zu lesen ist, erhielt Willstätt zur Nutzung eine „Bürgerlehr“.

Weiter geht aus diesem Protokoll vom 15. März 1811 hervor, dass 13 gehauene und nummerierte Grenzsteine zur Abgrenzung des Herrschaftswal-

des und Gemeindewaldes gesetzt wurden. Die Steine des Herrschaftswaldes waren mit den Buchstaben „H.W.“ versehen, die des Gemeindewaldes mit „G.W.“

Aus der Beschreibung des ersten Grenzsteines erfahren wir, mit welchen Maßen gearbeitet wurde:

*„Nr. 1 den Ersten Stein, einen gehauenen Sand Stein, setzte man oben bei der Serne neben den Weg der von Willstett nach Heßelhurst führet 2 Ruthen 5 Schuhe von dem linkerhand stehenden Wald Grenz Stein Nr. 220 ein, bezeichnete solchen zur linken oder gegen den Herrschaftswald mit den Buchstaben H.W.(:Herrschaftswald:) rechterhand oder gegen den nunmehrigen Willstetter Gemeinds Wald aber mit G.W. (:Gemeinds Wald:) und der Zahl 1., auch wurde dieser Stein mit den gewöhnlichen Unterlagen versehen und oben auf folgend die Flucht nach Nr. 2. eingehauen.“*

In der Beschreibung des 13. Grenzsteines ist zu lesen, dass der Willstätter Gemeinde ein Waid- und Lesholzrecht von der Herrschaft zugestanden wurde.

*„... wodurch denn so auch der weiter abwärts liegende Wald District den die Gemeinde Willstett für ihr Waid und Lesholzrecht von gnädigster Herrschaft erhalten hat, von gedachtem Herrschaftswald getrennt ist Zur Urkund dieser Grenz Abstimmung hat man gegenwärtiges Protocoll errichtet und unterschrieben und zwar:*

*von Seiten*

*Gnädigster Herrschaft, der Gemeinde Willstett  
(diverse Unterschriften)*

*Gofried Ernst Gebhardt  
u. a.*

*Jacob Huck, Gerichtschöff (Gemeinderat)  
u. a.“*

### *Der Weidbrunnen und das Hirtenhaus*

Anhand eines Planes von 1782, der sich im Landesarchiv Karlsruhe befindet und von dem herrschaftlichen Revierjäger Wetzlar aus Eckartsweier angefertigt wurde, konnten die Fundamente des Willstätter Weidbrunnen und des Hirtenhauses ausgemacht werden.

Der Weidbrunnen diente als Tränke für die Rosse, Kuh- und Rinderherden der Orte Willstätt, Eckartsweier, Hesselhurst und Hohnhurst, denen das Weidrecht seit uralten Zeiten gemeinsam zustand. Für die Unterhaltung musste Willstätt alleine aufkommen.

Jede Ortschaft hatte einen eigenen Brunnen in ihrem Waldbereich, den sie unterhalten musste und der allen Ortschaften offenstand.

Die Viehwirtschaft war ganz auf den Waidgang ausgerichtet. Vom Michaelstag bis Georgi ging das Vieh auf die Matten, die Schweineherden in den Wald zur Eichelmast. Im Sommer ging das Großvieh ebenfalls in den Wald.

In einer Aufstellung vom 1764 ist der Viehbestand der vier Gemeinden, die das Eckerrecht im Wald besaßen, festgehalten:

|              |            |              |              |
|--------------|------------|--------------|--------------|
| Willstätt    | 238 Pferde | 300 Rindvieh | 273 Schweine |
| Eckartsweier | 128 Pferde | 173 Rindvieh | 52 Schweine  |
| Hesselhurst  | 107 Pferde | 140 Rindvieh | 114 Schweine |
| Hohnhurst    | 31 Pferde  | 47 Rindvieh  | 41 Schweine  |

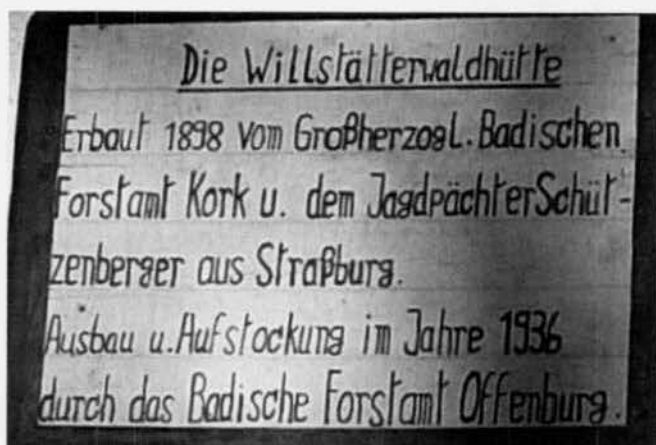
Der Weidbrunnen war ein sogenannter Stockbrunnen mit eichener Brunnen säule und Querbalken mit Schwengel, an dem der Eimer befestigt war. Um den Brunnen war eine hölzerne Einfriedung und Brunnen tröge, die aus Eichenholz gehauen waren. Der Brunnen war sehr alt und stand schon lange vor dem 30-jährigen Krieg. Er soll von durchziehendem Kriegsvolk mitgenommen worden sein. Am 8. April 1715 wurden von zwei Zimmerleuten und acht Willstätter Bürgern Eichen für einen neuen Weidbrunnen gefällt. Von den Zimmerleuten musste 1719 der Brunnen trog, die Brunnen säule und der Schwengel erneuert werden. In den Jahren 1732/33 wurde unter Leitung des hiesigen Maurers Michael Ulses die hölzerne Brunnen einfassung durch eine steinerne ersetzt und die Eichenholztröge durch Sandsteintröge.

Es war ein großes Ereignis im Volksleben jener Zeit, als der große Brunnen trog von den Willstättern auf einem mit 14 Pferden bespannten Wagen im Beisein des Schulheiß in Diersburg abgeholt und an den Waldbrunnen gefahren wurde.

Oberförster Gebhardt beklagte den enormen Holzverbrauch für Brunnen. Er machte eine interessante Bemerkung: *„Das viele Holz zu Bronnen und thillenwandpfösten ruiniert die Waldung. Ich habe kein Land gesehen und würde nicht zu finden sein, wo jeder Bürger einen Bronnen im Haus hat, sogar jeder Tagelöhner.“*

Bis zum Jahre 1810 war dieser Weidbrunnen in Betrieb. In diesem Jahr willigte die Gemeinde, die nun 280 Bürger zählte und nur 65 Morgen eigenen Wald besaß, in die Ablösung des Weidrechts im 981 Morgen großen herrschaftlichen Wald ein. Als Entschädigung erhielt die Gemeinde vom badischen Staat 164 Morgen Wald zugewiesen (siehe Grenzstein-Protokoll von 1811).

Das malerische Bild, die um den Weidbrunnen ruhenden Viehherden, war damit aus unserer Landschaft verschwunden.



Mit Aufgabe der Waldwei-  
 de konnte sich der Wald erho-  
 len und entwickelte dichte  
 Baumbestände.

#### *Die Willstätterwaldhütte*

Das Großherzogliche Badi-  
 sche Forstamt Kork und der  
 Jagdpächter Karl Schützenber-  
 ger aus Straßburg erbauten  
 1898 im Willstätter Wald eine

Hütte. Im Jahre 1936 wurde die Hütte vom Badischen Forstamt Offenburg  
 ausgebaut und aufgestockt.

Die heute noch kursierende Legende, dass die Willstätter ihren Wald  
 „versoffen“ haben, ist hiermit widerlegt. Die Bürger haben um ihren Wald  
 gekämpft und gerungen. Die vielen Prozesse, Einschüchterungen und Intri-  
 gen durch die Obrigkeiten und vor allem durch Unkenntnis ihrer Möglich-  
 keiten haben den Willstätter die Durchsetzungskraft genommen.

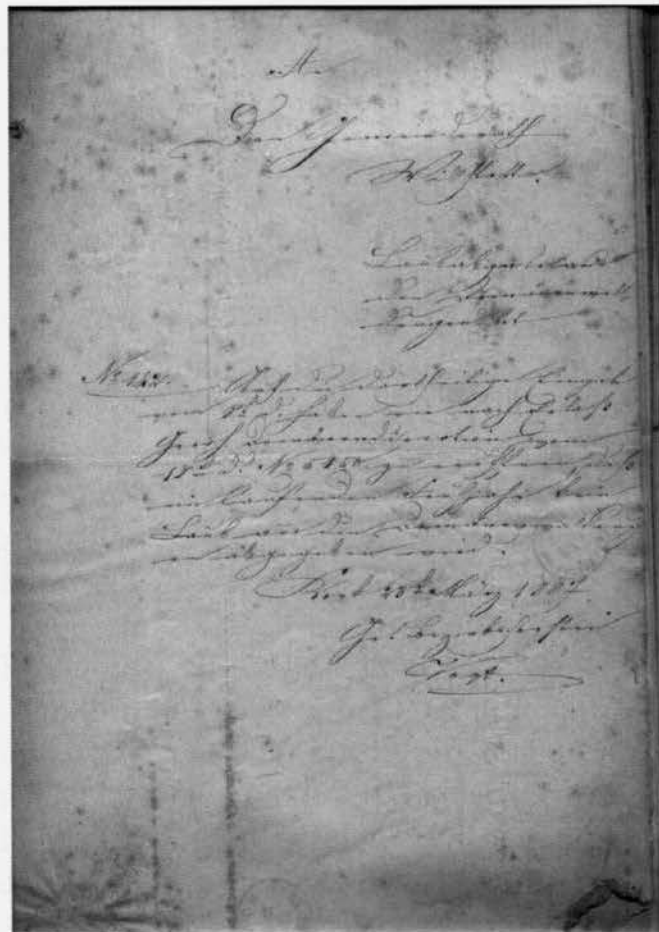


### Laub-, Gras- und Lesholz-sammeln

Bei der Einführung der Stallfütterung stieß die Regierung auf heftige Gegenwehr des Bauernstandes. Die jahrhundertlange Waldnutzung von Mensch und Tier fügten dem Wald großen Schaden zu. Die Regierungsbeamten setzten die Stallhaltung und eine geordnete Waldwirtschaft durch.

Wenn das Stroh für die Viehhaltung nicht ausreichte, mussten die Ställe mit Laub eingestreut werden. Die Bürger kämpften nun um Laub, Gras und Lesholz.

Die Laubabgabe aus dem Wald bedurfte der Genehmigung der Großherzoglichen Bezirksforstei aus Kork.



In einem Schreiben vom 23. März 1887 ist zu lesen:

„An den Gemeinderath Willstätt

*Laubabgabe aus den Domänenwäldungen betr.*

*Nr. 142 Auf die dortseitige Eingabe vom 8t. d. haben wir nach Erlaß Grosh. Domänendirektion vom 18t. Nr. 5150 zu eröffnen, daß im laufenden Frühjahr kein Laub aus den Domänenwäldungen abgegeben wird.*

*Kork den 23t. März 1887*

*Gr. Bezirksforstei“*

Solche Verordnungen veranlassten die Bürger immer wieder zu illegalem Laubsammeln. Wie beim Eckerrecht gab es Prozesse mit Eckartsweier.

Im April 1897 wurden die Gemeinden Marlen, Hohnhurst, Hesselhurst, Eckartsweier, Willstätt und Kehl-Dorf von der Bezirksforstei Kork angeschrieben, dass aus den Domänenwäldungen Laubstreu versteigert werde. Es ist anzunehmen, dass in diesem Jahr genügend Streu vorhanden war.

Auf Anordnung der Domänendirektion im Jahr 1911 durfte kein Laubstreu abgegeben werden, da das „Dürrgras“ zur Versteigerung gelangen sollte.

Dürrgras konnten nur die Ortsarmen oder Landwirte im Nebenerwerb ersteigern.

Nach dem verlorenen 1. Weltkrieg drohte der Bestand an Stroh durch Requisitionen der Besatzungstruppen knapp zu werden. Der Gemeinderat richtete die Bitte an das Bezirksamt Kehl, dass das Forstamt Kork in reichlichem Maße Laubschläge freigeben und der Gemeinde Willstätt zuteilen möchte. Die Landwirte konnten aus der besetzten Zone nicht heraus und waren auf die Waldungen in der besetzten Zone angewiesen.

Aufgrund des Schreibens erhielten die Landwirte zu einem hohen Preis Laubstreu aus dem Willstätter Wald. Infolge der nassen Witterung waren die Laubschläge nicht so ausgiebig. Bürgermeister Jockers setzte sich dafür ein, dass die Landwirte für das minderwertige Laubstreu einen Preisnachlass erhielten.

Das Bezirksamt Kehl teilte in einem Rundschreiben am 28. Dezember 1920 an die Gemeinden des Bezirks mit, dass durch die Heranziehung der Waldungen zur Gewinnung von Streu eine erhebliche Schwächung der Bodentätigkeit zu befürchten sei. Auf Dauer könne der Boden eine derartige starke Inanspruchnahme nicht ertragen. Besonders durch die Kriegs- und Nachkriegszeit wurde der Wald maßlos ausgenutzt.

Das Bürgermeisteramt in Willstätt musste ein Verzeichnis über die Ortsarmen erstellen. Ihnen wurde das Lesholz sammeln in den Willstätter Domänenwaldungen erlaubt. Die Ortsarmen waren größtenteils Witwen und ihre Kinder.

Nur Gemeindeglieder, die auf der Liste standen, durften Raff- und Lesholz sammeln.

Um unberechtigte Sammler aufzuspüren, wurde Polizeipersonal, insbesondere Wald- und Feldhüter, eingesetzt.

Das Forstamt Offenburg schreibt am 24. Januar 1917 an das Bürgermeisteramt:

*„Wilhelm M. 11 Jahre alter Sohn von Karolina M. in Willstätt, hat laut Tagebuch des Waldhüters L. am 3. November 1916 im Schlag 23 des Genossenschaftswaldes Gottswald eine halbe Traglast dürres Reisholz abgehauen und entwendet.*

*Wegen jugendlichen Alters ist der Wilhelm M. straffrei, dagegen die Mutter nach § 361.Z.9. R. Str. G. wegen Vernachlässigung der Aufsicht strafbar.*

*Das Bürgermeisteramt Willstätt wird daher beauftragt, der Karolina M. in Willstätt alsbald zu eröffnen, dass vom Forstamt in Rücksicht auf die Zeitverhältnisse von einer Strafverfolgung diesmal Umgang genommen werde, dass aber strenge Bestrafung erfolgen würde, wenn sie oder ihr*

*Sohn nochmals im Gottswald Holz oder Nebennutzungen widerrechtlich sich aneignen sollten.*

*Der Vollzug dieser Verfügung ist innerhalb 8 Tagen hierher anzuzeigen.“*

Die Armut der Bevölkerung war unbeschreiblich. Mütter schickten ihre Kinder in den Wald, um Holz zu sammeln, um in ihren bescheidenen Häuschen oder Wohnungen Feuer im Herd machen zu können. Die Behausungen der Ortsarmen waren feucht und mehr als primitiv eingerichtet. Der Kampf um Essen und Wärme war unbeschreiblich. Da Kinder nicht so hart bestraft wurden wie die Erwachsenen, wurden sie zum Holz sammeln in den Wald geschickt.

Zum Vergleich: In den Wirtschaftswunderjahren (ca. 1960 bis 1990) fand das Brennholz keine Verwendung mehr. Die Bevölkerung war der Einfachheit und Bequemlichkeit wegen auf Öl oder Gas umgestiegen.

Im ausgehenden 20. Jahrhundert wurde das Holz infolge der hohen Öl- und Gaspreise wieder zu einem begehrten Brennstoff.

Das Großherzogliche Bezirksamt Kehl schrieb am 16. Februar 1918 Folgendes an die Gemeinderäte:

*„Wiederholt wird mitgeteilt, dass vermögende Leute Lesholz holen und dadurch dem wirklich bedürftigen Einwohner, die auf das Lesholz angewiesen sind, das Lesholz förmlich wegstehlen. Nur Gemeindevohner, die auf der betr. Liste stehen, dürfen Raff- und Leseholz holen. Andre sind unachtsamlich wegen Forstfrevels anzuzeigen. Gemeindevbürger sind in keiner Weise besonders berechtigt.“*

Nach einer Verfügung der Forstdirektion vom 22. Februar 1922 durften 35 arme Personen zweimal wöchentlich Lesholz sammeln. Alle Sammler mussten im Besitz eines Berechtigungsscheines sein. Zuwiderhandlungen wurden strafrechtlich verfolgt.

Am 16. Januar 1924 waren es bereits 76 Personen, die einen Antrag zum Lesholz sammeln stellten. Im Interesse des Wild- und Vogelschutzes wurde die Lesholznutzung vom 1. Mai bis 31. Juli 1924 untersagt.

Die Ortsgruppe N.S.D.A.P. setzte sich 1932 mit folgendem Schreiben an den Gemeinderat für die Not der Landwirte ein:

*„Der Gemeinderat wolle beschließen, dass dieses Jahr Laubstreu aus den Waldungen entnommen werden kann. Die Verteilung des Laubstreu soll dem Gemeinderat überlassen sein.“*

*Begründung:*

*Die allgemeine schlechte Lage der Landwirte erfordert dieses Jahr, dass er Streu ohne jegliche Ausgabe erhält. Die Landwirte sind derart auf dem Ruin, dass es ihnen nicht möglich ist Stroh zu erwerben, wo die Frachtermässigung aus Mittel des Staates bezahlt wird. Es sind auch, soviel wie bekannt, keine Mittel mehr für Frachtermässigung verfügbar in diesem Wirtschaftsjahr, sodass der Landwirt gezwungen wäre, erhöhte Ausgaben zu machen, wofür er aber keinerlei Mittel hat, diese Ausgaben zu decken.*

*In Anbetracht dieser schon Eingangs erwähnten Wirtschaftslage wäre hier eine Nothilfe der Landwirtschaft am Platze.“*

Der Gemeinderat reichte dieses Schreiben an das Forstamt Offenburg weiter und erhielt am 2. März 1932 folgende Antwort:

*„Auf Ihre Eingabe vom 6.2.32 an das Bezirksamt Kehl teilen wir Ihnen mit, daß wir in den Schlägen 10, 11 und 12 des Staatswaldes „Willstätterwald“ 21 Lose Streugras für die Gemeinde Willstätt gerichtet haben. Wir sind, wie mündlich schon besprochen bereit, diese Streugraslose der Gemeinde zur Abgabe an streubedürftige Kleinlandwirte zu überlassen. Der Preis, um den von uns das Streugras an die Gemeinde abgegeben werden kann, beträgt für 106,5 geschätzte Zentner 106,50 RM.*

*Als Schuldner haftet dem Domänenärar die Gemeinde.“*

Lesholzscheine wurden nachweislich bis 1937 ausgestellt.

In den Kriegs- und Nachkriegsjahren wurde die Brennholzverteilung per Loszettel durchgeführt. Da das Holz aus den Gemeindewaldungen zur Versorgung nicht mehr ausreichte, erhielt Willstätt eine Sonderzuteilung von 300 Ster aus Bad Peterstal. Aus dieser Sonderzuteilung erhielten 20 Familien im November 1942 Brennholz.

Am 27. Januar 1950 richtete das Bürgermeisteramt folgendes Gesuch an das Forstamt Offenburg:

*„Gesuch der Gemeinde Willstätt um Überlassung von Laub und Waldstreu.*

*Die große Trockenheit und die verheerende Mäuseplage des vergangenen Jahres haben sich für die Landwirtschaft sehr nachteilig ausgewirkt als dadurch ein recht empfindlicher Ausfall an Heu und Stroh zu verzeichnen war. Infolgedessen müssen große mengen Rohfutter zugekauft werden um die Tiere durchzubringen. So muss das Stroh restlos gefüttert werden und es bleibt als Einstreumittel nur das Sägemehl, das in grossen Mengen zugeführt wird. Nun ist aber auch dem Forstamt bekannt, dass Sägemehl ein sehr schlechtes Düngemittel ist und die Grundstücke ausmagert. Die Folge davon sind schlechte Ernten.*



*An die Landwirtschaft ergeht aber immer wieder der Ruf, mehr zu produzieren um vom Ausland unabhängig zu werden. Sie bemüht sich nach Kräften dieser Aufforderung gerecht zu werden und sucht nach Mittel und Wegen, das gesteckte Ziel auch zu erreichen. Da dies aber nicht immer ohne Hilfe der Behörden geht, so wurden wir dringend ersucht das Forstamt Offenburg doch um Überlassung von Laub und Waldstreu zu bitten um eine sehr fühlbare Lücke auszugleichen.*

*Wir wissen zwar, dass auch der Waldboden dringen des Laubes als Dünger bedarf, aber in dieser Krisenzeit ist die Sicherung der menschlichen Ernährung doch das wichtigere.*

*Unsere Bitte an das Forstamt Offenburg geht dahin die Gemeinde Willstätt bei Verteilung der Ertragnissen des Waldes zu berücksichtigen.“*

Auf dieses Gesuch erhielt die Gemeinde am 21. März 1950 folgenden abschlägigen Bescheid:

*„Das Amt bedauert Ihnen auf ihr Gesuch um Überlassung von Laubstreu aus dem Staatswald eine abschlägige Antwort erteilen zu müssen.*

*Wie Ihnen bekannt sein dürfte, bedeutet jede Entnahme von Streu aus dem Walde eine Verminderung des Bodenkapitals. In Befolgung der gesetzlichen Vorschriften wäre im Falle einer Streuentnahme eine Verminderung des Hiebsatzes im darauffolgenden Jahre anzunehmen. Infolge der angespannten Lage in der Forstwirtschaft ist es dem Staat als Waldbesitzer aber unmöglich, einer Verminderung seiner Einnahmen im nächsten Jahre zuzustimmen. Es wurde aus diesem Grunde keinerlei Streu aus dem Stadtwald in diesem Jahre abgegeben. Dieser Sachlage rechnungstragend, hat auch ein großer Teil der Gemeinden auf Streunutzung in ihren Waldungen verzichtet, bzw. die Nutzung auf ein Mindestmass beschränkt.*

*Wie uns bekannt ist, besteht die Möglichkeit unbegrenzte Mengen Stroh aus Norddeutschland und Bayern einzuführen. Im Falle einer dringenden Notlage verweist das Amt auf diese Möglichkeit der Abhilfe.“*

Als die Nachwirkungen der Kriege überwunden waren, ging es mit der Landwirtschaft aufwärts. Nur noch wenige waren auf Laub- und Grasstreu angewiesen.

Im Laufe der Jahre wurden die Pferde und Zugtiere durch Maschinen ersetzt, sodass der Strohbedarf immer geringer wurde.

*Quellen*

Gemeindearchiv Willstätt – Forstwesen:

Willstätter Wald von 1607–1835, Külby-Akte Nr. 044

Laub-Gras- und Lesholz von 1833–1950, Külby-Akte Nr. 046

Pfarrer Hans Georg Zier:

Geschichte eines Waldes aus „Die Heimatglocke“ 1. Jahrgang 1922

Johann Beinert: „Geschichte des Badischen Hanauerlandes unter Berücksichtigung Kehls von 1909“

„Badische Heimat“ Jahresheft 1931

Heimatsforscher Friedrich Jockers, Hesselhurst

Heimatsforscher Wilhelm Schadt, Legelshurst (gebürtiger Willstätter)

## Die Geschichte des Bannwaldes 1290 bis 2006

### Vom Holz- und Weidewald zum Flughafen

*Ernst Gutmann*

Der Bannwald zieht sich von Stollhofen im Süden bis zum Sandbach, zwischen Hügelsheim und Iffezheim bis nach Sandweier im Norden hin. Mit einer Länge von etwa 8 km und einer Breite von nur noch etwa 2–4 km dürfte der Wald zu den großflächigen Wäldern in der Rheinebene gehören. Ursprünglich bestand der Wald aus Eichen, Buchen, Wildobsthölzern und zum kleineren Anteil aus Nadelbeständen. Später bestand der Wald aus Gründen der Nutzbarkeit fast nur noch aus Nadelhölzern. In früheren Zeiten zog eine wichtige Nord-Süd-Verbindung durch den Wald. Von Stollhofen, vom Badener Tor aus, führte die „Badstraße“ zur Residenzstadt Baden-Baden. Diese alten Verbindungen, mit ihnen auch die Querstraßen im südlichen Bereich, fielen spätestens dem Flugplatzbau nach 1952 zum Opfer. Querverbindungen von Hügelsheim nach Sinzheim und Baden-Baden folgen heute noch den alten Trassen. Heute ist ein großer Teil dem Flughafen zum Opfer gefallen. Wie der Name besagt, war der Bannwald ein „gebannter Wald“, der Wald war nur für die Waldgenossen zugänglich. Er gehörte anteilig den Waldgenossen der Markgenossenschaft Stollhofen und dem Kloster Schwarzach. Nutzberechtigt waren das Kloster Schwarzach, die Stadt Stollhofen und die Bewohner der Dörfer Hügelsheim, Söllingen und Schiftung. Diese fünf Orte gehörten zur Mutterpfarre Stollhofen. Somit scheinen die Grenzen der Genossenschaft mit den alten Grenzen der Pfarrei zusammenzufallen.

Schon 1290<sup>1</sup> wurde der Wald als Bannwald bezeichnet. Vermutlich gehörte er zunächst den Waldgenossen alleine. Als dann um 750 das Kloster Arnulfsau bzw. nach 800 das Kloster Schwarzach zwischen den beiden Mutterpfarreien Stollhofen und Scherzheim entstanden war, konnte die Abtei gewisse Rechte mit erwerben.<sup>2</sup>

Schon in den Weistümern des Klosters vom 14. Jahrhundert sind die Nutzungsrechte eindeutig geregelt. Die Waldgenossen durften ihren Holzbedarf ziemlich frei aus dem Wald decken. Nur das Hartholz (Eiche usw.) war dem Kloster vorbehalten. Das dürr gewordene Hartholz konnten ebenfalls die Waldgenossen ernten.

#### *Weistümer des Klosters nach 1300*

*„Wann ein Genosse bauen will, so soll er nach Schwarzach kommen zu dem Abt mit hangender (bittend) Hand und ihn um das Holz bitten. Der*

*Abt soll es ihm nicht versagen. Er (der Genosse) soll für einen Stock (Stamm) dem Förster einen Pfennig geben.*

*Auch haben die Genossen das Recht im Bann Dünnholz und Dürholz auszulichten.“*

Zu den Weiderechten finden wir folgenden Hinweis:

*„Es soll ein Schultheiß von Stollhofen das Recht haben im Bann 31 Schweine, der Werkmeister von Hügelsheim 14, der Bott 7 und der Förster auch 7 Schweine zu mästen.*

*Wann Eckerich (Fruchtfall von Eicheln und Buchen) im Bann ist, so haben die Genossen das Recht in die Eckern zu treiben bis zum Andreastag. Der Schultheiß von St. Andreas bis Weihnachten, ein Werkmeister von Weihnachten bis zum 12ten Tag (12. 1.), ein Bott bis zum 20ten Tag. Wäre dann noch Eckern im Bann, dürfen die Genossen ihr Vieh eintreiben.“<sup>3</sup>*

Am 9. Oktober 1493 verkaufte der Abt von Schwarzach den Wald mit dem Kirchsatz zu Stollhofen und den Todfällen zu Söllingen und Hügelsheim an den Markgrafen von Baden für 200 Gulden. Das Recht der Beholzung behielt sich das Kloster vor. „... dann unser Kirchsatz zu Stollhofen, auch unser Zehnten und Todfall zu Söllingen und Hügelsheim unser Gerechtigkeit an dem Eigentum des Waldes unter Stollhofen gelegen der Bannwald genannt ... und Gerechtigkeit ... des Hegens und Jagens in demselben Bannwald ... dazu Eicheln und zu Weiden ... und auch der Gerechtigkeit des Holzes ... und auch das Bauholz von einem Abt von Schwarzach mit hangender Hand zu erbeten und empfangen zu haben ...“<sup>4</sup>

### *Streitigkeiten wegen der Holznutzung*

1557 bittet Hans Bört, Gerber zu Stollhofen, um Bauholz für seine Gerbermühle aus dem Bannwald. Der badische Amtmann Ulrich Langemantel unterstützte das Vorhaben. Peter Nonnenmacher, der Stadtschreiber, setzte den Bittbrief an die badische Kanzlei auf.<sup>5</sup> Ebenfalls wurden die Zäune in und um den Schlossgarten mit Holz aus dem Bannwald neu errichtet. Auch verwendete man das Holz für den Schlossbau. Als man aber die Einzäunung der Landstraße vor der Stadt Stollhofen ebenfalls mit dem Bannwaldholz erneuern wollte, protestierte das Kloster. Dies wäre Sache der Stadt und nicht des Amtes und dürfte somit nicht aus dem Bannwald entnommen werden.

1560 zeigte der klösterliche Forstmeister König den Gerber Hans Bört von Stollhofen wegen Holzfrevel an. Er hatte Eichenholz, das er für sein Handwerk brauchte, abgehauen. Auch ein Simon Marx hatte Äste abgehauen. Ebenfalls hatte er Christmann Jörgen von Stollhofen erwischt, als er einen Eber abwürgte.<sup>6</sup>





Süd-Westlicher Teil



*Das Bild zeigt die Pfarrkirche St. Erhard von Stollhofen (2005). Im Hintergrund (nach Nord-Osten) erkennt man am Waldrand die Hangars vom Flughafen. Im Vorfeld der Hangars verläuft die Startbahn.*

1614/15 beklagten sich die Waldgenossen Stollhofen, Söllingen und Hügelsheim über das Kloster Schwarzach. Das Kloster versorge nicht nur sich mit Brenn- und Bauholz aus dem Bannwald, wobei auch das Weichholz geschlagen wurde, sondern sie verkauften es auch nach Straßburg. Außerdem vernachlässigten sie die Pflicht, für jeden geschlagenen Baum einen Jungbaum zu pflanzen. Unterzeichnet war diese Klageschrift von Peter Stürzel, Untervogt zu Stollhofen, Forstmeister Peter von Helmstett und Zollschreiber Karl Beer.<sup>7</sup>

#### *Bürgerbuch der Stadt Stollhofen 1741*

Im Bürgerbuch der Stadt finden wir wieder die folgende alte Regelung der Weistümer.

*„Im Bannwald gehört das Hartholz von Eichen, Buchen, Birn- und Apfelbäume dem Gotteshaus Schwarzach. Jedoch hat die Gemeinde Stollhofen wie auch Söllingen und Hügelsheim das Recht, wann einer ein Wohnhaus bauen will, zu jedem Giebel drei, bei einer Scheuer oder Stall zwei Eichbäume schlagen zu dürfen. Das gleiche gilt für die Ausbesserung eines alten Gebäudes. Doch sollte der Abt vorher darum gefragt werden. Dieser*

muß es allerdings auch dann zugestehen. Das Holz muß dann innerhalb eines Jahres aus dem Wald geführt werden. Der Förster erhält laut einer alten Ordnung für jeden Stamm einen Pfennig zum Lohn. Überdies haben die Gemeinden über das Weichholz alleine zu bestimmen. Auch der Windbruch und das aufrecht stehende Taubholz, auch das taube Hartholz zu nutzen, ohne daß das Kloster daran teilhabe oder deswegen um Erlaubnis befragt werden müsse. Ebenfalls dürfen die Gemeindebewohner das am Boden liegende Holz für den Hausgebrauch hinweg fahren. Das noch stehende Weichholz ist nur mit der Erlaubnis des Schultheißen abzuhauen. Hingegen ist jeder Bewohner der Gemeinden schuldig eine junge Eiche zu pflanzen.“

Zu den Weiderechten erscheint im Bürgerbuch folgender Hinweis. „Die drei Gemeinden sind berechtigt über das ganze Jahr den Wald zur Weide zu benutzen. Ausgenommen sind die geregelten Äckerrichtzeiten (zur Zeit des Buchen- bzw. Eichelfalls waren die Weidezeiten einzeln vergeben).“<sup>8</sup>

Durch die Aufhebung des Klosters Schwarzach 1803 fiel der Bannwald an den badischen Staat. Zunächst verblieb der Wald im gemeinsamen Besitz der Genossen. Später wurde der Wald unter den Gemeinden aufgeteilt. Stollhofen erhielt 479 Morgen (ca. 172 ha), Söllingen 579 Morgen (ca. 208 ha), Hügelsheim 200 Morgen (ca. 72 ha), Schiftung 30 Morgen (ca. 10 ha), der Staat behielt zunächst 614 Morgen (ca. 221 ha). Später wurde der Staatsanteil nochmals aufgeteilt.

### *Wölbäcker*

Eine Besonderheit hat der Bannwald im nördlichen Teil auf der Gemarkung von Söllingen und auf den Gemarkungen von Hügelsheim und Iffezheim aufzuweisen. Hier sind noch die sogenannten Hoch- oder Wölbäcker erkennbar. Ein großer Teil des Waldes wurde im Mittelalter als Acker bearbeitet. Später, nach 1800 wurden diese Felder, die zum Teil nicht sehr ertragreich waren, wieder vom Wald überwachsen. Durch die Feldbearbeitung, vor allem mit dem mittelalterlichen Pflug, entstanden sogenannte Wölb- oder Hochäcker, die sich immer noch deutlich im Wald abzeichnen.<sup>9</sup>

Im Jahre 1604 unter der Baden-Durlacher Regierung wurde eine Karte erstellt, die den Bannwald als Wildpark, als Jagdrevier mit einer Einzäunung darstellt. Sie zeigt neben den alten Straßen (Badener Weg) auch die tiefe Einbuchtung der Ackerflächen (Hügelsheimer feld- Hegelser Wald) in den Bannwald bei Hügelsheim.<sup>10</sup>

### *Nato-Flughafen 1951*

Schon einige Monate zuvor wurde die Standortfrage eines Düsenjägerflugplatzes in der Nähe von Baden-Baden erörtert. Zunächst sollte der Flug-



platz Baden-Baden selbst als Standort dienen. Weitere Alternativen wurden bei Gamshurst, Wagshurst, Durmersheim und dem Waldgebiet zwischen Hügelsheim, Söllingen und Stollhofen gesehen.

Am 11.12.1951 teilte die Bundesregierung mit, dass nun endgültig die Entscheidung für den Standort des französischen Flugplatzes auf die Gemarkung Söllingen gefallen sei.<sup>11</sup>

Trotz Protesten der Bevölkerung in den drei betroffenen Gemeinden Söllingen, Stollhofen und Hügelsheim begannen rasch die Bauarbeiten. Der westliche Waldrand für die Startbahn in einer Länge von über vier Kilometern wurde gerodet. Die weiteren Anlagen wurden in den verbleibenden Wald hinein gebaut. Schon im August 1952 landeten die ersten französischen Flugzeuge. Mitte April 1953 übernahm die kanadische Luftwaffe den Platz. Folgende Flächen fielen in den Flugplatz: Söllingen verlor 363 ha, davon 130 ha Bannwald. Hügelsheim 50 ha, davon 8,7 ha Bannwald, die Gemeinde Stollhofen 193 ha, damit stellte sie den größten Teil des Bannwaldes von 190 ha zur Verfügung. Die Gemeinde Hügelsheim stellte in Folge weitere Flächen Ackerland für den Bau von Wohnungen (Klein Kanada) zur Verfügung. 1970 musste die Gemeinde Stollhofen nochmals 58 ha Bannwald abgeben. Damit waren fast 390 ha Wald für die Bevölkerung der drei Orte verlorengegangen.<sup>12</sup>

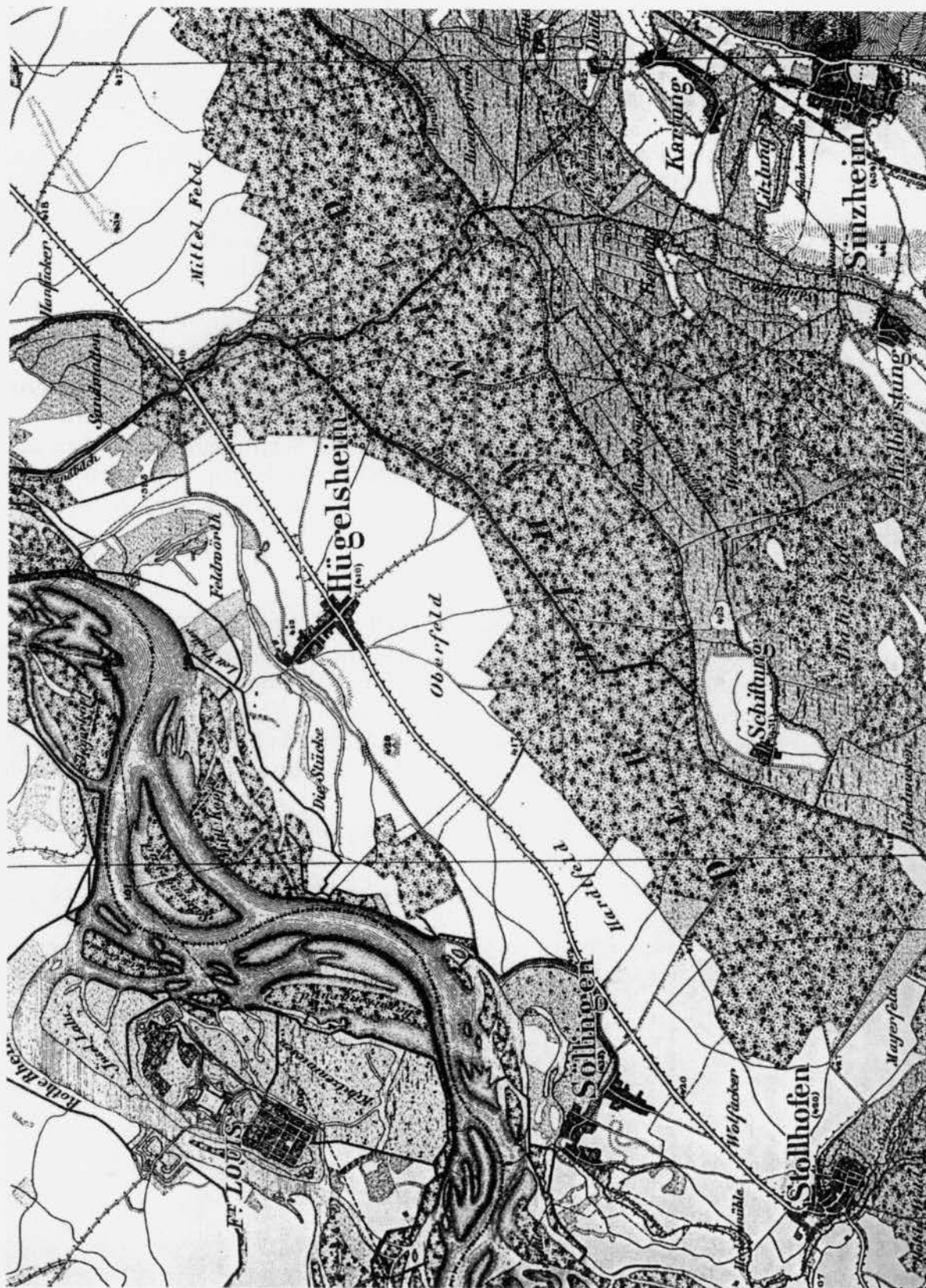
Zunächst waren die Reaktionen der Bewohner sehr zurückhaltend. Später fanden viele einen Arbeitsplatz im Flugplatz. Auch die Gemeinden profitierten von Ausgleichszahlungen und Abfindungen. So konnte z. B. Stollhofen mit den Geldern eine neue Schule, ein Feuerwehrhaus und später ein neues Rathaus erbauen. Viele Bewohner konnten ihre Wohnhäuser vergrößern und somit an die „Kanadier“ vermieten.

Damit waren die „Kanadier“ 40 Jahre lang gern gesehene Gäste mit gut gefüllten Geldbeuteln.

### *Baden-Airpark*

Bedingt durch die Öffnung nach Osten und die „Wiedervereinigung“ wurde die Schließung des Nato-Flugplatzes immer wahrscheinlicher. Am Ende des Jahres 1993 war dann der Abzug der kanadischen Luftwaffe abgeschlossen. Seither verläuft die Entwicklung des Platzes als „Baden-Airpark“ zum zweitgrößten Flughafen in Baden-Württemberg mit dem internationalen Namen Karlsruhe-Baden-Baden sehr dynamisch. Heute arbeiten im Airpark rund 1600 Menschen, die Passagierzahlen überschreiten die Marke von 800 000. Von dem dereinst mächtigen Waldgebiet verblieb auf der Gemarkung von Stollhofen und Söllingen nur noch ein schmaler Streifen am Ostrand vom Flughafen.





Karte von 1841 (Ausschnitt)

*Quellen*

- 1 1290 GLA 67/1321 f. 10.
- 2 749, 27. 9. Arnulfsau GLA 67/1321,7; s. a. „Die Benediktinerabtei Schwarzach“ v. Dr. S. Gartner.
- 3 Weistümer 14. Jahrhundert GLA 67/1314, 375.
- 4 1493, 10. Oktober GLA 37/249, Verkauf vom Bannwald.  
Diese Urkunde wird oft falsch zitiert. Spätere Kopisten haben in ihr den Verkauf der Stadt Stollhofen vom Kloster an den Markgrafen von Baden gesehen. Doch Stollhofen war schon seit 1309 badische Stadt. Vorher gehörte sie den Rittern von Windeck. Der Originalvertrag von 1493 liegt mir als Kopie vor.
- 5 1557 GLA 182/19- 1518–1701 Forstrecht.  
„Dem langwierigen Streit des Klosters Schwarzach mit den drei Gemeinden Stollhofen, Söllingen und Hügelsheim wegen dem Beholzungsrecht im Bannwald, Prozeß beim Hofgericht zu Rastatt und dem Reichskammergericht welches endlich durch Vergleich beigelegt worden. Zitiert wurde darin u. a. der Schriftwechsel zwischen dem Abt Konrad von Schwarzach und der Stadt Stollhofen (Stalhoffen) wegen den von der Abtei unberechtigt vorgenommenen Bau mit Holz aus dem Bannwald von zwei Häusern in Drußenheim.“
- 6 1560 (s. unter 4, 1560).
- 7 1614–15 GLA 182/19 (wie oben).
- 8 1741 Bürgerbuch der Stadt, GLA 66/8397 fol. 128–131, Weidrechte fol. 148–149.
- 9 Die Wölbäcker. Hier möchte ich auf die umfangreiche Forschungsarbeit von Dr. Benoit Sittler, Institut für Landespflege der Universität Freiburg hinweisen. Einen kleinen Beitrag konnte ich ebenfalls durch mein Archiv beisteuern.
- 10 GLA HFK. Bd V. /19 Bannwald-Wildpark 1604 (Archiv Markgraf von Baden).
- 11 Presseberichte u. a. Badisches Tagblatt 10. Nov 1951 bzw. 1. Dez. 1951, Badische Neueste Nachrichten 10 u. 16. Nov. 1951.
- 12 Staatsarchiv Freiburg F 30/1 Nr. 3668; Aufstellung vom März 1953 und Staatsarchiv Freiburg EA 1/924 Az. 2421 von 1970.

## Überlieferungsgeschichtliche und inhaltliche Bemerkungen zum Ulmer Waldbrief von 1410 (Ulmhardt)

*Dieter Kauf*

Bei der Durchsicht von Forst- und Waldakten im Stadtarchiv Renchen<sup>1</sup> stieß Hans Wolfram Hedemann<sup>2</sup> auf eine Abschrift des sogenannten Ulmer Waldbriefs von 1410, der damals die Kirchspiele (Pfarreien) Ulm, Renchen und Waldulm betraf. Neugierig geworden, machte ich mich auf die Suche und die Spur des genannten Waldbriefs von 1410, der dem Alter nach mit zu den ältesten im Gebiet der Ortenau<sup>3</sup> gehört, der Erwähnung und der Bedeutung nach aber kaum in der ortsgeschichtlichen Literatur sichtbar wird.

### *In den Ortsgeschichten kaum berücksichtigt*

Die Chronik der Gemeinde Ulm (nach 1972)<sup>4</sup> erwähnt die Waldverordnung des Ulmhardt zwar, berichtet dann aber nur von der Auflösung des Markwaldes im Jahr 1819.

„Die Grimmelshausenstadt Renchen und ihre Geschichte“ aus dem Jahre 1992<sup>5</sup> geht im Rahmen der Landwirtschaft auch auf die Waldwirtschaft ein und führt dabei auch den Ulmer Waldspruch von 1410 auf. Dieser betrifft den Ulmhardt, am westlichen Schwarzwaldrand zwischen Tiergarten und Mösbach gelegen, der von den „biederer“ Leuten in den Kirchspielen zu Ulm, Renchen und Waldulm genutzt wurde.<sup>6</sup> Der Ausdruck „biedere Leute“ kommt etwa in der Renchener Abschrift nicht vor,<sup>7</sup> auch nicht in der, nach der der Autor zitiert.<sup>8</sup> Es ist vielmehr von den „armen Luthen“ die Rede.

### *Verschiedene Überlieferungsorte des Ulmer Waldbriefs von 1410*

Der soeben skizzierte Unterschied in der Überlieferung macht neugierig, denn die Vielfalt der Überlieferungsorte überrascht eigentlich:

Im Generallandesarchiv Karlsruhe befinden sich mehrere Abschriften dieses Waldbriefes an zwei Archivalien-Fundplätzen. In den Ortsakten von Ulm tauchen Abschriften in 229/107097 auf; die Waldakten, Ansprüche und Frevel über den Ulmhardter Wald enthalten ebenfalls als Eingangsakte den Ulmhardter Waldbrief (229/107098). Und schließlich enthalten die Amtsakten Oberkirch<sup>9</sup> auch eine Abschrift des Waldbriefes Ulmhardt von 1410 in der Fassung um 1778.

Das Gemeindearchiv in Renchen-Ulm beinhaltet unter „Urkunde Nr. 1“ ein Exemplar mit dem Abschriftsvermerk von Joh. Wölfflin. Stadtschreiber

von Oberkirch und dem Datum „Anno im sieben und vierzigsten“, was nicht auf 1647, sondern auf 1547 zu beziehen ist.<sup>10</sup>

Ein weiteres Exemplar im Gemeindearchiv Ulm ist eine erneute Abschrift von der Abschrift aus dem Jahre 1547, erneuert von Amand Brandstetter im Jahre 1809, der damals noch Stabhalter in Ulm<sup>11</sup> war und 1822 als zweiter badischer Gemeindevorsteher ebendort gewählt wurde.<sup>12</sup>

Schließlich gibt es im Ulmer Gemeindearchiv noch ein drittes Exemplar des Waldbriefs von 1410, in Computer-Schmuck-Schrift übertragen und mit Verständnis- und Übertragungsanmerkungen versehen, das im Dezember 1996 durch den früheren Bürgermeister und Ortsvorsteher Karl Walz in Ulm erarbeitet<sup>13</sup> worden war.

Im Stadtarchiv Renchen<sup>14</sup> findet sich ebenfalls eine Abschrift des Ulmer Waldbriefs, die in der Art der Schrift und deren Seitenverteilung nicht mit dem Exemplaren im Gemeindearchiv Ulm identisch ist. Sie ist aber älter als die Abschrift von Amand Brandstetter in Ulm.

### *Das Zustandekommen des Ulmer Waldbriefs 1410*

Die Vielfalt der Überlieferungsorte und die Häufigkeit der Abschriften machen neugierig darauf, wie und warum es überhaupt zu diesem Ulmer Waldbrief von 1410 kam. Dazu benutzt wurden die Abschriften im Stadtarchiv Renchen und Gemeindearchiv Ulm. Aus deren Einleitungsworten wird ersichtlich, dass im Jahre 1410 der Landvogt von Ortenberg als Vertreter des damaligen Landesherrn, des Straßburger Bischofs,<sup>15</sup> eine Befragung über die Waldrechte und das Hofrecht in Ulm veranlasst hatte, um diese zu fixieren. Dabei waren gegenwärtig der Schultheiß von Ulm, zehn Zwölfer des Gerichts Ulm, zwei Geschworene des Ulmer Gerichts, der Förster, sowie der Gerichtsbote. Diese beriefen sich auf Rechte der Altvordere, die jährlich verkündet worden waren, merken jedoch auch an, dass der bischöfliche Amtmann in Oberkirch daraus keinen Nutzen habe und dies auch so bleiben solle.

### *Der Inhalt des Ulmer Waldbriefs von 1410*

Insgesamt 13 Artikel verschiedener Länge führen einzelne Sachverhalte und Gegebenheiten an, die es im Ulmhardt zu berücksichtigen galt.

#### 1. „Wie man die förster erwehlen soll“<sup>16</sup>

Auf dem nächsten Gerichtstag in Ulm stellt der Vogt auf Ullenburg einen Förster als Vorschlag auf, dem die Gemeinde zustimmt. Dies kann bis zu drei Vorschlägen gehen, ehe zugestimmt werden muss und der Bestimmte seinen Eid schwört. Ebenso stellt die Gemeinde einen Bewerber, dem der



Vogt seine Zustimmung geben muss. Es sind also zwei Förster für den Ulmhardt verantwortlich.

## 2. „Wem der Waldt zugehöre“

Der Wald steht den „Armen Leuth“ der Kirchspiele (Pfarreien) von Ulm, Renchen und Waldulm zur Nutzung zur Verfügung. Diese sind die Waldgenossen.

## 3. „Der Förster Recht“

Sie erhalten am Morgen des Tages ein Essen auf der Burg sowie jährlich einen grauen Rock, in dessen Ärmel sie ein Vesperbrot unterbringen konnten. Sie haben das Recht, beim Pfarrer von Waldulm einzukehren. Dieser ist dann zu einem Imbiss mit Brot, Getränk und Käse verpflichtet. Falls nötig, muss er sie auch in der Nacht beherbergen.

Im Gegenzug hat der Pfarrer das Recht, im Ulmhardt nach Bedarf Eichen und Tannen für den Bau und als Brennmaterial zu hauen

## 4. „Wie und wann die förster rüegen sollen“

Bei Eichenholz, wenn der Frevler mehr als drei Bürden schlägt, bei Tannen kein Limit. Finden beide Förster gemeinsam einen Frevler, so müssen sie sich auf eine Strafe einigen. Findet ein Förster einen, der rügbares Holz schlägt, so straft er ihn direkt mit dem Entzug der Axt. Außerdem büßt der Frevler mit einem Brot und einem Maß Wein.

Ferner ist es wichtig, ob der Frevler mit Karch oder Wagen im rechten Geleis im Wald angetroffen wird oder außerhalb des Waldes. Im zweiten Fall kann der Förster das Holz nehmen oder es liegen lassen, um es spätestens innerhalb eines Jahres aufzuarbeiten und er kann dazu den Karch oder Wagen des Frevlers zerschlagen.

Trägt ein Frevler ein Bündel Holz im Wald und wird er vom Förster erwischt, so darf er nicht gerügt werden. Ist er aber außerhalb des Weges oder Pfades muss er gerügt und das Holz eingezogen werden.

## 5. „So ein Baum niderfelt“

Ist dieser eine Tanne, so hat jeder Waldgenosse ein Recht darauf. Ist es eine Eiche, so haut der Förster, von der Erdwurzel etwa 4,20 Meter, den Baum ab und bringt das Holz in das betreffende Kirchspiel. Das übrige Holz dürfen die Waldgenossen nutzen, so viel sie tragen können oder mit einer Fuhre auf einem Karren oder Wagen fortbewegen.

## 6. „So ein Baum abgehauen wirdt“

Wird ein Baum abgehauen oder abgefleckt oder auch mit einem Beil behauen, so hat jeder Waldgenosse das Recht auf das übrige Holz. Wird ein abgehauener Baum gefunden und ist dies eine Tanne, so bleibt sie ein halbes Jahr liegen. Danach kann jeder Waldgenosse diese nutzen. Ist es eine Eiche, dann bleibt sie ein Jahr liegen und kann danach von jedem Waldgenossen verwertet werden.

## 7. „Von den Güthern, so an den Waldt stossen“

Eine Eiche auf Lehen- und Eigengütern gehört zu dem Wald, an den das Gut stößt. Eine Tanne, die so groß ist, dass sie ein Förster mit eigenen Händen tragen kann, gehört auch zum Wald. Fällt ein Baum aus dem Wald auf ein Lehen- oder Eigengut, darf ihn der betreffende Eigentümer abhauen, ohne dafür gerügt zu werden.

## 8. „So einer frevelte vff ein feürtag oder bey der Nacht“

Dieser verfällt in Ungnade bei unserem Herren (dem Bischof von Straßburg).

## 9. „So einer, der nit Waldtgenoss ist, Holtz in dem Waldt hauet“

Wer diesen Frevler als Waldgenosse aus den drei Kirchspielen findet, darf ihn rügen. Als Buße zahlt der Frevler fünf Pfund Pfennig. Davon gehen an den Bischof drei Pfund 30 Schilling, zehn Schilling an das Gericht Ulm, 10 Schilling an den, der ihn gerügt hat. Der Bischof erhält den Geldbetrag nicht, sondern dieser geht an das Gericht.

## 10. „Wie der so Bauholtz hauen will, die Laub gewinnen soll“

In diesem Artikeln geht es nicht um die Bauholz- und Laubgewinnung, sondern die Erlaubnis-Einholung bei Bedarf von Bauholz, Holz für Geräte der Landwirtschaft und die Eckerich-Nutzung.

Wer Bauholz will, muss beim Schultheißen darum bitten. Er erhält so viel Tannenholz, wie er verbauen will. Der Schultheiß erhält ein Maß Wein. Einen Monat später muss das Holz geschlagen werden, einen Monat darauf zugerichtet und wieder einen Monat später abgezogen werden. Wird einer der drei Schritte nicht eingehalten, hat der Förster das Recht zu rügen. Die Förster überwachen alle Vorgänge der Bauholz-Gewinnung; im selben Haubereich darf niemand Holz hauen. Bleibt das Holz länger als ein Jahr im Wald liegen, wird der Hauende gerügt und zahlt fünf Schilling.

Außerdem geht das Nutzungsrecht nach diesem Jahr an jeden Waldgenossen.

Benötigt man Eichenholz für Türen und Nägel, muss man ebenfalls zum Schultheißen gehen. Dieses Eichenholz darf nicht ohne Wissen der Förster geschlagen werden. Die Erlaubnis des Schultheißen und das Wissen der Förster sind ebenso notwendig, wenn man eine Trotte bauen will. Zwei Bäume und ein Trottbäum darf man hauen. Dies geschieht nach Maßgabe von vorgegebenen Mengen.

Ebenso muss der Schultheiß zustimmen, wenn man Eichenholz für Windenbäume, Wisbäume und Langwieden oder sonstiges zum Bau eines Wagens für einen Bauern benötigt. Der Schultheiß gibt in diesem Fall das Holz selbst aus.

Verbindungsstreben am Wagen, Holz für Weidezäune und Leiterbäume und was aus Tannenholz an Wagen und Pflug geht, dürfen ebenfalls nur mit Erlaubnis des Schultheißen gehauen werden. Wird man dabei vom Förster gesehen, wird man zwar gerügt, aber man zahlt keine Strafe, wenn man schwören kann, dass man das Holz nach Vorschrift gebraucht.

Wächst Eckerich (Früchte von Eichen, Buchen) im Wald, darf man die Schweine nicht vor dem Hl. Kreuztag (14.09.) oder nach Martini (11.11.) in den Wald treiben. Die Buße beträgt ein Silberling pro Schwein und ist an den Förster zu zahlen. Prinzipiell liefert jeder Waldgenosse dem Herrn (Bischof von Straßburg) pro Schwein pro Jahr einen Großpfennig ab.

#### 11. „Nun volgt hernach des Hoffes Recht“

Nach alten Rechten und Gewohnheiten ist der Fronhof (der Hof unseres Herrn = Bischof von Straßburg) frei, d. h. wer in diesem Hof frevelt – mit Messerzukken und frevelnder Hand – muss vor das Gericht und zahlt drei Pfund Pfennig sowie einen Silberling. Der Verwalter des Fronhofs darf einen Ausmann mit Willen des Gerichtsboten vor das Gericht rufen bei Schulterweisen, bei Flucht oder Fernbleiben von der Arbeit.

#### 12. „Wo und wie die gefangen verwahrt werden sollen“

In einem Haus mit Scheuer auf dem Fronhof muss ein „Block“ für die Gefangenen errichtet sein. Der Gerichtsbote hat diese zu bewachen. Sollte er dies nicht können, so soll ihm das Gericht Hilfe geben.

#### 13. „Von freyheit des Kirch Pfadtes“

Dieser letzte Artikel des Ulmer Waldbriefes von 1410 ist der längste und umfangreichste, da in diesem auch der Ablauf der Fronarbeit sowohl mit Tieren und Gerät als auch die Gegebenheiten um den Kirchweg selbst be-

schrieben sind. Eingeleitet wird dieser Artikel mit der Bemerkung, dass jeder, der zur Kirche will – sei es zu Lob, Leid und Ablass – auf dem Kirchpfad ohne Belästigung sein soll. Der Kirchweg selbst sollte acht Schuh weit sein. Der Kirchpfad hat an seinem Ende beim Zugang zum Fronhof eine Falltür, die von selbst zugeht.

Der Fronhof soll an zwei „Messtagen (21./22.09.) frei“ sein. Er dient auch als Stallung für den Tross des Bischofs oder der Amtsleute, wenn diese nach Ulm kommen. Auch ist der Fronhof Herberge „für arme Leuthe“. Falls jemand verpfändet ist, weil er keine Abgaben an den Landesherrn oder an das Gericht bezahlt hat, so ist er im Fronhof deswegen nicht zu belästigen. Wer an einem „Messtag unverzollt“ vom Fronhof geht, zahlt drei Pfund Pfennig.

Alle, die Hubhöfe haben und zum Fronhof gehören oder dort fünf Schilling Pfennig abgeben sollen, müssen zwei Tagwerke Arbeit im Fronhof mit Pferden ableisten.

Zur Zeit der Brache und bei der Aussaat soll man die Betroffenen zu Hause, im Fronhof oder auf der Kanzel zu diesen Terminen anmahnen, an denen sie kommen sollten. Die Angewiesenen haben nach Ulm zur Linde zum Tanzplatz zu kommen, wo sie zur Arbeit eingewiesen werden sollten. Sie haben den Einweisungen zu folgen. Ist kein Einweiser da, so ruft der Tagwerkfroner dreimal um die Einweisung. Ist danach kein Einweiser da, ist der Betroffene für diesen Tag frei.

Der Eingewiesene erhält vor der Arbeit ein Essen, entweder Kraut mit Käse oder Rüben mit Nüssen.

Falls einer, der nur fünf Schilling an den Fronhof gibt, und der kein Vieh oder Pflug dabei hat, kommt, so muss er sein Tagwerk trotzdem ableisten. Er soll mit einem kleinen Beil oder einem Haumesser Weiden bearbeiten oder aus Holz Nägel oder Zapfen machen; er soll Schadhafte herichten oder die Arbeiten eines kranken Knechten verrichten.

Wer den Fronhof in seinen Händen hat, muss ein Schwein mästen, das am Tag des Tagwerks geschlachtet wird. Dieses Schwein lebt auf dem Hof frei und in einen „Kerner“. Das ausgelassene Fett dieses Schweines dient zum Einschmieren der Schuhe von Knaben und Knechten. Das Fleisch wird gesotten und zusammen mit Speck-Erbsen an die Tagwerkleistenden als Essen vorgesetzt. Wenn aber einer das Tagwerk nicht leistet, gibt er „dem Meyer“ drei Sester Korn und einen Schilling Pfennig.

Wer fünf Schilling als Hubgeld gibt, erhält pro Jahr einen Hub-Baum. Dieser Baum soll 40–50 Zentimeter breit sein (Durchmesser) und er muss Bretter liefern, die mindestens 50 Zentimeter (Höhe einer Backmulde) hoch oder breit sind und eine Länge von 14 Schuh (4,20 Meter) haben. Dieses Holz aber darf nicht außerhalb des betroffenen Kirchspiels (Ulm oder Waldulm oder Renchen) verkauft werden.



### *Die Datierung der Abschrift des Ulmer Waldbriefs durch Johannes Wölfflin*

Der Ulmer Waldbrief von 1410 im Stadtarchiv Renchen endet mit dem Vermerk, dass das Exemplar vom Oberkircher Stadtschreiber und Kaiserlichen Notar Johannes Wölfflin abgeschrieben wurde. Der Vermerk enthält als Datum der Abschrift den „11. Mai im 47sten“ ohne Jahreszahl; in einer anderen Abschrift<sup>17</sup> steht diese noch als 1547. Die Abschrift von Amand Brandstetter 1809 kennt die Jahreszahl nicht; das dritte Exemplar im Ulmer Gemeindearchiv nennt jedoch die nicht zutreffende Jahreszahl 1647 bezüglich Johannes Wölfflin.

### *Die Folge-Akten des Ulmer Waldbriefs von 1410*

Absichtlich wurde hier nur eine inhaltliche Überlieferung des Ulmer Waldbriefs wiedergegeben, da die textliche Tradierung einerseits noch nicht gesichert ist und andererseits gewisse Wörter noch nicht letztlich sicher entschlüsselt werden können. Fest steht aber, dass ein so detaillierter Waldbrief Spuren hinterlassen musste, die im Generallandesarchiv Karlsruhe auch definitiv gefunden, aber bisher noch nicht bearbeitet wurden. Dort gibt es ein Aktenkonvolut über einen Revers des Klosters Allerheiligen zur Abgabe von Tannenholz aus dem Ulmhardt zum Klosterbau in den Jahren 1674–1682.<sup>18</sup> Ein dickes Aktenbündel betrifft ferner Waldakten, Ansprüche und Frevel über den Ulmhardt-Wald von 1410 bis 1789.<sup>19</sup> Zwei Konvolute beinhalten Aussagen zu Bauholz-Anschaffungen und -Anweisungen aus dem Ulmhardt von 1789–1793.<sup>20</sup> Schließlich finden sich noch Akten über Waldfrevel und dergleichen im Ulmhardt-Waldgericht von 1794–1796.<sup>21</sup> Diese Akten wären durchzuarbeiten, um auch über noch vorhandene Übertragungs- und Interpretationsschwierigkeiten des Ulmer Waldbriefs von 1410 gezielter und konsequenter nachdenken zu können.

### *Schlussfolgerungen*

Ziel der vorgegebenen Bemerkungen war es, erste überlieferungsgeschichtliche und inhaltliche Gegebenheiten des bisher kaum bekannten Waldbriefes von Ulm aus dem Jahre 1410 zu skizzieren und vorzustellen. Eine Konsequenz daraus war, festzustellen, dass es Folgeakten zu diesem Brief, gar vielleicht überarbeitete Waldbriefe gibt und geben kann.<sup>22</sup> Vielleicht wird dann auch das Original des Waldbriefes aufgefunden und dessen Inhalt genauer festgelegt werden können. Schließlich könnte man dann über das Problem nachdenken, an wen genau in den drei Kirchspielen sich der Waldbrief richtet, denn diese Kirchspiele<sup>23</sup> waren auch noch Nutzer des Maiwalds und des Hubwalds<sup>24</sup>. Eine ähnliche Fragestellung wäre auch für Appenweier interessant zu klären, dessen Bewohner sowohl Mitglieder der

Korker Waldgenossenschaft<sup>25</sup> sowie der Staufener Hardtwaldgenossenschaft<sup>26</sup> waren, deren Waldbriefe aus den Jahre 1447 und 1478 stammen.

Vor der Korrektur dieses Beitrags konnte ich noch die Ausführungen von H. G. Huber im Jubiläumsbuch von Stadelhofen<sup>27</sup> über den Ulmhardt zur Kenntnis nehmen. Ausgehend von einem neuen Waldbrief für den Ulmhardt von 1605 wirft er einen Blick<sup>28</sup> auf die Gegebenheiten und Aufteilungen des Ulmhardt danach. Nach Durchsicht der dort aufgeführten Archivalien im Badischen Generallandesarchiv Karlsruhe<sup>29</sup> wurde mir bewusst, dass erst die württembergische Landespfandherrschaft seit 1604 im Gebiet des Ulmhardt auch einen neuen Waldbrief erbrachte und erbringen musste, da der neue Pfandinhaber Württemberg sich um eine Rentabilität des sog. Oberkircher Forstes insgesamt bemühen musste.<sup>30</sup>

## Anmerkungen

- 1 Stadtarchiv Renchen, Akten Nr. 129.
- 2 Mitarbeiter des Kreisarchivs Ortenaukreis in Offenburg, früher Förster in Achern. Ihm danke ich für die Zusammenarbeit und die Mithilfe.
- 3 Nach meinen Erkenntnissen sind nur der Ettenheimer und der Urloffen-Zimmerer Waldbrief älter (dazu: Finkbeiner, Gerhard: Zur Geschichte des Ettenheimer Genossenschaftswaldes. In: Ortenau 75, 1995, 231–251, Waldbrief von 1309; Huber, E.A.: Der Zimmerer Waldbrief. In: Ortenau 37, 1957, 191–194, Waldbrief von 1398).
- 4 Fauler, W./Walz, K.: Chronik der Gemeinde Ulm, o. J. (nach 1972), 13 und 7; im Ortslexikon „Die Stadt- und Landgemeinden des Kreises Offenburg“, Historischer Verein für Mittelbaden 1964, ist unter „Ulm“ keine Erwähnung des Waldbriefs von 1410 zu registrieren.
- 5 Pillin, Hans-Martin: Die Grimmelshausenstadt Renchen und ihre Geschichte. Band I., Offenburg 1992.
- 6 a. a. O., 33.
- 7 s. Anm. 1.
- 8 Generallandesarchiv Karlsruhe (=GLA) 169/107.
- 9 ebd.
- 10 Johannes Wölfflin wirkte im 16. Jahrhundert in Oberkirch (vgl. Pillin, Hans-Martin: Oberkirch. Die Geschichte der Stadt von den Anfängen bis zum Jahre 1803, Oberkirch 1975, 52, 137, 146, 301/4).
- 11 Beilagen zur Gerichtsrechnung Ulm pro 1808 und 1812, Beetverzeichnisse (Gemeindearchiv Ulm, R44/R45).
- 12 Amand Brandstetter wird erstmals 1822 als Ortsvorstand von Ulm bezeichnet (Gemeinds-Rechnung Ulm 1821/1822, Beilagen und Pfandbuch der Gemeinde Ulm, Band 2, 1814–1824. Gemeindearchiv Ulm).
- 13 Herrn Karl Walz danke ich für seine große Mitarbeit und seine Hilfe in Sachen Waldbrief von Ulm sehr herzlich.
- 14 s. Anm. 1.
- 15 Der Fürstbischof von Straßburg war 1410 sowohl direkter Landes- und Ortsherr von Ulm als auch Mitlandesherr der Reichslandvogtei Ortenau, deren Landvogt in Ortenberg saß (vgl. Gamber, Gerhard: Daheim im Ortenaukreis. Konstanz 1990, 2. Aufl., 214 f. und 220 f.; Vollmer, Franz Xaver: Das Schloss Ortenberg, in: Ortenau 64, 1984, 385).
- 16 Die Artikel-Überschriften werden hier zitiert nach der Abschrift im Stadtarchiv Renchen (s. Anm. 1); die Inhaltsangaben sind ebenfalls aus diesem Text genommen, interpretiert durch Karl Walz und den Verfasser.
- 17 GLA 169/107.
- 18 GLA 229/107073.
- 19 GLA 229/107098.
- 20 GLA 229/107099 und 107100.
- 21 GLA 229/107101.
- 22 Ein Anhaltspunkt dazu wäre, dass in der Renchener Abschrift erst gegen Ende das Wort „Meyer“ steht. Zuvor aber nie gebraucht wird.
- 23 Bisher wurde das Problem Waldgenossenschaft und Pfarrei noch nicht angesprochen. Sicher ist, dass Renchen im ersten Drittel des 14. Jahrhunderts noch Filiale der Pfarrei Ulm war. Waldulm war 1291 schon Pfarrei und zeigt sich als Ausbauort von Ulm aus an (vgl. Kauß, Dieter: Die mittelalterliche Pfarrorganisation in der Ortenau. Bühl 1970, 97 f.; 238 f.; 260 f.; 265 f.).

- 24 Pillin, Hans-Martin: Die Grimmelshausenstadt Renchen (s. Anm. 5). 33; vgl. Schütt, Kurt: Die Geschichte der Maiwaldgenossenschaft. In: Ortenau 68, 1988, 241 ff.
- 25 Maier, Karl: Appenweier und die Korker Waldgenossenschaft. In: Maier, Karl: Gemeinde Appenweier. 1100 Jahre Appenweier, Oberkirch 1984, 31 ff.
- 26 Huber, Heinz G.: Appenweier und die Staufener Hartwaldgenossenschaft. In: Maier, Karl: 1100 Jahre Appenweier (s. Anm. 25), 20 ff.
- 27 Ell, Ludwig: Stadelhofen, ein Dorf an der Rench. Zur 850-Jahr Feier in Stadelhofen 2000.
- 28 a. a. O. S. 216 f.
- 29 GLA 215/92 ff.
- 30 In diesen Akten wird immer Bezug genommen auf den „aygenen Waldspruch“ von 1410 aufseiten der betroffenen Waldgenossen.



# Geschichte der einstigen Windecker Waldungen vom Mittelalter bis 1954

*Andreas Klotz*

## *Vorbemerkung*

Die Geschichte der Windecker Waldungen vom frühen Mittelalter bis hin zum Jahre 1825, dem Datum der Waldteilung, ist als ein wichtiger Beitrag zum Thema „Forst und Wald“ der Ortenau zu bezeichnen. Was den Zeitraum nach 1825 anbelangt, so kann aus Gründen des vorgegebenen Umfangs nur sehr kurz darauf eingegangen werden.

Bei der Erörterung stehen neben der Ereignisgeschichte die Waldordnungen von 1495, 1567 und 1771 im Vordergrund. Zunächst aber soll eine geografische Einordnung vorgenommen werden, damit klar ist, was in dieser Hinsicht unter dem Begriff „Windecker Waldungen“ zu verstehen ist. Es folgen die wichtigsten Fakten zu den Themen „Markgenossenschaften“ und „Vierdörferwald“ als Grundlagen für die weitere Darstellung.

## *Geografische Einordnung*

Zum Ende des 16. Jahrhunderts umfasste das Amt Bühl folgende fünf große Waldbezirke: Zum einen den Bernsteiner (Bärensteiner) Wald<sup>1</sup>, den Loch-Wald an der Burg Windeck sowie den Steinbacher Wald. An ihm waren Bühl, Vimbuch und Sinzheim als Kirchspielsgenossen beteiligt. Seine Verwaltung oblag Steinbach. Des Weiteren gehörte der Hägenich-Wald zu den Windeckern Wäldern. Kappelwindeck und Ottersweier verwalteten diesen. Der Hundsbach, der Biberbach sowie die Schön- und Raumünzach flossen durch alle Windeckschen Wälder.<sup>2</sup>

## *Die Markgenossenschaften und der „Vierdörferwald“ als rechtshistorische Grundlagen für die späteren Windecker Waldungen von 600 bis 1386*

Vom Ende der Völkerwanderung im 6. Jahrhundert bis zum Jahre 1386 standen die späteren Windeckschen Waldungen im Eigentum der Markgenossenschaften. Sie entstanden zum erstgenannten Zeitpunkt und bildeten einen Zusammenschluss von Dörfern. Sie benutzten das bislang herrenlose Wald- und Weideland. Ab der Christianisierung entstanden an den Hauptorten der Markgenossenschaften die Missionsstationen. Im Falle des Landkapitels von Ottersweier war das die Mutterkirche von Sasbach. Sie war

auch der Hauptsitz des Kirchspiels. Zum Kirchspiel Sasbach gehörten neben Sasbach Sasbachried, Obersasbachtal, Sasbachwalden und Lauf.

Eine Besonderheit stellten die Kirchspiele Ottersweier und Kappelwind-eck dar. Sie waren sowohl am Waldhägenich als auch am Windecker Ge-nossenschaftswald beteiligt. Der Grund lag darin, dass allein die doppelte Beteiligung ihren Holzbedarf deckte.<sup>3</sup>

Ab dem 12. Jahrhundert gab es bei der Neugründung von Pfarreien kei-ne Markteilung mehr. Folglich blieben die Kirchspielleute der neuen Pfar-rei auch Angehörige der alten Mark.

Der „Vierdörferwald“, d. h. die Waldungen von Steinbach, Sasbach, Bühl-Oberbrück und Altschweier, waren ein Teil des Windecker Waldes. 1269 wurde er zum erstenmal schriftlich erwähnt. Bis zum Jahre 1386 stellte sich die Waldnutzung als ein ursprüngliches und selbstständiges Recht der daran beteiligten Orte dar. Schließlich ließ sich kein Nachweis von einer herrschaftlichen Beteiligung führen, denn es wurde weder ein Zins gezahlt noch war von einem „Obermärker“ die Rede, welcher einen wie auch immer gearteten Einfluss auf die Handhabung der Waldrechte hätte ausüben können. Lediglich die Begriffe „Schutz- und Schirmherr“ fanden darin Erwähnung, welchen das Recht der Vogtei zustanden. Zudem führten diese den Stab und zwar nicht beim Waldgericht, sondern nur beim Umgang mit dem Wald und der Auseinandersetzung mit den „Ausmärkern“. Dass der „Vierdörferwald“ seinen Status als selbstständiger Wald verlor, lag an seiner geografischen Lage. Sie reichte bis zur Wasserscheide des Gebirges. Dahinter befand sich das „Niemandland“, mit dem die Her-ren von Windeck belehnt wurden. Im Laufe der Zeit wurde das Gebiet bis in das Gebirge hinein ausgedehnt.<sup>4</sup>

#### *Die Windecker Waldungen vom Mittelalter bis zur Frühen Neuzeit*

Die erste Erwähnung der Windecker Waldungen erfolgte in der Zeit zwi-schen 900 und 1100 n. Chr., als den Kirchspielen Ottersweier und Windeck dort die Rechte auf Weidenutzung und der Befriedigung des Holzbedarfs zugesprochen wurden. Im 12. Jahrhundert kam es zu einer Bestätigung dieser Rechte.<sup>5</sup> Die wichtige Frage, ob die Windecker Waldungen Königs-wälder waren oder nicht, kann nicht beantwortet werden, da die vorliegen-den Quellen darüber keine Auskunft geben. Ab 1269, dem Datum der ers-ten schriftlichen Überlieferung, änderte sich dies. Von diesem Zeitpunkt an stand es zweifelsfrei fest, dass der Windecker Wald zum Eigentum der Markgenossenschaft zählte. Etwaige Spuren einer markgräflichen Beteili-gung an den Waldungen lassen sich nicht nachweisen, denn es wurde we-der ein Zins gezahlt noch war von einem „Obermärker“ die Rede. Die markgräflichen Beamten wollten diesen Zustand ändern, doch sie scheiter-ten am Widerstand der Grafen von Eberstein.<sup>6</sup> Jene waren im Hochmittel-

alter die Eigentümer der Windecker Waldungen. Die Grafen von Eberstein belehnten im Hochmittelalter die Herren von Windeck mit ihrem Waldbesitz.

1386 änderte sich dies, denn die Ebersteiner waren gezwungen, wegen ihrer hohen Schulden die Hälfte der Windecker Waldungen an die Markgrafen zu verkaufen. Diese konnte durch eine kluge Erwerbungs politik in der Folgezeit ihren Einfluss steigern. Folglich blieb den Herren von Windeck im Jahre 1404 nicht anderes übrig, als in die Oberlehensherrlichkeit der Herren von Baden zu treten. Die Windecker Waldungen gingen damit als Lehen an die badischen Markgrafen über, welche wiederum die Herren von Windeck damit belehnten.

Folgende beiden Beispiele mögen dies verdeutlichen: Zum einen belehnte der Markgraf Bernhard von Baden im Jahre 1422 den Edelknecht Burkhard von Windeck mit seinem Teil der Burg zur alten Windeck samt „Wasser und Weide auf den Schwarzwald“. 1528 erhielt Wolfgang von Windeck das Lehen der „Burg Altwindeck und dazu die nachgenannten „Stuck Wald, Wasser und Weide“ vom Markgrafen Philipp von Baden. Es ist erwiesen, dass den Windecker Nutzungsrechte an den nunmehrigen markgräflichen Waldungen zustanden. In einem Kaufbrief von 1556 war zum erstenmal vom vorderen Windecker Lehenwald die Rede. Dieses rechtliche Dokument hatte die Verpachtung desselben für 90 Jahre von Junker Jakob, Hans Ludwig sowie Georg von Windeck an Caspar Kast, Jacob Leister, Rochus Gollinger und Hanns Naßwasser zum Inhalt. Interessant ist, dass der Kaufbrief den Pächtern untersagte, anderes Holz zu hauen als „seeglöcher, Balcken (und) Müssel.“ Es ist verboten einen Stamm zu fällen, der nicht „achtbortig“ war. Ausgenommen davon waren die sogenannten „heuden“ Der Vertrag gestattete den Verpächtern, das Waldwiesenrecht auszuüben.

Während des gesamten Mittelalters bis hin zur frühen Neuzeit gab es keine Konflikte zwischen der Herren von Windeck bzw. den Markgrafen als Lehensherren und den in den Kirchspielen lebenden Menschen als Lehensleute. Dies lag daran, dass die Lehensherren das Holz nur in sehr geringem Maße für sich selber zum Zwecke der Deckung des Eigenbedarfs beanspruchten. Folglich gab es für die „Waldgenossen“ als Lehensleute keinen Grund zur Klage.<sup>7</sup>

Seit der frühen Neuzeit glaubte das Hochstift zu Straßburg, einen Anspruch auf ein Viertel der Besitzungen der Windecker Waldungen zu haben. Die bischöflichen Beamten belegten ihren Standpunkt mit der Waldordnung von 1495, einem Lehenbrief von 1556 sowie mit Rechnungen des Amtes Oberkirch. In der Realität wurden dem Straßburger Hochstift für lange Zeit die Eigentumsansprüche an den Windecker Waldungen zugestanden. So erhielt der Straßburger Oberforstmeister Hans Jacob Schleck im Jahre 1607 von der markgräflichen Regierung ein Schreiben, dass er



sich zu einem bestimmten Zeitpunkt in Hundsbach einfinden möge, um den ihm zustehenden „Vierten Teil“ an gehauenen Stämmen mitzunehmen.

In einer Urkunde von 1592 wurde hervorgehoben, dass allein die Herren von Windeck und die Lehensleute das Recht haben, in den Windeckschen Wäldern das Brenn- und Bauholz zu hauen bzw. darin zu jagen.<sup>8</sup>

Von Interesse ist auch, wie es um das Jagdrecht stand. Dies blieb von 1369 an bis über die Zeit der Lehensteilung von 1404 hinaus im Besitz der Grafen von Eberstein. 1583 verpfändete der Graf von Eberstein das Jagdrecht für 500 Gulden an Rupprecht von Windeck.

1592 starb die männliche Linie der Windecker aus. Das Lehen der Windecker erhielten die Markgrafen von Baden-Baden.

### *Die Windecker Waldungen von 1680 bis zum 19. Jahrhundert*

1680 bekam der Freiherr Carl Jacob Ferdinand von Plittersdorf vom Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden den Windecker Wald verliehen. Zu seinem Lehen gehörte das „Thall Neusatz mit dem dazugehörigen Zinken Waldsteg und Gebersberg mit aller hoch und niederen Jurisdiktion, Recht und Gerechtigkeiten, Renten, Gefällen und Untertanen zu einem für sich und seinen ehelichen Lehenserben von Mann- und weiblichen Geschlechts“.<sup>9</sup>

Von Plittersdorf konnte damit seinen Holzbedarf decken. Ferner verpachtete er Waldteile, um sich auf diese Weise seine ökonomische Existenz zu sichern. Der Freiherr nutzte überdies bis zum Jahre 1718 mit einigen „Waldgenossen“ das ihm zustehende Weiderecht. Zu diesem Zeitpunkt schloss er mit diesen einen Vergleich, der es ihm erlaubte, fortan das Weiderecht alleine auszunutzen.

Zu den Windecker Waldungen gehörte der „Hundesecker, Hundsbacher“ einschließlich aller Waldflächen, die sich „linker Hand zu Hundsbach und Roßbach“ befanden. 1722 verkaufte Carl Ferdinand von Plittersdorf das Lehen der Windecker Waldungen an das markgräfliche Haus.

Von 1722 an wurde eine im Vergleich zur vorherigen Zeit bedeutend größere Menge an Holz von den Markgrafen außer Landes verkauft. Zudem benutzten die Markgrafen sowohl das Holz als auch die Waldungen im Allgemeinen für sich selber. Andererseits lebten immer mehr Menschen in den Orten der Kirchspiele. Konflikte blieben folglich nicht aus. So ließ die badische Regierung ab dem Jahre 1732 in den Waldungen in Herrenwies Holznutzungen vornehmen. Dagegen entstand in der Bevölkerung große Empörung, denn dies hatte einen großen Holzbedarf für die Bevölkerung in den für sie günstig gelegenen Teilen zur Folge.<sup>10</sup>

Ein weiteres Beispiel für die Auseinandersetzungen der markgräflichen Obrigkeit auf der einen und der Waldgenossen auf der anderen Seite war der in der Zeit zwischen 1776 und 1787 währende „Neusatzter Schatzungs-



streit“. In einem Gutachten des Rechnungsrates Böckh heißt es dazu, Neusatz habe im Vergleich zu anderen Orten verhältnismäßig wenig Abgaben an die Rentkammer zu entrichten. Dies waren zum einen 116 fl. aus der Schätzung „von Gütern und Fähnissen“, worunter sich auch die Windecker Waldungen befanden. Zudem gehörten auch die vom Tal Neusatz zu entrichtenden Ausgaben, nämlich 40 fl. an Beht und 116 fl. aus der „Accis“.

Damit, so Böckh, hätten die Neusatzer „etliche 100 fl.“ zu wenig entrichtet. Der herrschaftliche Rechner Bach zu Bühl entgegnete dieser Auffassung mit der Äußerung, dass die Neusatzer diesen „unabänderlichen Betrag“ seit Menschengedenken entrichtet hätten. Er fügte hinzu, die Zahl der in Neusatz lebenden Bürger habe sich in „den letzten Jahrzehnt so stark vermehrt“, dass sie sich die Lebensgrundlage streitig machten. Deshalb sei seit 20 Jahren über das normale Maß hinaus ausgehauen, umgebrochen und umgebaut worden. Dies waren 41 Morgen Ackerfeld, 16 Morgen Reutland und 3 Morgen Matten, die auf dem „umgebrochenen Waldboden“ neu angelegt wurden. Hinzu kamen acht neue Häuser. Zudem, so die markgräfliche Regierung, würde das Großweierer Lagerbuch den Standpunkt der Neusatzer widerlegen. Das Bühler Amt widersprach diesem Standpunkt. Es verwies dabei auf den im Vergleich zum Großweierer Lagerbuch um 70 Jahre älteren Ortenauer Herrschaftsvertrag. Dieser sei deutlich älter als das Lagerbuch und die rechtliche Basis dafür, dass die bestehenden Regelungen seit 250 Jahren unter zehn Herrschaften gültig waren.

Die markgräfliche Regierung schloss sich dem Standpunkt des Rechnungsrates Böckh von 1776 an und die Neusatzer hatten für ihren Besitz an den Windecker Waldungen höhere Abgaben zu entrichten.<sup>11</sup>

Während des genannten Zeitabschnittes – genauer gesagt im Jahre 1766 – stellten die Kirchspiele Ottersweier und Kappelwindeck die Behauptung auf, die Menschen, welche unterhalb der Büllot lebten, hätten seit 40 Jahren unrechtmäßig an den Windeckschen Waldungen partizipiert.

Der Streit um das „Kompetenzholz für das Bühler Amt“ stellte in den Jahren zwischen 1799 und 1804 ein wichtiges Ereignis dar.

Es ging dabei um die Frage, ob und wenn ja, wie viel Holz die Fuhrbauern von Neusatz an das Bühler Amt abführen mussten. Der diesbezügliche Anteil betrug 20 Klafter zuzüglich 10 Klafter, die an den jeweiligen Pfarrer von Bühl abgeführt werden mussten. Die Fuhrbauern hoben in einem Anspruch gegen diese Regelung hervor, dass sie diese und die damit zusammenhängenden finanziellen Zahlungen von 234 fl. und 44 kr. nicht hin zunehmen bereit waren. Zudem wandten die Fuhrbauern ein, dass alle zum Oberamt Bühl/Yburg gehörenden Gemeinden diese Lasten zu tragen hätten.<sup>12</sup> Der Einspruch der Fuhrbauern wurde abgewiesen, denn das Oberamt sah keinen Anlass, diesen Zustand zu ändern. Erneut beschwerten sich die Fuhrbauern beim Oberamt. Diesmal führten sie Klagen darüber, dass ihnen nicht 56 fl. als Ersatz für nicht geleistete drei Fronfahren aufgebürdet wer-

den könnten. Auch weigerten sich die Fuhrbauern, die Abfuhrstelle des Holzes nach Weidenbach zu verlegen. Dies hätte einen Zeitaufwand von acht bis zehn Tagen zur Konsequenz. Zudem befürchtete man eine „Ruiniierung von Geschirr und Vieh“ bei einer solchen Aktion. Die Fronbauern wollten erreichen, dass sie von der Verpflichtung für die Holzzufuhr der Amtskellerei und des jeweiligen katholischen Geistlichen zu sorgen, befreit werden würden. Dem Einspruch wurde diesmal stattgegeben, denn sie wurden von den Abgaben befreit.

Nutzungsberechtigte Gemeinden am Windecker Wald waren zum einen die bereits erwähnten Gemeinden der beiden Kirchspiele Ottersweier und Kappelwindeck. Sie lagen oberhalb der Bühlot und konnten daher als „Oberbülloter“ bezeichnet werden. Unterhalb der Bülloth wohnten die am rechten Bülloth wohnenden Bürger von Bühl sowie die Menschen aus Altschweier, Bühlertal und Kappel. Auch sie waren an den Windecker Waldungen nutzungsrechtlich und wurden „Unterbülloter“ genannt.

1772 versandte die baden-badische Regierung eine Einladung an das Oberamt Ortenau zur Abhaltung eines Waldgerichtes. Letzteres erkundigte sich darauf, ob diese dazu überhaupt berechtigt sei. Das Oberamt Ortenau führte an, dass alleine der Familie des Hans von Hüffel mitsamt deren männlicher Erben mit Billigung des Landes- und Oberbannherrn das Recht habe, ein Waldgericht abzuhalten. Nach dem Aussterben der Familie von Hüffel sei allein das Haus Baden-Baden dazu berechtigt, das Recht auszuüben, nachdem sich das Haus Österreich zuvor damit einverstanden erklärt hatte.

Es dauerte bis zum Jahre 1777, ehe die Karlsruher Regierung die von der Ortenauer Behörde gewünschte Legitimation vorlegte. Während dieses Zeitraumes hörte das Bühler Amt die Standpunkte der Waldgenossenschaften an und fragte welche Besitzansprüche sie bei der Neuaufteilung des Waldes stellten. Die „Verwaltung von Bach“ merkte an, der Teil des Waldes, welcher zu Ottersweier gehöre, sei in einem guten Zustand. Dagegen herrsche im badischen Teil die Öde vor. Dies kam deswegen zustande, da der obere Teil kaum besiedelt sei. Dagegen lebten im unteren Teil Menschen in Gemeinden wie Hatzenweier, Breithurst, Oberweier und Balzhofen dicht nebeneinander. Zudem bedinge die Nähe dieser zu den Waldungen die Schädigungen und Zerstörung derselben. Ferner erschwerte der letzige Boden etwaige Neupflanzungen. Auch gestaltete sich die zur Bewässerung der Waldungen notwendige Unterhaltung der Gräben bzw. Böden zu teuer.

Die Antwort der badischen Regierung geschah in Form der Denkschrift des geheimen Rates Krieg. Er hob dabei den Anspruch des Hauses Baden auf Abhaltung eines Waldgerichtes hervor, da dieses bisher ohne Widerspruch die Bannherrschaft ausgeübt hatte. Im Sinne eines Kompromisses schlug Krieg die Aufteilung des Waldbesitzes an die bisher daran Beteilig-

ten vor. Grundlage dafür sollte die Zahl der Haushaltungen in beiden Gebieten sein. Dies kam einen Verzicht auf die Bannherrschaft gleich. Als Gegenleistung, so Krieg, solle das Jagdrecht und die „Beförderung“ allein dem Hause Baden zustehen. Das ortenauische Oberamt ließ daraufhin von seinen Unterbehörden die Vor- und Nachteile des Teilungsvorschlages erläutern. Der Ottersweierer Schultheiß lehnte den Teilungsplan auf der Grundlage der Zahl der Haushaltungen ab. Er hob hervor, dass den 229 ortenauischen Haushaltungen (aus Ottersweier, Breithurst und Hatzenweier) 448 badische Haushaltungen gegenüberstünden. Zähle man, so der Schultheiß, die „abtstäbischen Orte“ hinzu, so würde sich diese Zahl gar auf 589 erhöhen. Folglich liege ein Missverhältnis von 1:3 zu Ungunsten der Ortenau vor. Der Schultheiß von Ottersweier forderte schließlich die Aufhebung der „24-er Regierung“ und die „forstliche Anlegung“ und „Behandlung“ der Waldungen.

1779 sah es so aus, als könnten sich beide Seiten niemals einigen. Statt Verhandlungsbereitschaft dominierten „einseitig eingesetzte Jagden, Waldgerichte“ und sogar die Drohungen von Gewaltanwendung. Ferner hielt die ortenauische Seite der badischen Regierung vor, sie habe ihre Legitimation Waldgerichte abhalten zu können, noch immer nicht bewiesen. Letztere wiederholte daraufhin erneut ihren Vorschlag und äußerte ihr Bedauern darüber, dass in der Ortenau Verstöße gegen die Waldordnung nicht entsprechend bestraft wurden. Nunmehr setzte bei den ortenauischen Behörden ein Umdenken ein, denn sie erklärten sich, was den Vorschlag der Teilung der Wälder betraf, mit Verhandlungen einverstanden. Man glaubte seitens der ortenauischen Behörden damit eine gerechte Lösung erreichen zu können.<sup>13</sup>

1780 kamen beide Parteien in Ottersweier zusammen. Bei den Verhandlungen regten die Ortenauer an, gemeinsam den Bannherrscher bestimmen zu können. In Bezug auf das Jagdrecht merkten die Ortenauer an, dieses könne aufgrund seiner Natur als „kaiserliches Regal“ nur dem Kaiser von Österreich als „Pfandleihhaber“ zustehen. Beide Seiten waren an einer Einigungsbereitschaft interessiert. Dennoch gab es weitere Probleme. So war man seitens der Ortenauer nicht bereit, auf die Eigentumsansprüche an den „Hardtsteinbrüchen“ zu verzichten. Auf badischer Seite glaubte man, von dort unbedenklich Steine zu Bauzwecken entnehmen zu können. Ferner äußerten die Ottersweierer die Befürchtung, bei einer Waldteilung, die sich nach der „Kopfzahl“ der Haushaltungen orientiert, benachteiligt zu sein. Dies hätte zum einen zur Folge, dass den fünf Viehherden nicht mehr genug Weideland zur Verfügung gestanden hätte. Neusatz, so fuhren die Ottersweierer fort, sei auch aufgrund seiner Lage im Gebirge sogar ganz davon ausgeschlossen.

Ferner befürchteten die Ortenauer Genossenschaftsvertreter den Verlust der Verwaltungsrechte an den Waldungen zugunsten der „beiden Ober-



forstämter“. Die „beruhigenden Berichte“ ihrer Regierungsvertreter änderten aber nichts an deren Skepsis. Trotzdem sprachen sie nochmals mit ihnen über die Thematik. Auf badischer Seite tat man das Gleiche. Die unterschiedlichen Standpunkte in den relevanten Sachfragen waren so beträchtlich, dass ein ungünstiger Verlauf der Gespräche zu befürchten war. Beide Seiten wollten aber die Gespräche nicht scheitern lassen. Deshalb kam man überein, „die Vermessung und Abschätzung“ durch zwei eigens dafür verpflichtete Geometer vornehmen zu lassen. Dies bestätigten beide Seiten am 6. April 1780 durch ihre Unterschrift unter das entsprechende Protokoll. Aus diesem ergab sich, dass im Falle des Hardtsteinbruchs keine Einigung erzielt werden konnte. Die ortenauischen Vertreter sprachen der badischen Seite das Recht ab, Steine daraus zu Bauzwecken zu entnehmen.<sup>14</sup>

Es sollte vier Jahre dauern, bis die Arbeiten der Vermessung und Abschätzung beendet waren.

Im Herbst 1784 sandte die Offenburger Regierung an ihre Oberbehörde den Antrag, „die Teilung, wie mit Baden verabredet, zu genehmigen, da ihrer Herrschaft die bisher von Baden bezogene Nutzung aus der Jagdgerechtigkeit für ihren Teil und außerdem für den Neubruchzehnt zufällt“. Fünf Jahre danach kam es zur „Tagfahrt der gemischten Abteilungskommission“. Sie überprüfte die vorgenommenen Messungen und war für die daraus resultierenden Ergebnisse der Abschätzung und der Neuverteilung der Waldungen zuständig. Die davon betroffenen Abgeordneten Schulheiß, Falck und Lang verzichteten auf einen Ausgleich für ihren durchgehend schlechter gewordenen Boden. Ferner stimmten sie den „Abschätzungsgrundlagen von 20 fl. für den Morgen zu.“<sup>15</sup> Auch erfolgte in diesem Jahr die Zustimmung zur Grenzlinie zwischen dem ortenauischen und badischen Teil. Sie verlief zwischen Jägerstöckel und Breithurst. Einige Tage danach erläuterten die beiden Geometer den Vertretern beider Seiten ihre Abschätzung der Waldbezirke. Dies geschah in Form dreier Qualitätsklassen. Dagegen erhoben die Ottersweierer Einspruch. Sie forderten, dass „ein Morgen gleich ein Morgen“ bleiben sollte.

Auf einer weiteren Tagfahrt im Jahre 1789 erfolgte die Vorlage der Waldrechnung „1777/89“. Darin enthalten war ein Verzeichnis über die eingenommenen „Frevelstrafgelder“ sowie die Entschädigung für den Neusatzter Pfarrer. Er erhielt 21 fl. aus der Waldhägenickkasse anstatt der drei Klafter Holz. Die Kasse der Waldgemeinschaft hatte 1789 einen Bestand von 1230 fl. Davon bekamen jeder der beiden Herrschaften und die beiden Kirchspielverbände ein Viertel, also je 307 fl. Die Ottersweierer erklärten im Sinne einer weiteren Bedingung zur Zustimmung zu den Plänen der Regierungsvertreter, dass zum einen die Aufteilung des Windecker Forsts verbindlich zugesagt werden sollte. Zum zweiten seien ohne Verzug Verhandlungen mit dem Fürstbischof von Straßburg aufzunehmen. Er war, so die



Ottersweierer, davon zu überzeugen, dass er keinerlei Eigentumsansprüche in Bezug auf die Wälder stellen könne.

1792 kam es zur badischen Hofratsentscheidung. Sie hob hervor, dass der Holzbestand die Beschaffenheit des Bodens in der Ortenau bedeutend besser im Vergleich zu den in Baden davon betroffenen Gebieten sei. Im Sinne der Wahrung gutnachbarschaftlicher Beziehungen verzichtete man auf einen Ausgleich für die schlechter gewordenen Bodenverhältnisse. Die Ansprüche des Erzstiftes Straßburg wurde von beiden Seiten als unberechtigt zurückgewiesen. Zudem änderte man an der Flächeneinheit von einem Morgen nichts. Folglich wurden die beiden Bedingungen der Ottersweierer gänzlich erfüllt.

Im Jahre 1807 folgte eine weitere Hofratsentscheidung. Sie legte die allgemeinen Richtlinien zur Teilung der Waldungen fest. Drei Jahre später kamen die Vertreter der Waldgenossenschaft zusammen, um deren Umsetzung in Form der folgenden Punkte festzulegen: Zum einen sollte die „Herrschaft“ beider Kirchspiele ein Drittel des Genossenschaftswaldes erhalten. Die beiden restlichen Drittel sollten die 14 Genossenschaftsgemeinden als „freies, unbelastetes Eigentum“ erhalten. In der Flächeneinheit „Morgen“ ausgedrückt hieß dies: Die Herrschaft war berechtigt, einen Anteil von 4378 Morgen für sich zu nehmen. Der diesbezügliche Anteil der bisherigen Genossenschaftsgemeinden belief sich auf 8748 Morgen. Im gleichen Verhältnis von 1/3 zu 2/3 sollte auch die Aufteilung des Holzes zustehen. Der „Herrschaft“ stand demnach ein Anteil von den 98 813 Klafter und den Gemeinden ein solcher von 197 626 Klafter zu.

1/3 der Kosten für das Aufteilungsverfahren hätten die Gemeinden zu tragen, der Rest wäre von den Genossenschaftsgemeinden zu bezahlen.<sup>16</sup>

Es war zudem beabsichtigt, die Waldstücke, welche ausschließlich im Eigentum der Herrschaft standen, der Teilungsmasse zuzuschlagen.

Die Gemeindevertreter der Genossenschaftsgemeinden zeigten sich mit diesen Plänen einverstanden. Die zur Waldteilung notwendigen Vermessungs- und Schätzungsarbeiten konnten 1810/1811 vorgenommen werden. Gleiches galt für das „Aufteilungsgeschäft“.

Im Herbst des Jahres 1811 war all dies bewältigt, so dass eigentlich der Austausch der Verträge vonstatten hätte gehen können. Freilich war dies nicht der Fall, denn der Vorgang der Teilung war noch nicht beendet. Dies lag an der Klage, welche die „Unterbühloter“ gegen die „Oberbühloter“ am Hofgericht in Rastatt angestrengt hatten. Die „Unterbühloter“ waren der Auffassung, dass ihnen wegen ihrer 40 Jahre lang währenden Partizipation an den Waldungen ein entsprechender Anteil bei der Teilung zustehen würde. Es dauerte fünf Jahre, also bis 1816, ehe der Prozess am Hofgericht mit einem Spruch zuungunsten der „Oberbühloter“ endete. Die „Oberbühloter“ und mit ihnen der Großherzogliche Fiskus gingen in Berufung. Die Angelegenheit wurde also erneut, diesmal am Mannheimer Hofgericht, verhandelt. Es bestätigte das erstinstanzliche Urteil, denn dieses lautete

wie folgt: „Das klagende Kirchspiel Bühl wird als gleichberechtigter Teil an den Windecker Waldungen erklärt, wonach die Abteilung des Waldes vorzunehmen ist. Die Beklagten sind schuldig, die Kläger für den ihnen seit der Waldabteilung vorenthalten gebührenden Anteils zu entschädigen auch alle Kosten dieses Rechtsstreites zu zahlen.“<sup>17</sup>

Der Gerichtsspruch hatte zur Folge, dass die Teilungspläne verändert werden mussten. Deshalb wurde zunächst die Teilungskommission neu berufen. 1821 unternahmen die Teilungskommission und die Gemeindevertreter mehrere Tagfahrten. Zunächst schien es so, als könne das Verfahren planmäßig durchgeführt werden, denn es gab vonseiten der „Oberbühloter“ Gemeindevertreter keinen Widerspruch gegen die Empfehlung des Hofgerichtes, die ihnen zugesprochenen 2/3 in Geld zu geben. Als von den Gemeindevertretern aber zur Bestätigung des Beschlusses die Unterschrift auf einem entsprechenden Dokument verlangt wurde, erklärten diese, sie seien nicht dafür ermächtigt.

Es kam zu einer neuerlichen Verzögerung. Nunmehr glaubten die unterlegenen „Unterbühloter“ den Rechtsstreit erneut in Gang bringen zu können. Sie vertraten die Auffassung, das Windecker Testament von 1495 könne ihre Argumentation untermauern. Für die Auffindung desselben wurde, dem Vorschlag ihres Rechtsberaters folgend, eine Prämie von 500 fl. ausgesetzt. Der Ottersweierer Vogt Metzinger sollte die dafür notwendigen Schritte in die Tat umsetzen. Die Vertreter der Kreisregierung hielten dieses Unterfangen für zu teuer. Sie rieten den Gemeindevertretern, einen diesbezüglichen formellen Antrag zu stellen.<sup>18</sup> Jene hoben ihrerseits hervor, dass ohne die Auffindung desselben ein erfolgreicher Ausgang des Verfahrens nicht möglich sei. Der Advokat der „Oberbühloter“ bat um Aufschub des Verfahrens, damit diese sorgfältig Einblick in die Gerichtsakten nehmen konnten. Er fügte hinzu, es gebe seitens der Gemeindevertreter keinerlei Einwände gegen die „vorliegenden Berechnungen“. Allerdings verweigerten diese ihre Unterschrift und erklärten, sie fühlten sie dazu nicht ermächtigt. Die Teilungskommission erklärte sich mit dem Recht auf Akteneinsicht einverstanden, doch es dürfe dadurch keine Verzögerung des Verfahrens entstehen. Der Advokat der „Oberbühloter“ stellte darauf Antrag auf „Restitutionsklage“. Dieser wurde vom Hofgericht abgelehnt. Bei „weiteren Tagfahrten“ erklärte die Teilungskommission, dass die „Oberbühloter“ mit den „Unterbühlotern“ gleichstellen wollten. Ihre Abordnung erklärte sich damit im Prinzip einverstanden. Mit Ausnahme von Waldmatt und Neusatz baten deren Gemeindevertreter die entsprechende Entschädigung „in natura“ zu leisten, da es an den notwendigen finanziellen Mitteln fehle. Die restlichen Vorgänge, welche für die Aufteilung der Wälder vonnöten waren, sollten im Mai 1822 in Hubbad abgewickelt werden. Doch dem war nicht so, denn die Vertreter der „Oberbühloter“ Gemeinden verweigerten erneut die Unterschrift unter das dafür maßgebliche

Dokument. Sie wandten ein, es sei nicht zu verstehen, weshalb die „Unterbühloter“ Gemeinden in den für sie vorteilhaft gelegenen Waldstücke entschädigt werden sollten. Gütliches Zureden seitens der Kommission half nichts. Daraufhin berichtete die Kommission mit äußerster Bitterkeit, ihrer Auffassung nach niemals einem Teilungsplan zuzustimmen, „weil sie wie gebannt auf das Phantom des ‚Windecker Testaments‘ hinstarrten.“

Im Sommer 1823 erklärte das badische Finanzministerium den Spruch des Hofgerichts in Mannheim für endgültig. Damit waren die Hoffnungen der „Oberbühloter“ auf Wiederaufnahme des Verfahrens zerstört. Ihnen wurde nunmehr befohlen, für die anstehenden Arbeiten Vermesser und Schätzer anzustellen. Als dies nach einer Frist von 14 Tagen immer noch nicht geschehen war, erklärte die Kommission, sie wolle dies selber in die Wege leiten. Doch auch die Kommission hatte damit keine Eile, so dass die „Unterbühloter“ mit Beschwerde beim „gerechten Landesherrn“ drohten. Die Kommission musste auch neue Schätzer und Vermesser für das Gebiet der „Oberbühloter“ bestellen, denn die dafür Berufenen waren gänzlich untätig. Im Juni 1824 konnte die Schlussstagfahrt der Experten und der Gemeindebevollmächtigten vonstatten gehen. Die Abschätzungs- und Vermessungsergebnisse wurden von den Experten und den Kommissionsmitgliedern mit den Gemeinderatsmitgliedern durchgesprochen. Dies konnte aber nicht vollendet werden, so dass man die Gespräche auf das Frühjahr 1825 verschob. Zu diesem Zeitpunkt konnten sie vollendet werden.

Ein wichtiges Ergebnis der Gespräche waren die Verzeichnisse, die genau über die vorgenommenen Aufteilungen und vorgenommenen Abtretungen zugunsten der Unterbühloter Auskunft gaben. Anfang August 1825 wurden in weiteren Gesprächen zwischen der Teilungskommission und den Gemeindevertretern die Abtretungen zugunsten der „Unterbühloter“ bekanntgegeben. Bei der Zusammenkunft Anfang August 1825 wurde ferner vereinbart, die zur Waldteilung notwendigen Spann- und Fronarbeiten ohne Verzögerung ausführen zu lassen. Auch sollte die Umsteinung der Grenzabschnittslinien genau festgelegt werden. Diese Arbeiten wurden schnell durchgeführt, so dass die Schlussverhandlung am 7. September 1825 stattfinden konnte.

Bei dieser Gelegenheit erhielten die anwesenden Gemeinden die Doppelschriften der Verhandlungsprotokolle sowie die Grenzsteine ausgehändigt.<sup>19</sup>

Die Verteilung des einstigen Genossenschaftswaldes erfolgte im Wege eines Losverfahrens. Dafür maßgebend war ein Schlüssel, der sich nach der Kopfzahl der Einwohner der Gemeinden richtete. Im Einzelnen setzte sich die Aufteilung der Lose wie folgt zusammen:

„*Bühl-Windeck (Oberbülloter) 60 Lose, Altschweier-Windeck (Oberbühloter) 76 Lose, Kappel 154 Lose, Bühlertal-Windeck (Oberbülloter) 87 Lose, Breithurst 17 Lose, Ottersweier 257 Lose, Lauf 249 Lose, Neusatz 152*





Quelle: Generallandesarchi Karlsruhe





Quelle: Generallandesarchi Karlsruhe

*Lose, Hatzenweier 27 Lose, Waldmatt 29 Lose, Oberwasser 49 Lose, Bühl (Unterbülloter) 75 Lose, Altschweier (Unterbülloter) 20 Lose, Bühlertal (Unterbülloter) 54 Lose, Sasbach 198 Lose, Obersasbach 83 Lose, Sasbachwalden 148 Lose (und) Sasbachried 77 Lose.*<sup>20</sup>

Bei der Teilung der Windeckschen Waldungen fiel Neusatz ein Anteil von 305 Morgen zu. Der Anteil der Gemeinde Waldmatt belief sich auf „125 Morgen 1 Viertel und 30 Ruten.“ Sie befanden sich „unterhalb des Weges“. Auf den Wolfhag fiel „65 Morgen, 2 Viertel 20 Ruten, auf ein besonderes Stück 1 Viertel 35 Ruten“.<sup>21</sup> Von diesen 125 Morgen waren 58 Morgen für Reben und sowie für Äckern und Matten.

Die an der Aufteilung der Windeckschen Waldungen beteiligten Gemeinden richteten an die markgräfliche Regierung in Karlsruhe die Bitte, den Wald als Privatbesitz aufzuteilen. Damit war es möglich geworden, den Wald von Generation zu Generation zu vererben, und ihn nicht nur wie bisher zur Lebenszeit zu nutzen. Auch war es den Bürgern nunmehr möglich, ihren Brennholzbedarf selbst zu decken.

Zudem konnten die Gemeinden durch den Verkauf von Holz einen beträchtlichen Betrag für ihre Kasse sichern.<sup>22</sup> Dies war auch deshalb wichtig, da die Gemeinden einen zwanzigfachen Betrag statt des bisherigen Zehnten an die markgräfliche Regierung zu entrichten hatten, nachdem der badische Landtag 1833 die „Zehntlasten“ aufhob. Neusatz war bereit, diese neue Abgabe für den Waldhägensch zu übernehmen, welche auch als Ablösung für den bisherigen Zehnten bezeichnet werden kann. Sie betrug für „(den) Heuzehnt 780 fl., für (den) Fruchtzehnt 422 fl. (sowie) für den Kleinzehnt 270fl.“. 1840 erhielt das Domänenamt den Auftrag, mit der Gemeinde Neusatz einen Ablösungsvertrag einzugehen, der für den Ort einen Ablösungsvertrags eine Abgabe von 5137 fl. zur Folge gehabt hätte. Die Summe war nach Auffassung der Gemeinde Neusatz aber viel zu hoch.

Sie wandte zudem ein, dass die Wiesen im „provisorischen“ Waldhägensch keinen Heu-, sondern nur einen Streuertrag ergäben, der zudem noch mühsam verdient werden müsse. Beide Parteien konnten sich wegen ihrer unterschiedlichen Standpunkte nicht einigen. Deshalb kam es zu einem gerichtlichen Vergleich. Er sah vor, dass Neusatz einen Beitrag von 4316 fl. zu zahlen hatte.<sup>23</sup>

Zwischen 1839 und 1842 wurde der Teil des Waldes, welcher zum Forstbezirk Bühl kam, gemäß des Bestimmungen des badischen Forstgesetzes 1833 vermessen und hinsichtlich der „Holzmasse“ sowie des Zuwachses taxiert. Es waren dies die Windecker Waldungen der „Gemeinden Altschweier, Bühl, Bühlertal, Lauf, Neusatz mit Waldmatt und Ottersweier mit Hatzenweier“.<sup>24</sup> Die Taxation ergab für 1840, dem ersten Jahr der Aufzeichnungen, für Neusatz ein Ergebnis von 158 Fm. Dieses stieg 1860 auf 18 Fm und auf 330 Fm im Jahre 1910 an. 1930 betrug der Wert 330 Fm und 1954 230 Fm.<sup>25</sup>

### Der Waldhägenich

Der Waldhägenich befand sich zwischen Ottersweier und Bühl.<sup>26</sup> Der Waldhägenich reichte von den Vorhügeln des Gebirge westlich von Waldmatt bis in die Richtung von Unzhurst, Zell und Moos. Im Norden erstreckte sich der Waldhägenich ebenfalls gegen diese Orte. Das Quellgebiet der Büllot und die Badener Höhe konnte als seine östliche Grenze bezeichnet werden. Die Raumünzach und die Schönmünzach zur Biberach setzten diese fort. An der Hornisgrinde endete er.

Somit zählten u. a. die Gemeinden Ottersweier, Neusatz, Walmatt, Hatzenweier, Breithurst, Unzhurst, Oberwasser und Kappelwindeck zum Waldhägenich. Hinzu kamen Teile von Bühl und Altschweier, nämlich diejenigen, welche sich oberhalb der Büllot befanden. Dagegen verblieb der Hochwald im Besitz der Mutterkirche von Sasbach.

Als sich die Pfarreien Ottersweier und Kappelwindeck von der Mutterkirche in Sasbach trennten, bildeten diese Wälder einen eigenständigen Bezirk innerhalb der Windeckschen Waldungen. Er gehörte dem Inhaber des Schlosses Altwindeck, der dieses an die Kirchspiele Ottersweier und Kappel verlieh.

1516 wurde in Anwesenheit des Herrn Bastian von Windeck in einem schriftlichen Dokument hervorgehoben, dass der gesamte Hägenich mit dem dazugehörigen Wald und der Waldweide im Besitz der Kirchspiele Ottersweier und Kappelwindeck sich befinden würde: *„Es ist zu wissen, daz der Hägenich mit aller Zugehördt vnd also weit und breit daz Hägenich ist, wald, weid und Wasser und Waß von aloter her darein gehort der zweier kirchspiel mit ottersweier vnd cappel eigen ist.“*<sup>27</sup>

Eine Lehensordnung ebenfalls vom Jahr 1516 regelte die Pflichten und Rechte der Untertanen. Zu den Rechten gehörte, dass jeder Einwohner Anspruch auf „sechs Hölzer“ hatte. Für ein „Gebälck“ bzw. für den Unterzug seiner Schwellen erhielt jeder Bürger zwei Hölzer, sofern er bereit war, bei der Errichtung von Wegen und Stegen mitzuwirken.

Die Bestimmungen sahen ferner vor, dass jeder Bewohner der Kirchspiele Ottersweier und Kappelwindeck sechs Hölzer für den Hausbau und fünf Hölzer für den Bau einer Scheuer beanspruchen konnte. Derjenige, der Holz zu den erwähnten Zwecken benötigte, musste eine entsprechende Bitte auf dem Pfarrhof des jeweiligen Kirchspiels vortragen.

Wer unerlaubterweise Holz fällte, hatte mit einer Geldstrafe von 13 Unzen Pfennig für jedes Holz oder jeden Holzstock zu rechnen. Ferner sahen die Bestimmungen vor, dass jedes Kirchspiel zwei Heimbürgen, zwei Knechte sowie vierundzwanzig Mann entsenden musste. Sie hatten forstwirtschaftliche Aufgaben wie z. B. das Setzen neuer Bäume zu erfüllen und auf die Einhaltung der Verordnungen in Bezug auf den Waldhägenich zu achten.<sup>28</sup>



Die Bewachung des Waldes oblag den Windeckern. Sie hatten „Waldfrevler“ in Gefangenschaft zu nehmen und in den Turm des Junkers Hans Reinbold zu bringen. Die Strafgelder, welche bei einem Verstoß gegen die Waldordnung erlassen wurden, dienten zur Finanzierung der Waldkosten. Den Rest bekamen die Herren von Windeck. Davon erhielt die Hälfte der erwähnte Junker Hans Reinbold, da dessen Turm als Gefängnis für die „Waldfrevler“ diente.

Der Waldhägensch finanzierte sich aus „Bußen, Bodenzinsen und (vom) Holzerlös“.

Interessant war ferner, dass jeder Untertan zur Eichelmastzeit das Recht hatte, eine bestimmte Zahl an Schweinen in den Wald einzutreiben.<sup>29</sup>

In Bezug auf die Geschichte des Waldhägensch ist ferner folgender Aspekt interessant: Zwischen 1772 und 1792 erfolgte die territoriale Aufteilung des Waldhägensch zwischen der Markgrafschaft Baden und der Landgrafschaft Ortenau. Die Grenze verlief zwischen dem badischen Jägerstöckel und dem ortenauischen Breithurst.<sup>30</sup>

Am meisten profitierten die früheren Genossenschaftsgemeinden, welche es wegen ihrer geografischen Lage zuvor schwer hatten, an der Nutzung des Genossenschaftswald zu partizipieren. Neusatz war hierfür ein Beispiel. Die Aufteilung des Waldes erfolgte auf die Weise, dass eine Gemeinde einen bestimmten Anteil an Losen bekam. Insgesamt 838 Losteilnehmer beteiligten sich an diesem Verfahren, was einem finanziellen Anteil von 164172 fl. entsprach. Neusatz verfügte dabei über 171 Lose. Sie entsprachen einem Wert von 33 500 fl.<sup>31</sup>

### *Die Waldordnungen von 1495, 1589 und 1771*

Die Waldordnungen von 1495, 1589 und 1771 sind in rechts-, wirtschafts- und sozialgeschichtlicher Hinsicht als wichtige Dokumente zu bezeichnen. Deshalb sei in diesem Beitrag auf sie eingegangen.

Die Waldordnung von 1495 stellte die in diesem Jahr existierenden Lehenverhältnisse dar. Sie hob deshalb hervor, dass die Herren von Windeck die Waldungen der Kirchspiele Bühl, Kappel, Ottersweier und Sasbach als Lehen vom „Markgrafen zu Bühl“ erhalten haben. Die folgenden Bestimmungen der Waldordnung hatten allesamt Verbotscharakter. So durften keine „tannene hyden“ (Tannen?) „gehaut“ werden, welche nicht „drei Stecken“ lang waren und von denen nicht mindestens „300 Rebstecken“ zu spalten waren. Wer dagegen verstieß, musste eine Strafe von „13 Unzen Pfennig“ bezahlen. Ebenfalls drohten „13 Unzen Pfennig“ Strafe, wenn Holz gefällt wurde und binnen eines Jahres im Wald liegen blieb. Die Strafe von 13 Unzen Pfennig ging zu gleichen Teilen an die Junker von Windeck und an den Amtmann zu Sasbach.



Der Verkauf von Brennholz, das Brennen und der Verkauf von Kohlen waren untersagt, sofern die „Waldherren“ nicht dafür ein Entgelt von 4 Pfennig erhielten. Ausgenommen davon waren die Schmiede, falls sie zuvor eine Erlaubnis der Waldherren eingeholt hatten.

Ferner war es verboten, „tannene Schälbäume“ zu fällen. Ausgenommen von dieser Bestimmung waren diejenigen, welche ihrer „Obrigkeit mit Wägen frönen“ mussten. In diesem Falle war es jedem „Haußgesäß“ erlaubt, „einen Mayen oder Schälbaum“ zu fällen, doch nicht mehr. Ferner bedurfte es der ausdrücklichen Erlaubnis der Waldherren, sofern es verboten war, Ahornholz zu fällen und zu verkaufen.

Schließlich durfte keiner „ohne besondere Erlaubnis der Waldherren“ eine Tanne zu Leitern verarbeiten. Eine Ausnahme betraf jeden „Haußgesäß“ in den vier Kirchspielen, der „1 oder 2 Leitern“ anfertigen konnte, sofern diese zum eigenen Gebrauch gedacht waren. Des Weiteren bedurfte es der ausdrücklichen Erlaubnis der Waldherren, wenn ein Untertan Holz aus den Wäldern der vier Kirchspiele verkaufen wollte. Ferner hieß es in der Waldordnung von 1495: *„Wer mit den Knechten dringt in die Wälder, dass sollen sie je ein Knecht dem andern bei seinem Eid, der deshalb bescheiden, verkünden; und keiner solches mit andern nicht verhalten noch verboten.“*<sup>32</sup> Der Hauptgrund der vielen Verbote der Waldordnung von 1495 bestand in der Schonung der Holzvorräte.

Offensichtlich kam es doch zu einer nicht unbeträchtlichen Reduzierung derselben, denn im Vorwort der Waldordnung von 1589 heißt es, die Windeckschen Wäldern seien im „augenscheinlichen Abgang“ gekommen. Deshalb wurde das unerlaubte Hauen „von Bauholz, Blöcherbäum“ unter Androhung einer Strafe von „13 Unzen Pfennig“ untersagt. Auch war es verboten, ohne Erlaubnis der Waldherren Brennholz zu hauen oder zu fällen. Wer gegen diese Bestimmung verstieß, musste 13 Unzen Pfennig Strafe zahlen. Ausgenommen davon waren die Untertanen, welche vor dem Hauen und Fällen des Brennholzes das alte Holz aus den Wäldern herausgeführt hatten. Ebenso wurde das Heraushauen von jungem Holz zum Zwecke des Bauens mit einer Strafe „von 13 Unzen Pfennig“ sanktioniert. Jeder Untertan war verpflichtet, es dem Lehensherren zu melden, wenn er Zeuge eines Verstoßes gegen die Waldordnung wurde. Es *„ist auch ferner verboten, welche Stecken im Windecker Wald machen wollen, dass keiner Baum spänen soll, der unter 8-brettig groß ist, bei 13 Unzen Pfennig“* Strafe. Neu war die Bestimmung, dass jeder Bürger einem Förster oder Waldknecht „drei Kreuzer Dinggeld“ zu geben hatte. Die Einwohner von Neusatz hatten dem Forstknecht zusätzlich noch am „Maitag ein Festgeld von 3 Kreuzer“ zu geben. Ferner „sollen die Kirchspielgenossen von jedem Stamm“, falls sie ein Haus bauten, „dem Forstknecht geben 4 Pfennig“.

Das Weiderecht auf der Waldweide stand allen Bewohnern der vier Kirchspiele zu. Sie durften einander nicht beeinträchtigen und den Hirten von Neusatz nicht bei der Ausübung seiner Weiderechte behindern.<sup>33</sup>

Die Waldordnung von 1589 fand wenig Beachtung. In die Jahre 1605 und 1622 sind die Klagen der Obrigkeit zu datieren, dass das „schönste Holz“ von den Einwohnern des Sasbacher Kirchspiels gehauen würde. Damit eng einher ging eine große Beeinträchtigung des Waldes im Allgemeinen und des Waldbodens im Besonderen. Zudem kritisierte die markgräfliche Obrigkeit in Rastatt, dass der Forstknecht dieses dulde, um auf diese Weise möglichst viel Standgeld zu erhalten.<sup>34</sup>

1668 wurde zum ersten Mal Klage darüber geführt, dass die Berechtigten ohne Wissen des Forstknechtes sich unerlaubterweise mit großen Mengen an Holz versorgten. Einige davon, so heißt es, verkauften eine große Menge davon. Sie verstießen somit gegen das Verbot, das Holz außerhalb der Kirchspiele zu verkaufen. Die „Ochsenbauern“ ließen sich von den Holzknechten in den Wäldern das notwendige Holz zuweisen, um auf diese Weise ihre eigenen Waldungen zu schonen. 1753 beschwerte sich der Oberförster Johannes Schrimpf darüber, dass Untertanen ohne Erlaubnis in einer Stärke von 50 Mann in den Wald eindringen und das „Ahorn- und Buchenholz“ gefällt hätten. 1756 wurden 26 Personen festgenommen, die unerlaubterweise in den Waldungen eine Jagd unternahmen und zwei Rehe zur Strecke brachten.

Die Verstöße gegen die Waldordnung von 1589 nahmen am Ende des 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts nochmals weiter zu. Dass es zu dieser Vielzahl an Verstößen kam, lag auch an der Handhabung der Waldordnung. Die darin angedrohten Strafen wurden nämlich nur in den wenigsten Fällen verhängt.

Aus diesem Grunde kam es im Jahre 1771 zum Erlass einer neuerlichen Waldordnung. In ihrem Vorwort kam der bedenkliche Zustand der Wälder zum Ausdruck, denn es ist in ihm von „der unordentlichen Haushaltung der zu Holz und Wald berechtigten Gemeinschaft der Rede“.

Bezeichnenderweise durfte „kein stehendes und ebenso kein den Keil haltendes Waldholz“ gehauen werden, ohne dass eine fürstliche Erlaubnis vorlag. Ferner sollten die Angehörigen der „Kirchspiele“ die anlässlich des Waldgerichts von der weltlichen Obrigkeit beurkundete Vorgabe der Menge des Holzes an Brenn-, Bau-, Pfahl-, Schindel- oder Handwerksholz niemals überschreiten.<sup>35</sup> Es wurde ferner angewiesen, dass die Gemeinden bei der Holzvergabe auch die Armen, d. h. die Tagelöhner, zu berücksichtigen hatten.

Der vierte Abschnitt der Waldordnung von 1771 mahnte die Instandsetzung der Waldwege an. Auch mussten „angewiesene Bäume“, d. h. solche, die krank oder alt waren, ganz aus dem Wald entfernt werden. Der Sinn dieser Bestimmung bestand darin, zu verhindern, dass „die Gipfel und das

Abholz“ im Wald liegen blieben. Dies hatte eine große Menge an „schädlichem Gefäll“ zur Folge gehabt.

Eine weitere Verordnung besagte, dass wenn Holz ein Jahr lang vom Tage der „Anweisung“ im Wald liegen blieb, dieses im Wald liegen bleiben musste.

Die nachfolgenden Bestimmungen hatten allesamt Verbotscharakter. So war es verboten, dass es ohne Erlaubnis des „Forst-Officanten“ zum Fällen von „Pfähl-, Schindel-, Latten- oder Küblerbäum“ kam. Wer dagegen verstieß, hatte eine Geldstrafe von 4 fl. und für den fälligen Ersatz einen Beitrag in gleicher Höhe zu entrichten. 2 fl. Strafe waren dann zu bezahlen, wenn ohne Erlaubnis ein „Balcken“ und „Pfoftenbaum“ aus dem Wald entfernt wurde. Der Ersatz belief sich auf 2 fl. Im Gegensatz dazu betrug das unrechtmäßige Abschneiden „tannener Weyden“ 3 fl. Auch diese Bestimmung hob die große Bedeutung der Windeckschen Wälder als Wirtschaftsfaktor für die markgräfliche Obrigkeit, die „Kirchspiele“ und die dort lebenden Menschen hervor. Etwas geringer nahm sich die Strafe und der zu leistende Ersatz für das unerlaubte Entfernen eines „tannene Laiter-, Floß und Ketchenbaum“ aus, denn er betrug 1 fl. Dagegen waren 5 fl. fällig, wenn „Rinden“ von jungen Tannen oder Buchen „geschält“ wurden. Im Vergleich dazu konnte die Strafe für eine widerrechtlich „gefällte enclästerische Buche“ als ein wenig milder bezeichnet werden, denn sie betrug 2 fl. Allerdings war in diesem Falle für Ersatz zu sorgen, der ebenfalls 2 fl. kostete.

Es drohte bei einem Holzverkauf eine Strafe von 15 fl. 1 fl. Strafe musste derjenige zahlen, welcher zum Nachteil des Holzes entweder die „angewiesenen“ Bäume in einer Höhe von „6, 8 und mehreren Schüben“ oder das Bauholz in einer Höhe „von einem halben Schube“ hatte stehen lassen.

Bei einer Strafandrohung von 50 fl. war es verboten, „das Harzen von Bodasch und Heyden zu verbrennen“. Ferner war es nicht erlaubt, „fremdes Vieh“ in den Windeckschen Wäldern weiden zu lassen. Wer sich nicht daran hielt, musste 3 fl. Strafe zahlen. Offenbar war das unerlaubte Weiden von Rindern und Geißen in den „behängten Wäldern“ ein großes Problem, denn es wurde für den Tag mit 1 fl. 30 kr. und für die Nacht mit 3 fl. unter Strafe gestellt.

Die dritthöchste Strafe in der Waldordnung von 1771 belief sich auf 10 fl. Sie musste dann bezahlt werden, wenn sich jemand des Vergehens der vorsätzlichen „Ringelung“ eines Baums schuldig gemacht hatte, d. h. des unbefugten Entfernen der Rinde um einen Trieb. Zur Schonung des Holzes und des Waldes im Allgemeinen wurde angewiesen, außer Sonntags drei Tage in der Woche, nämlich Dienstag, Donnerstag und Samstag keine Holzarbeiten im Walde durchzuführen. An diesen Tagen „war es nicht gestattet, anderes bauendes Geschirr als ein Gertmesser bey sich zu führen“. Wer sich nicht daran hielt, sollte „für einen Frevler geachtet werden“. Ein



weiteres Verbot bezog sich auf das Halten von Geißen. Hielt sich jemand nicht daran, so musste er damit rechnen, dass die Tiere gemäß den Verordnungen des badischen Markgrafen August Georg erschossen wurden. Jede Gemeinde hatte ferner auf Befehl des „Forst-Officanten“ eine Abordnung zu entsenden, die den von der Obrigkeit angewiesenen Holzvorrat entgegennahm. Damit sollte verhindert werden, dass Lager- und Brennholz im Wald verblieben und das Wachsen der nächsten nachgepflanzten Bäume beeinträchtigten. Eine andere Aufgabe der Gemeinden bestand darin, nach einem vom „Forst-Officanten“ bestimmten Zeitpunkt eine „Mannschaft“ zur Sammlung des Holzsamens zu entsenden. Sollten in einer oder mehreren Kulturen von jungen Bäumen Schäden „durch den unseitigen Viehtrieb“ entstanden sein, so hatte die dafür verantwortliche Gemeinde den Schaden zu beheben. Dieses geschah dadurch, dass „die ordentliche Besämun- und Hegung wieder zum Anflug“ gebracht wurde.

Ferner bezog sich die Waldordnung von 1771 auch auf die nach Meinung der Obrigkeit gegebene Ungleichheit hinsichtlich ihrer Beachtung. Sie bestand u. a. darin, dass ein Teil der Gemeinden jährlich „2 Maaß Wein“, andere „anderthalb Maaß Wein“ an die weltliche Obrigkeit entrichteten. Dies sollte dadurch beseitigt werden, dass die „Forst Jäger“ auch in Zukunft von einem Fuhrmann oder Bauern 6 kr. und von einem Tagelöhner 3 kr. zu bekommen hätten. Ferner hatte jeder Ort für jeden Stamm 6 kr. „Anweisungsgebühr“ zu bezahlen. Jedes Forstamt musste zweimal jährlich, d. h. im Juni und September, Waldgerichte abhalten. Dabei mussten die „Holz-Anweisung“ bekannt gegeben sowie angezeigte Verstöße gegen die Waldordnung bestraft werden. Ferner sollte alles getan werden, was zur Durchsetzung der Waldordnung zum Wohle des Waldes zuträglich war. Deshalb kam es zu dem erörterten Strafenkatalog.

Die Waldordnung von 1771 hatte sowohl für den Windecker Wald als auch für den Waldhägerich Gültigkeit. Deshalb wurden aus den beiden Kirchspielen Kappelwindeck und Ottersweier 24 Mann benannt, die für die Schlichtung von Streitigkeiten zwischen den Waldgenossen zuständig waren und Verstöße gegen den Waldhägerich zu bestrafen hatten. Die „Vierundzwanziger“ konnten auch „in wichtigen Fällen“ die Einsetzung des Waldgerichtes beantragen. Jenes tagte dann entweder unter der Leitung eines Unterbann- bzw. Schirmherrn oder eines „stabführenden bannherrlichen Kommissärs“. Traf Letzteres zu, so zog man den Schultheißen von Ottersweier als Beisitzer, die „Vierundzwanziger“ und viele „Waldgenossen“ hinzu. Bei einer Sitzung des Waldgerichts konnte zum Beispiel über die Besetzung offener „Vierundzwanziger- und Bannwartstellen“ entschieden werden. Das Entwerfen neuer „Verordnungen“ und ihre Bekanntgabe an die Waldgenossen sowie finanzielle Fragen waren weitere wichtige Themen. Die erwähnten „Vierundzwanziger“ mussten neben den beiden „Heimburgern“ forstliche Aufgaben wahrnehmen.<sup>36</sup>



Die Waldordnung von 1771 wurde vielfach nicht beachtet, wie folgender Konflikt zeigte: Die „Vierundzwanziger“ schlossen sich der Auffassung der Waldgenossen an. Es kam zu einer Regierungsverfügung, der zufolge die beiden Kirchspiele Kappelwindeck und Ottersweier zur Abgabe des Holzes an den jeweils amtierenden Neusatzter Pfarrer verpflichtet waren. 1785 kamen diese der Verpflichtung nach. Dies geschah freilich mit dem Hinweis, dass dies nur einmalig geschehe. 1786 verweigerten die Kirchspiele Ottersweier und Kappelwindeck die Abgabe des Holzes mit der Begründung, dass das herzogliche „Haus Baden“ niemals dazu berechtigt sei, etwas gegen die „Waldhägenschrechte“ zu unternehmen. Dabei beriefen sich die Kirchspiele auf Satzungen des Waldes aus dem Jahre 1539. Sie, so die Argumentation der Kirchspiele, fordere das Einverständnis der Ortenauer Oberbeamten, der „Vierundzwanziger“ und der „Bürgermeister von Ottersweier und Kappel“.

War alles dies geschehen, so stand es im Ermessen der Kirchspiele, das gewünschte Holz abzugeben. Eine konkrete Verpflichtung dazu bestehe aber nicht. Die badischen Behörden entschieden, dass im Sinne einer vorläufigen Regelung dem Neusatzter Pfarrer eine finanzielle Entschädigung von 3 fl. pro Klafter zustehen würde. Der Konflikt wurde wahrscheinlich wie folgt gelöst: Bis zum Jahre 1800 entrichteten die Kirchspiele Ottersweier und Kappelwindeck die gewünschten drei Klafter Holz. Danach teilten sie sich diese Abgabe mit der Gemeinde Neusatz und der ortenauischen und badischen Herrschaft.<sup>37</sup>

Ein weiteres besonderes Problem war dabei offensichtlich das unerlaubte Weiden von Vieh, vor allem von Schafen, auf dem Boden der Windeckschen Wälder, da das Vieh das Wachstum der frisch gepflanzten Bäume gefährdete. Nicht anders kann es erklärt werden, dass es „in einer Instruktion der Großherzoglichen General-Forst-Commission“ von 1808 wie folgt heißt<sup>38</sup>: *„Nur berechnigte Waldtriebe in die Waldungen dürfen statt finden, und dürfen nur in Bestände gestattet werden, wo das Holz dem Maul des Viehes entwachsen und kein Unterwuchs vorhanden ist, so lange bis die Abholzung und die Verjüngung der Bestände rätlich wird. Alles übrige ist zu verhängen. Weil aber in jenen Waldteilen doch auch einzelne Partien junges Holz mit unter vorkommen, so müssen die dem Letzern vorzüglich schädlichen Schafe von solchen in der Regel ganz und die gleich schädlichen Geisen möglichst ausgeschlossen werden. Darum sollen nur diejenigen Unterthanen, die keine Kuh erhalten können, Geisen aber keiner mehr als zwey mit austreiben dürfen. Ebenso wird auch das Laubrechen nur auf wichtige Berechtigungen beschränkt. Weitere Concessionen kann nur die Gernerall Forst Commission erteilen.“*<sup>39</sup>

### *Zusammenfassung*

Die Windecker Waldungen erlebten eine sehr wechselvolle Geschichte. 1269 wurden sie zum ersten Mal schriftlich erwähnt. Ab diesem Zeitpunkt standen sie bis zum Jahre 1386 im Eigentum der Grafen von Eberstein. Diese mussten sie wegen ihrer hohen Schulden an die Markgrafen verkaufen. Jene belehnten wiederum die Herren von Windeck.

1680 bekam sie der Freiherr von Plittersdorf vom Markgrafen als Lehen vom Markgrafen Ludwig Wilhelm. Sein Sohn verkaufte es an die Markgrafen von Baden-Baden. Die Geschichte der Teilung der Windecker Waldungen dauerte von 1772 bis 1825. Die Entwicklung bis dahin war von einem wechselvollen Ablauf von gutem Willen auf der einen und der Fixierung auf Partikularinteressen auf der anderen Seite geprägt. Der endgültige Beschluss der Windecker Waldungen erfolgte im Jahre 1825. Danach wurden diese u. a. im Wege eines Losverfahrens zwischen den beteiligten Genossenschaftsgemeinden aufgeteilt. Der Waldhägenich war ein wichtiger Teil der Waldungen. Seine Aufteilung erfolgte bereits im Jahre 1792 und vollzog sich auch im Wege des Losverfahrens.

Die Waldordnungen von 1495, 1589 und 1771 waren Versuche, der Schädigung der Waldungen durch unbefugtes Holzhauen, Weiden etc. entgegenzuwirken. Doch auch dies war vergeblich. So blieb auch das unbefugte Weiden von Vieh fortan ein Problem.

Anmerkungen

- 1 Benannt nach dem Burgstadel Bernstein (Bärenstein).
- 2 Der Bühler Vogt Johann Schlude schilderte dieses 1597 in einem Bericht an den Markgrafen Ernst Friedrich, siehe auch GLA 192/35 und Karl Reinfried: Gründungsgeschichte der Pfarreien zwischen Oos und Rench. In: FDA, 1910. NF Band 11, 98.
- 3 A. a. O., 98 f. und Hasel, Karl: Eigentums-geschichte des Windecker Lehenwaldes. In: Alt-Windeck. Geschichte der Windecker und ihrer Burg. Bühl 1960, 118 f. (wird fortan als Eigentums-geschichte des Windecker Lehenwaldes zitiert).
- 4 A. a. O., 120.
- 5 A. a. O., 118.
- 6 A. a. O., 123, sowie Stemmler, Otto: Geschichte der altbadischen Gemeinde Neusatz, 83.
- 7 So auch Hasel, Karl: Eigentums-geschichte des Windecker Lehenwaldes, 123. Die Ebersteiner waren ein schwäbisches Grafengeschlecht, welches ihren Sitz in Eberstein-burg bei Gernsbach hatte. Im 14. Jahrhundert fiel das Geschlecht der Ebersteiner Baden zu. Es währte dort bis 1660, ehe es mangels Nachkommen erlosch.
- 8 A. a. O., 123 f. sowie Gartner, Suso: Ein Streifzug durch die Geschichte von Bühl um 1580. In: Die Ortenau, 67, Jahresband 1987, 132.
- 9 Zitiert nach Hasel: Eigentums-geschichte des Windecker Lehenwaldes, 124.
- 10 GLA 192/26 sowie Rumpf, Michael/Gartner, Suso: Abriss des Windeckschen Forstes – die älteste Darstellung von Bühl und Umgebung. In: Bühler Heimatgeschichte 2, 1988, 19 f.
- 11 So auch Hasel, Karl: Eigentums-geschichte des Windecker Lehenwaldes, 124 ff.
- 12 Ebd., Stemmler, Otto: Geschichte der altbadischen Gemeinde Neusatz mit Waldmatt, Bühl 1938, 83. „Die betreffenden Fuhrleute waren Franz Müller, Fortun Müller, Franz Josef Birk (Röck?), Jakob Faller, Ignaz Bäuerle, Lorenz Droll und Ignaz Siefermann“, zit. nach Stemmler, 85.
- 13 So auch Stemmler, Otto: Auflösung der Waldgenossenschaft des Windecker Forsts. In: Die Ortenau 24, 1937, 114 ff. (wird fortan als Auflösung der Waldgemeinschaft zitiert).
- 14 Ebd., Stemmler, Otto: Auflösung der Waldgenossenschaft des Windecker Forsts, 114–118.
- 15 So auch Auflösung der Waldgemeinschaft des Waldhägenschichs und des Windecker Forstes unter Berücksichtigung der Gemeinde Neusatz. In: Die Ortenau, 20, 1933, 18–24.
- 16 A. a. O., 26 ff.
- 17 Siehe Stemmler, Otto: Die Auflösung der Waldgenossenschaft des Windecker Forsts, 118 f.
- 18 A. a. O., 120.
- 19 Ebenso Stemmler, Otto: Die Aufteilung der Waldgenossenschaft, 116 ff.
- 20 A. a. O., 119–124.
- 21 Ebd. Stemmler, Otto: Geschichte der altbadischen Gemeinde Neusatz (Amt Bühl) und Waldmatt, 181.
- 22 A. a. O., 100–104.
- 23 Ebd., Stemmler, Otto: Geschichte der altbadischen Gemeinde Neusatz (Amt Bühl) und Waldmatt, 105 ff.
- 24 Siehe Küpferle Anton: Betrachtungen über den Windecker Genossenschaftswald. In: Alt-Windeck, 148.

- 25 Wegen der beiden Weltkriege fand 1920 und 1940 keine Taxation statt.
- 26 Der Begriff Hägenich ist von Haag (Hain) abzuleiten.
- 27 GLA 22/5144 sowie Gartner, Suso: Kappelwindeck. Beschreibung der Geschichte und der Flurnamen, Bühl 1994, 26.
- 28 GLA 22/5144.
- 29 A. a. O.
- 30 So auch Stemmler, Otto: Geschichte der altbadischen Gemeinde Neusatz (Amt Bühl) mit Neusatz, 99 f.
- 31 A. a. O., 98 ff.
- 32 GLA 134/119 sowie Küpferle, Anton: Betrachtungen über den Windecker Genossenschaftswald. In: Bühler Blaue Hefte, Nr. 5, 6, 7, Bühl 1960, 150 f.
- 33 Zitiert nach Küpferle, Anton: Betrachtungen über den Windecker Genossenschaftswald, 153 f., und GLA 134/120.
- 34 So auch Hasel, Karl: Eigentumsgeschichte des Windecker Lehnwaldes, 129 f.
- 35 GLA 134/121 und Küpferle, Anton: Betrachtungen über den Windecker Genossenschaftswald, 159–163.
- 36 A. a. O. und Küpferle: Betrachtungen über den Windecker Genossenschaftswald, 161 ff.
- 37 Ebd., Stemmler, Otto: Ein Dorfkirchenbau mit Pfarreigründung in der Marktgrafschaft Baden gegen Ende des 18. Jahrhunderts. In: Die Ortenau, 12, 1924, 39–42.
- 38 Es handelte sich dabei um eine „Instruktion, wie die Großherzogliche Badische Forstorganisation in Gang zu setzen ist, und wie die Geschäfte bis zur näheren Vorschrift zu behandeln sind.“
- 39 Ebenso Küpferle: Betrachtungen über den Windecker Genossenschaftswald, 155 f.; GLA 134/121.



## Reutfelder und Schälwald

### Waldnutzung im 18. und 19. Jahrhundert

*Josef Werner*

Mit rd. 1200 ha Waldbodenfläche ist die Gemeinde Durbach auch heute noch eine relativ große Waldbaugemeinde. Wie sich die Waldnutzungsarten im Laufe der vergangenen drei Jahrhunderte verändert haben, lässt sich bei einem Studium alter Statistiken und Berichte gut erkennen. Eine Karte von 1785 zeigt in der ehemaligen „Herrschaft Staufenberg“ große Flächen von „Reutfeld“<sup>1</sup>. Unter „Reutfeld“ ist ein Stück Land zu verstehen, das durch Ausrodung des Gehölzes urbar gemacht wurde. Neben den reinen Waldflächen war dies über lange Zeit die wohl umfangreichste Nutzungsart. Große Teile der ursprünglichen Wälder wurden so gerodet und für Ackerbau und Viehhaltung nutzbar gemacht.

In den meisten Urkunden, Übergabeverträgen oder sonstigen Beschreibungen des 18. und 19. Jahrhunderts sind diese Flächen als „Halden und Bösch“, als Wildfeld oder eben als Reutfeld bezeichnet. Um die Wende des 18. Jahrhunderts wurde diese Nutzungsart nicht nur im Stab Gebirg, sondern auch auf den meisten Höfen der Stäbe Heimbürg und Bottenau betrieben.

Eine Übersicht der Nutzungsarten Reutfeld und Wald zeigt die starke Veränderung dieser Flächen innerhalb weniger Jahrzehnte:

|   | In Heimbürg      |            | Im Bottenau      |            | Im Gebirg        |            | In der<br>Samtgemeinde |            |
|---|------------------|------------|------------------|------------|------------------|------------|------------------------|------------|
|   | Reut-<br>feld ha | Wald<br>ha | Reut-<br>feld ha | Wald<br>ha | Reut-<br>feld ha | Wald<br>ha | Reut-<br>feld ha       | Wald<br>ha |
| Nach der Kataster-<br>vermessung von<br>1856/58 | 150,6            | 486,4      | 89,1             | 113,8      | 372,9            | 340,3      | 612,6                  | 940,6      |
| Nach der Kataster-<br>fortführung von<br>1902   | 54,3             | 558,9      | 20,9             | 165,6      | 211,0            | 502,0      | 286,2                  | 1226,2     |

Reutfeld wurde zumeist für die Dauer von 15–20 Jahren als Wald und mit zwei- bis dreijähriger Nutzung als Ackerfeld bewirtschaftet. In diesem sehr extensiv genutzten Gelände waren die Erträge sowohl des Waldes wie

auch des Ackerlandes sehr bescheiden. Vielfach wurden diese Flächen auch als Weideland genutzt, wobei der wertvolle Dung für den reinen Ackerbau oder die Reben nicht mehr zur Verfügung stand. Noch um 1900 gab es in Durbach-Gebirg einzelne Höfe, auf denen eine reine Reutfeldwirtschaft betrieben wurde. Das 15–20-jährige Niederholz wurde im Herbst geschlagen und das Holz meist für Rebstecken verwendet. Danach wurde der Boden etwas gehackt oder mit einem „Rüttipflug“ aufgelockert und das Abfallholz und Reisig in langen Reihen den Hang hinauf geschichtet und verbrannt (Rüttibrennen). Mit langen Hakenstangen wurde das Feuer von oben nach unten gezogen, um ein Ausbreiten der Flammen zu verhindern. Die Asche war gleichzeitig die einzige Düngung des Bodens, in welchen im ersten Jahr Roggen, im zweiten Jahr, sofern das Gelände dazu nicht allzu steil und ungeeignet war, Kartoffeln und im dritten Hafer gepflanzt wurden.

Das auf den Reutfeldern erzeugte Roggenstroh war als Heftstroh für die Reben sehr begehrt. Es war weich, sehr hoch gewachsen und wurde vor dem Gebrauch in Wasser eingelegt und mit den Füßen getreten.<sup>2</sup> Die Roggenernte auf den Reutfeldern oder abgeräumten Eichboschflächen war sehr mühsam. Einerseits wuchs der Roggen wegen des reichlich im Boden vorhandenen Stickstoffs (Aschedüngung) außergewöhnlich hoch, andererseits fiel das Getreide in den steilen Hängen meistens. Der Schnitt konnte deshalb fast nur mit der Sichel hangabwärts vorgenommen werden. Die Kartoffeln wuchsen in dem ausgeruhten und nährstoffreichen Boden überdurchschnittlich groß, hatten allerdings nicht den besten Geschmack.

Ritterbauer und Alt-Stabhalter Kuderer erinnert sich in seinen „Memoiren“ an die Zeit der Reutfeldwirtschaft: *„Es wurde Reute gemacht und später wieder 18–20 Jahre dem Schicksal als Viehweide überlassen. Man holzte ab, was da war, um das Anpflanzen kümmerte sich vor den 1860er-Jahren auf den Höfen niemand. Die Reutfelder waren damals meist noch mit Haseln und etwas Birken bewachsen, welche das Weidevieh verschmähte, somit waren Hasel und Birken fast das einzige Waldgewächs. Dies hatte auch in dieser Zeit seine guten Gründe. Da man das Reifeisen (Fassreifen aus Eisen) damals noch nicht hatte, fanden Hasel zu Reifen für kleine Gebinde und Birken für große Fässer und Zuber reichen Absatz. Der Bürger in Zell a.H. war noch die letzte Reifschneiderei, wo aber nur noch Reife für Pulverfässer wegen Feuergefahr geschnitten wurden. Somit blieb unser Hof außer dem Buch- und Tannenwald im Ritterbacher Loch eine mit Farn und Pfriemen verunkrautete Öde.“*

Der „Weidgang“ des Viehs in die Wälder, in die auch die Schweine „zum Eckerich“<sup>3</sup> getrieben wurden, hatte für den Wald erhebliche Nachteile. Junge Sämlinge konnten so kaum das Licht des Waldes erblicken und eine Naturverjüngung, wie sie heute in der Forstwirtschaft angestrebt wird, war kaum möglich. Um diesem Missstand zu begegnen, aber auch um die Er-

träge in der Landwirtschaft und dem Weinbau insgesamt zu verbessern, richtete Joseph Freiherr von Ried auf dem ritterschaftlichen Gut „Hespengrund“ bereits um 1770 ein Musterpflanzgut für Futterkräuter und den Rebbau ein. Dieses weit berühmte Gut erregte auch die Aufmerksamkeit des Markgrafen Karl Friedrich, der für Landwirtschaft und Bodenbebauung immer besonderes Interesse hatte.<sup>4</sup> Das Vorbild dieses Mustergutes führte dazu, dass künftig der Weidgang in die Wälder zurückging und das Vieh im Stall gehalten wurde. So konnte auch der wertvolle Dung für die Reben und den Ackerbau verwendet werden.

Welche Waldnutzung vielfach betrieben wurde, zeigt die Bottenauer Hardtwald-Rechnung von 1860 bis 1863.

Der Genossenschaftswald umfasste 77 Morgen und 3 Viertel Niederwald. Berechtig an der Waldnutzung waren die Zinken Bottenau mit 27 Anteilen und Schlatten mit Diebersbach mit 18 1/2 Anteilen. Sämtlicher Ertrag des Waldes wurde alljährlich versteigert und der Erlös unter die Genussberechtigten verteilt.

#### Erlöse aus der Waldnutzung

| Laub   | Holz    | Rinden | Pfriemen | Reisig | Rindheiden | Forstfrevel |
|--------|---------|--------|----------|--------|------------|-------------|
| 339 fl | 1976 fl | 274 fl | 6 fl     | 1 fl   | 5 fl       | 19 fl       |

Bemerkenswert ist der hohe Erlös-Anteil von 291 Gulden für Schälholz.

Bei der Versteigerung von Rinden (19.4.1860) wurden nur diejenigen zugelassen, die nicht „notorisch zahlungsunfähig“ und auch nicht mit Holzgeld-Rückständen zur Gemeindekasse behaftet waren. Die Rinde musste im ersten Saft geschält werden. Steigerer waren Hermann Käppler aus Renchen und Joseph Drejer aus Nesselried.

Auch das Laub wurde in einzelnen Losen versteigert. Hier wurde zur Bedingung gemacht, dass keine eisernen Rechen verwendet werden.

In den 1860er-Jahren war die Waldgenossenschaft bemüht, die Struktur des Waldes zu verbessern. So wurden in erheblichem Umfang Eichenpflanzen, hauptsächlich für den Schälwald, Eicheln, Forlensamen und sonstiger Waldsamen aus dem ganzen badischen Ländle bezogen. Damit die bis dahin wohl sehr großen Flächen bepflanzt werden konnten, wurden die zuvor ausgehackten Rindheiden ebenfalls versteigert. Diese mussten innerhalb sieben Tagen aus dem Wald geschafft werden.

Teile des Genossenschaftswaldes wurden nach und nach mit Reben angepflanzt. So konnte man beim jährlichen „Bauerngericht“, welches in der Regel Anfang Januar in der Wohnung des Rechners abgehalten wurde, mit Wein aus den „Drittelreben“ beraten. Es gab ein Festessen, bei dem aus den Drittelreben im Grünbergle 3 Fahrt Wein zu 50 Liter verwendet wur-

den. Der Durbacher Pfarrer las zu Beginn des Bauerngerichts eine Messe auf St. Wendelin.<sup>5</sup>

Die große Entfernung zum Hauptort Heimbürg und die schwierigen Bedingungen in dem unwegsamem Gelände waren wohl dafür verantwortlich, dass die Nutzung des mit 297 Morgen 33 Ruthen (107 ha) großen Mooswaldes nur relativ bescheidene Erlöse für die berechtigten Genossen brachte. Bereits 1527 wurden die Regeln dieser Genossenschaft, an der einst auch die Ödsbacher Anteil hatten, in einem „Mooswaldbrief“ verzeichnet. Jeweils der älteste „Gemeiner“ zu Staufenberg war der Forstherr. Das Waldgericht wurde unter der Linde in Ödsbach mit 12 Waldrichtern abgehalten. In der Mooswald-Rechnung von 1833 sind für Stammholz (Stockgeld) lediglich 103 Gulden und für sonstige Waldnutzungen 58 Gulden an Einnahmen zu verzeichnen. An Strafen für Wald-frevel wurden 8 Gulden eingenommen. Bei der Versteigerung der Holzaufbereitung wurde zur Bedingung gemacht, dass alles gesunde Holz zu Nutzholz, als Sägblöcke, Bauholz und Rebstecken aufgemacht werden muss. Der Sägblock musste 20 Schuhe und die Rebstecken 8 Schuhe lang gemacht werden. Brandholz hatte eine Scheiterlänge von  $3\frac{1}{2}$  Schuhe. Um 1880 wurden neben den Holz-Einnahmen umfangreiche Erlöse aus Laub und Steinen (Sandstein) erzielt.<sup>6</sup>

Die Durbacher Vollmersbacher Waldgenossenschaft erstellte nach der Abteilung vom Zeller Stab und von den Fessenbacher Genossen erstmals für die Jahre 1807–1822 eine Waldrechnung. Rechner war Franz Josef Kiefer, Stabhalter von Durbach-Heimbürg (heutiges Anwesen des Wein- und Heimatmuseums Durbach). Die Waldgenossenschaft erhielt bei der Abteilung von den Zellern und Fessenbacher Genossen ein Gleichstellungsgeld, weil in ihrem Bereich einige wohl minderwertigere Waldanteile lagen. Das Großherzogliche Oberamt Offenbürg bescheinigte am 22. März 1808 hierzu, dass die Durbacher von den zugeteilten insgesamt 132 Jauchert und 348 Ruthen Wiener Maaß, laut des bei den Akten aufbewahrten Befundes der Taxatoren und Forstdienstinspektoren Hosp und Dürn, „an gut 41 Jauchert 33 Ruthen, *mittelmäßig* 43 Jauchert 155 Ruthen und *schlecht* 47 Jauchert 220 Ruthen inbegriffen sind. Aus dieser Minderzuteilung resultierte ein Gleichstellungsgeld von 586 Gulden.

Zur Abgrenzung wurden von Steinhauer Joseph Schirrmann 10 Lochensteine mit 2 Nummern und jeder  $2\frac{1}{2}$  Schuh lang geliefert.

Die Einnahmen aus der Waldnutzung waren recht bescheiden. Laubnutzung hatten die 59 Waldgenossen unentgeltlich.  $7\frac{1}{2}$  Jeuch des Genossenschaftsgutes waren bereits 1839 in 58 Loosen zu Reben angelegt und brachten so einen regelmäßigen Bodenzins. Aus den 124 Jeuch Wald wurde das Gabholz an die Genossen verteilt. Eine umfangreiche „Instruction“ erhielt der Waldhüter, der teilweise auch als „Bannwarth“ oder „Waldknecht“ bezeichnet wurde, wie aus der nachstehenden Abschrift zu ersehen ist:



*Instruction für den neu bestellten Waldknecht Cyriak Männle von Volmersbach über die Volmersbacher Waldgenossenschafts-Waldungen.*

*Der über die Volmersbacher Waldgenossenschafts-Waldungen neu bestellte Waldknecht, Cyriak Männle, hat sich vor allem eines auch treuen tadello- sen Lebenswandels zu befleißigen, insbesondere hat er*

- 1) Die seiner nähren Aufsicht übergebenen Waldungen fleißig und unverdrossen bey Tag und Nacht zu unbestimmten Stunden zu besuchen, hierbey sich nicht nach Begehung und Wegen zu beschränken, sondern auch und vorzüglich in den entlegenen Gegenden des Waldes sich zu begeben, hierbei hat er*
- 2) Durch Verhütung allen Forstfrevel jeder Art, sie mögen durch Holz abhauen, Laub-Rechen, Waiden oder auch welcher Art immer vorüberwaiden, ein wachsames Auge zu richten, und die betroffenen oder ausgekundschafteten Frevler ohne alle Nachsicht und ohne Ansehen der Persohn in das dem Revier Förster monatlich zu übergebende Frevelverzeichnisse genau und gewissenhaft einzutragen.*
- 3) Ist der Waldknecht nicht befugt ohne Vorwissen und ohne Gegenwart des Revierförsters Holzanweisungen oder sonstige Vorschriften in dem Wald vorzunehmen, selbst wenn er von den Bots Vorgesetzten<sup>7</sup> dazu beauftragt werden sollte, in welchem Falle dem ersteren sogleich die Anzeige zu machen ist.*
- 4) Bey Begehung der Waldungen hat der neu bestellte Waldknecht Cyriak Männle sein vorzügliches Augenmerk auf die Waldunggränzen und Lochensteine zu werfen und daher darauf zu sehen, ob diese sich immer im bedingungsmäßigen Stande befinden, und in dem Falle daß der eine oder andere zu locker liege, oder dem Umsturz drohen sollte, sogleich dem Revierförster die Anzeige zu machen, eben so hat er*
- 5) Darauf zu sehen, dass von angränzenden Güterbesitzern keine Einschritte in die Waldungen unter was immer für einem Vorwande geschehen und bey welche Erfindung solchen sogleich ebenfalls die Anzeige zu machen.*

*Ueberhaupt hat sich aber der neu bestellte Waldknecht so zu betragen, wie es einem rechtschaffenen Diener und Waldknecht wohl ansteht.*

*Diesem zu Urkund ist ihm gegenwärtige Instruction zugestellet und an nach Ausweisung vorliegenden Protocolles darauf verpflichtet worden.*

*Cyriak Männle bezieht*

*an Geld 10 Gulden*

*ein doppeltes Loos*

*und bey Geschäften 40 x Diät*

*Offenburg, den 22. August 1805*

*Großherzogliche Forstinspection*

*von Neveu*

*Vogt Danner, Gerichtsmann Vollmer*

In allen Wald-Rechnungen sind umfangreiche Listen über die während des jeweiligen Abrechnungszeitraumes begangenen „Waldfrevel“ enthalten. Der „Waldknecht“, „Waldhüter“ oder auch „Bannwart“ hatte aufgrund seiner Autorität und Verpflichtung peinlich genau darüber zu wachen, dass in seinem Bezirk kein Stückchen Holz entwendet wurde oder sonst eine Verletzung des „Waldfriedens“ erfolgte. Er erstattete Anzeige an den Förster, der die Vergehen nebst dem Namen des Anzeigenden, dem geforderten Schadenersatz und der zu zahlenden Strafe in die Frevel-Liste eintrug. Die „Frevel“ bestanden meist in der Entwendung von Holz oder Laub. So heißt es: *„Jakob Z. im Thal seine Frau hat eine Traget Laub entwendet. Oder: Georg O. im Sendelbach hat 2 Windfall-Forlen zu seinem Hof getragen und Roman N. von da ist beym Gaabholtz führen ein verbotener Weeg gefahren.“* Zum Ende des Quartals wurde in Anwesenheit der „Waldzwölfer“, des Försters und des Forstmeisters das Frevelgericht abgehalten. Als „Diäten“ für dieses Gericht waren so zum Beispiel für die Vollmersbacher Waldgenossenschaft 5 Gulden und 36 Kreuzer festgesetzt, wobei dem Forstmeister von Neveu 1 Gulden und 7  $\frac{1}{5}$  Kreuzer zustanden. Weiter wurden von der Forst-Inspektion des Kinzig-Distrikts für das in der Staufenberg Waldung abgehaltene Frevelgericht „Ruggebühren“<sup>8</sup> in Höhe von 6 Gulden und 18 Kreuzer für die angesetzten Strafen festgesetzt, von welchen dem Bannwart Schwab für seine Denunziation und dem Revierförster Schell für gemeinschaftliche Anzeige  $\frac{1}{3}$  = 2 Gulden 6 Kreuzer zustanden. Nicht immer waren die „Frevler“ auch in der Lage, den Schadenersatz oder gar die Strafe zu bezahlen. So findet sich auch ein Zeugnis des Vogts Neger von Ebersweier, der dem Joseph E. bescheinigt, dass dieser notorisch arm ist, von Almosen lebt und rein gar nichts mit seiner Handarbeit verdienen kann, kein Vermögen besitzt und somit nichts hat, um die Strafe zu bezahlen.

Der wohl nur sehr spärlich mit Hochwald bewachsene Vollmersbacher Wald wurde schon 1809 bis 1818 in mehreren Abschnitten teilweise ausgestockt und die Reben am Schindelrain angelegt. Ein mit Erlen besetzter Distrikt wurde zur Wiese angelegt. Im Übrigen wurden überwiegend Erlen gepflanzt und Forlen gesät.<sup>9</sup>

Die Art und die mehr oder minder starke Nutzung der Waldflächen war schon immer auch von der jeweiligen wirtschaftlichen Lage der Bevölkerung abhängig. Dies ist besonders gut bei der Betrachtung des Gemeindewaldes von Ebersweier zu erkennen. Während das Ebersweierer Allmendgut im Bereich des heutigen Gewannes „Birkenbosch“ weitgehend als mit Büschen durchsetztes Weideland genutzt wurde, bezog man aus dem auf Gemarkung Durbach liegenden Hardtwald-Anteil hauptsächlich Holz, Rinden und Streu. Das Laubrechen nahm wegen Mangel an Stroh oder sonstigem Streu für das Vieh, hauptsächlich im Zeitraum von 1860 bis ca. 1877, erheblich zu. Das Badische Innenministerium sah sich 1877 deshalb veran-

lasst, die Streuabgabe aus öffentlichen Waldungen einzuschränken. Nur in Gemeinden, in welchen „*der Nahrungsstand durch gänzliche Entziehung der Waldstreu beeinträchtigt würde*“, durften ab 1878 noch kleine Flächen zugewiesen werden. Wegen des großen Mangels an Stroh und Heu beantragte der Ebersweierer Gemeinderat immer wieder Ausnahmegenehmigungen. Die Domainendirection Karlsruhe bewilligte die Streuentnahme jedoch nur unter dem Hinweis, dass die Fläche nur einmal „berecht“ werden dürfe. 1902 wurde vom Großherzoglichen Forstamt Offenburg im Hinblick auf den Streumangel die Erlaubnis in den Schlägen 18 und 19 freigegeben. Hierzu wurde vorgegeben, „*dass die Nutzung in einem Tag beendigt werden muß, dass nur kleine Lose gemacht werden sollen und dass die gesetzlichen Vorschriften bei Strafvermeiden zu beachten sind. Der Waldhüter hat die Streuwagen genau nach Raummeter zu schätzen und ist uns das Ergebnis der Nutzung anzuzeigen.*“

Die wirtschaftliche Not und der große Bedarf des Heeres während des Weltkrieges 1914–1918 machte sich bei der Waldnutzung wiederum bemerkbar. Bereits 1915 hieß es: „*Im Interesse der Volksernährung müssen in einer Zeit, in der Streu und Futter des Landwirts zur Neige gehen, die Waldnebennutzungen mit Gras und Laubstreu gefördert werden. Die Abgabe von Streunutzungen darf, solange Vorräte verfügbar sind, nur dann verweigert werden, wenn mit den Streumitteln nachweisbar Missbrauch oder Verschwendung getrieben würde. Die Waldweide ist innerhalb der gesetzlichen Grenzen für Rindvieh, Schweine und Schafe zu gestatten.*“

Die Gemeinden wurden vom Forstamt auch ersucht, alle mit Gras bewachsenen Flächen – auch im Wald – zur Gewinnung von Heu abzuernten und die Beschaffungen der Heeresverwaltungen durch reichliche Angebote möglichst zu unterstützen. Die Laubgewinnung brachte für die Futterbeschaffung des Heeres wohl nicht den erhofften Erfolg. So wurden die Gemeinden 1918 nochmals aufgefordert, wegen des dringenden Bedarfes unverzüglich und in großem Umfang Laubgewinnung durchzuführen.

Das Laub wurde nach Trocknung in Fabriken gemahlen, mit Melasse vermischt, in Kuchenform gepresst und sodann als Ersatz und zur Streckung des Hafers an die Pferde verfüttert.

Als weitere Waldnutzung wurde während des Krieges die Nutzung von Waldfrüchten wie Eicheln, Bucheckern und Kastanien gefördert. Der Kommunalverband Offenburg-Land stellte hierzu den Gemeinden Vordrucke für Erlaubnisscheine – Ölschlagscheine – nach § 2 Abs. 2 der Bucheckernverordnung zur Verfügung. Als Hauptaufkäufer der Badischen „Landesfettstelle“ wurde der Badische Bauernverein in Freiburg bestellt.

1920 wurde gegenüber den Gemeinden Klage geführt:

- dass Eicheln und wilde Kastanien nicht frei gehandelt werden dürfen und dass dieselben an die Ortssammelstellen abgeliefert werden müssen.



- Es wurde Klage geführt über das „klägliche“ Sammelergebnis im Bezirk.
- Es sollte auf alle Fälle der Sammlung von Eicheln und Kastanien die größte Aufmerksamkeit geschenkt werden.

Bereits 1922 wurde von Forstleuten die schädliche Auswirkung dieser intensiven Waldnutzung erkannt.

In einer „Denkschrift über Waldstreuabgabe und Waldbewirtschaftung des Ministeriums der Finanzen – Forstabteilung“ vom November 1922 wurden die Aufgaben und die Wichtigkeit des Waldes ausführlich dargestellt. Die Auswirkungen der Nutzung von Laubstreu wurden eingehend untersucht. Es wurde festgestellt, dass durch die langjährige Laubstrenutzung der Waldboden eine fortschreitende „Erschöpfung“ hinnehmen muss und ein beachtlicher Rückgang des Holzzuwachses verzeichnet wird. In Baden wurde für die Zeit von 1862–1876 ein Rückgang des Zuwachses infolge der Streunutzung berechnet, und zwar: im Forstbezirk Bühl von 11 %, Gernsbach 11 %, Breisach 15 %, Steinbach 16 % und bei den Waldungen des unteren Rheintals 12,3 %.

In der Beilage Nr. 108 zur 44. Sitzung des badischen Landtags vom 8. August 1924 verfasste Dr. Köhler, Karlsruhe, ebenfalls eine 13-seitige Denkschrift, in welcher dieser auf die während der Kriegszeit zwar wichtige, dennoch aus forstwirtschaftlicher Sicht sehr schädliche Auswirkung der Laubstreu-Entnahme hinwies. Als Ersatz für das Laub empfahl er der Landwirtschaft Torf, bei dessen richtiger Anwendung sich außerdem eine bessere Düngung und dadurch eine Ertragssteigerung der Felder ergebe. Als weitere Möglichkeit empfahl er den Forstbehörden die restlose Abgabe der für die Ertragsfähigkeit des Waldes belanglosen Einstreumittel, nämlich der „Rechstreu“ auf Wegen und Abteilungs- und Grenzlinien, der Unkrautstreu (Heide- und Heidelbeerkrout, Farne, Schilf und Gras in Schluten, Sumpfmooos usw.) und schließlich der Aststreu, das ist das schwache Nadelholzreisig von den zum Einschlag kommenden Nadelhölzern an die Landwirtschaft.

In den Staatswaldungen wurde die Nutzung von Laub- und Grasstreu sowie Futtergras im Folgenden gänzlich eingestellt.<sup>10</sup>

Große Verdienste um die allmähliche Einschränkung des Reutfeldbetriebs erwarb sich auch in Durbach der badische Landwirtschaftliche Verein, der durch schriftliche Anleitungen, Preise und insbesondere durch billige Abgabe junger Baumpflanzen die Überführung in Eichenschälwald beförderte.<sup>11</sup> Auch die Regierung des Großherzogtums Baden förderte zwischen 1860 und 1878 die Anlage von Schälwaldungen.<sup>12</sup>

Die Reduzierung des Reutfeldbetriebes war um 1880 bis 1900 auch auf steigende Arbeitslöhne zurückzuführen. Auf den abgelegenen Höfen des



Stabes Durbach-Gebirg waren kaum noch Knechte und Mägde zu bekommen, welche sich einer derartig anstrengenden Arbeit wie das Herrichten und Ernten an den steilen und steinigen Hängen unterziehen wollten. Eichenschälwälder, aber auch Fichten und teilweise Edelkastanien dienten hauptsächlich der Erzeugung von Rinden, die in den Loh- oder Rotgerbereien der Umgebung einschließlich dem Elsass guten Absatz fanden. Aus der roh und fein gemahlten Rinde wurde die Lohe gewonnen, die als Gerbsäure bei der Herstellung von Leder Verwendung fand. Ausgelaugte Lohe wurde teilweise auch noch zu Bädern verwandt und in runden Kuchen geformt als Brennstoff verkauft. Zum Mahlen der Rinde gab es eigene „Lohmühlen“, weshalb diese Müller auch als „Lohmüller“ bezeichnet wurden.

Ritterbauer Kuderer war einer der Ersten, der große Teile seines 57 ha großen Hofguts nach damaligem Verhältnis modern umgestaltete. Er zäunte die Weideflächen ein, um das Vieh vom schädlichen Weidgang im Wald abzuhalten, legte die empfohlenen Schälwaldungen an, pflanzte Obstbäume und legte auch Waldkulturen zu Hochwald mit verschiedenen Baumarten an. Die Pflanzen für den Wald züchtete er selbst. In den Laubholzpflanzungen wurden von ihm in den ersten Jahren zwischen den Reihen noch Christbäume gepflanzt, die ihm den Ruhm als „erster Christbaumpflanzer in Baden“ brachten.

Einen ersten „Dämpfer“ bekamen die Schälwaldbauern, als um 1880 durch die Einfuhr von billigem Quebrachoholz<sup>13</sup> die Preise für heimische Gerbrinde erheblich zurückgingen.

Das importierte Quebrachoholz war wegen der geringen Schutzzölle für die Gerbereien wesentlich günstiger zu erhalten als die heimischen Gerbrinden. Dazu kamen ausländische Eichenrinden aus Frankreich und Österreich-Ungarn, welche aufgrund von bestehenden Handelsverträgen zollfrei waren. Verstärkt wurden aus dem Ausland auch sonstige Pflanzengerbstoffe (Algarobilla, Bablah, Dividivi, Kino, Eckerndoppeln, Knopfern, Balonea, Galläpfel usw.) oder Gerbstoffauszüge eingeführt. Alles zusammen beeinträchtigte den Preis für die heimische Eichengerbrinde erheblich. Zwischen 1860 und 1880 wurden 7 bis 10 Mark pro Zentner bezahlt. In Hirschhorn, dem für Süddeutschland damals wichtigsten Rindenmarkt, betrug der Durchschnittspreis für Rinde I. Klasse 9,79 Mark. 1897 war dieser Durchschnitt infolge der starken Einfuhr ungarischer Rinden schon auf 5,08 Mark gesunken, 1911 auf 3,88 Mark und 1913 waren es schließlich nur noch 3,03 Mark. Die Rindenbauern blieben teilweise auf ihren Gerbrinden sitzen. 1913 wurden Stamm- und Klopfrinden erstmals besonders gewertet. Klopfrinden wurden durch Klopfen von Ästen oder schwächeren Stämmen vom Holz gelöst, erzielten jedoch lediglich 2,50 Mark je Zentner.

Der Reinertrag je ha Schälwald konnte Ende der 1880er-Jahre noch mit durchschnittlich 24,50 Mark angesetzt werden, während 1913 nur noch 12,06 Mark erzielt wurden. Gerechnet wurden hierbei je ha 120 Zentner Rinden, 50 Ster Schälprügel, Kosten für Nachpflanzung, Steuern, Schälerlohn und Transport.

Stabhalter Andreas Kuderer, Alt-Ritterbauer in Durbach-Gebirg, setzte sich ab 1900 vehement für die Belange der Schälwaldbesitzer ein. In der Karlsruher Zeitung, dem Ortenauer Boten, der Offenburger Zeitung und den Mittelbadischen Nachrichten verging kaum eine Woche, in welcher nicht Streitartikel, Leserbriefe oder Beschlüsse und Verhandlungen des badischen Landwirtschaftsrates oder des badischen Landtags zu lesen waren. Der Streit entbrannte vornehmlich deshalb, weil sich die Schälwaldbesitzer von den gewählten Politikern und Verbänden wegen der Schutzzölle für das Quebrachholz im Stich gelassen fühlten. Während bei einer Sitzung des badischen Landwirtschaftsrats vom 12. Dezember 1900 für Weizen und Roggen 7,50 Mark und für Tabak gar 125 Mark Schutzzoll vorgeschlagen wurden, war für Quebrachholz lediglich 1,50 Mark in der Karlsruher Zeitung zu lesen. Obwohl nach einigem Hin und Her festgestellt wurde, dass diese 1,50 Mark ein Druckfehler wäre, bemühten sich die Politiker in der Folge wohl nicht um eine Berichtigung dieser Summe. So beklagte sich Ritterbauer Kuderer in den Mittelbadischen Nachrichten vom 20. Juni 1901: *„Wenn man sich frägt, wer des Schutzes mehr bedarf, die mit großem Kapital arbeitenden Großgerbereien und Lederfabriken, die tausende von Lohmühlenbesitzer und Kleingerber tot machen, die Quebrachhändler aus Argentinien – oder die tausende selbständige Existenzen der deutschen Schälwald-Bauern und Lohgerber? – so sollte eigentlich die Antwort nicht schwer fallen.“*

Der Bedarf der deutschen Gerbereien wurde um 1900 auf rund 5 Millionen Doppelzentner Gerbrinde geschätzt, während die heimischen Schälwaldbesitzer lediglich 1 Million Doppelzentner produzierten. Weiter kam hinzu, dass die entstehende chemische Industrie immer mehr Extraktstoffe und Ersatzstoffe für die Lederindustrie entwickelte.

In Baden gab es im Jahre 1882 350 Hauptgerbereibetriebe und Lohmühlen mit 1732 beschäftigten Personen. 1907 war die Zahl der Gerbereien auf 131 zurückgegangen, welche allerdings 3738 Personen beschäftigten.

Die großherzogliche Regierung hatte gegen eine Zollerhöhung auf ausländische Gerbstoffe erhebliche Bedenken. Die deutsche Lederindustrie umfasste um 1900 rund 1/3 der Weltproduktion. Die Oberlederindustrie war fast ganz auf Mineralgerbung übergegangen. Nur die Sohllederindustrie arbeitete noch mit Gerbstoffextrakten und Eichenrinde zum Angerben oder Fertiggerben. Bei einer Zollerhöhung befürchtete die Regierung deshalb große Wettbewerbsnachteile für die Lederindustrie gegenüber dem Ausland.<sup>14</sup>

Der Kampf des „Rüttibauern“ und Stabhalters Kuderer dauerte rund 30 Jahre. Immer wieder prangerte er die Politik des Landtags in Bezug auf die Zolltarife für ausländische Gerbstoffe an. Die Petitions-Kommission der Zweiten Kammer des badischen Landtags beschäftigte sich am 26. Juni 1914 mit der Notlage der Schälwaldbauern. Die Kammer sollte beschließen, dass die Großherzogliche Regierung dahingehend ersucht werde, dass diese im Bundesrat bei Neuabschluss der Handelsverträge für die Einführung eines genügenden Schutzzolls auf ausländische Eichenrinde und Quebrachoholz von wenigstens 7 Mark eintrete. Außerdem sollten die Schälwaldbesitzer bis zum Inkrafttreten dieses Zolls Steuerfreiheit erhalten. Die Antragsteller hatten beim Landtag keinen Erfolg. Obwohl man die Notlage der Schälwaldbesitzer einsah, konnte man dem Wunsch auf Erhöhung des Zolls für ausländische Erzeugnisse nicht stattgeben. Die Gesamtfläche der Eichenschälwaldungen im Großherzogtum Baden betrug am 1. Januar 1909 22 988 ha, von denen 4 % dem Staat, 19 % den Gemeinden und Körperschaften, 8 % den Standes- und Gutsherren und 69 % sonstigen Privaten gehörten. Im Acher-, Kinzig- und Renchtal lagen 13 811 ha. 1908 wurde eine Verkaufsvereinigung badischer Schälwaldbesitzer gegründet, die 1914 603 Mitglieder aus dem Acher-, Rench-, Kinzig- und Schuttertal hatte. Während man 1908 für 36 577 Zentner Eichenrinde noch einen Brutto-Erlös von fünf Mark je Zentner erhielt, wurden 1913 für 26 146 Zentner nur noch 3,62 Mark/Zentner erzielt.

Eichenrinde wurde in den bäuerlichen Betrieben auch zu Heilzwecken verwendet. So verwendete man ein Eichenrindenbad (gekochte Rinde) zur Behandlung von Hautkrankheiten oder beim Vieh auch zur Nachspülung bei fehlender Nachgeburt.

Im Bestreben, die Notlage der Schälwaldbauern etwas zu verbessern, diskutierte man im badischen Landtag Ideen wie beispielsweise besondere Markenzeichen für die mit wertvoller heimischer Gerbrinde gegerbten Leder. Diskutiert und gestritten wurde auch um die Qualität des Leders. Im Hinblick auf die erforderliche Kriegsbereitschaft forderte die Militär- und Marineverwaltung ein rein mit Eichenloh gegerbtes, wasserdichtes Leder. Den Lieferanten sollte aufgegeben werden, nur deutsche Eichenrinden zu verwenden und Herkunft derselben sowie die dafür bezahlten Preise nachzuweisen. Hierbei wurde auch auf Berichte der französischen Deputiertenkammer verwiesen. Die Verfechter der reinen Eichenlohgerbung behaupteten, dass an den französischen Militärfiskus oft ganz unbrauchbares Leder und schlechte Stiefel geliefert würden. Nach ganz kurzer Zeit würden diese Fabrikate morsch und das Leder ginge wie der Zunder auseinander.

Die Lederindustrie hielt von Schutzstempeln oder höheren Zöllen verständlicherweise nichts. Bis auf einen verhältnismäßig kleinen Teil war die



Industrie auf Chromgerbung übergegangen, die eine bessere Qualität und größere Haltbarkeit des Leders bringen sollte. Außerdem konnte der Gerbvorgang mit der Chromgerbung erheblich abgekürzt werden.

1930 machte der Ritterbauer nochmals von sich reden, als er „im Renchtäler“ zur Umwandlung von Eichenschälwald in Dauerweiden und zur Steuerpolitik bei der Bewertung des Waldes kritisch Stellung bezog.

Die heimische Produktion an Gerbrinde war sehr aufwendig. Erschwert wurde die Produktion auch dadurch, dass „Schälwälder“ meist sehr zerstreut in den oft steilen Schwarzwaldtälern lagen. Bevorzugt waren Süd-, Südwest- und Südosthänge. Meist waren den Eichen noch geringe Bestände von Kastanie oder sonstigem Hartlaubholz beigemischt. Die Eichenschälwälder (Eichbosch) hatten eine Umtriebszeit von 15 bis ca. 25 Jahren. Neuanlagen wurden in der Regel mit drei- bis sechsjährigen Jungpflanzen angelegt, die zuvor auf dem Feld als Stecksaat gezogen wurden. Die jungen Kulturen wurden mehrfach gehackt. Bei älteren Schälwaldbeständen wurden nach einer „Ernte“ die Jungpflanzen aus Stockausschlägen gewonnen. Im Übrigen wurden entstehende Lücken auch nachgepflanzt. Zur Zeit der Blüte der Schälwaldwirtschaft waren allgemein ein bis zwei Durchforschungen üblich. Im Winter vor dem Abtrieb oder auch schon ein oder einige Jahre vorher wurde das nicht zur Schälung vorgesehene „Raumholz“ entfernt.<sup>15</sup>

Die in der Regel ca. 10 cm starken Eichenstämme wurden im zeitigen Frühjahr im ersten Saft von der Krone oder zumindest unterhalb des Astansatzes mit einem Haumesser in etwa fünf bis zehn cm breite Streifen aufgeritzt. Dann wurde vom Stammansatz her die Rinde mit einem Rindenlöffel vom Stamm gelöst. Mit einer etwa 2 m langen, im unteren Teil verbreiterten Leiter wurde der Baum zu diesem Zweck bestiegen. Am Oberteil der Leiter standen links und rechts Sprossen nach außen und boten so eine zusätzliche Standmöglichkeit. Mit 2 bis 4 m hohen Leitern konnte die Rinde bis zu einer Höhe von annähernd 7 m Höhe geschält werden. Die Rinden blieben am Stamm hängen und trockneten einige Wochen, bis sie zu Wellen gebunden wurden. Peinlich musste darauf geachtet werden, dass die Rinden nicht schimmelig wurden, da diese dann keinen Käufer mehr fanden. Der Baumdolder wurde in der Regel abgehauen und größere Äste dann mit einem Eisen oder stabilen Bengel zum Lösen der Rinde geklopft. Bengelholz von den Schälleichen war als Brennholz sehr begehrt. Das nicht brauchbare Reisig wurde wie beim Reutfeld in Reihen aufgeschichtet und mit Rüttibrennen entsorgt.

Die Furcht der Schälwaldbesitzer vor der ungewissen Zukunft war um 1900 sehr groß. Die bis dahin recht lukrativen Erlöse aus der Gerbrinde und dem ebenfalls sehr begehrten „Bengelholz“ wurden jedes Jahr weniger. Die Anlage von Hochwald wurde weitgehend als zu langwierig angesehen, weil für Hochwald eine Umtriebszeit von mindestens 60–80 Jahren



vorgesehen werden musste. Schälwälder lagen oft in steinigem, steilen und nährstoffarmen Hängen. Eine Umnutzung zu Ackerland war deshalb ebenfalls nicht sinnvoll. In Preußen ging die Regierung dazu über, Schälwälder zur Anlage von Reben aufzukaufen. Obwohl in Durbach-Gebirg teilweise auch eine Umnutzung in Rebgegend erfolgte, war dies wegen der Höhenlage nicht Erfolg versprechend.

Während bei der Katastervermessung von 1856 in Durbach-Gebirg noch 4,2 ha Rebfläche festgestellt wurde, war diese 1906 auf 3,7 ha zurückgegangen. Heute ist der Weinbau im ehemaligen Stab Gebirg gänzlich verschwunden.

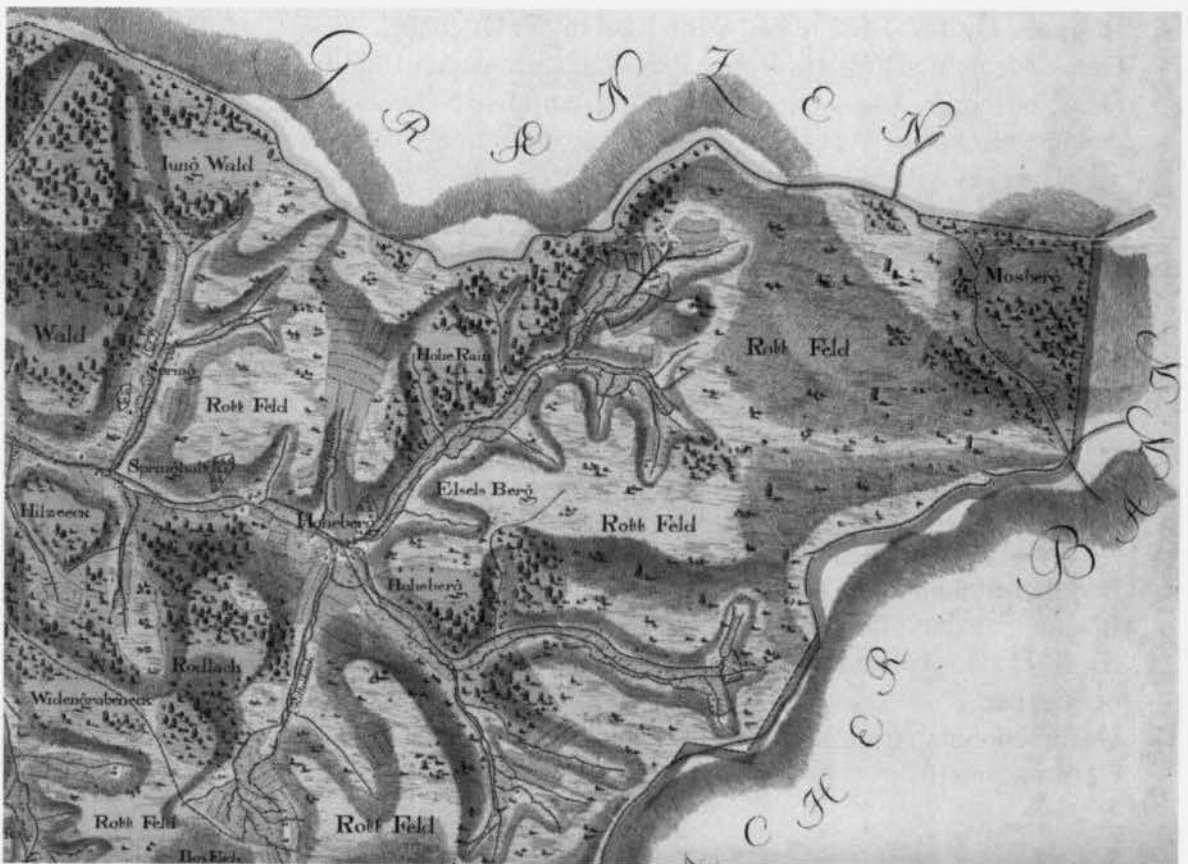
Schälwald ist heute, wenn überhaupt, dann nur noch als Rest- und Altbestand zur Brennholzgewinnung zu finden. Was blieb, ist die Bezeichnung „ein Schälchener“ für einen rauen oder auch „hart gesottenen“ Mann.

#### Anmerkungen

- 1 Reutfeld oder Rottfeld: Reuten, ausreißen, ausrotten, mit der Wurzel ausreißen – Handwörterbuch der deutschen Sprache 1835.
- 2 Dr. Eugen Weiß: Der badische Rebort Durbach 1911.
- 3 Eckerich: Bucheckern und Eichelmast für die Schweine.
- 4 Rommel, Gustav: Die Freiherrn von Ried in der Ortenau.
- 5 Gemeindearchiv Durbach: Bottenauer Waldrechnungen 1860/63 und 1908.
- 6 Gemeindearchiv Ebersweier: III. Forstwesen – Die Nebennutzungen in den Gemeindeforsten, für die Abgabe von Gras, Laubstreu und sonstige Nebennutzungen, Sammeln von Holz, Beeren etc.
- 7 Bots-Vorgesetzten: Vorgesetzter der Dienstboten.
- 8 Gemeindearchiv Durbach: Vollmersbacher Waldrechnung.
- 9 Gemeindearchiv Durbach: Mooswaldrechnung.
- 10 Ruggericht/Ruggebühren = Die Rüge/Beschuldigung eines Vergehens/Ein Kollegium-Rügegericht/Rügegebühren: Handwörterbuch der deutschen Sprache 1835.
- 11 Siehe Zentralblatt des Landw. Vereins von 1860, S. 92; Landw. Wochenblatt von 1875 u.a., besonders aber Dr. Vollrath Vogelmann, Die Reutberge des Schwarzwalds, Karlsruhe 1871.
- 12 Dr. Abetz, Karl: „Bäuerliche Waldwirtschaft“ 1955.
- 13 Nr. 51a. Beilage zum Protokoll der 99. öffentlichen Sitzung der Zweiten Kammer der Bad. Landstände vom 26.06.1914.
- 14 Bekanntmachung der Direktion der Forste, Berg- und Hüttenwerke vom 13.07.1860 Nr. 8613 und Aufruf des badischen Handelsministeriums im Jahre 1878 auf Ersuchen der Gerber.
- 15 Quebrachholz: tropische Baumart in Argentinien und Paraguay mit einem hohen Gerbstoffanteil.



*Rüttelflug*



*Herrschaft Staufenberg I (Bereich Spring bis Moos)  
Karte von 1785 Generallandesarchiv Karlsruhe*

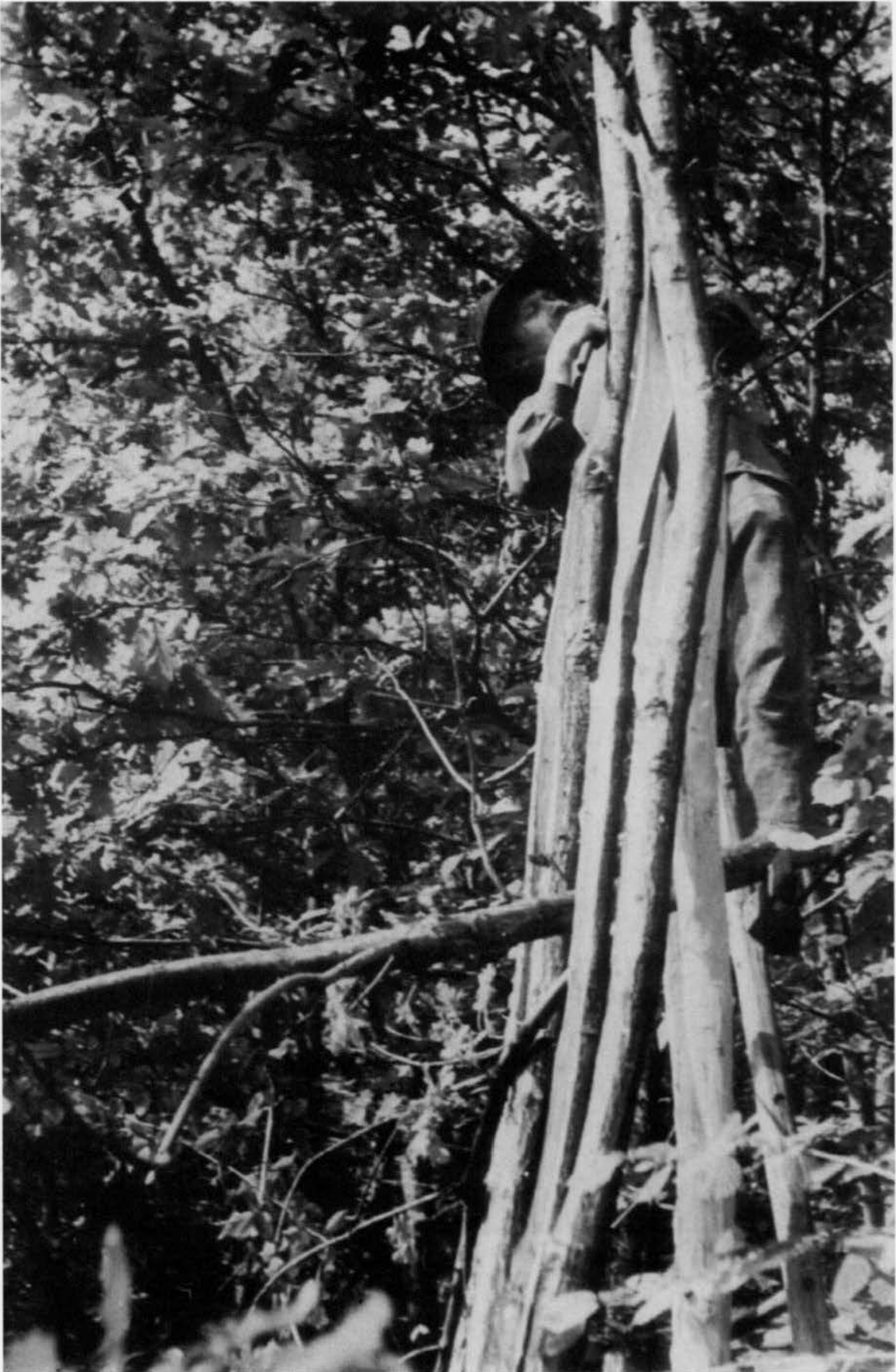


*Rindenschälen mit Leiter (Durbach-Hohenberg)*



*Rindenschälarbeiten in Durbach-Gebirg um 1935*







*Rüttibrennen*

## Spänn und Streitigkeiten zwischen dem Kloster Ettenheimmünster und der Herrschaft Geroldseck um Stocklosung, Weiderechte und Eckerich-Nutzung

Gerhard Finkbeiner

*„Der Wolfersbach ist eine dem Gotteshaus Ettenheimmünster eigentümliche Waldung, eine Stund lang und bei einer halben Stund breit, und liegt einerseits an der Schuttertäler Allmend, oben herum an dem herrschaftlichen geroldseckischem Wald, unterhalb aber stoßt er an den Wittelbacher Bann und den Schmetterhof, so teils Güter in dem Wittelbacher, teils Schuttertäler Bann hat. Wegen diesem Wald sind schon bei 300 Jahre sehr viele Spänn und Streitigkeiten vorgefallen, die noch nicht beendet sind.“*

Mit dieser Lagebeschreibung beginnt der Chronist des Klosters Ettenheimmünster, Gervasius Bulffer,<sup>1</sup> seine gründliche Untersuchung über den Ursprung der Besitzungen und die Rechte des Klosters im Wolfersbach. Die schon seit Jahrhunderten andauernden Spänn und Streitigkeiten mit den Herren von Geroldseck und ihren Rechtsnachfolgern sollten einmal endgültig geklärt werden.

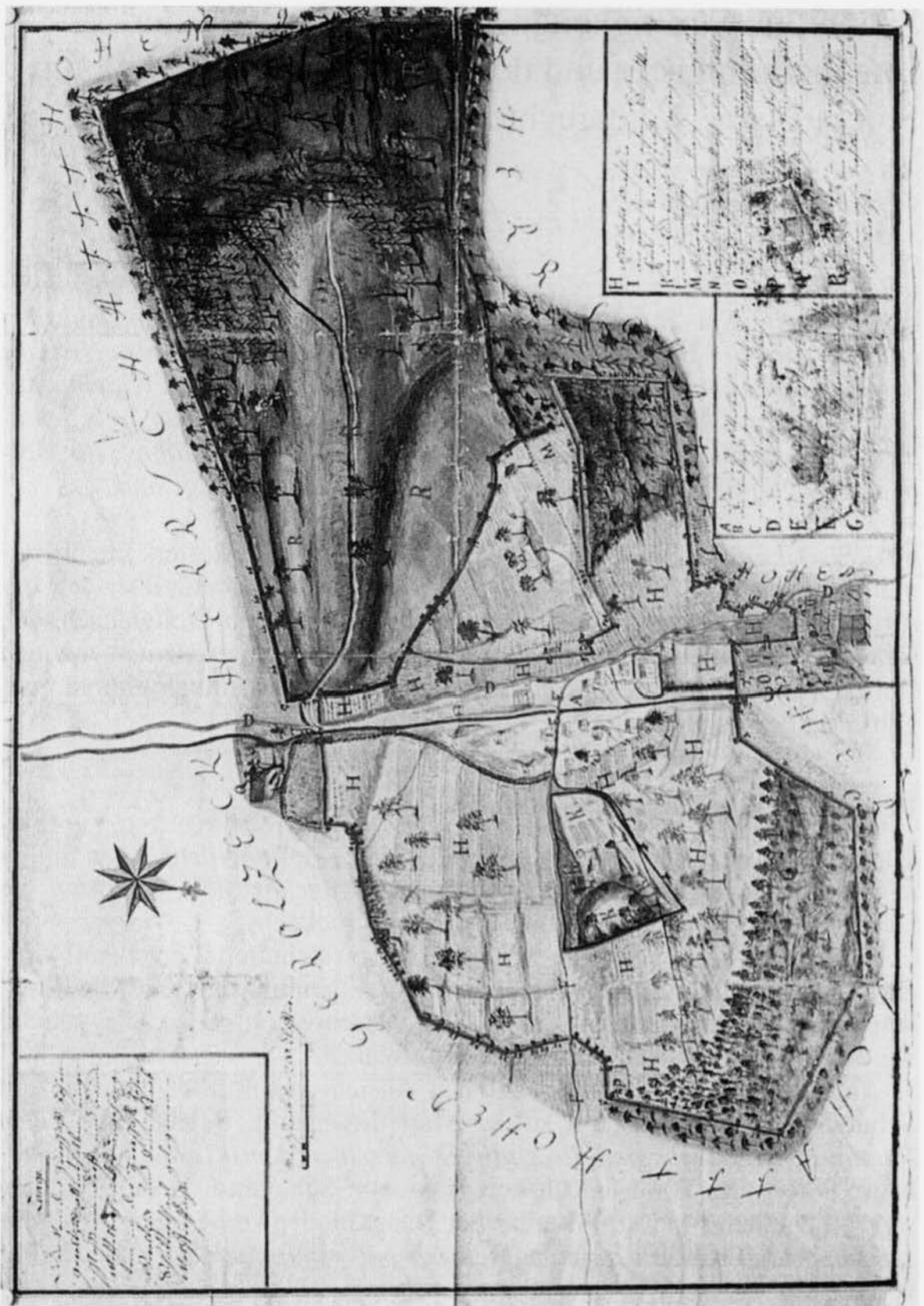
### *Wem gehört der Wolfersbacher Wald?*

Für Bulffer war es klar, dass der Wolfersbach, *„von unerdenklichen jahren her dem Kloster ohne jemens widerspruch zugehört habe“* und auf die Herzog Rudhard'sche Schenkung von 748<sup>2</sup> zurückgeht.

Selbst wenn der Wolfersbach von Hans von Schuttertal angekauft worden wäre, sei der Waldbesitz rechtmäßiges Eigentum des Klosters Ettenheimmünster, argumentiert der Geschichtsschreiber gegen die ständig wiederholten Rechtsansprüche der Geroldsecker.

Auch gehörte der Wolfersbach nach Ansicht von Bulffer niemals zum Schuttertäler Bann, sondern zu der Mark Ettenheim, welche einst *„dem Ruodhario eigen war und die gutter in derselben dem Kloster geschenkt“* habe. Sofern der Wald jedoch von Hans von Schuttertal gekauft worden sei, so liege der Wald im Wittelbacher Bann, da der Vorbesitzer *„den ganzen bann und was in demselben gelegen mit wald und weyd dem Kloster verkauft habe“*.

*„In allen alten Schriften stünde“*, so der Klostergeistliche *„dass der Wald Wolfersbach ohne geroldseckischen Widerspruch als ein dem Kloster eigenes Gut angesehen worden sei und das jus lignandi, glandes legendi (das Recht zu holzen und Eicheln zu lesen) frei besessen habe, die Wittel-*



Plan ist unsigniert und undatiert, vermutlich von 1780. Eingesehen wurde der Gemarkungsplan von dem Verfasser dieses Beitrags 1975 im Fürstlich von der Leyenschen Archiv in Waal.  
Repro: Gerhard Finkbeiner



Wie Wittelbach im 18. Jahrhundert aussah, zeigt uns eine kolorierte „Lochen-Karte“ vom Dorf und Bann Wittelbach mit der Hub, dem Wolferspach, dem Schmetterhof, dem Lenzlisberg, dem „großen stein bey anfang des schutterthals ahn der Landstraß“, dem „Wirtshauß die Eich“, dem „Wittelbacher dorff bach“, den größtenteils eingezäunten „Wittelbacher ackerfeldern und Wießen“. In Ortsnähe liegt ein eingehogter Garten, aber es gibt offenbar keine Gärten bei den Häusern innerhalb des Etters. Alle Gebäude des Dorfes (15 mit der Kirche) liegen auf der einen Seite der Schutter, auf der anderen nur Wiesen.

#### Plan Wittelbach

Lage: Das von der Herrschaft Hohengeroldseck allenthalben eingeschlossene Dorf und Bann Wittelbach, nebst angehängtem in der Herrschaft Hohengeroldseck und dem Staab Schutterthal gelegenen Wolfersbach.

- A Das Dorf Wittelbach
- B Die Landstraße gegen Schutterthal
- C Die Landstraße gegen Seelbach
- D Die Schutter
- E Der Wittelbacher Dorfbach
- F Der Wittelbacher Bach, welcher auch nach dem Dorf Michelbronn genannt
- G Wittelbacher Allmend und Privatwaldungen
- H Wittelbacher Ackerfeld und Wiesen
- I Der große Stein am Anfang des Schutterthals an der Landstraße
- K Der Lenzlisberg, zu Seelbach gehörig
- L Der Schmetterhof
- M Güter von dem Schmetterhof, welche nach Wittelbach zehnten
- N Güter von dem Schmetterhof, welche nach Wittelbach Heu zehnten
- O Die Hub, ein Geroldseckischer Bauernhof, gegen Seelbach gelegen, zum Staab Schutterthal gehörig
- P Ein Stück Wiesen, so Lucas Himmelspach eigentümlich, nach Wittelbach aber Heuzehnten gibt
- Q Das gemeine Wirtshaus, die „Eich“ im Schutterthal
- R Der Wolfersbach in der Herrschaft Hohengeroldseck und in dem Staab Schutterthal gelegen, wohin derselbe auch steuer- und zehntbar ist.

---

*bacher hingegen seit unerdenklichen Zeiten den Weidgang darin besessen haben. Sowohl das Kloster als die Gemeinde waren in dessen ruhigen Besitz bis 1593, wo der Graf, der sich schon einmal festgesetzt hatte, das Kloster vollkommen zu vertilgen, den Wittelbachern verboten, weder mit ihrem Vieh in Wolfersbach zu fahren, noch Holz daraus zu holen und dieses aus der Ursach, weil ihm das Kloster kein Pferd zu seiner Reise geben wollte. Dieses Verbot hat er nachgehends öfters wiederholt und den Wittelbachern sogar die öffentliche Straße versperrt.“*

Immer wieder beanspruchte Graf Jakob, der letzte Hohengeroldsecker (1564–1634), das Recht zur Auszeichnung des Holländerholzes und die Stocklosung für seine Jäger. Das Kloster versuchte zwar stets seine Rechte zu behaupten „und wäre vielleicht durchgedrungen, hätte es sich nicht selbst eine Falle gelegt“.

### *Streit um die Stocklosung*

*„Im Jahre 1760 wurde von Seiten des Klosters einem Jäger mit dem Namen Johann Georg Bungert, der zuvor eine Zeit lang hier im Kloster Jäger gewesen, hernach sich aber in das Schuttertal als sein Vaterland verheiratet und allda als zugleich gräflicher Jäger angenommen worden, aus gar zu großem Wohlwollen, der Wolfersbach zugleich zur Obsicht übergeben, und daraus zu seiner Kompetenz auch die Stocklosung und Zeichnung der Bäume überlassen, jedoch ohne ihm diese Rechte schriftlich zu übergeben. Nach der Hand wurde ihm dieses Amt wieder abgenommen und einem Wittelbacher übertragen, wie es de facto noch einer hat. Dies verdross den Jäger und er wartete nur auf Gelegenheit, dem Kloster einen Possen zu spielen. Als man den Schweighausern zu ihrem Kirchenbau (1776/77) einiges Holz in dem Wolfersbach angewiesen und hauen lassen, ohne den besagten Jäger dazu zu gebrauchen oder ihm eine Stocklosung zu geben, machte er die Sach auf ein neues rege und richtete so viel aus, dass das Holz arretiert wurde mit dem Beisatz, dass in dem Geroldseckischen eine neue Forstordnung sei gemacht worden, vermag welcher das Kloster im Wolfersbach als Wittelbacher gemeinen Waldung, ohne in Seelbach angefragt zu haben, kein Holz mehr fällen solle, und wann es die Erlaubnis auch dazu bekomme, solches von dem geroldseckischen Forstjäger und geroldseckischem Beil gezeichnet und davon demselben die Stocklosung solle gegeben werden.*

*Man befremdete sich von Seiten des Klosters über dieses Vorgehen, und in der Not bat man, nur dieses Holz folgen zu lassen, damit der Kirchenbau nicht gescheitert würde.“*

Des ewigen Streitens müde, handelte das Kloster am 6. April 1779 mit den Geroldsecker Amtsleuten, Sigebert Schmelzer, Hofrat und Oberamtmann, und Philipp Karl Schmidt, Rentmeister zu Seelbach, einen Vertrag aus, der folgenden Inhalt hatte:

1. Das Kloster Ettenheimmünster überlässt die Forstgerechtigkeit in dem dem Kloster eigentümlichen Wald den Grafen von der Leyen.
2. Das Kloster behält im Wolfersbacher Wald das uneingeschränkte Recht zur Beholzung, Weide und Eckerich.
3. Holzfrevel oder andere Beschädigungen sollen von dem geroldseckischen Forstamt getätigt und gestraft, dem Kloster aber der Schaden ersetzt werden.



Abb. 1



Abb. 2



Abb. 3



Abb. 4

Nach dem Tode des letzten Geroldseckers, Jakob (1564–1634), und der Beendigung des 30-jährigen Krieges (1618–1648) führten die Beamten und Jäger des mit der Herrschaft Hohengeroldseck belehnten Kraft Adolf Otto, Graf von und zu Cronberg und Hohengeroldseck (1629–1692), in den Jahren 1651, 1652 die „Belauchung“ des zur Herrschaft Hohengeroldseck gehörenden Allodialguts durch.

Als „Lauchen“ dienten alte Eichen, Buchen, Tannen, aber auch Findlinge, in die ein Kreuz eingehauen wurde.

„Teils wegen beständiger Kriegs-Troublen, teils wegen verschiedenen Veränderungen der Herrschaft“ konnte die Grenzmarkierung nicht abgeschlossen werden.

1739, unter der Herrschaft von der Leyen, wurde die Belauchung forgesetzt und vollendet. Aus dem Jahre 1739 gibt es nun im Bereich der alten Herrschaft Hohengeroldseck noch eine Anzahl sogenannter „Wappensteine“, die auf der geroldseckischen Seite das von der Leyen'sche Wappen und die Jahreszahl 1739 (Foto 1), auf der Bauernwaldseite das Pflugeisen (Foto 2), gegen die Schuttertärer Allmend ein „A“ (Foto 3) und gegen den Besitz des Klosters Ettenheimmünster, den Wolfersbach, den Abstaab (Foto 4), des „Prälaten geistlichen Stab“, zeigen.

4. Bei großen, zum Verkauf bestimmten Holzeinschlägen soll die Herrschaft Geroldseck angefragt und dem Geroldsecker Forstjäger die halbe Stocklosung gegeben werden.
5. Dem Kloster soll die unumschränkte Holzwirtschaft gelassen werden und der Fortstordnung nicht unterworfen sein.
6. Von dem Holz, das das Kloster verschenkt, für sich oder eine Kirche braucht, soll keine Stocklosung (Stammgeld) gegeben, noch deswegen angefragt werden.
7. Das Kloster kann eigene Waldaufseher und Waldförster anstellen.

### *Erneuerung der Grenzsteine im Wolfersbacher Wald*

Um möglichst allen künftig denkbaren Konflikten aus dem Wege zu gehen, stellte das Kloster im Jahre 1784 beim Herrschaftlich-geroldseckischen Oberamt in Seelbach den Antrag, „*auf erneuerung der Waldlochen des abteylichen walds wolfersbach*“<sup>3</sup>.

Die Grenzbegehung fand am 6. September 1784 statt. Vonseiten des Ober- und Forstamts Hohengeroldseck nahmen an der Begehung Rentmeister Philipp Karl Schmidt, der Feldmesser Johann Georg Eberenz, der herrschaftliche Revier-Jäger Johann Georg Bungert und die angrenzenden Schuttertäler Waldeigentümer teil; vom Kloster Ettenheimmünster waren Pater Broßkeller, Michael Stroh und Amtmann Franz Reich anwesend.

Die Begehung begann „*bey dem großen stein unweit unter dem wirtschhaus zur Eiche im Schutterthal*“, führte „*über die Schutter auf einen gesetzten gehauenen Stein, rechterseits mit einem Abtsstab, linkerseits ein Pflugeisen*“. Entlang der Hofgutsgrenze des Franz Josef Schäfer (Schäferhof auf der Matt), der Schuttertäler Kirchenwiese und der Schuttertäler Allmend bis hinauf zu dem großen Felsen „*Wirbelstein, wo die Schuttertäler Allmend aufhört und der geroldseckische Herrschaftswald, den Grassert genannt, anfängt*“ wurden alle gehauenen Steine mit Abtsstab und Pflugeisen, rauen Steine, Locheneichen und Lochenbuchen sorgfältig im Protokoll verzeichnet.

Die Grenze zwischen dem Wolfersbacher Wald und dem Grassert war in unregelmäßigen Folgen von Schrittabständen durch sogenannte „Wappensteine“ gekennzeichnet. Solche Steine mit dem geroldseckisch v. d. Leyenschen Wappen und der Jahreszahl 1739 auf der einen und dem Abtsstab auf der anderen Seite gab es auf der Grenzlinie zwischen dem Wirbelstein und dem „*Eckwappenstein, wo der ettenheimmünsterische Wald aufhört und dem Schmetterbauer Mathias Himmelsbach mit der Herrschaft Hohengeroldseck an dem Grassertwald zu lochen anfanget*“, neunzehn Stück.



*Schuttertärer Bauern machen Weiderechte und Eckerich-Nutzung geltend*

Übergriffe auf das Eigentum des Klosters Ettenheimmünster unternahmen jedoch nicht nur die Herren von Geroldseck und deren Nachfolger. Mit der mehr oder weniger aktiven Duldung ihres jeweiligen Territorialherrns maßen sich auch die geroldseckischen Untertanen immer wieder Rechte in klösterlichen Besitzungen an.

Schon im 16. Jahrhundert *„hatten sich die schutterthäler erfrecht, in dem wolfersbach zu weiden, welche aber abgetrieben worden, außer dem schmetterbauer, mit welchem noch bis auf den heutigen tag die zwistigkeit dauert“*. Simon Schmidt, der Schmittebauer (später wurde daraus die Hofbezeichnung „Schmetterbauer“) war sogar mit geroldseckischer Unterstützung vor das kaiserliche Hofgericht zu Rottweil gezogen und wollte das Weiderecht als ein altes überkommenes Recht einklagen; er wurde jedoch abgewiesen. Der Schmittebauer trieb dennoch sein Vieh und seine Schweine zur Weide bzw. Eckerich in den Wolfersbacher Wald. 1654 soll ihm dann sogar Abt Franz solche Fahrt selbst erlaubt haben, *„wann er nicht über die zahl und frembden vieh und nicht zur unzeit darin fährt“*.

Ebenso wie das Kloster seine Rechte weniger durch Schriften und Urkunden, sondern mehr durch mündliche Überlieferung zu beweisen vermochte, bemühten sich die Geroldsecker Amtsleute die *„forsteyliche Obrigkeit“* der Herrschaft und die scheinbar alten Rechte der Schuttertärer Bauern im Wolfersbacher Wald durch Zeugenaussagen zu bekräftigen.

Laut *„Hohengeroldszeckischem amts-Protokolli“* vom 24. November 1648<sup>4</sup> sind *„folgende Personen darüber nach gelaister Handtreu ahn wahren aydesstatt, wie auch nach genugsamer erinnerung, wie hoch die Göttlichen Mayestät durch einen Maynayd beleydigt werde“* verhört worden:

*„Jakob Müller, genannt Rainmüller, seines Alters, wie er sagt, ungefähr im 62 Jahr, sagt aus, dass niemals der ganze Bann Wolfersbach, obschon die Güter dem Abt von Ettenheimmünster zuständig, unter den Stab Schuttertal gehörig mit Gebot und Verbot dergestalt, dass sie Macht haben, die Weid im Wolfersbach zu nutzen, den Zehnten aber in Frucht und Heu gehöre der Herrschaft Geroldseck. Dem Abt aber haben sie den Zins von solchen Gütern geben müssen, dieweil solche Güter das Kloster eigen seien.*

*Die Steuer aber gehöre nach Geroldseck, welche jährlich vor der hohen Währung 12 Schilling 8 Pfennige gewesen, danach aber auf 6 Gulden erhöht worden.*

*Item es seien ihrer vier Bürger, ohne den Schmetterbauer, welcher auch alle Gerechtigkeit hat, im Wolfersbacher Bann im wilden Feld mit Vieh und Schweinen durch das ganze Jahr zu fahren.*

*Auf die Matten aber von Michaelis bis St. Georgen-Tag nämlich jetzmalen die 2 Höf Scholkenhofen (heute Schäferhof auf der Matt) darauf Pfeister Jakob und Jakob Christ wohnt, sodann Andreas Dotter. Er, Jacob Mül-*

ler (Rainmühlehof) und Theys Himmelsbach zur Eichen (Kraftlihof) welche alle vier den Fahr in den Wolfersbacher Wald haben mit den Schweinen bis St. Michaelis-Tag.

Wann es Eckerich gehabt, so habe der Schultheiß zu Wittelbach dem Vogt im Schuttertal 4 Pfennige Stabrecht erlegt und von Michaelis bis Weihnachten verbieten lassen, sonst hab man es ihnen niemalen von unerdenklichen Jahren hero begehren zu verbieten anders als auf solche Weis von Michaelis bis Weihnachten. Solche habe der Vogt im Schuttertal bei 1 Pfennig pflegen zu verbieten, und wann einer das Gebot übertreten, ist der Frevel jederzeit nach Geroldseck geliefert worden.

Wen auch die Wittelbacher immer ergriffen hätten, dessen Vieh oder Schweine waren zu Schaden gangen, hat der Schultheiß zu Wittelbach nicht Fug noch Macht gehabt, solches Vieh unter seinen Stab, sondern in Schuttertal in den Schutzhof bei der Kirche zu treiben. Davon der Herrschaft der Frevel oder Einung, der Bürgerschaft aber das Schutzgeld, nämlich 2 Schilling Pfennig, von wenigem oder vielen Vieh gehörig gewesen.

Der auf dem Schmetterhof aber habe das Recht in den Wolfersbacher Wald das ganze Jahr zu fahren, es sei Eckerich gewesen oder nicht.

Die Herren von Geroldseck hätten im ganzen Bann Wolfersbach die hohe und niedere Oberkeit wie auch die Jagden allein, wenn schon die Güter und Wäld des Abts Eigentum seien. Er habe niemalen gehört, dass der Schmetterhof etwas an Drittel oder Fall anderwärtshin als nach Geroldseck geliefert und zwar den Drittel in den Schuttertäl Stab, den Fall aber in den Seelbacher Stab, allwohin der Schmetterbauer pfarrig. Ferner... dass kein Wolfersbacher jemalen haben dürfen Heu heimführen, die Zehntknechte von Geroldseck haben denn zuvor den Zehnten abgeschätzt.

Item der Abt und die Wittelbacher seien etliche Male streitig gewesen, ob er oder sie die Steuer abrichten sollen, da weigerte sich der Herr Abt, vorgebend, die Bürger nutzen die Weid, sollten auch die Steuer abrichten. Wann es sich nun verweilte, war öfters angestellt, dass man ihnen im Wolfersbacher Bann sollte das Vieh pfänden.

Sobald sie es vermerkt, hätten sie die Gebühr entrichtet und niemalen wie jetzt und einige Außred gebraucht.

Item, wenn es Eckerich gehabt und man Schweine getrieben, so der Herr Abt angenommen gehabt, so haben solche Schweine alle den Zoll der Herrschaft Geroldseck vom Stück 4 Pfennige leiden müssen.

Item, was der Schmetterbauer vor Jacobi für Schwein gekauft oder gezogen, das habe er Macht gehabt, in das volle Eckerich zu treiben. Nach Jacobi aber hat man ihm keine mehr gestattet.

Item die Kambacher und Michelbronner haben kein Teil an der Schuttertäl Allmend. Daher, wenn ein Kambacher oder Michelbronner an der Allmend etwas zu nutzen begehrt, muss er den Schuttertäälern 2 Gulden für das Burgrecht erlegen.



*Außer dem Schmetterhof (Foto 1) hatten auch die auf Gemarkung Schuttertal liegenden Hofgüter, der Kraftlihof (Foto 2), der Rainmühlehof (Foto 3) und der Schäferhof (Foto 4) zu bestimmten Jahreszeiten das Recht, ihr Vieh und die Schweine zur Waldweide bzw. zur Eichel- und Bucheckernmast in den Wolfersbacher Wald zu treiben.*



*Er sei auch 2 Jahre Bürgermeister gewesen, wisse es wohl, obschon der Burgvogt ihm solches zu sagen mit Drauworten verboten.*

*Endet damit seine Aussage. Actum Geroltzeck in der großen Stuben oberhalb der Hofstuben, wie obsteht.“*

Christian Haller, seines Alters im 54. Jahr, sagt hierüber aus:

*„Der Wolfersbacher Bann liege im Geroldsecker Wildbann. Hätten niemals die Wittelbacher oder die Wolfersbacher dürfen einiges Rohr (Schusswaffen) hineintragen. Zu unserm Beweis hätten die Wittelbacher einmal kurz vor diesem Krieg einen Schießrain im Bann Wolfersbach aufgerichtet gehabt gegen den Schellrain; solches hätten die Jäger angebracht.*

*Darauf der Herr von Geroldseck nicht leiden wollen, dass sie unbefugt den Rain dahingesetzt und mit Klöpfen das Gewild vertrieben. Deshalb den Rain im Wolfersbacher Bann wiederum abbrechen müssen...*

*Er habe niemals gehört, dass die Wittelbacher oder Wolfersbacher im geringsten etwas im Wolfersbacher Bann hätten dürfen schießen, gebieten oder verbieten, sondern wenn etwas darin zu verbieten gewesen, so haben die Wittelbacher dem Vogt im Schuttertal das Gebot-Geld erlegt, dass er dem Inhaber des Eichen Hofes (Kraflihof), Raimüller-Hofes und Scholkenhöfe zweier Hofinhaber (Schäferhof auf der Matt), verbieten solle, dass sie nach Michaeli bis Weihnachten nicht mehr mit Schweinen in den Wald fahren.*

*Dem Schmetterbauer aber habe man es niemals verbieten können durchs ganze Jahr mit Vieh und Schweinen dahin zu fahren, insbesondere mit den Schweinen, so er selber gezogen oder vor Jacobi gekauft.*

*Sagt auch, er habe von Simon Schmidts Frauen, vielmals gehört zu haben assertiert. Er, Schmidt, habe den Schmetterhof hoch angenommen gehabt, sei auch ziemlich mit Kindern behängt und in Schulden gesteckt, so hatten die Wittelbacher ihm, Simon Schmidt, zugemutet, sie wollten ihm 350 Gulden für die Gerechtigkeit geben, die er in dem Wolfersbacher Wald und Eckerich wie auch den ganzen Wolfersbacher Bann durch das ganze Jahr zu weiden oder zu fahren, darüber er sich aber bei der Herrschaft Bescheid erholt und ihm rund abgeschlagen worden.“*

*„Jakob Meyer, der alte Jäger, seines Alters im 66. Jahre, zeigt an bei seinem Eid, der ganze Bann Wolfersbach sei dem Stab Schuttertal mit Gebot und Verbot unterworfen, unmaasen dann die Wittelbacher dem Vogt im Schuttertal jedes Jahr das Gebott-Geld gebracht, das er den vier Bauern, nämlich bei der Eychen Schremppen-Hof (Kraflihof), Reymüller (Rainmühlehof) und Pfeister Jacob oder Jacob Christ (Schäferhof auf der Matt) verboten, nicht mehr nach Michaeli in den Wald ihr Vieh zu treiben.*

*Den Schmetterhof belangend habe derselbe Macht, in den Wolfersbacher Wald durchs ganze Jahr zu fahren mit allerhand Vieh, es habe gleich Eckerich oder nicht.“*



Die Darstellung des Jacob Müller und Christian Haller wurden 1702 im Wesentlichen von dem herrschaftlichen Jäger Kraft Edte (Kraftlihof), von Michael Schäfer, (Schäferhof), Jacob Volck (Rainmüllerhof) und Johann Weber (Schmetterhof), „*Keller zu Dautenstein und Inhaber einiger Schuttertärer Hofgüter*“, bestätigt.

„*Als Besitzer von Hofgütern im Schuttertal hätten sie das Recht zum Weidgang in dem Wolfersbach nach Belieben gebraucht und zwar folgendermaßen:*

*Johannes Weber und Michael Schäfer mit dem Rindvieh, also Ochsen, Kühe und Kälber vom Frühling an den ganzen Sommer bis in die Winterzeit. Kraft Edte und Jacob Volck aber mit ihren Schweinen und Schafen die Fahrt in besagten Orts zu gebrauchen, befügt wären vom Frühling nur bis St. Georgen –Tag und dann im Herbst von St. Landelin-Tag an, solange das Vieh ausgehet, zu fahren.“*

1721 beklagte sich das Kloster erneut bei den Geroldsecker Amtleuten in Dautenstein. Die Beklagten waren *Michael Schäfer* (Schäferhof) *Jacob Volck* (Rainmüller), *Michael Spothelfer* (Kraftlihof) *Jacob Fix* (Eichenwirt) und *Thomas Haitzmann* (Tagelöhnergut neben der Rainmühle).

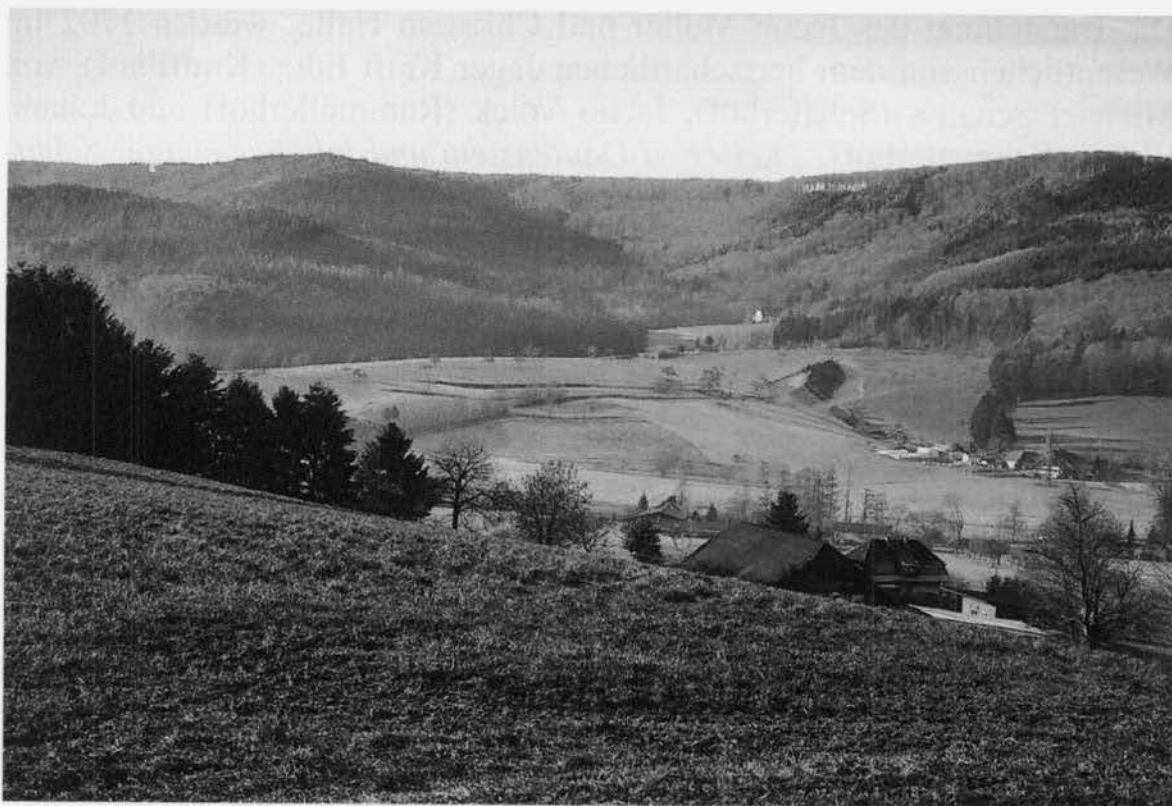
Alle vorgeladenen Schuttertärer bestätigten erneut die von ihnen mit dem Hofgut ererbten bzw. erkauften Rechte im Wolfersbacher Wald. Sie gestanden jedoch auch zu „*dass sie zu jener Zeit, wenn die zahmen und wilden Felder mit Früchten angeblümt seien, bis nach der Ernte oder Holzschläge im Wolfersbach verfügt werden und bis die jungen Schläge dem Vieh aus dem Maul gewachsen sind, mit dem Vieh vermeiden müssen*“.

Auch *Johannes Vetter*, der Schmetterbauer, der den Hof nach seiner Aussage von seinem Schwiegervater, *Christian Buchholz*, käuflich mit allen dazugehörenden Gerechtigkeit an sich gebracht hatte, berief sich auf die Rechte der Hofvorfahren:

„*Das Recht mit seinem Rindvieh alleweil in den Wolfersbach auf denen darin gelegenen Matten und Feldern von Laurentius bis Georgen-Tag und mit seinen Schweinen, welche er vor Jacobi auf seinem Hof erziehen oder käuflich an sich bringen konnte, sowohl auf das Wildfeld als in den Eckerich zu fahren.“*

Offensichtlich konnte das Kloster der Schuttertärer Auffassung von tradiertem Recht wenig Beweiskräftiges entgegenhalten. Die Akten schweigen bis in das Jahr 1806.

Inzwischen war 1803 die Benediktiner Abtei Ettenheimmünster säkularisiert worden und mit Vermögen und Grundbesitz an das Haus Baden gefallen. Verwalter des ehemaligen Klosterbesitzes war nun das kurfürstliche Badische Amt zu Ettenheimmünster. Im März 1806 ließen die badischen Amtsleute alle Schuttertärer Weidberechtigte auf das Oberamt Seelbach vorladen, um sie „*vermittels eines Stückes Gelds zu entschädigen*“.



*Blick von Osten in den Wolfersbach mit dem Schuttertäler Bauernwald (ehemals Allmendwald) im Süden und der Waldgemarkung „Großer Grassert“ im Norden. Zwischen 1615 und 1625 bestand dicht an der westlichen Grenze zum Wolfersbacher Wald im „Glasdobel“ am „Grassert“ eine Glashütte. Gegründet wurde die Glashütte am Grassert von Graf Jakob von Hohengeroldseck. Aufgrund begrenzter Holzvorräte und vermutlich wegen mangelnder Qualität des hergestellten Glases wurde die Produktion von Trinkgläsern, Guttern und Fensterglas schon nach wenigen Jahren wieder eingestellt.*

Es erschienen:

*Franz Joseph Schäfer*, vorhin *Jakob Schäfer* (Schäferhof auf der Matt), nebst dem zu diesem Hofgut gehörigen Leibgedingsgutsbesitzer dermal der *Joseph Winterer*.

Der sogenannte *Eichen-Schremppenhof* (Kraftlihof), dermal der *Anton Himmelsbach*, nebst dem zu diesem Hofgut gehörigen damaligen Wirtschaftsbesitzes (Gasthaus zur Eiche).

*Anton Fait*, Besitzer des Rainmullershof, nebst dem zu diesem Hofgut gehörigen Taglohnnergutsbesitzes, dermal *Franz Anton Winterer*.

*Mathias Himmelsbach*, Besitzer des Schmetterhofs.

Wie sich bei den Verhandlungen herausstellte, wollten sich die Schuttertäler Bauern nicht mit Geld abfinden lassen, sondern als Ausgleich für den Verlust alter Gewohnheitsrechte ein „*Äquivalent an wilden oder zahmen Gütern im Wolfersbach*“.

Dieser Vorschlag fand bei den Amtsleuten wenig Gegenliebe. Zu einem späteren Zeitpunkt ließen sich die Bauern dann doch noch mit Geld für die verlorene Nutzung im Wolfersbach entschädigen.

*Schuttertal fordert die Eingliederung des Wolfersbach  
in die Gemarkung Schuttertal*

Die Äcker und Wiesen im Wolfersbach wurden 1814 von der Großherzoglichen Domänenverwaltung zu Ettenheim an 16 Bürger der Gemeinde Wittelbach verkauft; der Wolfersbacher Wald dagegen wurde am 21. Februar 1821 im Wirtshaus zu Wittelbach versteigert.

Die Schuttertäler fanden sich mit den neuen Besitz- und Rechtsverhältnissen im Wolfersbacher Wald rasch ab. Was sie jedoch als ein großes Unrecht empfanden, war die Tatsache, dass der Wolfersbach in die Gemarkung Wittelbach und nicht in die Gemarkung Schuttertal eingegliedert wurde.

Vogt Anton Glaser war der Auffassung,<sup>5</sup> dass Schuttertal schon seit uralten Zeiten das Gemarkungsrecht über den Wolfersbach ausgeübt habe und behauptete, dass der „Grebsbühl“ der „Schollenreihn“ und der Wolfersbacher Wald und die Wiesen in die Gemarkung Schuttertal gehören. Er ließ deshalb am 8. September 1830 die ganze Gemeinde auf dem Gemeindshaus versammeln und kundige Bürger vor dem Amtsverweser Christ zur Sache aussagen.

Als einer der kenntnisreichsten Bürger erwies sich der Fürstlich v. d. Leyensche Förster *Mathias Bungert*. Er gab zu Protokoll:

*„Ich bin nunmehr 64 Jahre alt. Bin dahier geboren und bekleide den Dienst eines Försters seit 45 Jahren. In dieser Zeit herrschte mit dem Wolfersbach so wie auch früher, wie ich es von meinem Vater, gleichfalls Förster, vernommen habe, immer ein und dasselbe Verhältnis. Der Wolfersbach, welcher einschließlich den jetzt darin sich befindlichen Äcker und Wiesen ehemals aus lauter Waldungen bestanden, gehörte dem Kloster Ettenheimmünster. Allein das Recht der Beförsterung, der Jagd und der Freveltätigkeiten stand immer und unbestritten der Jurisdiction des Oberamtes Seelbach zu, welches ehemals alle diese Geschäfte allein abgetan hat. Wollte das Kloster Ettenheimmünster Holz fällen, so musste es sich deshalb an das Amt Seelbach wenden. Haben Untertanen des Klosters im Wolfersbach gefrevelt, so wurden sie beim Amte Seelbach gestraft. Handelte es sich um die Frage, wann die Weidfahrt in die Eckerich-Mästung mit Eicheln und in das Waldgras eröffnet werden sollte, so wurde dies vom Vogt von Schuttertal erlaubt und hierfür in die Gemeindegasse ein oder mehrere Pfund Pfennig gezahlt.“*

Vogt Glaser, das Schuttertäler Ortsgericht (Josef Fehrenbacher, Josef Schrempp, Bernhard Gießler, Bernhard Himmelsbach) und der Bürgerausschuss (Georg Schäfer, Josef Himmelsbach, Xaver Moser) ließen nichts unversucht, um den Anschluss des Wolfersbach an die Gemarkung Wittelbach zu verhindern. An Argumenten fehlte es ihnen nicht!

*„Die Standesherrschaft müsste ihren Fruchtzehnten, die hiesige Pfarrei ihren kleinen Zehnten und die hiesige Kirchenfabrik ihre Gefälle einbüßen. Und wie könnte Schuttertal ferner noch seine in hiesige Gemarkung gehörenden Schmetter- und Hubhof behaupten! Oder will man auch dadurch den Riss in unserer Gemarkung noch vergrößern und unserer verarmten Stabsgemeinde, die bei denen immerhin erschwerenden Lasten einzig ihre Zuflucht auf Umlagen gestützt aus dem verarmten Volk genießen muss, auch dieser keineswegs geringen Beitragsstütze entziehen ...“*

Mit Datum vom 3. September 1832 teilte schließlich das Ministerium des Innern in Karlsruhe der Gemeinde Schuttertal mit, dass für sie die Behauptung, dass der Bann Wolfersbach schon immer der Gemarkung Schuttertal zugehöre, keinesfalls bewiesen sei. Der Wolfersbacher Bann habe eine eigene Umsteinung und sei bisher keiner Gemarkung zugewiesen gewesen. Hinzu komme, dass nun die Wolfersbacher Güter meistens Bürgern von Wittelbach gehören, und diese die Zuteilung des Wolfersbach zur Gemeinde Wittelbach wünschen.

So geschah es – und die Spänn und Streitigkeiten um Holznutzungsrechte und das Recht auf Waldweide im Wolfersbach waren nun endgültig beigelegt.

#### Quellen

- 1 Bulffer, Gervasius: Archivum Manuale, Tomus III, 1781 Wolferspach und Smeterhof, 185–200, Pfarrarchiv Ettenheimmünster.
- 2 Kewitz, Hubert: Terminalia silvulae, Die Ettenheimer Grenzbeschreibung von „926“, Die Ortenau 56 (1976), 158–173.
- 3 GLA 360 / 1896 / 38.
- 4 GLA 360 / 1897 / 42.
- 5 GLA 360 / 1900 / 30, GLA 360 / 1935 / 11.



## Die Ohlsbacher Allmende und ihre Bewässerung

*Hans-Jochen Schuck*

Das Flurbereinigungsverfahren Ohlsbach Südwest wurde 1998 angeordnet, seine Durchführung durch verschiedene Umstände (Verwaltungsreform) immer wieder hinausgeschoben. Dies ließ Zeit, möglicherweise noch vorhandenen historischen Spuren im Gelände nachzugehen.

2007 sollen nun die Maßnahmen umgesetzt werden, was einen – so ist zu hoffen – der Erhaltung und Aufwertung förderlichen Eingriff in das Landschaftsbild bedeuten wird. Die von der Neuordnung betroffene Fläche umfasst das frühere Allmendfeld zwischen Kinzig und Bahnlinie und dessen ursprüngliches Bewässerungssystem. Während an anderen Orten kinzigaufwärts, z. B. in Biberach und Steinach, die alte Kinzigauen-Bewässerung aus ökologischen Gründen intakt ist, sind in Ohlsbach nur noch nutzungshistorische Relikte vorhanden, die man erkunden und zu einem System zusammenpuzzeln muss, bevor die Planierraupen die letzten Spuren verwischen werden.<sup>1</sup>

### *Allmende und Bürgernutzen*

Durch die Kinzig-Regulierung, die um 1840 praktisch abgeschlossen war, wurden zwischen Steinach und Ortenberg 523 Hektar kulturfähiges Land gewonnen. In den folgenden knapp zwei Jahrzehnten ging es darum, diesen Teil der Ohlsbacher Gemarkung, die seit altersher trotz Bodenabschwemmung, Kiesaufschüttung und Versumpfung durch periodisches Hochwasser als Allmende (mhd. *algemeinde* = *was allen gemein ist*) genutzt wurde, zu sichern und zu kultivieren. Das hieß: Auffüllung des alten Flussbetts, Einebnen des Geländes, Befestigung der neuen Uferlinien, Schaffung des Vorlands, Errichtung von Schutzdämmen. Nach dem Hochwasser von 1862, das trotz aller Korrekturmaßnahmen noch beträchtlichen Schaden anrichtete, konnten die Arbeiten in wesentlichen Teilen beendet werden. Daraufhin wurde die Allmende, die Ohlsbach bei der Eingliederung in die Reichsstadt Gengenbach 1402 zusammen mit dem eigenen Bürgerrecht als Privileg verblieben war, an die eingeschriebenen Gemeindebürger neu aufgeteilt. Die Anteile bestanden jetzt nicht mehr aus schlechtem Weidfeld und ertraglosem Ödland, sondern aus fruchtbaren Äckern und Wiesen. Zur Zuteilung bildete man Nutzbürgerlose, jedes Los umfasste mehrere Parzellen einer bestimmten Größe. Für 1803 sind folgende Zahlen überliefert: 95 Teilnehmern am Bürgernutzen, ausschließlich Männer, standen 597 Einwohner gegenüber.<sup>2</sup> Zeitweise gab es Wartelisten, um in den Genuss des Bürgernutzens zu kommen. Das war in den Jahren

nach 1830 der Fall, als zur Schonung der Waldungen eine über Jahrhunderte geübte Praxis, ein Lebens- und Wirtschaftsfundament der Landbewohner schlechthin, verboten wurde: der Weidegang und die Eichelmast. Durch die Ablösung dieses Rechts und die Einführung der Stallfütterung gewann das Bürgerrecht der Allmendnutzung an Gewicht.<sup>3</sup> Es mussten größere Allmendflächen geschaffen werden, wozu die Landgewinnung im Talgrund gerade passend kam.

Die große Pionierleistung der Kinzig-Begradigung wurde 1887 in folgendem Resümee gewürdigt: „Gerade das Kinzigtal unterhalb Hausach ist heute rühmlich bekannt durch seine gartenartige Bodenkultur. Vorzüglich bewässerte Wiesen, fruchtbares Ackerland mit trefflich gedeihenden Obstbäumen nehmen den ehemals vom Fluss verwüsteten Talgrund ein.“ Dieses Lob hat noch heute für die Talaue der Kinzig (häufig als *(der) Grün* oder *Grien* = *grober Sand, Kies* in Flurnamen oder Karten vorkommend) volle Gültigkeit. Der Wechsel von Acker- zu Grünland, von Mais, Topinambur, Getreide und Kartoffeln zu Obstbaumwiesen mit stattlichen Apfel-, Birnen- und Kirschbäumen in Gruppen, Reihen oder einzeln stehend, als Hecken angeordnete Feldgehölze, verwilderte Pflaumen oder Mirabellen, alte Walnussbäume, der teilweise naturnahe Lauf des Ebersweierer- und des Ohlsbachs und die zwei kleinen, grün schimmernden Biotop-Kieslöcher sind charakteristisch für die Ohlsbacher Au zwischen Kinzig und Bahnlinie.

Eine besondere Rolle in dieser harmonisch gegliederten Landschaft spielte die Be- und Entwässerung der Wiesen, die schon von Tulla vorgegeben worden war. Sie wurde stets für wichtig erachtet, was daraus hervorgehen mag, dass bei Niedrigwasser in den Sommermonaten eine „Wasserklemme“ galt, d. h. ein Fahrverbot für Flöße, da die Bewässerung des Allmendfelds Priorität genoss.<sup>4</sup> Die dazu notwendige „Infrastruktur“, Gräben und technische Einrichtungen, wurden in Ohlsbach zwischen 1868 und 1880 geschaffen und in den folgenden Jahrzehnten unterhalten und verbessert. Die beginnende Umstrukturierung in der Landwirtschaft in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts bewirkte, dass kleine Betriebe aufgaben oder im Nebenerwerb betrieben wurden. Das hatte auch Folgen für die Allmendnutzung. Die Zahl der frei werdenden Lose nahm zu, Bürgerrecht und Bürgernutzen verloren an Bedeutung und wurden schließlich im Herbst 1969 – wie auch anderswo – durch Beschluss des Ohlsbacher Gemeinderats abgelöst. Damit ging ein wichtiges Kapitel dörflicher Sozialgeschichte zu Ende. Die früheren Allmendfelder und -wiesen wurden an Interessenten (Ohlsbacher und Auswärtige) für DM 12,- pro Parzelle (8–9 Ar) und Jahr verpachtet.<sup>5</sup> Mit der neuen Situation sank die frühere Verbundenheit zwischen Nutzbürgern und ihrer Allmende, d. h. ihrem gemeinsamen Eigentum und angestammten Vermögen, was sich daran zeigte – aber nicht überall –, dass dem Erhalt des Bewässerungssystems und seiner Einrichtungen

weniger Bedeutung beigemessen wurde und es so nach über 100 Jahren allmählich zum Erliegen kam. Noch Brauchbares fand schnell Liebhaber, vor allem die großen Sandsteinplatten. Holzteile vermoderten, Gräben trockneten aus und die Natur holte sich schnell zurück, was man ihr einst mühsam abgerungen hatte.

In letzter Zeit ist ein gewisses denkmalpflegerisches Interesse an jeder Art von technischen Relikten festzustellen. Im Katalog der Kleindenkmale sind etwa historische *Fallenstöcke an Gewässern* als erhaltenswert eingestuft. Im vorliegenden Fall ist es dafür zu spät, doch für eine Dokumentation reicht es noch.

### *Hauptgraben*

Ausgangspunkt und Wasserlieferant des Ohlsbacher Hauptgrabens war ursprünglich, also 1869, der Reichenbach. Etwa 300 Meter oberhalb des Zusammenflusses mit dem 1835/36 angelegten Gengenbacher Mühlbach oder Gewerbekanal ist der Abzweig auf Karten verzeichnet. Das änderte sich jedoch, als die Pappenfabrik Albert Köhler am unteren Ende des Mühlbachs, am Zusammenfluss mit dem Reichenbach und kurz vor der Mündung in die Kinzig, eine Kraftstation baute. Sie erzeugte mit einer 60 PS Francis-Turbine zusammen mit einem weiteren Kraftwerk am Floßkanal den erforderlichen Strom für die industrielle Produktion. Das normalerweise nicht bewohnte, im gotisierenden Jugendstil eher villenartig als technisch anmutende zweieinhalbstöckige Gebäude mit Gaupen, Balkon, Aussichtsturm und großer Freiterrasse wurde *Schlössle* genannt. Baumeister war der bekannte Offenburger Architekt Abel, der u. a. 1886 auch die Jugendstilvilla „Haus Felseneck“ in Gengenbach gebaut hat. Bei Kriegsende 1945 hat das Äußere durch Beschuss anrückender Truppen, die in dem Türmchen einen Artillerie-Leitstand vermuteten, arg gelitten. Balkon und Türmchen wurden beschädigt und anschließend entfernt. Seitdem heißt der Bau, seiner Dekoration beraubt, *Tower*. Der gut erhaltene große Maschinenraum mit Turbine, 2500 Volt Wechselstromdynamo und der zugehörigen Elektrik ist ein technisches Denkmal von besonderem Wert, für dessen Erhaltung dankenswerterweise die Firma Köhler sorgt, und das am Tag des Denkmals 2004 viele Technikfans begeisterte.

Mit der Fertigstellung der Kraftstation 1900 wurde die Zuleitung zum Ohlsbacher Hauptgraben hierher verlegt. Bevor das Wasser des Mühlbachs mit knapp drei Metern Gefälle in die Turbinenschaufeln schoss – der Einlass ist seit Abschaltung der Station 1968 zugemauert –, zweigte nach rechts der Graben ab. Eine noch vorhandene Stellfalle<sup>6</sup> regelte den Zufluss vom Mühlbach. Das Wasser wurde dann durch zwei quer in das Bett des Reichenbachs eingegrabene Gusseisenrohre geleitet, die heute noch gut zu erkennen sind, während der Abzweig längst aufgefüllt und zugewachsen



*Das Schlössle vor der Beschädigung*

ist. Jenseits des Reichenbachs führt der intakte Graben direkt zum Kinzigtamm, schwenkt nach rechts und verläuft am Fuß des Damms bis Ortenberg. Auf Gengenbacher Gemarkung ist er in voller Breite Eigentum der Gemeinde Ohlsbach, ein Zeichen für seine einstige Wichtigkeit.

Nach etwa 700 Metern auf der Dammkrone Richtung Ortenberg wird eine ortsgeschichtlich interessante Stelle erreicht. Bis in die Mitte der 1950er-Jahre war hier der Schwimmsteg festgemacht, der aus zwei Hälften bestehend den Fluss überspannte. Wenn er bei steigendem Pegel oder moderatem Hochwasser abzuschwimmen drohte, wurde er von Ketten, die an der Dammkrone verankert waren, gehalten und die Hälften legten sich infolge der Strömung an den Deich an. Bei Normalwasser fügte man die Teile wieder zusammen. Die Steinsockel, die auf beiden Seiten des Flusslaufs





*Stellfalle Obere neue Matte*

noch zu sehen sind, dienten als Brückenlager. Anlässlich der 750-Jahr-Feier Ohlbachs 1984 konnte die Kinzig hier noch einmal über eine Pontonbrücke überquert werden. Alle folgenden Initiativen, einen festen Steg zu errichten, um die einander gegenüberliegenden Berge samt Wandergebiet sowie Ohlsbach und Berghaupten miteinander zu verbinden, scheiterten an dem Problem der Querung der Bundesstraße 33. Es müsste eine Unterführung gebaut werden. An der Anlegestelle des früheren Stegs war auch das Bubenbad, als der Fluss noch zur Reinigung, Erfrischung und zum Schulschwimmunterricht der männlichen Jugend diente. Aus heutiger Sicht nicht ganz ungefährlich. Das Frauenbad befand sich weiter kinzigabwärts.

### *Obere neue Matt*

Nach etwa 30 Schritten weiter auf der Dammkrone führt ein Pfad rechts die Böschung hinunter über eine kleine Brücke. Hier zweigte der erste Verteilergraben nach rechts ab. Das nicht mehr vorhandene Stellfallenpaar regelte den Zufluss in die „Obere neue Matt“, den jüngeren, ab 1880 kultivierten Teil der Allmende.<sup>7</sup> An dieser Stelle war auch der Eisweiher der alten, hinter dem Pfarrhaus gelegenen Metzgerei Schaub; weitere Eisweiher



*Stellfalle Untere neue Matte*

gehörten dem Bierbrauer Ambrosius Wild. Heute ist der von einem kaputten Zaun und Brombeeren umgebene, tiefer liegende und mit Obstbüschen bewachsene Ort romantisch verwildert, lässt aber noch die Konturen eines Weihers mit Zufluss erkennen. Am Rand stehen drei Buchsbäume, die aufgrund eines beträchtlichen Alters die stattliche Höhe von fast drei Metern aufweisen. Daneben eine Eiche. Hier war einer der zwei Lagerplätze für die in Form von Indianertipis aufgestellten Faschinen – große zusammengebundene Strauch- und Astwerkbündel –, die zum Abdichten von Dammbuchstellen dienen. Der andere Lagerplatz befand sich hinter dem Gelände der „Waldservice GmbH“, dem ehemaligen Nasslager, rechts beim Ausgang zum Damm. Bei Hochwasser, z. B. 1947, 1952 oder 1956, wurde die aus Ohlsbacher Bürgern und der Freiwilligen Feuerwehr bestehende *Dammschutzwehr* zum Einsatz an der Kinzig beordert; Sammelpunkt war an den Faschinen.

Das Stellfallenpaar zur „Oberen neuen Matt“ konnte auch zweckentfremdet verwendet werden. Wenn die Ohlsbacher Lausbuben die Stauvorrichtung mit einem selbst gebastelten Schlüssel runterkurbelten und das Hauptwehr an der Reichenbacher Kraftstation öffneten, entstand ein kleiner Badesee, der ungefährlicher und wärmer als die Kinzig war. Bei die-

sem besonderen Badevergnügen gab es häufig Zoff mit dem Maschinisten im Turbinenhaus, Heinrich Bächle aus der Ohlsbacher Dorfstraße, der seine Pappenheimer kannte, und den Nutzbürgern der Allmendfelder und -wiesen. Zum Putzen der Gräben wurde auch die Schuljugend herangezogen. Das galt als wichtiger, praktischer Aspekt des Naturkundeunterrichts.

In diesen ersten Verteilerkanal mündete der Riedle-Graben, der mehr oder weniger die Grenze zwischen Gengenbach-Reichenbach und Ohlsbach markiert. Dahinter ist eine Stellfalle mit rundem Eisenbogen in verschiffter Mulde zu entdecken. Im weiteren Verlauf des zugewachsenen Grabens stößt man auf die Überreste einer Stellfalle und eines Wasserverteilers mit deutlich erkennbaren vier Ableitungen zu den Bewässerungssträngen, die zu den angrenzenden Wiesen führen. Die Vertiefung ist verbuscht. Die Verzweigungen lassen sich noch gut am Schilfstreifen und den wie an einer Schnur aufgereihten wilden Pflaumen und Mirabellen verfolgen, die im Sommer köstliche Früchte tragen, die keiner ernten mag.

### *Untere neue Matt*

Kehren wir zum Hauptgraben und zurück und folgen ihm auf der Deichkrone flussabwärts – nicht ohne die Wiesenorchideen zu bewundern, die wie an den Rheindämmen jetzt auch an der Kinzig anzutreffen sind –, so stoßen wir etwa 200 Meter hinter dem ehemaligen Nasslager auf den zweiten, rechts abgehenden Verteilergraben. Auch dessen Stellfallen fehlen, lediglich eine überwachsene Vertiefung erinnert an den Abzweig, der die „Untere neue Matt“, den älteren, ab 1868 kultivierten Teil der Allmende, mit Wasser versorgte. Nur einige Feuchtigkeit liebende Pflanzen deuten den Graben an, bis unvermutet wenig später eine gut erhaltene Stellfalle mit Galgen und Brett auftaucht. Dahinter ein Wasserverteiler. Selbst ein hölzerner Sperrschieber zum Schließen eines Auslaufs fand sich noch. Das Wasser in den abzweigenden Strängen wurde anschließend durch Steinrohre und schöne Formsteine unter den Wegen durchgeleitet, bevor es rechts und links in flachen Mulden, die gut zu erkennen sind, und Rinnen abfließen und auf den Wiesen oder in Ackerfurchen verrieseln konnte. In der „Unteren neuen Matt“ sind noch einige Gütersteine zu finden, welche die Nummer des zugeteilten Bürgerloses bei einer der drei bekannten Allmendteilungen tragen.

Die Flurneordnung und ihre Ergebnisse mögen diese Wünsche begleiten: Verzicht auf Maisanbau; kein Umbruch von Grün- zu Ackerland, eher Verringerung der Ackerfläche; extensive Nutzung des Grünlands; Erhaltung der wenigen blumenbunten Magerwiesen; Erhalt und Pflege der strukturierenden Hecken, Baumgruppen, Einzelbäume und der Baumreihe entlang des Kinzigdamms; Pflege der wenigen Streuobstwiesen und Anlage neuer Obstwiesen.

*Anmerkungen*

- 1 Ich danke den Brüdern Alfred, Albert und Walter Hoferer aus Ohlsbach, die auf gemeinsamen Pirschgängen und aus ihrer Erinnerung wesentlich zur Rekonstruktion beigetragen haben. Fotos sind ebenfalls ihr Werk.
- 2 Kauß, Dieter: Manuskript zum dorfgeschichtlichen Seminar anlässlich der 750-Jahr-Feier der Gemeinde Ohlsbach, Mai 1984, unveröffentlicht.
- 3 Hetzel, Alfred: Bürgerrecht und Bürgernutzen in Eckartsweier, in: Die Ortenau 71, 1991, 402.
- 4 Lehmann, Bruno: Die Kinzig und die Flößerei, Gengenbach 2005, 65.
- 5 Amtliches Verkündigungsblatt der Gemeinde Ohlsbach Nr. 45/1969.
- 6 Abgeleitet von der Bedeutung: stellen = *(Wasser) in seinem Lauf aufhalten, hemmen, zum Stehen bringen*. Oberdeutsch: *Stellfalle* ist im Niederdeutschen *(das) Schütz*, in Tirol *Schwellbrett* genannt.
- 7 Schülj, Josef: Aufzeichnungen zur Ohlsbacher Ortsgeschichte, unveröffentlicht.



## Der Kanal, die Stadt und der Aufruhr\*

Wolfgang M. Gall

Die folgende Geschichte spielte sich in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts im Raum Freistett ab. Es ging dabei um Holz, Geld und Recht und liefert den Stoff zu einem spannenden Historiendrama. Im Mittelpunkt steht der neureiche, skrupellose, aber geniale Kaufmann *Georg Daniel Kückh* mit seiner wohlhabenden Gattin *Anna Barbara, geb. Saltzmann*. Ausgestattet mit der satten Mitgift *Anna Barbaras* kauft der reiche *Kückh* um 1730 halb Freistett auf. Das genügt ihm nicht. Er kauft einem Baron<sup>1</sup> einen Wald ab und lockt drei adelige Herren mit einem tollkühnen Plan. Er will aus Holz bares Geld zu machen, die Wälder der Region abholzen und das Holz über einen Kanal in die von ihm neu gegründete Stadt Neufreistett schaffen. Die drei adeligen Landesherrn sind der französische Bischof *Kardinal von Rohan*, der badische *Markgraf Ludwig Georg von Baden* und der *Erbprinz Ludwig von Hessen-Darmstadt*. Ungefragte Opfer sind die Dorfbewohner der Umgebung. Die einfachen Bauern, Handwerker und Tagelöhner reagieren auf die Pläne verständlicherweise erbost, werden grob und greifen zur Gewalt. Schließlich springt die gütige Kaiserin *Maria Theresia* dem getäuschten Volke bei und lässt den Kanal wieder zuschütten. Die Geschichte endet mit einem unerwarteten Happy End. Nicht genug! Der verhasste Bösewicht *Kückh* springt verzweifelt in die Fluten des Rhein. Welch ein tragikomisches Ende! Und ein dichtender Freistetter hält das Ganze für die nachfolgenden Generationen lyrisch fest.

Was lernen wir daraus? Es gibt sie also doch, die Gerechtigkeit, die das gute Volk vor bösen Schurken in Schutz nimmt. Soweit im Zeitraffer die Überlieferung der Vorgänge um den Kaufmann *Kückh* und seinen Kanal.<sup>2</sup>

*Wer war Georg Daniel Kückh?*

*Georg Daniel Kückh* wird am 9. August 1704 in Straßburg geboren, wo sein Vater, *Jodocus Kick*, sich niedergelassen hatte. *Kückh* heiratet 1728 *Anna Barbara Saltzmann*, eine Erbin des vermögenden Bankiers *Salzmann*. Das in die Ehe eingebrachte Vermögen setzt *Kückh* mehrfach als Kautions in den finanziellen Geschäften ein. Er beginnt seine wirtschaftlichen Tätigkeiten mit dem Eisen- und Kupferhandel. Zur Mitgift seiner Frau gehört ein Viertel des *Mirilischen Hofes* in Freistett. 1730 kauft er die restlichen drei Viertel des Hofes, ein Nachbargrundstück und 1739 das *Johannische Gut* hinzu. Dort erbaut er 1739 ein Haus für die Direktion der Straßburger Kompanie (heute Rathaus). 1745 lässt er an der heutigen B 36 ein Kontor und Lagerhaus für die Flößergesellschaft bauen (heute Museum).

*Kückh* ist ein geschickter Handelsmann, der ein ausgezeichnetes wirtschaftliches Beziehungsgeflecht unterhält. Er pflegt beste Kontakte zu den führenden politischen Kreisen. Er ist ein risikoreicher, aber auch kühl kalkulierender Unternehmer. Er tritt auf als ein Blender der *New Economy* des 18. Jahrhunderts. Noch besitzt der Adel die politische Macht, aber nach den langen Kriegswirren ist er vom Einfluss des neuen Wirtschaftsbürgertums abhängig.

1745 unterbreitet *Kückh* dem Landesherrn, Erbprinz von Hessen-Darmstadt, *Landgraf Ludwig VIII.* gemeinsam mit Aktionären und Straßburger Kaufleuten den waghalsigen Plan, neben dem beschaulichen Ort Freistett eine neue moderne Stadt gründen: Neufreistett. Ein Handelszentrum und Stapelplatz, der sich in der Hauptsache auf den Holzumschlag aus dem nahen Schwarzwald verlegen sollte. Ein Stapelplatz für ganz Süddeutschland. Der Landesherr ist begeistert. Er erhofft sich einen Aufschwung des Handels und der Landeseinnahmen. Sofort nimmt man das Projekt in Angriff, errichtet 10 Häuser und gewährt Neufreistett ein Marktprivileg. Die Anlage aller Gebäude lässt erkennen, dass *Kückh* zunächst plant, Freistett als Stadt auszubauen. Erst später, nach einigen Hochwassern, ändert er seinen Plan und baut die neue Stadt außerhalb Freistetts. Den Siedlern gewährt der Landesherr folgende Privilegien:

1. die freie Religionsausübung;
2. ein Grundstück zu einem günstigen Kaufpreis und kostenloses Holz sowie Baumaterialien zu einem Sonderpreis;
3. eine 20jährige Steuerbefreiung und Zollfreiheit für alle ein- und auszuführenden Waren;
4. ein kleiner Wochenmarkt sowie ein großer Markt an Pfingsten und *Martini*.

Heute würde man das eine *Sonderwirtschaftszone* nennen. Das Modell hat Erfolg. Neben den *Kückhschen* Arbeitern zieht es zahlreiche Gewerbetreibende in die Stadt. 1746 kommen eine Baumwollspinnerei und eine Ziegelhütte hinzu, 1747 eine Weberei und eine Tuchfabrik mit Bleichmanufaktur. Es folgen Bäcker, Metzger, Hutmacher, Kammacher, Perückenmacher, Apotheker, ein Arzt sowie eine Lateinschule mit Pensionat. 1749 erhält Neufreistett einen Buchdrucker, der eine Zeitung und einen Kalender herausgibt.

*Kückh* geht Schritt für Schritt vor. Nachdem er seinen Handelsplatz und Arbeitskräfte sicher hat, erwirbt er im Dezember 1746 für 24 Jahre den sog. *Lenders-Wald* von *Baron von Schauenburg* samt dem Recht der *Errichtung der hölzernen Canäl, und Teuch, derer Wasser-Stuben und Wasser-Straßen, Ausraumung des See- und Acherbachs auch Fällung des Holzes*. Damit ist *Kückhs* Gesellschaft das ganze Jahr über beschäftigt. Doch wie kommt das Holz zum Rhein? Es folgt der nächste Schritt. Ein neuer

Vertrag muss her. Der Erbprinz vereinbart 1748 mit *Kückh* einen *Contract wegen der Anlegung eines Kanals durch den gemeinschaftlichen Maiwald, das Freystetter Feld*. Diesem folgen Vereinbarungen mit Kardinal von *Rohan* und dem Markgrafen von Baden.

*Kückh* beabsichtigt, das dort gehauene Brenn- und Langholz auf der Acher und dem geplanten Kanal zu flößen. Hierzu muss der Lauf der Acher teilweise begradigt werden. Trotz schwerer Bedenken wegen der Hochwassergefahr gibt der *Markgraf Ludwig Georg von Baden* seine Zustimmung, da er sich eine gute Einnahmequelle erhofft. Die *Kückhsche Gesellschaft für das Unternehmen Freistett, Lenderswald, Kanal und Holzhandel* muss eine Kautions hinterlegen, die das Risiko abdecken soll.

Als *Kückhs* Pläne in den bischöflich-Straßburger Gemeinden bekannt werden, dass der Kanal durch den Maiwald fließen soll, um auch dessen Baumstämme zu transportieren, entwickelt sich dort ein erbitterter Widerstand. Eine Nachricht erzürnt die Bewohner ganz fürchterlich: 2000 Bäume sollen abgeholzt werden. Doch wie kommt man zu dieser Zahl? In den Akten bestreiten die Behörden und die Gesellschaft diese Pläne. Es handle sich also möglicherweise um ein Gerücht. Die 2000 Bäume werden zum Fanal. Vielleicht ein geschickter Schachzug eines Kanalgegners, der damit seine eigene Suppe kocht?

Wenn man die Akten und Protokolle studiert, verschwimmen die klaren Fronten. So ist es erstaunlich, wie viele Anhörungen die Behörden ansetzen, um ihre Pläne den betroffenen Bürgern vorzustellen. Sie suchen nach Kompromissen. Keinesfalls sind da nur unnachgiebige Beamte am Werk. Doch ohne Erfolg. Am 20. Juli 1748 trifft sich im Wirtshaus Krone in Renchen eine Kommission zur Planung des Kanals. Es kommt zu keinem Beschluss, da die anwesenden Vertreter der Maiwaldgemeinden das Projekt strikt ablehnen. Im Juli sollte der Kanal vermessen werden, um die Planung voranzutreiben. Die Behörden versprechen, keinem Baum ein Haar zu krümmen. Auch wollen sie den Vorgang überwachen. Vergebens. Hartnäckig wehren sich die Betroffenen und reißen die eingesteckten Pfähle wieder heraus. Mitte August findet in Zabern ein Informationsgespräch mit Gemeindevertretern statt. Ohne Erfolg. Auch der zweite Versuch einer Untersuchung am 17. September 1748 scheitert. Der Wirt *Christian Hund* sagt aus, *wenn man ihm einen dergleichen Canal über sein Feld mache, er seine Kugel-Büchs holen und den nächsten über ein Hauffen schießen wolle*.

Die Lage eskaliert. 200 *Buben und Bauern mit Stecken in der Hand* umringen die Kanalbefürworter und bedrohen sie. Sie reißen die Pfähle des ausgesteckten Kanals heraus und verbrennen sie in Gegenwart des anwesenden Oberamtmanns *Freiherr von Geismar*. Die Menge *declariert, wie sie nimmermehr zugeben würden, einen einzigen Pfahl in dem ihnen allein zugehörigen Maywald, worin niemand ihnen was zu befehlen hätte, auszustecken*.



Warum entzündet sich der Widerstand gerade an den Bäumen?

Der etwa 7000 Morgen umfassende Maiwald gehört zu drei verschiedenen Herrschaftsbereichen: die bischöflich-straßburgischen Gemeinden Renchen, Ulm und Waldulm, dann die naussau-lichtenbergischen Gemeinden *Beyde Freistett*, *Memprechtshofen* und *Renchenloch* und die Markgrafschaft Baden mit Achern und Fautenbach. Dies hat zur Folge, dass es ständig zu Streitereien und Übergriffen wegen der Nutzung des Waldes kommt. Bereits 1734 erheben die bischöflichen Gemeinden Klage gegen die Hauer, sie würden große Teile des Waldes zu *Wiesen und Feldgärten* umwandeln. Außerdem würden sie *in Überfülle* ihren Holzbedarf aus dem Wald decken, sodass die Bischöflichen zu kurz kämen.

Die Nutzung des Waldes ist in dem Waldbrief von 1534<sup>3</sup> festgelegt. Jedem Waldgenossen wird das Recht zugestanden, zu Fachwerkbauten Holz zu schlagen. Die weitere Nutzung des Holzes ist streng festgelegt. Das Abholzen von 2000 Bäumen wäre aus der Sicht der Waldgemeinden ein frontaler Angriff auf die traditionelle Ökonomie und Sozialordnung gewesen, den wir heute als Modernisierung bezeichnen. Im 18. Jahrhundert setzt nämlich eine zunehmende Ökonomisierung des Waldes ein. Die Nachfrage nach Nutzholz steigt infolge der rasanten Bevölkerungsvermehrung ebenso wie das Wachstum der Glasverhüttung und verspricht große Gewinne. Die Reaktion ist eine *Ökonomisierung des Holzverbrauchs* durch die Herrschaften, die danach streben, den individuellen *traditionellen* Holzverbrauch der ärmeren Schichten zugunsten einer Vermarktung des Holzes durchzusetzen. Die Armen, die traditionell ihr Holz bisher umsonst bekommen, müssen Holz nun zu einem hohen Preis kaufen. Typisch für die Zeit um die Mitte des 18. Jahrhunderts ist eine fortschreitende soziale Differenzierung. Die Zahl der Handwerksberufe steigt, die Zahl der Angehörigen der dörflichen Unterschicht ebenfalls (Tagelöhner). Letztere können von ihrem Land nicht mehr ausreichend leben oder besitzen gar keinen Grund und Boden. Die Tagelöhner betreiben meist auf Pachtfeld etwas Landwirtschaft für ihren Eigenbedarf. Gerade sie haben deshalb ein existenzielles Interesse an der Weiterführung der genossenschaftlichen Waldnutzung: Ihre genossenschaftlichen Rechte wie z. B. die Schweineweide im Wald und die Weidemöglichkeit auf der Dorfallmende.

Die aufrührerischen Gemeinden Renchen, Ulm und Waldulm rufen im Oktober 1748 das Reichskammergericht in Wetzlar an. Die fünf Landgemeinden des Gerichts Achern richten eine Bittschrift an den Markgrafen. Doch die Klage wird am 11. Juli 1749 abgewiesen. Als sich die Gemeinden dennoch weigern, das Urteil anzuerkennen, setzt der Landesherr Militär ein. Die Vermessung kann nun beginnen.

Angesichts der ungestümen Gewalt, die als Landfriedensbruch gewertet wird, überrascht, wie vorsichtig die Behörden vorgehen und jeden Schritt protokollieren. So geht aus einem Protokoll hervor, dass nicht 2000 Bäu-



me, sondern 20 große, 51 mittelmäßige und 104 kleine Eichen sowie 79 Buchen geringeren Werts abgeholzt werden. Da mehrere Bauern die Zerschneidung des Maiwaldes beklagen, regen die Behörden den Bau mehrerer Brücken an, die *Kückh* bezahlen soll. Der verlorene Grund und Boden und das gefällte Holz soll *Kückh* den Betroffenen finanziell ersetzen. Der Betrag wird durch einen auswärtigen Sachverständigen geschätzt. Doch die Gemeinden bleiben stur und lehnen dies ab.

Als nach Abreise des kaiserlichen Kommissärs die Arbeiter die Floßarbeiten fortsetzen wollen, wird in den bischöflichen Gemeinden die Sturmglocke geläutet. Eine große Menschenmenge strömt in den Maiwald. Sie zündet das Magazin mit Handwerksgerätschaften an und wirft den Kanal auf 300 Meter wieder zu, zerstört Schleusen und reißt Faschinen heraus. Die Wut der erbosten Bevölkerung richtet sich auch gegen die Arbeiter. Sie setzen deren Hütten samt Vorrat und Kleidung in Brand. Am 2. August 1749 rücken 400 Soldaten ein. Die aufrührerischen Gemeinden müssen 13 000 Gulden Strafe zahlen. Der Haupträdelsführer, der Waldulmer Pfarrer *Franziskus Antonius Glöckler*, wird festgenommen.

Der nächste rechtliche Versuch lässt nicht lange auf sich warten. Am 6. September 1749 appellieren die Dörfer an den Reichshofrat von Wien, der schließlich die Aufhebung der Baustelle anordnet, so lange, bis die kaiserlich-königlichen Behörden eine Entscheidung gesprochen haben. Der Feldmarschall Leutnant *Graf von Harrsch* begibt sich am 28. Juni 1750 nach Freistett, um sich sachkundig zu machen. In den Akten im GLA ist sein ausführliches Protokoll vom 18. Juli 1750 überliefert. Er befasst sich ausführlich mit den Einwendungen der protestierenden Dörfern, u. a. auch mit der Frage der Überschwemmungen und des Holz Mangels. *Harrsch* schließt sich der *Kückschen* Argumentation an. Vielleicht wird ihm das Urteil versüßt. Hat man ihn doch zuvor mit einem großartigen Empfang mit Böllerschüssen und einem wohl üppigen Abendessen begleitet, an dem auch andere Handelsleute aus Straßburg anwesend waren. Das Epizentrum des Aufruhrs Renchen, wo die Kanalgegner auf eine Aussprache warten, besucht er jedenfalls nicht.

Als die *Kücksche* Kompanie nach dem für sie positiven Urteil mit der Flößerei fortfahren wollen, bricht der nächste Aufstand aus.

Die Menge schreit: *Das Ding*, gemeint war das kaiserliche Dekret, *ist nicht vom Kaiser ... Hol Kückhen der Teufel*. Eine Woche später versammeln sich nach dem Läuten der Sturmglocke *viel hundert Männer und Weiber*, Jung und Alt, aus den Gerichten Renchen und Ulm sowie aus der Gemeinde Waldulm mit Äxten, Schaufeln und Hauen. Sie gehen auf die Arbeiter los. Einem Arbeiter reißen sie die Stiefel von den Füßen und drohen ihm die Füße abzuhauen.

Fünf Personen aus Renchen, wovon zwei mit Schießgewehren bewaffnet sind, überfallen *Anna Magdalena Friedmännin* von Gambshurst, so Eß-

waren nach Freystett zum Verkauf tragen wollen, an der Specklach in dem Maywald.

Die Kompanie wendet sich an die Festung Kehl. Diese stellt 100 Mann zum Schutz bereit. Wenig später werden die Gemeinden mit österreichischen Truppen besetzt. Die Gemeindekassen zahlen jeweils 3000 Gulden. Einzelpersonen werden mit 100 Talern Strafe belegt. Ein Notar schätzt den entstandenen Schaden auf 125 000 Gulden.

Der Kanal wird schließlich 1753 wiederhergestellt. Doch das letzte Wort ist nicht gesprochen. Drei Bürger aus Renchen begeben sich nach Wien, um der Kaiserin *Maria Theresia* ihre Einsprüche persönlich zu überbringen. Als sie nach 103 Tagen wieder nach Renchen zurückkehren, hat sich das Blatt gewendet. Entscheidend sind angeblich nicht die wirtschaftlichen Gründe, sondern nationale Gründe: das ganze Holz wäre nach Frankreich gegangen. Damit hätten die Franzosen Holz für Schiffsbrücken und Palisaden besorgen und im Kriegsfall leicht eine große Überschwemmung herbeiführen können.

Auch eine Fahrt *Kückhs* nach Wien kann das Ende des Kanals nicht verhindern. Am 12. März 1754 ergeht die Entscheidung, dass die *Kücksche* Kompanie ihren Kanal nur für 3 Jahre nutzen darf, um das angesammelte Holz abzutransportieren. Danach erhält sie sechs weitere Monate Zeit, um den Kanal zu zerstören. *Georg Daniel Kückhs* Lebenswerk und Vermögen sind zerstört. Er verschuldet sich immens; Schulden, die er nicht mehr zurückzahlen kann und die ihn in den Ruin treiben.

Am 30. April 1754 soll *Kückh* ein letztes Mal in Freistett gesehen worden sein. Zeitgenossen behaupten, er habe sich aus Verzweiflung in den Rhein geworfen. Aus einem Manuskript über *Georg Daniel Kückh*, das Renate Demuth zur Verfügung stellte, geht hervor, dass er am gleichen Abend in Straßburg verstarb und auf dem Friedhof *Ste. Hélène* beigesetzt wurde.

#### Anmerkungen

\* Den Vortrag hielt der Autor 2003 in Rheinau-Freistett. Er wurde leicht überarbeitet.

- 1 Es handelt sich um den Lenderwald im hinteren Achertal, den er von Baron von Schauenburg für 24 Jahre erworben hatte.
- 2 Vgl. den Beitrag von Kurt Schütt: Die „Kückhsche Floßkompagnie“ und Neufreistett, in: Die Ortenau, 66, 1986, 306–320. GLA 119 Nr. 808 Verhandlungen zwischen Österreich, der Markgrafschaft Baden-Baden und dem Hochstift Straßburg über die Erbauung eines Holzfloßkanals durch den Unternehmer Kuck vom Rhein auf Renchen zu.
- 3 Schütt, Kurt: Die Geschichte der Maiwaldgenossenschaft, in: Die Ortenau, 68, 1988, 241–251.

## Der Baumsarg – oder wie beerdigt man den Wald

*Theo Müller*

Schaut heute ein/e Autofahrer/in von der Autobahn aus in Richtung Schwarzwald, so fällt ihm/ihr die Hornisgrinde als höchste und imposante Erhebung des Nordschwarzwaldes sofort ins Auge. Dass sich dieser Berg noch vor etwa 30 Jahren ganz anders präsentierte, fällt den meisten Betrachtenden heute nicht mehr auf. Damals konnte man den Hornisgrindeturm noch nicht entdecken; vom „Fernsehturm“ ragten nur die obersten Stockwerke aus dem Nadeldach und die Windräder existierten noch gar nicht. Die Hornisgrinde war damals nämlich noch von einem dichten Nadelwald bedeckt. Ende der 1970er- und Anfang der 1980er-Jahre begann sich jedoch die Waldsituation zu verändern. Entwicklungen, die man schon in anderen europäischen Waldregionen beobachten konnte, nahmen nun auch im Schwarzwald – insbesondere im Nordschwarzwald – ihren Anfang. Nadelbäume verloren zusehends ihr Nadelkleid – viele starben innerhalb kürzester Zeit ab. Schadinsekten, die vorher noch keine so entscheidende Rolle im Wald gespielt hatten, trieben immer heftiger ihr Unwesen. Vor allem am Katzenkopf konnte das rasant um sich greifende Sterben der Bäume beobachtet werden. Kurz darauf war auch schon ein Begriff für dieses Geschehen in aller Munde. Der Begriff „Das Waldsterben“ war geboren und fand nicht nur Eingang in die deutsche Sprache.

Die Ursache für das Absterben der Bäume war eigentlich schon länger gefunden – der saure Regen, verursacht durch Industrie- und Autoabgase.

Bald waren Bäume entlang der Schwarzwaldhochstraße mit weißen Kreuzen gekennzeichnet. Ein Ortsvorsteher und auch einige Forstvertreter forderten, die für diese Aktionen Verantwortlichen wegen Sachbeschädigung zu belangen. Zu einem besonderen Streitobjekt wurden einige „Dürrständer“, die als deutliches Mahnmal weithin sichtbar auf dem Katzenkopf standen. OB Rosenfelder und Teile des Acherner Gemeinderates plädierten dafür, dass dieses Schandmal entfernt werden müsste, weil es Schaden für den Tourismus bringen würde. Andere – unter ihnen Forststrat Stang aus Ottenhöfen – plädierten dafür, diese Dürrständer als Mahnmal und Hinweis für die Verantwortung des Menschen für eine intakte Natur stehen zu lassen. Die Meinungsäußerungen und Vorschläge wogten hin und her.

In dieser Situation erschien im Winter 1985/86 wie von Zauberhand der Aktionskünstler Rolf Schulze in Achern. Dieser hatte durch andere Aktionen, unter anderem durch die Aktion „Brüllwald“ im Harbwarder Forst, auf das Thema „Waldsterben“ aufmerksam machen wollen. Da das Sterben des Waldes vor allem im Bereich des Nordschwarzwaldes am greifbarsten zu sehen und im Bereich des Katzenkopfes das Sterben des Waldes bereits



abgeschlossen war, sollten die bisherigen Aktionen hier ihre Fortsetzung finden. In Zusammenarbeit mit dem BBU (Bundesverband Bürgerinitiativen Umweltschutz), vertreten durch ihren Geschäftsführer und heutigem geschäftsführenden Vorstand Wolfgang Guhle, wollte Rolf Schulz auf dem Katzenkopf mit dem „Baumsarg“ ein aus der Sicht eines Künstlers kreiertes Mahnmal errichten. Außer dem BBU unterstützten noch folgende Organisationen das Vorhaben des Künstlers: Bundschuh, Robin Wood, Die Grünen Baden-Württemberg, BUND-Jugend und die Freudenstädter Aktionseinheit gegen das Waldsterben. In Achern war es vor allem der Ortsverband „Die Grünen“, der für die Realisierung des Baumsarges eintrat. Der „Baumsarg“ sollte aus einer etwa 28 m auf 13 m großen, nach oben hin offenen Raum-Klang-Skulptur aus Stahl und Holz bestehen. Innerhalb dieses Raumes sollte ein abgestorbener Baumstamm als Synonym für das Sterben des Waldes aufgebahrt werden. Eine Windglocke und eine Äöls-harfe sollten die Atmosphäre akustisch untermalen.

Dieses Vorhaben hätte vielleicht nie ein solches Echo in Rundfunk und Presse genommen, wenn der „Baumsarg“ einfach hätte errichtet werden dürfen. Da die Stadt Achern Eigentümerin des Katzenkopfes war, auf dem der Baumsarg errichtet werden sollte, musste von ihr natürlich die Genehmigung für dieses Kunstprojekt kommen. Und natürlich wurde das Ansinnen des Künstlers abgelehnt. Es folgten zahlreiche Presseveröffentlichungen, Pressekonferenzen, Podiumsdiskussionen, offene Briefe, Anträge an den Gemeinderat usw. Dem Künstler wurde sogar von der Acherner Stadtverwaltung die Benutzung des Bürgersaales verwehrt. Erst nachdem ein Acherner Bürger – in der Person des grünen Kreistagsmitglieds Theo Müller – den Antrag auf Benutzung des Bürgersaales für eine Informationsveranstaltung gestellt und die entsprechende Gebühr bezahlt hatte, konnte diese über die Bühne gehen. In Seebach gründete sich eine Bürgerinitiative, die gegen die Errichtung des Baumsarges agierte. Diese Initiative fand Unterstützung durch die örtliche CDU-Gruppierung, die auf die Aktion „Baumsarg“ mit einer Pflanzaktion reagierte. Mutterboden wurde von der Ebene hoch auf den Katzenkopf transportiert, damit dort vorwiegend Vogelkirsche, aber auch kleine Fichtenpflänzchen, gepflanzt werden konnten.

Dank dieses Widerstandes konnte sich das Thema „Baumsarg“ in ganz Deutschland verbreiten und führte zu zahlreichen Pressemitteilungen in Hamburg, Bremen und sogar in Bayern.

Da die Realisierung des „Baumsarges“ durch den Widerstand des Acherners Oberbürgermeisters und des Acherner Gemeinderates auf der Kippe stand, wurde mit der „Blutspur“ eine weitere aufsehenerregende Aktion geplant. Ziel dieser Aktion war es, das Leiden und Sterben des Waldes in Form eines Trauerzuges nach außen deutlich sichtbar zu machen. Ein abgestorbener Baumstamm, der vom Katzenkopf entnommen werden sollte, sollte von dort in einem Trauerzug auf einem geschmückten Ochsenkar-



ren nach Achern auf den Rathausplatz gebracht werden. Natürlich wurde von Stadtseite wiederum versucht, diese Aktion zu verhindern. Den Veranstaltern wurde gedroht, sie wegen Hausfriedensbruchs und Diebstahls zu belangen, sollten sie einen Baumtorso aus dem Katzenkopfgelände entnehmen.

Der oben bereits aufgeführte Acherner Bürger musste bei der Stadt und bei der zuständigen Behörde auf dem Landratsamt die erforderlichen Genehmigungen beantragen. Großes Kopfzerbrechen bereitete es dem Ordnungsamt des Landratsamtes, dass vom Trauerzug das Blut des gestorbenen Baumes auf die Straße tropfen sollte. Erst nachdem abgeklärt worden war, wie viele Tropfen pro Meter auf die Straße tropfen sollten, aus welcher Flüssigkeit das Blut des Baumes (Rote-Bete-Saft) bestehen sollte und dass dadurch die Verkehrssicherheit der nachkommenden Verkehrsteilnehmer nicht gefährdet sein würde, konnte die Zusage/Genehmigung des Landratsamtes für die Aktion „Blutspur“ erhalten werden.

An einem Wochenende im Frühjahr 1987 wurde dann im Katzenkopfgelände ein abgestorbener Baumstamm entnommen, auf den geschmückten Ochsenkarren gelegt und in einem Trauerzug – begleitet von Trauermusik – durch das hintere Achertal nach Achern auf den Rathausplatz geleitet. Bei der abschließenden Abschlusskundgebung wurde der Leichnam OB Rosenfelder als Mahnung übergeben. Auf dem Rathausplatz waren überwiegend Personen anwesend, die dieser Aktion skeptisch bis ablehnend gegenüberstanden, unter anderem auch, weil sie die Attraktivität dieser Landschaft durch diesen Aktionismus gefährdet sahen.

Nach der Aktion „Blutspur“ beruhigte sich die Lage. Der Künstler Rolf Schulz „verschwand“, so wie er vor einiger Zeit plötzlich anwesend war und wandte sich anderen Aktionen zu. Es wurden noch einige kleinere Aktionen (Verteilen von Flugblättern) auf der Schwarzwaldhochstraße durchgeführt – doch allmählich hatte sich das Thema „Waldsterben“ totgelaufen. Bald darauf hieß das Sterben des Waldes auch nicht mehr „Waldsterben“, sondern wurde durch den Begriff „Waldschadenserhebung“ ersetzt. Seit dieser Zeit zeigt sich bei der jährlich stattfindenden Waldschadenserhebung, dass der deutsche Wald stabil auf hohem Niveau sterbenskrank bleibt.

In jener Zeit befasste sich auch der Stern mit diesem Thema und veröffentlichte eine Reihe von Bildern, die den Zustand des Waldes in einigen Jahrzehnten simulieren sollten. Würde man diese Bilder mit dem heutigen Istzustand vergleichen, so müsste man zu dem Schluss kommen, dass es tatsächlich so eingetreten ist, wie man es sich damals vorgestellt hatte. Zum Glück war es jedoch nicht das „Waldsterben“, das zu dem jetzigen Erscheinungsbild des Waldes geführt hat, sondern es waren heftige Stürme wie Wiebke und vor allem Lothar, die den Bäumen den Garaus gemacht haben.

Mit der Klimaerwärmung steht dem Wald eine weitere Bewährungsprobe vor. Ob der Wald in seinem heutigen Zustand mit diesen Veränderungen Schritt halten können, scheint mehr als fraglich. Vielleicht wäre es deshalb doch besser gewesen, wenn damals der Baumsarg hätte errichtet werden dürfen – dann könnte man wenigstens auch heute noch das Wehklagen des Waldes und der gesamten Natur an windigen Tagen deutlich hörbar vernehmen.

# ROLF SCHULZ

# BAUMSARG

## Eine Raum-Klang Skulptur

Der Sarg besteht aus einer nach oben hin offenen, zweiteiligen Raum-Klang-Skulptur aus Stahl und Holz mit einer Verbindung zwischen beiden Räumen. Im zweiten Raum steht der Turm einer Windglocke und eine Äolsharfe.

Die Skulptur wird innen und außen schwarz lackiert und ist gegen die Kräfte von Wind und Sog auf ihre Standfestigkeit geprüft. Als Boden dient glattes Felsgestein, so daß der Raumkörper von innen wie ein Pavillon betreten werden kann.

## Die Skulptur als Sarg

Der BAUMSARG dient als nationales Mahnmal des Waldsterbens. Deshalb wird der Torso eines deutschen Baumriesen im BAUMSARG aufgebahrt. Eine bronzene Tafel wird den Besucher über das Leben und das Sterben des Baumes informieren.

## Der Standort des BAUMSARGES

Das Mahnmal soll auf der Höhe eines Berges, – auf ehemaligem Waldgebiet, in einer Landschaft des stummen Frühlings wo kein Vogel mehr singt, errichtet werden, so daß der BAUMSARG nur durch einen Fußmarsch erreichbar ist.

## Die Totenfeier

Die Bestattung des Baumes findet in der Dunkelheit nach dem Sonnenuntergang mit einer öffentlichen Feier statt.

Der Verstorbene wird in 10 m Höhe unter Böcken aus Bäumen waagrecht aufgehängt und mit Licht angestrahlt. Dann erklingt zu Ehren des Toten das »LARGO VOM WALDESTOD«, und der Baumriese wird langsam in Ketten mit Flaschenzügen in sein Lager herabgelassen.

Das Largo endet mit dem Klang der Glocken des Straßburger Münsters. Sogleich wird die Glocke des Windes den Klang übernehmen und hört nicht mehr auf zu erklingen, solange der Wald stirbt.

## Der Betrieb des Mahnmales

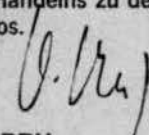
Der BAUMSARG ist ständig für Besucher geöffnet, so daß der tote Baumriese zu jeder Zeit betrachtet werden kann. Das Läuten der Glocke und das Singen der Äolsharfe werden auf dem Berg zu hören sein bis das Land wieder grünt. Erst dann soll der Klang zum Schweigen kommen, und das Monument des Todes wird aus dem Land entfernt.

## Der Geist der Kultur

Warum stirbt der Wald? Die Antwort lautet: Der Geist der alten Kultur des Materialismus bewirkt den Waldestod. Die alte Kultur kämpft gegen den Schöpfer und gegen sein Werk. Der Materialist hat Gott stets verachtet, weil Gott ein Künstler ist.

Es entsteht der Geist einer neuen Kultur, denn die Einheit des menschlichen Handelns zu den Bedingungen der Schöpfung braucht die Kraft eines neuen Mythos.

Rolf Schulz im November 1985



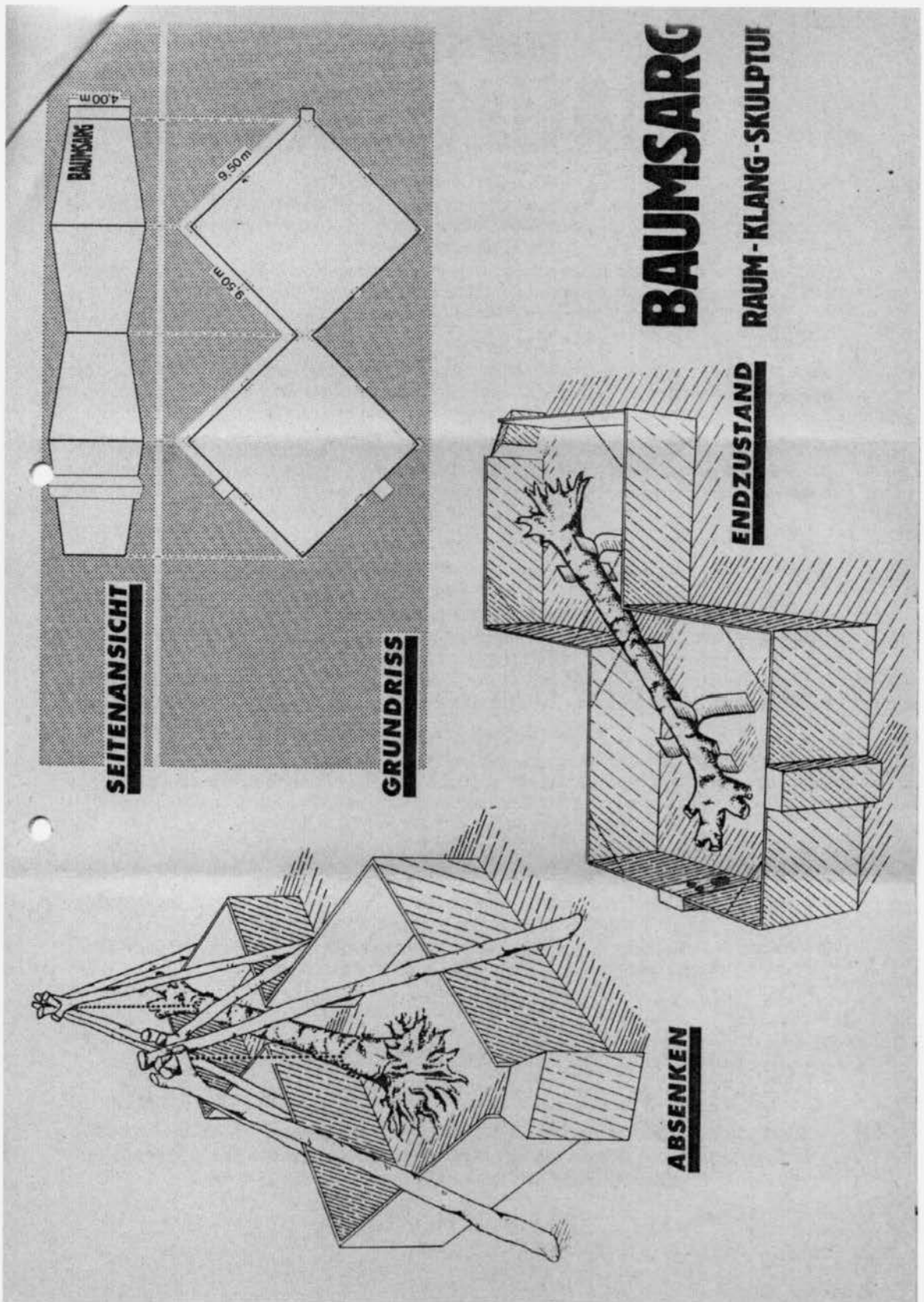
BUNDESVERBAND BÜRGERINITIATIVEN UMWELTSCHUTZ BBU

## **ÖKOLOGISCHES BÜNDNIS BADEN-WÜRTTEMBERG**

**Bundschuh, Robin Wood, DIE GRÜNEN Baden-Württemberg, B.U.N.D.-Jugend,  
Badisch-Elsässische Initiativen, Naturfreunde-Jugend, örtliche Bürgerinitiativen,  
Freudenstädter Aktionseinheit gegen das Waldsterben.**

## **HAUS SCHÖNBLICK**

GALERIE HAUS SCHÖNBLICK · STEINKAMP 23 · D-2050 HAMBURG 80





## ROLF SCHULZ' MAHNMAL VOM WALDESTOD

# »DIE FABEL VOM BAUMSARG«

Im Tode in einen Sarg gebettet zu werden ist eine besondere Achtung für den Toten. Bis zur Verehrung gesteigert ist diese, wenn der Tote nicht begraben, sondern den Lebenden zur Schau gestellt wird. In unserer Zeit geschah solches noch nie mit einem Baum. Man hat es bisher nicht für nötig gehalten, den Baum auf eine solche Weise zu ehren.

Das Sterben der Pflanzen war stets anonym. In unseren Tagen jedoch, wo unfaßbares geschieht, wo ganze Wälder sterben, soll das Zeichen des offenen Sarges die Anonymität eines Baumes aufheben. Ein einzelner Baum wird nach seinem Tode mit seinem ganzen tragischen Schicksal zur Schau gestellt.

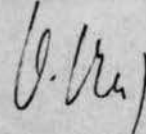
Es soll eine Totenfeier stattfinden, welche das Leben und Sterben dieses einen Baumes in aller Gedächtnis ruft. Und ständiges Glockengeläut soll stets an den Tod des Baumes erinnern, solange seine Artgenossen in der frischen Luft des Waldes den Gastod erleiden.

Durch die Skulptur des Sarges, den beiden durch eine schmale Taille verbundenen Quadraten, ist die Architektur in ihrer technischen Art wie ein lebloser Kristall dargestellt. Der Baum, an seiner Mitte umschnürt, ohne dabei direkt angerührt zu sein, wird umschlossen und gleichsam gewaltlos erwürgt. So entsteht eine Parabel für die Heimtücke des Abtötens der Natur durch die Technik und ihre glitzerne Faszination. Im Silberglanz des Todes ruht im Innern der Sargskulptur der aufgebahrte Baum wie ein toter König. Seine erhabene Existenz erhebt das Monument zu einem Gedanken an das Phantastische.

Wer das Mahnmal betritt und in den zweiten Raum, den Raum der Glocke hineingeht, schreitet durch die Enge einer Erkenntnis unter dem Baum hindurch: So entsteht der Geist einer Kultur, welche uns zeigt, daß Leben und Tod der Natur für alle Zeiten über uns stehen.

Die Fabel vom Baumsarg soll uns lehren, die Schöpfung als das Werk eines Künstlers zu betrachten. Wer die Kunst versteht, wird das Werk bewahren. Wer die Kunst zerstört, hat den Künstler nicht verstanden.

Rolf Schulz im November 1986



**BUNDESVERBAND BÜRGERINITIATIVEN UMWELTSCHUTZ BBU**

**ÖKOLOGISCHES BÜNDNIS BADEN-WÜRTTEMBERG**

Bundschuh, Robin Wood, DIE GRÜNEN Baden-Württemberg, B.U.N.D.-Jugend, Badisch-Elsässische Initiativen, Naturfreunde-Jugend, örtliche Bürgerinitiativen, Freudenstädter Aktionseinheit gegen das Waldsterben.

HAUS SCHÖNBlick

GALERIE HAUS SCHÖNBlick · STEINKAMP 23 · D-2050 HAMBURG 80



Stuttgart live 11/86

# Der Baumsarg

## – oder wie beerdigt man den Wald



Foto: Helmut Fohr

**„Den Baumsarg auf die Hornisgrinde“; mit dieser spektakulären Forderung trat das Ökologische Bündnis Baden-Württemberg Anfang Dezember an die Öffentlichkeit. stuttgart live stellt das Projekt vor.**

„Das Sterben der Pflanzen war stets anonym. In unseren Tagen jedoch, wo Unfaßbares geschieht, wo ganze Wälder sterben, soll das Zeichen des offenen Sarges die Anonymität eines Baumes aufheben. Ein einzelner Baum wird nach seinem Tode mit seinem ganzen tragischen Schicksal zur Schau gestellt. Es soll eine Totenfeier stattfinden, welche das Leben und Sterben dieses Baumes in aller Gedächtnis ruft. Und stän-

diges Glockengeläut soll stets an den Tod des Baumes erinnern, solange seine Artgenossen in der frischen Luft des Waldes den Gastod erleiden.“ So die Vorstellung des Hamburger Phantasten – die Bezeichnung Aktionskünstler mag er nicht – Rolf Schulz.

**Wer ist Rolf Schulz?** Bundesweit bekanntgeworden ist er durch seine Aktion „Brüllwald“: „Der sterbende Wald

konnte nicht schreien, seufzen, stöhnen, obwohl er es hätte tun müssen.“ So tat Rolf Schulz dies stellvertretend, mit jenem Lärmspektakel im Harwarder Forst, das erst die Behörden, dann die nestbauenden Vögel aufschreckte. Sein letztes Spektakel kam am 20. Oktober in Stade zur Aufführung. „Tausend Takte Tod“ nannte der Phantast seine audiovisuelle Collage gegen die Tiefflieger.

### Der Baumsarg

Das neue Projekt ist praktisch eine Fortsetzung vom „Brüllwald“. Nachdem nun weite Teile des Waldes tot sind, muß dieser auch beerdigt werden. Die Idee, mittels eines Baumsarges als Mahnmahl auf das Waldsterben hinzuweisen, hat durchaus etwas für sich. So fand Rolf Schulz auch bald Bündnispartner bei Umweltverbänden und

Bürgerinitiativen. Der BBU, das Ökologische Bündnis Baden-Württemberg, Bundschuh, Robin Wood, Die Grünen, BUND-Jugend und viele andere Bürgerinitiativen im Landle unterstützen die Aktion Baumsarg und befürworten die Aufstellung des Mahnmahls auf dem Katzenkopf, einem Nebengipfel der Hornisgrinde im Schwarzwald. Auf dem Katzenkopf ist der Waldtod bereits Realität: Er ist sein überdimensionaler Baum- und Pflanzenfriedhof.

### Das Ökologische Bündnis

Gegründet wurde das Ökologische Bündnis im Juli 1985. Der Zusammenschluß von ökologischen Initiativen und Organisationen soll wirkungsvolle Maßnahmen gegen die fortschreitende Vergiftung der Luft, des Wassers und des Bodens wie auch der zunehmenden Strahlenbelastung ermöglichen. An die Öffentlichkeit trat das Öko-



logische Bündnis mit der Mobilisierung zur Demonstration gegen die Wiederaufbereitungsanlage Wackersdorf. Die Bekanntgabe des Ergebnisses der Waldschadensinventur begleitete das Bündnis mit der Aktion: „Baumsterben ist Baumtötung durch Unterlassung“.

#### Baumsarg auf die Hornisgrunde

Die Baumsarg-Aktion war Schluß und Höhepunkt der Bündnisaktivitäten im Herbst 1985. Nach Meinung von Wolfgang Guhle vom BBU-Vorstand soll sie in diesem Jahr Schwerpunktthema werden. Den Schwarzwald als Aktionsgebiet hat man ausgewählt, weil hier die riesigen Flächen vom Baumsterben erfaßt sind. Auf über 35 % der Fläche sind die Bäume unrettbar verloren. Die Waldschadensinventur hat eine weitere Verschärfung des Waldsterbens ergeben, in den Höhenlagen wie auf der Hornisgrunde gibt es bereits größere Flächen abgestorbener Bäume. Rolf Schulzes Baumsarg-Projekt bietet da hervorragende Möglichkeiten, das Thema Waldsterben im Bewußtsein der Öffentlichkeit zu halten. Demonstrationen bewirken nun mal sehr wenig, mit solchen Aktionen dagegen wird eine große Öffentlichkeit erreicht, wird eine Auseinandersetzung mit dem Thema provoziert. So hat denn Bürgermeister, der für die Hornisgrunde zuständigen Gemeinde Achern die öffentliche Übergabe des Antrags auf Errichtung des Mahnmals verweigert, Mitglieder und Freunde des ökologischen Bündnisses ließen sich dadurch nicht beirren. In einem Trauerzug zogen sie am 6.12. zum Rathaus in Achern, übergaben den Antrag. Zusammen mit Presse und Fernsehen ging's in Trauerkleidung und mit Baumsarg-Modell auf den Katzenkopf, um den künftigen Standort in Augenschein zu nehmen. Mit der Annahme des Antrages rechnet wohl niemand, meint Wolfgang Guhle vom BBU. Der Bürgermeister von Achern hatte bereits zuvor seine ablehnende Haltung deutlich gemacht. Hauptziel ist deshalb zunächst eine Mobilisierung der Öffentlichkeit für dieses Projekt. Geplant ist dies mit Unterstüt-

zung vieler Bürgerinitiativen, durch Videos übers Baumsarg-Projekt und das Waldsterben im Schwarzwald.

#### Das Mahnmal

Rolf Schulz versteht sein Projekt als „Raum-Klang-Skulptur“: „Der Sarg besteht aus einer nach oben hin offenen, zweiteiligen Raum-Klang-Skulptur aus Stahl und Holz mit einer Verbindung zwischen beiden Räumen. Im zweiten Raum steht der Turm einer Windglocke und einer Aolsharle... Der Baumsarg dient als nationales Mahnmal des Waldsterbens. Deshalb wird der Torso eines deutschen Baumriesen im Baumsarg aufgebahrt. Eine bronzenne Tafel wird den Besucher über das Leben und das Sterben des Baumes informieren.“

Auch die Beisetzungsfeierlichkeiten sind bereits geplant: Der Baumtorso wird zunächst in 10 m Höhe an Holzböcken aufgehängt und nach Sonnenuntergang, wenn zu Ehren des Toten das „Largo vom Waldestod“ erklingt, langsam in sein letztes Lager gebettet. „Das Largo endet mit dem Klang der Glocken des Straßburger Münsters. Sogleich wird die Glocke des Windes den Klang übernehmen und hört nicht mehr auf zu erklingen, solange der Wald stirbt.“ (oder der Wind sich legt!) Die Errichtung des Mahnmals ist übrigens befristet. Wenn der Wald in alter Frische wieder grünt, soll das Monument des Todes wieder entfernt werden. Schwer tun wird sich das Ökologische Bündnis und die übrigen Bürgerinitiativen und Vereine mit Rolf Schulzes Analyse des Waldsterbens: „Warum stirbt der Wald? Die Antwort lautet: Der Geist der alten Kultur des Materialismus bewirkt den Waldestod.“ Rolf Schulz sieht im Kampf gegen den Waldtod den „Geist einer neuen Kultur“ entstehen. Das ist dem BBU und den Grünen denn doch zu mystisch. Sie wollen in ihrer Unterstützungskampagne für das Projekt die fortschreitende Vergiftung der Luft, des Wassers und des Bodens, sowie die zunehmende Strahlenbelastung für das Waldsterben verantwortlich machen.

ht

X/27



Die SOS-Rufe unserer Partner in Übersee nehmen zu; sie bestätigen die ständig größer werdende Not für Millionen Menschen in Asien, Afrika und Lateinamerika. Hilfe ist geboten. Schnelle Hilfe oft entscheidend. Deshalb unser Aufruf, der dringende Appell an alle, die dazu in der Lage sind: Ziehen Sie die Notbremse. Helfen Sie mit, bedrohtes Leben zu retten, Menschen aus ihrem Elend zu befreien. Jede helfende Hand wird gebraucht. Und Sie dürfen sicher sein: Alle Spenden gelangen ohne Abzug von Verwaltungskosten an die Brennpunkte der Not. Ein Beispiel: Unterstützung von Flüchtlingen in Asien, Afrika und Lateinamerika. Die Aufnahmefländer, die oft genug zu den ärmsten Staaten gehören, sehen sich kaum in der

Lage, für die Flüchtlinge angemessene und menschenwürdige Verhältnisse zu schaffen. Hunderttausende leben dort unter primitivsten Verhältnissen, durch Hunger und Seuchen bedroht. Nahrungsmittel, Medikamente, Zelte und Decken werden gebraucht. Eine Decke kostet DM 10,-. Informationen über die Arbeit von „Brot für die Welt“, über Projekte und Programme erhalten Sie kostenlos von „Brot für die Welt“, Staffenbergstraße 76, oder Postfach 476, 7000 Stuttgart 1.

# Brot für die Welt

... daß alle leben

Spendenkonto 500 500 500 bei Sparkassen, Banken, Volks- und Raiffeisenbanken und Postgiroamt Köln.



## Kleindenkmale um den Jahrhundertorkan von 1999

*Gernot Kreutz*

Der Jahrhundertorkan von 1999, der von den Meteorologen den Namen „Lothar“ erhalten hatte, hat in Baden-Württemberg seine stärkste verwüstende Wirkung in der Ortenau hinterlassen.

Am 26.12.1999 wurden in Baden-Württemberg in etwa drei Stunden 30 Millionen Festmeter (Kubikmeter) Holz geworfen. Noch größer war die Sturmholzmenge an diesem Tag im Osten von Frankreich mit fast 60 Millionen Festmetern. Die Schweiz mit fast 13 Millionen und Bayern mit 4,3 Millionen kamen glimpflicher davon. Im Jahr 1990 waren dazu im Vergleich in Baden-Württemberg 15 Millionen Festmeter Holz durch zwei Orkanereignisse angefallen.

Das Orkantief vom Dezember 1999 entstand an der Grenze zwischen kalter und warmer Luft. Die Temperaturunterschiede der Luftmassen erzeugten durch Druckausgleich hohe Windgeschwindigkeiten. Ein stark fallender Luftdruck im Zentrum des Tiefs entwickelte einen Orkanwirbel, der in unseren Breiten seit Jahrzehnten nicht zu beobachten war. Spitzenböen wurden bis über 200 km/h gemessen. Das entspricht einer Windstärke von 17 nach Beaufort (über 500 Meter/10 Sek.).

Für das Ausmaß der verwüstenden Orkanwirkung waren außer der extremen Windgeschwindigkeit mit böigen Anteilen vorangegangene ergiebige Niederschläge, die die Waldböden aufgeweicht hatten, maßgebend. Weiterhin spielte die Höhenlage und deren Exposition als Standortfaktor eine wesentliche Rolle. Exponiert war vor allem der Westabhang des Schwarzwalds in Mittelbaden. Das scheinbar willkürliche Schadensbild war durch die lokal schwankende Geschwindigkeit des stark böigen Orkans bedingt. In kurzer Zeit entstand in der Ortenau eine Kahlfläche von etwa 5000 Hektar (entspricht etwa 6000 Fußballfeldern). Die 3,5 Millionen Festmeter Sturmholz in der Ortenau betragen das 6-fache eines Normaleinschlages. Im Raum Gengenbach war es teilweise das bis zu 20-fache. In ganz Baden-Württemberg entstanden 40 000 Hektar Kahlfläche; das sind 3 % der gesamten Waldfläche – im Schwarzwald allein 7 %.

Über 1½ Jahre hat es gedauert, bis der größte Teil der Waldschäden aufgearbeitet war. Die wirtschaftlichen Einbußen konnten bei diesem gewaltigen Schadensausmaß nicht aufgefangen werden. Etwa ein Viertel der entwurzelten und gebrochenen Bäume blieb auf der Fläche oder konnte meist nur noch als Brennholz verwertet werden.

In allen heutigen vier Forstbezirken wurden zwischen 2001 und 2006 Erinnerungsmale errichtet, die über das Jahrhundertereignis in unserem



*Abbildung 1: Entwurzelte Bäume mit Wald-Schrott am Eingang zum Bannwald Ofenberg*



*Abbildung 2: Windrose auf der Anlage im Markwald bei Glashütte (Lauf)*



*Abbildung 3: Am Altsteigerskopf (Seebach)*



*Abbildung 4: Totengedenkmal am Edelmannskopf (Nordrach)*

Raum Auskunft geben. Einige der zerstörten Wälder wurden zu Bannwäldern erklärt: Staatswald am Siedigkopf, am Ofenberg (Ettenheim-Münchweiler) und im Burghard (Lahr). In einem Bannwald wird die gesamte Fläche der Natur überlassen, fast ohne Eingriff des Menschen in die Entstehung des neu aufkommenden Waldes. Der Eingang zum Bannwald Ofenberg wird durch umgekehrte entwurzelte Bäume, die unter der Wurzelkrone mit Schnitzwerk, einem Wald-Schratt, versehen sind, markiert (1).

Der „Lothar-Pfad“ an der Schwarzwaldhochstraße, an der westlichen Grenze des Landkreises Freudenstadt, lässt die Besucher in besonderer Weise erkennen, welche Zerstörungen der Wald damals hinnehmen musste.

Auf der Kornebene und beim Mattenhof wurden jeweils auf einem durch den Orkan entblößten Waldboden unterschiedliche Gehölze zu Anschauungszwecken – als Arboretum – gepflanzt.

Im Norden der Ortenau im Gebiet der „Bühler Höhen“ auf Gemarkung Lauf wurde 2002 im Markwald eine Anlage mit detaillierten Informationen über den Orkan und seine Folgen errichtet (2).

Südöstlich von der Hornisgrinde auf der Gemarkung von Seebach steht am Westhang des Altsteigerkopfes in 1075 Meter Höhe ein großer Buntsandsteinblock, den das Forstamt Oberkirch aufgestellt hat (3).

Im Gebiet der Moos mit seinen kahl gewordenen Köpfen stehen außer einem Totengedenkmal noch zwei Erinnerungsmale. Das Totengedenkmal südlich des Gipfels vom Edelmannskopf auf Gemarkung Nordrach gedenkt des bei der Holzaufarbeitung 2001 tödlich verunglückten Forstarbeiters (4).

Im Stadtwald von Oppenau-Ramsbach befindet sich am steilen Ostabhang desselben Berges ein einfacher Stein mit Inschrift und symbolischer Zeichnung (5).

Beherrschend am Siedigkopf, dem Hauptgipfel mit 877 Metern auf der Moos, steht ein elf Meter hohes Werkstück des namhaften Bildhauers Norbert Feger aus Gengenbach. Dies „Lothar-Denkmal“ von 2005 ist aus drei Tannenhölzern als „Dialogkonzept von Stabilität und Labilität“ zu einer sich gegenseitig stützenden Figurengruppe gestaltet (6). Zu der Frage „Warum?“ hat Feger seine Gedanken formuliert, die auf einer Tafel neben diesem bemerkenswerten Kleindenkmal stehen.<sup>1</sup>

Angehende Forstwirte des forstlichen Ausbildungszentrums Mattenhof in Gengenbach haben 2003 in Erinnerung an die bei Aufarbeitung des Orkanholzes landesweit 25 tödlich Verunglückten (im Ortenaukreis drei tödliche Arbeitsunfälle) eine kleine Anlage mit Aussichtsturm erstellt. Als Denkspruch wählten sie einen Satz von Heinrich von Kleist: *Die abgestorbene Eiche steht im Sturm, doch die gesunde stürzt erschmetternd nieder, weil er in ihre Krone greifen kann* (7).





Abbildung 5: Erinnerungsmal im Stadtwald von Oppenau-Ramsbach



Abbildung 6: „Dialogkonzept von Stabilität und Labilität“ am Siedigkopf (Gengenbach-Reichenbach)



Abbildung 7: Anlage beim Mattenhof in Gengenbach





Abbildung 8: Erinnerungsmal auf der Paulischanz (Gengenbach-Schwaibach)



Abbildung 10: Auf dem Rauhhörnle im Gemeindewald von Friesenheim

Die „Berg- und Wanderfreunde Schwaibach“ errichteten ein weiteres Erinnerungsmal mit einer Texttafel (8).

Im Gutachswald nahe der Grenze zwischen Gutach und Hausach erinnert eine Steininformation an die Zerstörung des dortigen Privatwaldes (9).

Im Bereich der „Lahrer Buntsandstein-Berge“ stehen Erinnerungsmale an den Orkan in Friesenheim, Kippenheim und Lahr. – Auf dem Rauhhörnle im Friesenheimer Gemeindewald steht seit 2006 ein wappengeschmückter Stein, auf dessen Tafel über die Neuaufforstung informiert wird. Die hier entstandene Kahlfläche hat 30 % des 1424 Hektar großen Gemeindewaldes betroffen. Die Bürgerschaft, vertreten durch den Verein „Unser Wald“, und die Schulen mit dem Projekt „Mein Baum“ haben, durch Spenden unterstützt, in einer beispielhaften Aktion geholfen, 665 000 Jungpflanzen zu setzen (10).

Im Bergwald von Kippenheim wurde vom Forstrevier ein gestalteter und beschrifteter Stein aufgestellt. Hier entsprach der Schaden dem Siebenfachen eines normalen Jahreseinschlags an Holz (11).



Abbildung 9: Im Gutachwald

Kurz vor dem Abschluss der turnusmäßigen Erneuerung der Forsteinrichtung im Forstbezirk Lahr musste die Waldtaxation, die Wertermittlung, wieder aufgenommen werden, weil der Orkan das Ergebnis und die Planungen zunichte gemacht hatte. 2002 wurde nach der nun abgeschlossenen Forsteinrichtung für den Stadtwald von Lahr auf dem Eret-Rücken ein gespaltenen Stein als Zeitzeuge an den zerstörenden Orkan aufgestellt, auf dem auch die Abnahme der Taxation („örtliche Prüfung“) durch den Gemeinderat vermerkt ist (12).

Im Forstrevier Schuttertal im Distrikt Grangert der Körperschaft „Evangel. Stiftung Pflege Schönau“ wurden 2005 ein Brunnen mit Gedenktafel und dazu ein kleines Biotop erstellt. Ein Achtel dieses Körperschaftswaldes im mittleren Schwarzwald wurde durch den Orkan vernichtet (13).

An vielen Stellen haben sich Privatleute eine eigene Erinnerung an den Jahrhundertorkan erhalten, indem abgebrochene Bäume vielfach an markanten Stellen belassen worden sind (14).

#### Anmerkung

- 1 Kreutz, Gernot: Erinnerungsmale an den Jahrhundertorkan von 1999, in: Gengenbacher Blätter 2006.



Abbildung 11: Erinnerungsmal im Bergwald von Kippenheim



Abbildung 12: Nach der Forsteinrichtung im Stadtwald von Lahr

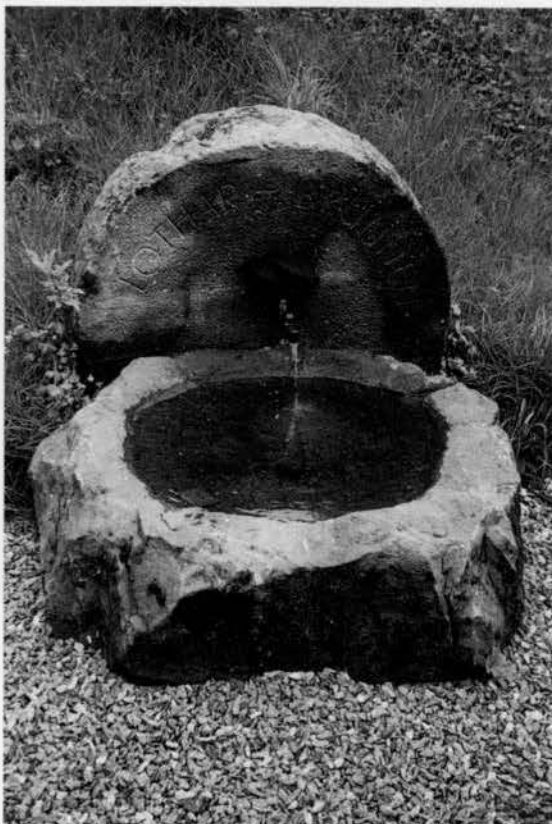


Abbildung 13: „Lothar-Brunnen“ mit Anlage im Forstrevier Schutttertal



Abbildung 14: Baum-Relikt in Offenburg-Rammersweier





*Durch-Blick auf die Figurengruppe von Norbert Feger: Mitten unter Baumruinen auf der Moos drei sich stützende Gestalten.*



## Die Edelkastanie als Nahrungs- und Heilmittel

*Dieter Kauß*

Die Interessengemeinschaft Edelkastanie hielt am 23. März 2007 ihre Jahrestagung in Oberkirch ab. Dies war Anlass, ab diesem Datum bis im Sommer 2007 im Heimat- und Grimmelshausen-Museum Oberkirch eine Ausstellung über die Edelkastanie anzubieten und zu zeigen. Diese wiederum war Ausgangspunkt zu den nachfolgenden Überlegungen, die Edelkastanie vertieft und teilweise ergänzend als Nahrungs- und Heilmittel zu sehen und vorzustellen.

Die Interessengemeinschaft Edelkastanie wurde am 2. Juli 2005 auf der Burg Kronberg im Taunus gegründet. Damit soll der Edelkastanie ein Forum für den Erfahrungsaustausch auf forstlicher, obstbaulicher und kulturwissenschaftlicher Ebene geschaffen werden. Unter der letztgenannten Ebene ist die umfassende Erforschung und Dokumentation der Kulturgeschichte, nämlich die Einführungsgeschichte, Nahrungs- und Heilmittel, Literatur und Kunst zu verstehen.<sup>1</sup>

Gerafft und einleitend sei hierzu erwähnt: Die Edel- oder Esskastanie gehört zu den Buchengewächsen. Sie wird auch Maronenbaum oder im Dialekt „Keschde“ oder „Keste“ genannt.

Die französische Ardèche und das Limousin, die italienische Toskana, das Tessin, Bergell und Tirol sind europäische Kulturlandschaften, denen die Edelkastanie ihr eigenes südliches Gepräge verleiht.

In Deutschland sind die größten Bestände im Südwesten zu finden: in der Ortenau, in der Vorderpfalz, an der Bergstraße, im Rheingau und Vordertaunus, entlang der Mosel und des Rheins.<sup>2</sup>

### *Edelkastanien als Nahrungsmittel*

#### 1. Kultur und Verarbeitung der Edelkastanie im Tessin als Beispiel für Vergangenheit und Gegenwart

Das Tessin in der Schweiz und die Ardèche in Frankreich sind sowohl altergebrachte Anbauggebiete als auch heute innovativ bezüglich des Kastanienanbaus. So ist es auch nicht verwunderlich, dass es ein eigenes Kochbuch<sup>3</sup> „Kastanien“ mit Rezepten aus diesen Landschaften gibt. Dessen Einleitung darf ich hier folgen. Die veredelten Kastanien stammen vermutlich aus den Ländern des Kaukasus zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meer. Durch die Armenier wurde diese Pflanze kultiviert und erhielt den Namen „Kasuthah“, übersetzt „trockene Frucht“. Über Griechenland kam der Baum zu den Römern, die ihn „Castanea“ nannten. Auf der Al-

pensüdseite weiteten die Römer den Kastanienanbau aus, was zu einer konsequenten Umnutzung der Landschaft führte. Statt Brandrodung erfolgte die aktive Bewirtschaftung der Böden mit Kastanienwäldern.<sup>4</sup> Seit dem achten Jahrhundert war der Kastanienbaum nördlich der Alpen bekannt.<sup>5</sup> Um 1600 folgte die Benennung des Kastanienbaums in „Marone“, besonders beliebt in Frankreich und Italien. Den wissenschaftlichen Namen „*Castanea sativa*“ erhielt die Edel- oder Esskastanie im Jahre 1759 durch einen britischen Botaniker, im Gegensatz zu den Rosskastanien „*Aesculus hippocastaneum*“<sup>6</sup>. Kastanien lieferten auf dem kargen Boden der Hochtäler Italiens und der Schweiz zwei- bis dreimal soviel Kalorien wie Getreide. Im Tessin galt die Regel: „Ein Baum pro Person“. Erst im 16. und 18. Jahrhundert kamen der Mais und die Kartoffel aus der neuen Welt. Und während der beiden Weltkriege sind Kastanien wieder als Nahrung aktuell geworden. In Hungersnöten wurde die Kastanie zum lebenserhaltenden Baum für die ärmere Bevölkerung. Bis sechs Monate konnte er im Jahr Nahrung liefern. So heißen im Tessin die Kastanien schlichtweg „arbur“ = der Baum und „selva“ =Kastanienwald<sup>7</sup>. Heute gibt es im Tessin über 100 Sorten Kastanien, die sich vor allem nach Reife-Datum und verschiedenen Verwendungseigenschaften unterscheiden.<sup>8</sup> Daher sind Zuchtversuche in der Schweiz und in Frankreich selbstverständlich.<sup>9</sup> Ein warmer Standort und saure Böden sind Grundvoraussetzung für Kastanienbäume, die ab dem 10. Standjahr etwa 30/40 kg Früchte tragen, mit ca. 100 Jahren den höchsten Ertrag erbringen und erst mit 200 Jahren in der Fruchterzeugung nachlassen.<sup>10</sup>

Die Ernte der Kastanien erfolgt im Tessin in der Zeit vom 16. September bis 1. November zunächst für die Eigentümer und die zugelassenen Sammler; danach wird der Wald freigegeben.<sup>11</sup> Früher wurden die Kastanien bis zum Frühjahr unter einer Schicht von Stroh, Farn, Ginster, Reisig und Steinen konserviert und danach über Feuer gedörret, in eigenen Dörrhäusern, schließlich geschält und zu Mehl gemahlen.<sup>12</sup>

Heute werden die Früchte sechs bis neun Tage in kaltes Wasser gelegt, getrocknet und danach in Sand oder Sägemehl aufbewahrt.<sup>13</sup> Die Haltbarmachung heute erfolgt nach dem Wasserbad, das der Entwurmung der Früchte dient, durch Glacieren, Einfrieren, Rösten u. a.<sup>14</sup> Die Kastanie ist ein basenbildendes und kein übersäuerndes Stärkeprodukt; sie ist reich an Kalium und entwässert den Organismus sanft; da sie kein Kleber-Eiweiß enthält, ist sie gut bei Glutenunverträglichkeit.<sup>15</sup> Als Nahrungsmittel kann man Kastanien tiefkühlen, um sie später zum Kochen, Braten und als Püree zu verwenden. Man kann die Kastanie sofort verbrauchen: roh, durch Kochen und Essen. Man kann Kastanien als „heissi Marroni“ auf dem Blech braten und essen.<sup>16</sup>

Demnach werden Kastanien als ungesüßtes Püree aus dem Glas, als gesüßtes Püree, als Kastanien nature aus dem Glas und als Kastanienmehl

verwendet. Es gibt Kastanienflocken für Müsli, Suppen, Desserts und Snaks, aber auch Kastanienlikör zum Aromatisieren von Desserts und süßem Gebäck.<sup>17</sup>

Heute befinden sich Kastanien in Salaten, Suppen und Vorspeisen, in Hauptgerichten, in Desserts, in süßem Gebäck und Kuchen sowie im Brot.<sup>18</sup>

Im Tessin erhält man Kastanienmehl, Kastanienhonig, Kastanienmarmelade, Kastanienflocken.<sup>19</sup> In der Schweiz allgemein sind erhältlich: Kastanien nature, gekocht im Glas, Dörrkastanien, Kastanienflocken, Kastanienmehl, Kastanienhonig, Kastanienlikör, Kastanienbier und Aqua Castanea (Rasierwasser).<sup>20</sup>

In Italien verwendet man Kastanienmehl, getrocknete Kastanien und Kastanienkonfitüre. Sizilien ist vor allem auf Kastanienpüree spezialisiert.<sup>21</sup>

## 2. Edelkastanien als Nahrungsmittel in verschiedenen Lexika

Im Meyers Konversations-Lexikon aus dem Jahre 1876 wird die Kastanie bei uns mehr oder weniger als Delikatesse bezeichnet, in Italien und Frankreich als Volksnahrungsmittel und allgemein als „treffliche Viehmast“.<sup>22</sup>

Der Neue Brockhaus aus dem Jahre 1937 stellt fest<sup>23</sup>, dass aus der Kastanienfrucht Mehlspeisen, Öl, Mastfutter und Naschwerk hergestellt werden.

Der Große Brockhaus aus dem Jahre 1953 kennt die Edelkastanie<sup>24</sup> geröstet zum Wein, als Füllung im Geflügelbraten, als Nahrungsmittel in südlichen Ländern.

Die Brockhaus Enzyklopädie von 1968<sup>25</sup> wiederholt die Nennung von 1953, geht dann aber noch auf die Volksheilkunde und die Verwendung zum Gerben ein.

## 3. Kastanien als Altersversorgung in Hofübergabeverträgen und als Gemeindeobst in Gemeinderechnungen um 1800 in Ödsbach

Ausgangspunkt für alle Informationen über Ess- oder Edelkastanien waren deren Erwähnungen in örtlichen Geschichtsquellen des Vorderen Renchtals in Ödsbach.<sup>26</sup>

a) Die Durchsicht von über 100 Hofübergabe-Verträgen in Ödsbach, Giedensbach und Wälden ergab drei bemerkenswerte Ergebnisse.

- Kastanien wurden zum Obstertrag gerechnet, den sich die Hofverkäufer für die Zukunft vorbehielten. Dies deckt sich mit der modernen Vorstellung, die die Edelkastanie zum Wildobst zählt.<sup>27</sup> Beispiele sind um 1800 zu finden:

- 1796 im Giedensbach,
  - 1798 in Grimmersbach,
  - 1804 in Ödsbach,
  - 1817 auf dem Gründle.
- Der vorbehaltene Obstertrag, ob mit Kastanien oder ohne, wird quantifiziert zwischen einem Achtel und einem Viertel des Ertrags:
    - 1796 in Giedensbach ein Fünftel,
    - 1806 auf dem Bergle ein Achtel,
    - 1807 auf der Allmend ein Sechstel,
    - 1817 in Wälden ein Fünftel,
    - 1818 auf der Hofreite ein Fünftel und im Dörfle,
    - 1819 im Lendersbach ein Fünftel sowie
    - 1820 auf der Allmend ein Sechstel.
  - In einem Fall wird das Quantum von Nüssen und Kastanien auf einen Anteil von 50 Prozent heraufgesetzt (1818 auf der Hofreite).

Leider ist nirgendwo die Gesamtmenge Obst genannt, sodass man sich ein genaues Bild über den jeweiligen Anteil nicht machen kann. Bemerkenswert heute ist aber doch die Nennung der Kastanien und deren Anteil am Gesamtofst der Hofbauern.

Damit stellt sich aber doch die Frage, wie die Kastanien, die man sich als Altbäuerin oder Altbauer reservierte, genutzt und verwendet wurden. Dass dies nicht nur für die Holzverwertung als Rebpfähle und vielleicht auch als Brennspäne gedacht sein konnte, ergibt sich 1818 aus einem Vertrag im Dörfle, in dem beide Verwertungsbereiche erkennbar werden, oder 1818 auf der Hofreite und 1819 in Lendersbach, wo extra die Kombination von Nüssen und Kastanien als lebenslanger Vorbehalt festgehalten wird.

#### b) Kastanien als zu versteigerndes Gemeindeobst in Ödsbach

Dass Kastanien um 1800 zum Obst gezählt wurden, ist einmal in Hofübergabeverträgen fixiert, zum anderen aber auch in den Gemeinde-Rechnungen von Ödsbach 1809–1818 nachgewiesen.<sup>28</sup> Unter den Einnahmen der Gemeinde sind unter der Rubrik „Versteigerung des Gemeindeobstes“ 1809–1814 Äpfel und Kastanien aufgeführt<sup>29</sup>; 1815–1818 wurden Kastanien als versteigertes Gemeindeobst dreimal genannt.<sup>30</sup>

In Gaisbach zählen etwa im Jahre 1806 Kirschen, Äpfel, Zwetschgen und Birnen zum zu versteigernden Gemeindeobst von der Allmende.<sup>31</sup>



#### 4. Heutige Verwendung der Kastanien als Nahrungsmittel rund um Oberkirch

In der Frage der Verwendbarkeit der Edelkastanie heute und früher habe ich viele Bewohner aus dem Stadtgebiet Oberkirchs und darüber hinaus befragt. Man kannte z. B. Kastanienmehl und Kastanienkuchen. Man war sich bewusst, dass Kastanien getrocknet, eingemacht oder eingefroren zur weiteren Verwendung aufbewahrt wurden und werden. Natürlich war am meisten bewusst, dass man Kastanien gekocht oder gebraten zu süßem Most oder Reißer isst.<sup>32</sup> Kastanien an Rotkraut oder Kastanien im Gänsebraten sind ebenso weitläufig bekannt. Kastanien in dürren Bohnen wurden mehrfach genannt und ergeben eine Parallele zum Tessin.<sup>33</sup> Der Kastanienhonig ist sowohl als Nahrungs- wie auch als Heilmittel<sup>34</sup> bei uns bekannt und gefragt. In Notzeiten war man sich sowohl im Oberkircher als auch im Acherner<sup>35</sup> und Laufer Raum der Kastanie als Nahrungsmittel und als Gemüse bewusst. Überraschenderweise tauchen Kastanien in Karamellsauce in Ödsbach auf. Ebenso sind Kastanien heute in der Konditorei Gmeiner in Oberkirch in Gebrauch für Gebäck und glaciert. Die in den Lexika erwähnte Verwendung als Tiermastfutter wird heute im Oberkircher Raum allenfalls bei Hasen und Schweinen jahreszeitlich angewandt. Das Laub der Kastanie diente früher auch als Streu und Futter.<sup>36</sup>

#### 5. Kastaniengerichte in vier Kochbüchern

Nach dem Blick auf die Verwertung der Edel- und Esskastanie im Oberkircher Raum sei der Kastanie als Nahrungsmittel noch in verschiedenen Kochbüchern zu verschiedener Zeit nachgegangen.

- a) Kochbuch der Koch- und Haushaltungsschulen. Karlsruhe 1924, 8. Auflage.<sup>37</sup> Dieses Kochbuch eröffnet einen regionalen Ausblick auf die badische Küche, die sicherlich 1924 und früher viele Haushalte beeinflusste. Außerdem wird in diesem Kochbuch wiederholt angemerkt, dass man die Kastanien zweimal schälen – im Renchtal sagt man „von Hose und Hemd befreien“<sup>38</sup> – muss, um sie dann erst weiter zu verwenden.<sup>39</sup> In diesem Karlsruher Kochbuch von 1924 sind folgende Gerichte aufgeführt: Kastanien gedämpft<sup>40</sup>, Kastanienbrei<sup>41</sup>; Glasierte Kastanien<sup>42</sup>, Kastanienpudding<sup>43</sup>, Kastanienkuchen<sup>44</sup> sowie Kastaniennestchen<sup>45</sup> als Füllmaterial in einem Nest aus Merinkenmasse.
- b) Das Illustrierte Kochbuch für die einfache und feine Küche. Berlin-Steglitz 1928, in der 33./34. Auflage<sup>46</sup> führt uns in die große weite Welt der damals wie heute berühmten Metropole Deutschlands. Auch hier wird zunächst Allgemeines zur Verwertung der Esskastanie = Maroni ausgesagt.<sup>47</sup> Es folgen einzelne Rezepte für Kastanien gedämpft<sup>48</sup>, glasierte Kastanien<sup>49</sup>, Kastanienpüree<sup>50</sup>, Kastanienauflauf<sup>51</sup>, Kastanien-

eis<sup>52</sup>, Kastanienkompott<sup>53</sup>, Kastanien mit Äpfeln<sup>54</sup>, Kastanienpudding<sup>55</sup>, Kastanienpüree-Suppe<sup>56</sup>, Kastanienspeise mit Äpfeln<sup>57</sup>, 2 Arten von Kastanienaufläufen in Timbalformen<sup>58</sup>, Montblanc aus Kastanien<sup>59</sup> (vergleichbar mit dem zuvor genannten Kastaniennestchen) sowie Kastanientorte<sup>60</sup>. Auch hier haben wir ein Mix von Kastanienprodukten in süßer oder saurer Form.

- c) Erica Bänzinger – Fredy Buri, Kastanien, CH-Lenzburg 2003<sup>61</sup> sprengt als Koch- und Rezeptbuch die zuvor genannten Kochbücher aus der „guten, alten Zeit“: Die Verwendung von Kastanienprodukten als Nahrungsmittel wird hier empfohlen bei Salaten, Suppen und Vorspeisen, bei Hauptgerichten und Gebäck.

Als Salate – Suppen – Vorspeisen werden genannt:<sup>62</sup> Bunter Endivien-salat mit Kastanien; Fruchtiger Obstsalat; Provenzalische Kastaniensuppe mit Maiskörnern; Kastanien-Lauch-Suppe; Kastanien-Kürbis-Suppe, Kastanien-Zwiebel-Suppe mit Rotwein; Kastanien-Ziegenfrischkäse-Aufstrich; Omeletts aus Buchweizen mit Kastanien und Gemüse gefüllt; Kastanien-Hühnerleber-Pâté für Crostini; Kastanien-Buchweizen-Blinis mit Lauch; Maronenfladen mit Rosinen (Toskana); Kastanien-Linsen-Pastete; Pikante Kastanien-Rouladen.

An diesen Vorspeisen wird besonders deutlich, wie vielfältig Esskastanien mit verschiedenen Gemüse- und Fleischarten kombiniert werden können.

Als Hauptgerichte<sup>63</sup>, die besonders interessieren wegen größerer Mengen von Kastanien, werden 2003 genannt: Kastanien-Ragout mit Salbei (Ardèche); würziges Kastanienpüree; Kastanienspätzle; Tagliatelle mit Kastanien und Curry; Kastanien-Bulgur-Burger auf Rosmarinsauce, Kastaniennudeln mit Kräuterrahmsauce; Kastanienbraten mit Pilzen und Nüssen; Kastanien-Tofu-Burger mit Kräutern; Kastanien-Kürbis-Curry mit Nudeln, Kastanien mit Gemüse und Dinkel; Kastanien-Fenchel-Eintopf mit Vanille-Creme (Südfrankreich); Kastanien-Ravioli mit Salbutter; Coillots traditionelles ardèchoises (Als Vorspeise und als Hauptgang): Zucchini mit Kastanien-Pilz-Füllung; Kastanien-Mais-Medallions; Kastanien Risotto mit Kräutern und Pilzen; Kastanien-Bohnen-Eintopf mit Lamm, Kastanien-Gemüse-Terrine; Kastanienpuffer mit Linsen und Steinpilzen; Nonnas Kastanien-Grießschnitten (süßlich mit Vanille und Fruchtsauce); Kastanien-Lammburger, Knödel mit Kastanienfüllung und Kastaniensoufflee mit Zwiebeln und Rosmarin.

Bei diesen Hauptgerichten spielt die Kastanie teils die Hauptrolle, oft ist sie Bestandteil einer pikanten Füllung oder Geschmacks-Ergänzung und -Vertiefung zu anderen Pflanzen- und Fleischzutaten.

Als Desserts<sup>64</sup> erscheinen in dem Tessiner Kochbuch von 2003 Maroni-Shake (ein Milch-Eis-Mixgetränk); Kastanieneis Alfredo; Maroni-

Schoko-Traum mit Orangenfilets; Kastanienblinis mit Beeren; Ananassalat mit Kastanienkrokant; Kastanien-Bananen-Creme; Birne mit Kastanienmousse; Schnelle Kastanien-Quark-Creme; Kastanienpancakes mit Erdbeer-Kumquat-Salat; Bratapfel mit Kastanien-Nuss-Füllung; Tessiner Kastanien-Schoko-Mousse mit Orangenfilets; Zweifarbiger Kastanien-Mousse; Aperitive á ardècheise (Kastanien-Likör); Kastanienparfait mit Erdbeeren; Tessiner Kastanienpralinen; Kastanientrüffel mit Amaretti sowie Kastanienflocken mit Beeren.

Diese Desserts machen offenkundig, wie vielfältig dabei Kastanienpüree, gesüßt, verwendet werden kann, zu welchen Obstsorten Kastanien (selbst Wildobst) passen, sowie die Vereinbarkeit von Kastanien und Nüssen, aber auch mit Schokolade.

Als Gebäck<sup>65</sup> wird für 2003 aufgeführt: Kastaniengugelhupf (mit Kastanienpüree, -honig und -likör); Kastanienpie (als Füllung eines Mürbeteigs); Feine Kastanientorte mit Schokospänen; Kastanienroulade (Biskuitmasse mit Füllung); Kastaniensavarin au rhum; Kastanien-Tiramisú (Teig mit Füllung, enthält Likör, Mehl und Püree aus Kastanien); Kastanien-Bananen-Muffins; Kastanienwaffeln mit Beeren und Schlagrahm; Maronicake. Dass es auch nicht-süßes Kastaniengebäck<sup>66</sup> gibt, erweisen die Kastanienfoccacia mit Oliven, Sardellen und Peperoni; der pikante Fisch-Kastanien-Kuchen sowie das Kastanienbrot mit Pinienkernen.

Auch hier wird die Vielfalt der Verwendungsmöglichkeit der Kastanie heute als Nahrungsmittel ersichtlich. Süße und nicht süße Varianten sind unterschiedlich vertreten.

- d) Führt das Tessiner Kochbuch von 2003 in die große, weite Welt der Verwendungsarten und -Möglichkeiten der Kastanien, so finden sich 2005 in einem Kochbuch<sup>67</sup> über Maroni, Kürbis und Trauben nur noch wenige weitere Nuancen. In einigen Bereichen sind diese Rezepte nahezu gleich wie die vorigen; sie bringen außerdem die Bestätigung alter Kastaniengerichte sowie vereinzelt neue Geschmacksvariationen<sup>68</sup>: Asiatisches Maroni-Huhn; Nudeln mit Maroni-Kürbis-Curry; Maroni-Pilz-Kuchen mit Safransauce; Linsen-Suppe mit Maroni; Kastanien-Kürbis-Creme-Suppe; Kaninchentopf mit Polenta und Maroni; Gans mit Kastanienfüllung; Salziges Maroni-Püree; Ente mit Maroni-Apfel-Fülle; Panierte Maroni-Kartoffel-Bällchen; Lammkeule mit Maroni; Maroni-Gugelhupf; Süßes Maronipüree, Maroni-Tiramisú sowie Maroni-Rotkraut.
- e) Finden sich gleiche oder ähnliche Rezepte in alten und neuen Kochbüchern, aber auch in der gelebten Kastanienverwertung im Tessin oder im Vorderen Renchtal wieder, so ist dies Beweis in der Kontinuität der Edelkastanien als Nahrungsmittel in Vorspeisen, Hauptgerichten, Desserts und Gebäck. Zuletzt soll daher die spezialisierte, lokale Kastanien-



verwertung in der Konditorei Gmeiner in Oberkirch vor Ort genannt werden.<sup>69</sup> Normalerweise sind Maroni-Torte und Maroni-Vermicelles im Angebot. Über die Weihnachtszeit gibt es eigens glacierte Maroni.

### *Edelkastanien als Heilmittel*

Setzt man die Zu- und Übereinstimmung von Medizinern, Botanikern, Biologen und der Volksmedizin voraus, so ergeben sich zwei Verwendungsmöglichkeiten der Edelkastanie: Der Tee der getrockneten Kastanienblätter gegen Keuchhusten und Bronchitis<sup>70</sup> sowie das Essen von Kastanienhonig für die Stärkung des Herzens und der Nerven.<sup>71</sup> Diese Meinung ist Ausfluss zweier Verständniswelten. Hildegard von Bingen<sup>72</sup> sieht in der Kastanie (Kestenbaum) insgesamt das Mittel, das gegen jegliche Schwächen des Menschen hilft: Die geröstete Frucht<sup>73</sup> gegen Beschwerden an der Milz; die gekochte Frucht<sup>74</sup> gegen Kopfschmerzen, die aus niedrigem Blutdruck resultieren, die rohe Frucht<sup>75</sup> gegen Herzschmerzen; Frucht zerstoßen mit Honig<sup>76</sup> gegen Leberschmerzen; Kastanienbrei oder Püree<sup>77</sup> zur Magenreinigung und Auflösung von Magengeschwüren sowie abgossene Blätter, Fruchthäute und Früchte gegen die Gicht.<sup>78</sup> Das geschälte Holz verströmt angenehme Düfte, erwärmt die Venen und stärkt die Körperkräfte.<sup>79</sup>

Schließlich empfiehlt Hildegard von Bingen auch für die Tiere einen Aufguss von Rinde, Blättern und Früchten, um deren Magen bei zu starker und schneller Aufnahme von Futter und Wasser zu entlasten.<sup>80</sup>

Die zweite Ausgangsposition für die Benennung als Heilmittel ist die der Hilfe durch Gerbstoffe bei bestimmten Beschwerden.<sup>81</sup> Körperschwäche, Rekonvaleszenz, bei Durchfall, Haarproblemen, Husten, Mineralsalz-mangel und bei Rachenentzündung. Die Volksmedizin<sup>82</sup> kennt die Kastanie als Mittel gegen Keuchhusten, Bronchitis, Asthma und Beschwerden des Atemweges.

Die Ess- bzw. Edelkastanie kann demnach als Heilmittel für verschiedene Beschwerden eingesetzt und verwendet werden, abhängig davon, welche Grundposition man in dieser Frage einnimmt; die mehr ganzheitliche wie Hildegard von Bingen oder die spezialisierte, naturwissenschaftliche, aber auch hier insofern ganzheitliche, weil sie sowohl die Rinde, die Blätter, die Früchte als auch das Holz der Kastanie mit einbezieht. So ist denn auch die Rinde in der Gerberei<sup>83</sup> als Rohprodukt gefragt.

### *Ergebnis*

Die Ess- oder Edelkastanie ist und war als Nahrungsmittel bedeutend und unbestritten besonders in Südeuropa und Südwestdeutschland. Als Nahrungsmittel ist und war sie Grundbestand oder Ergänzungs- und Ge-



schmackszutat bei Suppen, Vorspeisen, Hauptgerichten, Desserts und Gebäck. Sie steht und stand in enger Symbiose mit Fleisch, Gemüse und Salaten als Nahrungsmittel, aber auch mit Zutaten, die frühere Zeiten „Naschwerke“ nannten, z. B. Schokolade, Schlagsahne, Merinken etc.

Die Bedeutung der Edel- und Esskastanie als Heilmittel ist nicht so klar und eindeutig, weil abhängig von geistigen und naturwissenschaftlichen Erkenntnissen und Gegebenheiten der Menschen. Dennoch bleiben wichtige Anwendungsgebiete beim Menschen unbestritten: Keuchhusten, Bronchitis, Herz- und Nervenschwäche.

Die Grund- und Ausgangsfrage dieser hier gemachten Feststellungen und deren Beurteilung war jedoch die spezielle, auf örtlichen Quellen basierende Frage, warum sich Hofübergebende (Männer und Frauen oder Ehepaare um 1800) zeit lebens Kastanien oder Kastanienbäume in Ödsbach für sich reservieren ließen und warum Kastanien als Gemeindeobst in Ödsbach um 1800 zugunsten der Gemeinde versteigert wurden. Diese Fragen ließen sich leider mit den vorstehenden Erörterungen nicht schlüssig beantworten. Aber die Fragestellung nach der Esskastanie als Nahrungs- und Heilmittel gab genug Ansatzpunkte für mögliche Antworten, die nun begründet versucht werden können: Bestimmend für die Zeit um 1800 war die Ess- und Edelkastanie selbst als Nahrungs- und Heilmittel.<sup>84</sup>

### *Anmerkungen*

- 1 Diese Ziele der IG Edelkastanie sind formuliert in: IG Edelkastanie. Informationsfaltblatt, 2. Auflage. Bonn, Oktober 2006.
- 2 vgl. dazu auch das genannte Informationsfaltblatt.
- 3 Bänzinger, Erica; Buri, Fredy: Kastanien. CH-Lenzburg 2003, im Folgenden zitiert als „Kastanien 2003“.  
Die Kenntnis und Auswertungsmöglichkeit dieses Buches verdanke ich Herrn T. Klettner vom Archiv/Museum im Ritterhaus, Offenburg.
- 4 Kastanien 2003, 14/15.
- 5 Capitulare de villis Karls des Großen 794 n. Chr., Entwurf des St. Galler Klosterplans im 9. Jahrh. n. Chr.; im hohen Mittelalter Albertus Magnus, Venantius Fortunatus und Hildegard von Bingen (Brockhaus Enzyklopädie, Band V, Wiesbaden 1968. 230 und Kastanien 2003, 15).
- 6 Kastanien 2003, 14.
- 7 a. a. O., 16.
- 8 a. a. O., 17.
- 9 a. a. O., 20.
- 10 a. a. O., 21.
- 11 a. a. O., 22.
- 12 a. a. O., 23–25.
- 13 a. a. O., 24.
- 14 a. a. O., 26/27.

- 15 a. a. O., 28, 100 Gramm frische, geschälte Kastanien enthalten 192 Kcal. Die Hauptbestandteile dieser Menge sind: Wasser (44,8 gr) Kohlenhydrate (41,2 gr), Kalium (707 mg), Kalzium (33 mg), Vitamin A (12 mg), und Vitamin C (6 mg), a. a. O., 29.
- 16 a. a. O., 30/31.
- 17 a. a. O., 32.
- 18 a. a. O., 36–118; bei dieser Reichhaltigkeit in der Verwendung ist es kein Wunder, dass sich im Laufe der Zeit eigene Kastanienfeste bei der Bevölkerung und den Gästen etabliert haben: die Kastanienfeste im Tessin, die Kastanienhilbi in Greppen am Vierwaldstätter See, die Kastanienmeile und der Kastanienmarkt in Edenkoben, das Keschdefest in Annweiler oder die Keschtefeste in Oberweier bei Gaggenau (a. a. O., 121/121).
- 19 a. a. O., 122.
- 20 a. a. O., 122/123.
- 21 a. a. O., 122.
- 22 Meyers Konversations-Lexikon, Band IX, Leipzig 1876, S. 878. Deutet diese Charakterisierung zugleich auch die Reduzierung der Kastanienwälder auch in unserer Region in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts an? (vgl. Schultz, Gudrun: Wirtschaft und Bevölkerung in den Amtsbezirken Achern und Bühl 1850 bis 1914, In: Die Ortenau 63, 1983, 154 und 156).
- 23 Der Neue Brockhaus, Band II, Leipzig 1937, 604/605.
- 24 Der Große Brockhaus, Band III, Wiesbaden 1953, 420/421.
- 25 Brockhaus Enzyklopädie, Band V, Wiesbaden 1968, 230.
- 26 Bis 1815 waren Ödsbach, Giedensbach und Wälden Stäbe im bischöflich-straßburgischen, ab 1803 im badischen Gericht Oberkirch. 1815 wurde dieses Gericht aufgelöst und Ödsbach wurde badische Vogtei oder Samtgemeinde für Ödsbach, Giedensbach und Wälden. Die entsprechenden Hofübergabeverträge sind von 1793 bis 1820 in den entsprechenden Contracten und Contractengewährbüchern im Stadtarchiv und Grundbuchamt Oberkirch zu finden.
- 27 Jülg, Gerhard: Wo Trauben und Kastanien reifen. Land und Leute um Achern und Oberkirch, Kappelrodeck 203, 110.
- 28 Stadtarchiv Oberkirch. Gemeindearchiv Ödsbach, Rechnungen 1809–1818.
- 29 Rechnung 1809–1814, f. 6.
- 30 Rechnung 1814–1818, f 5b.
- 31 Gemeinde-Rechnung Gaisbach 1806, Stadtarchiv Oberkirch Nr. 967.
- 32 vgl. auch Jülg, Gerhard: Wo Trauben und Kastanien reifen. s. Anmerkung 27, 110.
- 33 s. u. Anmerkung 63.
- 34 vgl. Jülg, Gerhard (s. Anmerkung 27), 110.
- 35 Während des 2. Weltkriegs ging man in den Illenauer Kreuzwald, um Kastanien zu suchen, die als Gemüse sofort verwendet oder auch gedörrt und später aufgebraucht wurden (Chr. Blum, Offenburg).
- 36 vlg. Jülg, Gerhard (s. Anm. 27), 110.
- 37 Wundt, E.-Rothermund, A.-Künzler, M.: Kochbuch der Koch- und Haushaltungsschule. Karlsruhe 1924, 8. Auflage (in Besitz von Chr. Kauß, Oberkirch-Ödsbach).
- 38 vgl. Jülg, Gerhard (S. Anm. 27), 110.
- 39 Kochbuch-Karlsruhe 1924, (s. Anm. 37), 303.
- 40 a. a. O., 303.
- 41 ebenda.
- 42 ebenda, 304.
- 43 ebenda, 367.

- 44 ebenda, 458; im von mir benutzten Exemplar ist das entsprechende Blatt nicht mehr vorhanden.
- 45 Ebenda, 477.
- 46 Hahn, Mary: Illustriertes Kochbuch für die einfache und feine Küche. Berlin-Steglitz 1928, 33./34. Auflage (In Besitz von M. Müller. „Untere Linde“, Oberkirch).
- 47 a. a. O., 16.
- 48 a. a. O., 312/313.
- 49 a. a. O., 313.
- 50 ebenda.
- 51 a. a. O., 419.
- 52 a. a. O., 473.
- 53 a. a. O., 339.
- 54 ebenda.
- 55 a. a. O., 406.
- 56 a. a. O., 74.
- 57 a. a. O., 430.
- 58 a. a. O., 434 und 447.
- 59 a. a. O., 446.
- 60 a. a. O., 505.
- 61 Bänzinger, Erica/Buri, Fredy: Kastanien, CH-Lenzburg 2003.
- 62 a. a. O., 36–51.
- 63 a. a. O., 54–78.
- 64 a. a. O., 83–100.
- 65 a. a. O., 104–113.
- 66 a. a. O., 114–118.
- 67 Maroni und Kürbis und Trauben, ursprüngliche und raffinierte Herbstküche. Memmingen. Aceto-Verlag 2005, 3. Auflage (Kopien hieraus verdanke ich Herrn Helmut Kuderer, Durbach-Ebersweier. Dieser ist sowohl als Museums-Mitarbeiter in Oberkirch allgemein – wie auch besonders bei der Edelkastanien-Ausstellung von herausragender Beteiligung und Gestaltungskraft.).
- 68 a. a. O., 7–15.
- 69 Auskünfte am 9. Februar 2007; über den Großhandel sind in Oberkirch folgende Kastanienprodukte, etwa im Naturkosteck Neuse, zu beziehen: Dinkel-Maroni-Gebäck, Ganze Maronen; Maronenpüree; Maronen gegart; Edelkastanienmehl, Edelkastanienhonig (Bioland und Toskana).
- 70 vgl. Fuchs, Leonhart: New Kräuterbuch. Basel 1543. Cap. CXII; Dinand, August Paul: Handbuch der Heilpflanzenkunde, Esslingen/München 1921, 3. Auflage, 66; Marzell, Heinrich: Heil- und Nutzpflanzen der Heimat. Reutlingen 1947, 104; Brockhaus Enzyklopädie, Band V, Wiesbaden 1968, 230; Pahlow, M.: Das große Buch der Heilpflanzen. Bechtermünz Verlag 2000, 107/108; Informationsblatt IG Edelkastanie 2006; Internet: naturmedizin 2007.
- 71 Jülg, Gerhadt (s. Anm. 27), 110.
- 72 Pösch, Helmut: Was ist Hildegard-Medizin?, A-St. Georgen 1983, 20; Kluge, Heide-lore: Hildegard von Bingen. Pflanzen- und Kräuterkunde. Rastatt 1998, 58–60.
- 73 Pösch, Helmut (s. Anm. 72), 21.
- 74 a. a. O., 22.
- 75 a. a. O., 23.
- 76 a. a. O., 23.
- 77 a. a. O., 25.

- 78 a. a. O., 28.
- 79 a. a. O., 29.
- 80 a. a. O., 29.
- 81 Holzwarth, Peter: Geheimnisse und Heilkräfte der Pflanzen. Stuttgart/Zürich/Wien 1996, 3. revidierte Auflage, 80.
- 82 Pahlow, M: Das große Buch der Heilpflanzen – Gesund durch die Heilkräfte der Natur. Bechtermünz-Verlag 2000, 108.
- 83 Brockhaus Enzyklopädie. Band V. Wiesbaden 1968, 230.
- 84 Daher ist es nur zu begrüßen, dass der Schwarzwaldverein Oberkirch am 14.10.2007 eine Kastanien-Wanderung mit Kastanienessen für seine Familiengruppe anbietet (vgl. Acher-Rench-Zeitung vom 30.01.2007). Die in den Anmerkungen 70, 72, 81, 82 genannte Literatur verdanke ich Herrn Helmut Kuderer, Durbach-Ebersweier.



## Die Edelkastanie – ein neuer Stern am Laubholzhimmel der Ortenau

Walter Lang und Bernhard Mettendorf

### *Einleitung und historischer Rückblick*

Die Edelkastanie oder Esskastanie (*Castanea sativa* P. Mill.) ist seit der Römerzeit ein willkommenener Gast in den Weinbaugebieten des Rhein- und Moseltales, wo sich ihre Wertschätzung vor allem auf die Witterungsbeständigkeit der daraus gewonnenen Rebpfähle stützte. Außerdem lieferte sie Gerbstoffe und Brennholz und war im Stockausschlagbetrieb leicht zu bewirtschaften; alljährlich war auch der Fruchtertrag eine beliebte Nahrungsquelle der Bevölkerung. Oft bildete ein Niederwaldgürtel oberhalb der Rebhänge den Übergang zum Hochwald und sorgte durch seine geringe Höhe, die sich durch die Nutzung in kurzen Umtriebszeiten von 15 bis 20 Jahren ergab, dafür, dass die Reben nicht zu stark beschattet wurden, dagegen aber einen wirksamen Schutz gegen kalte und austrocknende Winde erhielten. So prägte die Edelkastanie das Landschaftsbild im Elsass, in Baden, in der Pfalz, in Rheinhessen, am Taunusrand, am Mittelrhein und im ganzen Moseltal bis hinein nach Luxemburg. Auch im Nachbarland Frankreich war diese Baumart weit verbreitet und als Nutzholzlieferant sehr geschätzt; Südfrankreich gehörte ohnehin zusammen mit allen anderen Ländern des Mittelmeerraumes zur Heimatregion der Edelkastanie, die dort die Klimaschwankungen der Eiszeit mühelos überdauern konnte. Von Italien her hat sich die Baumart auf natürliche Weise auch in den Alpenraum und bis nach Ungarn vorgeschoben, wo sie in einigen Regionen gerade wegen ihres Fruchtertages („Maronen“) bis heute intensiv kultiviert wird. Vom Mittelalter bis in die Neuzeit bildete sie in den Alpentälern in Höhenlagen bis 1100 Meter eine wichtige Nahrungsgrundlage für die Bevölkerung; schon 1615 schrieb Delachamps in seiner „Histoire générale des plantes“: „Die Kastanie ist das Dessert für die Tafel der Reichen sowie das ‚Fleisch‘ für die Armen“ (aus Insam 1994). Im 20. Jahrhundert kam es allerdings zu einer massiven Bedrohung der Kastanienbestände im südlichen Alpenraum durch das Vordringen des aus Amerika eingeschleppten Kastanien-Rindenkrebsses (*Cryphonectria parasitica*), der langsam auch in andere europäische Länder einwanderte; man versucht inzwischen, seine Aggressivität durch biologische Methoden herabzusetzen.

Im Großherzogtum Baden erlebte die Edelkastanie zusammen mit der Eiche einen Höhepunkt ihrer Verbreitung, als durch die Novelle des Badischen Forstgesetzes von 1854 die Privatwaldbesitzer erstmals einer forst-

wirtschaftlichen Kontrolle unterworfen und zur Aufforstung kulturfähiger Waldböden und ehemaliger Reut- und Weidfelder verpflichtet wurden; dabei förderte die Regierung die Anlage von Niederwäldern angesichts des wachsenden Bedarfs an Gerbrinde. Ab 1880 erstreckte sich die Begünstigung vor allem auf die Kastanie, weil diese außer Gerbrinde auch noch die begehrten Rebstecken und Obststützen sowie das gesuchte Farbholz (vor der Erfindung der Anilinfarben) lieferte; Hintergrund war die wirtschaftliche Aufwärtsentwicklung jener Zeit, die auch die Intensivierung von Wein- und Obstbau einschloss (vgl. Sölch 1951). Der Markt für die wetterfesten Rebstecken aus Kastanie war außerordentlich attraktiv, weil der Absatz bis in das Elsass reichte und ein Rebster, also ein Raummaß von 2,6 m Länge und je 1 m Höhe und Breite, den enormen Erlös von 25 Goldmark erbrachte und von diesem Sortiment große Mengen abgesetzt werden konnten (Ostermann und Hochhardt 1993). Die Verschiebung von der Eiche zur Kastanie hatte eine weitere Ursache im Preisverfall der Gerbrinde, die infolge des Imports von argentinischer Quebracho-Rinde in den Jahren nach 1880 statt 8–12 nur noch 2–3 Goldmark je Zentner wert war (wie es der Ritterbauer Andreas Kuderer von Durbach in seinem lesenswerten Tagebuch von 1940 schilderte).

Über die Flächenausdehnung der Edelkastanie am westlichen Schwarzwaldrand gibt es genaue Zahlen aus der Zeit von 1949 bis 1951, als die damalige Regierung von Südbaden eine amtliche Erhebung des bäuerlichen Kleinprivatwaldes anordnete. Dabei ergab sich ein Schwerpunkt des Vorkommens im Bereich zwischen Bühl und Gengenbach mit einem Gesamtumfang von 2640 ha. Davon entfielen auf den Raum Bühl 211, auf das Achertal 1065, das Vordere Renchtal 920, das Hintere Renchtal 100, das Durbachtal 252 und das Vordere Kinzigtal 92 ha; in den sonstigen Randzonen des Schwarzwaldes war die Edelkastanie nur durch Einzelexemplare vertreten (Sölch 1951).

Gegen Ende des 20. Jahrhunderts blieben noch schätzungsweise rund 1000 Hektar übrig, weil einerseits die Umwandlung in Nadelwald ab den 1950er-Jahren staatlich gefördert und in großem Umfang vollzogen wurde (Schüllli 1967) und andererseits der Brennholzbedarf durch den außerordentlich niedrigen Heizölpreis der damaligen Zeit stark rückläufig war. Außerdem wurde das noch bis 1950 übliche Streurechen gesetzlich untersagt, um der Bodendevastation Einhalt zu gebieten. Viele Waldbesitzer, die mit ihrem Nadelwald gute Gewinne erzielten, vernachlässigten den Niederwald völlig, sodass man heute überalterte „durchgewachsene“, also ehemalige Niederwaldflächen antrifft, die durch einen hohen Tot- und Faulholzanteil gekennzeichnet sind und sich in einem Auflösungsprozess in Richtung Nadelwald befinden, da entstehende Lücken von Fichten und Douglasien besiedelt werden (vgl. Deuschel 1983). Andererseits gibt es aber auch ehemalige Niederwälder, die eine qualitativ hochwertige Bestandesstruktur

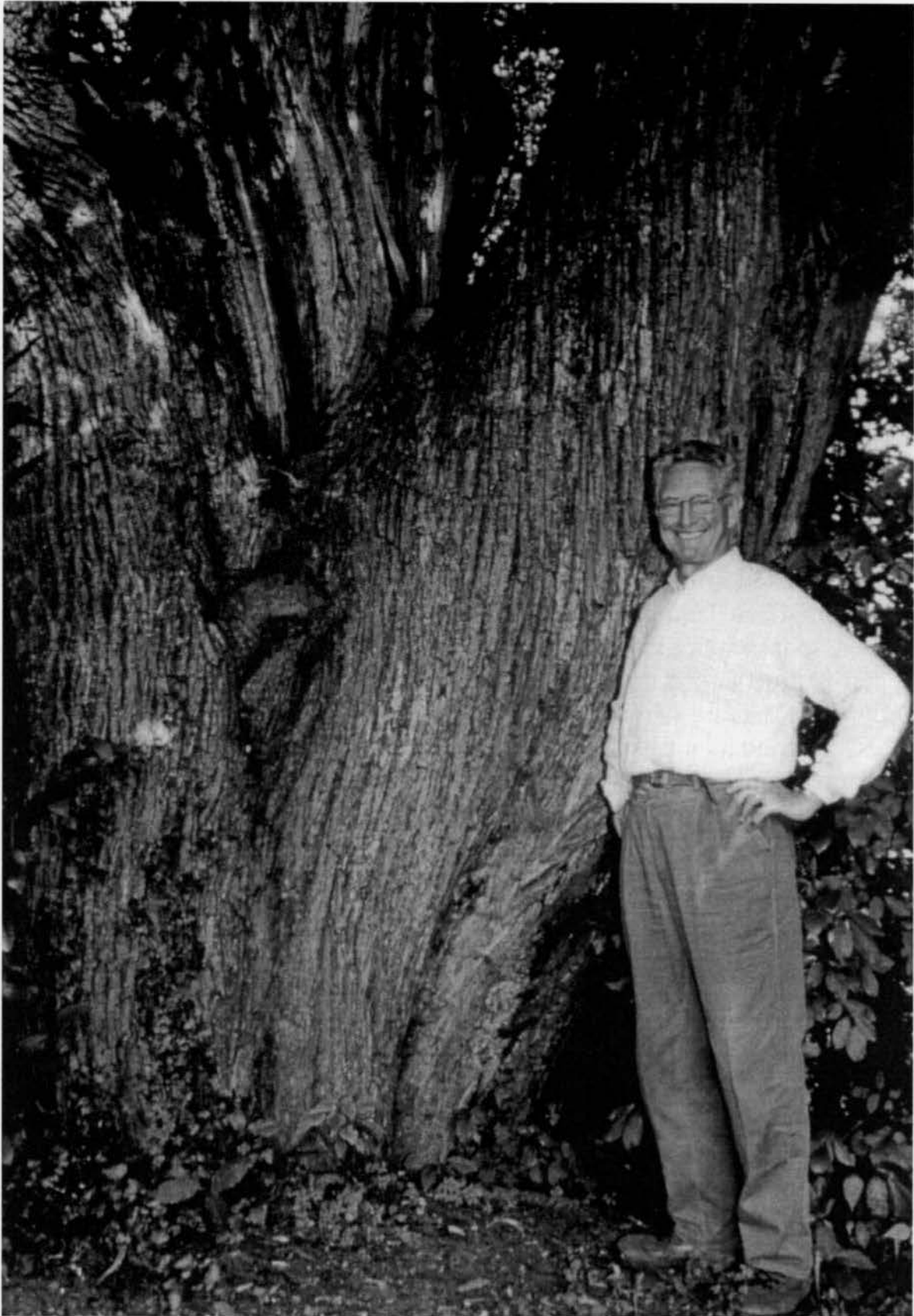


Abb. 1: Stärkste Esskastanie in Baden-Württemberg, vermutlich 300 Jahre alt, Durchmesser ca. 2 m.



mit nutzholztauglichen Schaftformen aufweisen und daher durch ein zielstrebiges waldbauliches Eingreifen in vielversprechenden Hochwald umgewandelt werden können.

Der Schwerpunkt des heutigen Vorkommens liegt in den unteren und mittleren Lagen des Schwarzwaldrandes in Höhenlagen zwischen 200 und 500 Meter; der höchstgelegene noch geschlossene Bestand findet sich in 770 Meter Meereshöhe unterhalb der Wahlholzhütte auf Gemarkung Oppenau-Lierbach. Die Baumart stellt keine besonderen Ansprüche an den Boden und gedeiht auf allen Expositionen; der tiefgründige und lockere Verwitterungslehm auf den Granit- und Gneisstandorten sagt ihr besonders zu und entspricht ihrem natürlichen Säurebedürfnis; ihre ausgesprochene Scheu vor Kalkböden ist der Grund dafür, dass sie bestimmte Regionen in Weinbaugebieten ganz meidet.

In der Gegenwart demonstriert die Edelkastanie ihre enorme Verjüngungsbereitschaft und Vitalität auf den ausgedehnten Kahlfleichen, die der Orkan „Lothar“ im Dezember 1999 in weiten Teilen des Schwarzwaldes verursacht hat. Aus den beim Aufarbeiten der Sturmschäden freigelegten Wurzelstöcken trieben ganze Büschel von Schösslingen bis zwei Meter hoch aus, dazu kamen auch überraschenderweise zahlreiche Kernwüchse hervor, sodass sich diese Baumart einen respektablen Platz auf den entstandenen Kulturflächen eroberte. Bei der nun einsetzenden neuen Wertschätzung der Kastanie kann damit gerechnet werden, dass sie ihren auf diese Weise gewonnenen Flächenanteil auch in Zukunft erhalten oder sogar noch ausbauen kann.

Mächtige Solitäre der Edelkastanie an exponierten Stellen der Landschaft dokumentieren die Wuchskraft dieser Baumart. Das wahrscheinlich stärkste Exemplar Baden-Württembergs findet sich auf dem Fürsteneck oberhalb von Oberkirch-Butschbach; es hat einen Umfang von 6,70 Metern und eine riesige, noch gesunde Krone von 21 Metern Höhe (Abb. 1), das Alter wird auf rund 300 Jahre geschätzt. Diesen Baum hat schon 1908 der Dendrologe Ludwig Klein in seinem Buch „Bemerkenswerte Bäume im Großherzogtum Baden“ beschrieben, später auch Wolf Hockenjös in seinem 1978 erschienen Band „Begegnung mit Bäumen“, das alle bedeutenden Baumgestalten Baden-Württembergs umfasst. Noch stärkere Exemplare sind nur aus anderen Bundesländern bekannt. Der prominenteste Vertreter ist die „Donnersberg-Kastanie“ in Dannenfels/Rheinland-Pfalz, die einen Umfang von neun Metern und ein geschätztes Alter von 650 Jahren aufweist.

#### *Die neue Wertschätzung dieser Baumart in der Gegenwart*

Im Zuge der in den letzten Jahrzehnten zu erkennenden neuen Beliebtheit einheimischer Laubhölzer als Möbelholz, Parkett und Wandverkleidung



anstelle der aus Gründen des Schutzes der Urwälder geächteten Tropenhölzer gewannen nicht nur Eichen, Buchen, Eschen, Ahorne, Kirschen und Erlen gesteigerte Wertschätzung, sondern man erkannte auch, dass das Holz der Edelkastanie, sofern es gerade gewachsen, astfrei und genügend stark ist, eine beachtliche Tauglichkeit als Möbelholz, sowohl im Innen- als auch im Außenbereich besitzt. Seine der Eiche ähnliche honiggelbe Farbe und Festigkeit ermöglicht dem Möbeldesigner einen breiten Spielraum der Verwendung von rustikalen Massivmöbeln im mediterranen Stil bis zu eleganten Einzelstücken mit attraktiven Furnieren. Als Gartenmöbel vermag das Kastanienholz durch seine ausgesprochene Wetterfestigkeit das bisher beliebte Teakholz voll und ganz zu ersetzen. Allmählich spricht sich sogar herum, dass in Frankreich ganze Schlosddächer mit Kastanienschindeln gedeckt werden und auch das Kastanienparkett einen festen Platz im Sortiment der dortigen Holzhandlungen einnimmt.

Gewichtige Argumente für die Edelkastanie finden sich im Gesamtthema „Klimawandel und Energie aus Biomasse“. Unbestreitbar und wissenschaftlich fundiert ist heute die Erkenntnis, dass sich seit über einhundert Jahren eine globale Klimaerwärmung vollzieht, die weitreichende Folgen für die Lebensbedingungen von Menschen, Tieren und Pflanzen hat; die beste Darstellung der Zusammenhänge findet sich derzeit bei Flannery (2006). Dies bedeutet, dass die Edelkastanie als mediterrane Baumart im künftigen Klima Mitteleuropas verbesserte Wachstumschancen vorfindet, was nicht nur ihre Wuchsleistung stimuliert, sondern auch die Gefahr frostbedingter Rissbildung weitestgehend eliminiert; gerade die Ringschäle, die in einem besonders gravierenden Erscheinungsbild 1956 aufgetreten ist und bis heute sichtbare Schäden auf dem Stammquerschnitt hinterlassen hat, hat das holztechnologische Ansehen der Baumart erheblich herabgesetzt und das Preisniveau negativ beeinflusst. Dass dieses Ereignis nunmehr fünfzig Jahre zurückliegt und sich seither nie mehr wiederholt hat, mag als ein erster Hinweis auf den bereits eingetretenen Klimawandel interpretiert werden. Tatsache ist auch, dass Kastanienstämme, die nach diesem Schicksalsjahr als junge Bäume freigestellt und systematisch nach modernen Pflegegrundsätzen erzogen worden sind, heute schon ohne jegliche Ringschäle bis in die vierte Stammholzklasse gewachsen sind und respektable Preise, wie in einem späteren Kapitel ausgeführt, erzielen. Aus den Erfahrungen mit solchen systematisch freigestellten Bäumen lässt sich im übrigen auch die Lehre ziehen, dass die weitere, dem Engstand und möglichen inneren Spannungen zugeschriebene Ringschäle durch geeignete Stammabstände bei den Pflegeeingriffen vermieden werden kann, was ebenfalls der Holzqualität zugute kommt. Nicht umsonst bewiesen auch die in Bauernwäldern heutzutage immer wieder gefundenen starken und bis zur Furnierqualität reichenden Einzelstämme, die aus eher zufälligem jahrelangem Freistand

hervorgegangen sind, wie dankbar diese Baumart auf eine solche Behandlung reagiert.

Betrachtet man die Rolle der Edelkastanie als Lieferantin von Biomasse, so ist sie durch ihre Fähigkeit zu reichlichem Stockauschlag dafür geradezu prädestiniert. Auf geeigneten Standorten – und dazu zählen vor allem tiefgründig-lockere Verwitterungsböden von Granit und Gneis, wie sie in der Ortenau anzutreffen sind – vermag sie schon im ersten Jahr nach dem winterlichen Hieb aus einem gesunden Stock 20 bis 30 Schösslinge mit einer Höhe von zwei bis drei Meter hervorzubringen. Die Ernte der 15 bis 20 Meter hohen Stangen kann dann auf solchen Standorten schon nach 15 Jahren erfolgen und bringt einen so hohen Ertrag an Brennholz in Form von Scheitern oder Hackschnitzeln, dass ein durchschnittlich großer Bauernhof im Höfeggebiet des Schwarzwaldes seinen gesamten Energiebedarf einschließlich Brennrecht von etwa 30 bis 50 Raummetern aus einer Edelkastanien-Niederwaldfläche von 2,5 bis 4 Hektar zu decken und sich dadurch von allen Lieferungen fossiler Energie wie Öl oder Gas zu befreien vermag (vgl. Mohns 1986); solche Ertragsleistungen sind mit entsprechenden Modifikationen bis in mittlere Höhenlagen des Schwarzwaldes möglich. Es darf allerdings nicht verschwiegen werden, dass dieses Rechenmodell niedere Rehwildstände voraussetzt, wie sie in der Ortenau selten anzutreffen sind. Das Problem besteht darin, dass Rehe die jungen Triebe der Kastanie als Delikatesse betrachten und sich aus den umliegenden Einständen gerne auf den neuen Schlagflächen einfinden; der Jäger könnte dort allenfalls Böcke erlegen, jedoch wegen der Schonzeitvorschriften keinesfalls (vor September) Muttertiere mit Kitzen. Die Schlagflächen müssten deshalb vorübergehend durch Zäune geschützt werden, was aber in der Praxis häufig unterlassen wird. Besonders schlimm ist der Verbiss für die sogenannten Kernwüchse, also für junge Kastanien, die aus Samen erwachsen und für die erwünschte Verjüngung der künftigen Stöcke sorgen könnten. Diese brauchen nämlich im Gegensatz zu den Stockausschlägen drei bis vier Jahre, bis sie dem Wildäser entwachsen sind, sodass der Zaunschutz für diesen Zeitraum aufrechterhalten werden müsste. Die Kernwüchse als Großpflanzen von 1,5 bis 2 m (sog. Heister) künstlich einzubringen, wäre ein gangbarer Ausweg aus dem geschilderten Dilemma, er wird aber oft aus Unkenntnis oder falscher Sparsamkeit unterlassen.

### *Die Ertragsleistung im europäischen Vergleich*

Das neu erwachte Interesse an der Edelkastanie legt es nahe, die Frage nach der tatsächlichen Ertragsleistung zu stellen, weil die Baumart in dieser Beziehung mit den anderen Laubbäumen konkurriert, die traditionell eine starke Stellung auf vergleichbaren Standorten haben und über deren Wachstum an Nutzholz sogenannte Ertragstafeln vorliegen, die die Zu-



Abb. 2: Kastanienblüte im Renchtal bei Oberkirch

wachsverhältnisse bis zum Erntealter dokumentieren; solche Tafeln fehlen bisher noch für die Edelkastanie.

Daneben geht es auch um die Ertragsbestimmung bei der Produktion von Biomasse, also der gesamten oberirdischen Holzsubstanz, wie sie von Bedeutung bei der energetischen Nutzung des Niederwaldes ist; in dieser Beziehung konkurriert die Kastanie bei neuen Wegen der Bodennutzung mit anderen biologischen Energieträgern wie Getreide und Mais.

Wertvolle Hinweise auf die Wuchsleistung der Edelkastanie finden sich in der englischen und französischen Fachliteratur. Erstaunlicherweise gibt es in England eine Anbaufläche von mehr als 19 000 Hektar, die ähnlich wie in Deutschland auf industrieinduzierte Anbauten ab der Mitte des 19. Jahrhunderts zurückgeht. Heute hat sich dort aufgrund neuer holztechnologischer Verfahren, speziell der Erfindung der Keilverzinkung und der Lamellenverleimung, ein bisher nicht gekannter Markt für Edelkastanien-Schwachholz aus dem Niederwald aufgetan, der die Nutzung dieser historischen Waldform auf eine ganz neue Grundlage stellt (Braden und Russel 2001). Schon 1987 hatten Rollinson und Evans sorgfältige Ertragsuntersuchungen auf 16 Niederwald-Probeflächen in Südengland angestellt und eine überragende Wuchsleistung im Ausschlagbetrieb von 10 bis 12 Fest-



meter pro Jahr und Hektar bei einer Umtriebszeit von 18 bis 20 Jahren ermittelt. Die Maßeinheit ist dabei Vorratsfestmeter Schaftholz mit Rinde bis herab zum Durchmesser 4 cm; dieses Maß „V4“ wird auch in der französischen Fachliteratur bei der Messung der Leistungsfähigkeit des Niederwaldes verwendet.

In Frankreich besteht seit jeher ein starkes Interesse an der Edelkastanie, die sowohl wegen ihrer hohen biologischen Produktivität im Niederwald als auch wegen der Nutzholzzauglichkeit der Stämme aus der Mittel- und Hochwaldwirtschaft sehr geschätzt wird. Unter allen europäischen Ländern hat Frankreich das umfangreichste Vorkommen dieser Baumart aufzuweisen. Mit 920 000 Hektar liegt die Kastanie hinter Eiche und Buche an dritter Stelle der Laubbaumarten und erbringt eine jährliche Produktion von 4,4 Millionen Erntefestmeter. Diese Zahlen stammen aus der Nationalen Französischen Forstinventur von 2001 und sind in der in zweiter Auflage 2004 erschienenen umfassenden Monographie der Edelkastanie von Bourgeois, Sevrin und Lemaire näher erläutert. Darin wird auch die hohe Zuwachsleistung in allen Betriebsarten dokumentiert. Als Spitzenleistung des Niederwaldes werden bei einer Umtriebszeit von 15 Jahren 16 fm V4 mit Rinde genannt. Der Leistungsrahmen der Praxis umfasst vier Bonitäten:

|      |    |           |         |
|------|----|-----------|---------|
| I:   | 10 | bis       | 13 + fm |
| II:  | 7  | bis unter | 10 fm   |
| III: | 4  | bis unter | 7 fm    |
| IV:  |    | unter     | 4 fm    |

Die Autoren weisen auch nach, dass auf guten Standorten eine frühe Kulmination der Zuwachskurven zu beobachten ist; so kulminiert der LGZ im Niederwald bereits im Alter von fünf, der DGZ von neun Jahren, jeweils gemessen in der Maßeinheit V4 mit Rinde. Dies bedeutet, dass bei rein energetischer Nutzung des Edelkastanien-Niederwaldes die bisher üblichen Umtriebszeiten von 15 bis 20 Jahren durchaus noch deutlich unterschritten werden könnten.

Aus dem benachbarten Elsass liegen eingehende Ertragsuntersuchungen vor, die bis in das 19. Jahrhundert zurückreichen. Für das Jahr 1883 gibt es nach Ostermann (2002) eine genaue Zahl über die Flächenausdehnung des Edelkastanien-Niederwaldes mit 4368 ha. Ein Jahr danach veröffentlichte der damalige deutsche Oberförster Kaysing Fällungsergebnisse der Oberförstereien Barr, Kaysersberg und Rappoltsweiler, aus denen er Durchschnittswerte für den Baumholzzuwachs von 14 bis 16 fm pro Jahr und Hektar bei einer Umtriebszeit von 15 Jahren errechnete. Damit bescheinigte er der Kastanie „die höchsten Erträge aller für die Ausschlagwirtschaft in Frage kommenden Baumarten“.



Nicht nur für den Niederwald, sondern auch für den Hochwald aus Edelkastanie liegen exakte Ertragsunterlagen aus Einzeluntersuchungen vor. So beschreibt Strute (1987) einen Pflanzbestand im Gemeindewald Wintrich im Forstamt Bernkastel an der Mosel auf einem Devonschiefer-Nordosthang in 360 bis 370 m Meereshöhe, der in seiner Lebensphase von 90 bis 120 Jahre wiederholt gemessen wurde und über diesen ganzen Zeitraum hinweg einen DGZ von 11,5 Vfm Derbholz aufzuweisen hatte.

Auf der Basis dieser Erkenntnisse hat das Forstamt Oberkirch im Zuge der Ausbildung der Forstreferendare versucht, Vergleichszahlen über das Wachstum dieser Baumart im Renchtal zu gewinnen. Die erste Arbeit fertigte B. Mohns 1986, der schon vorher in Australien und Nepal mit ähnlichen Fragestellungen wissenschaftlich befasst war. Er untersuchte den oberirdischen Holzbiomassenertrag an drei Beispielsbeständen von 8, 16 und 28 Jahren, bei denen es sich um geschlossene, vorher nicht behandelte Niederwälder handelte. Die gefundenen Volumenwerte rechnete er nach stichprobenweiser Trocknung in Trockengewichtswerte um, um auch Ertragszahlen in Trockenmasse zu gewinnen. Er fand heraus, dass ähnlich wie bei den französischen Untersuchungen der Durchschnittszuwachs schon nach 7 bis 8 Jahren auf dem Niveau von 10 Tonnen je Jahr und Hektar kulminiert, sodass er eine Größenordnung erreicht, die auch von landwirtschaftlichen Nutzungsarten bekannt ist. Damit könnte die Niederwaldwirtschaft mit der Edelkastanie durchaus eine echte Alternative der Bodennutzung aus der Sicht der Energiegewinnung darstellen und einen wertvollen Beitrag zur Lösung künftiger Fragestellungen liefern. Die dadurch mögliche nachhaltige Erzeugung großer Mengen von Holzsubstanz auf geeigneten Standorten, die durch den Übergang der Landwirtschaft zu extensiveren Landnutzungsformen freierwerden, könnte die Biomassentechnologie, zum Beispiel in Richtung Biodiesel, wesentlich stimulieren.

Eine weitere Studie hat Forstreferendar Austmann (1995) vorgelegt. Er durchleuchtete die Ertragslage eines im Stadtwald Oberkirch modellhaft angelegten Mittelwaldes von 1,8 ha, der im Winter 1977/78 durch Umformung eines etwa 30-jährigen Niederwaldes geschaffen und 17 Jahre später nach dem Aufwuchs der anfangs auf den Stock gesetzten Unterschicht gemessen wurde. Er stockt auf einem tiefgründigen, mineralkräftigen Osthang in 290 bis 340 m Höhe mit einem Substrat aus grobsandigem Granitverwitterungslehm, sodass günstige Wuchsbedingungen herrschen. In der Oberschicht wurden bei der Schlagstellung 181 Stämme je Hektar als „Oberholzanwärter“ belassen, die dann nach der nächsten Unterholznutzung auf die Hälfte reduziert werden sollten.

Die Zuwachsmessung ergab daraufhin, dass nach 17 Jahren das Oberholz einen Durchschnittszuwachs von 5,2 Festmetern und das Unterholz von 9,6 Festmetern an Schaftholz pro Jahr und Hektar, zusammen also 14,8 Festmeter erbracht haben. Damit beweist zumindest diese Einzel-

untersuchung, dass die Mittelwaldwirtschaft durch ihre Kombination der Wuchskraft der Ober- und der Unterschicht dem reinen Niederwaldbetrieb überlegen sein kann, zumal die Ertragssituation der Stammholzerzeugung sich in Zukunft aller Voraussicht nach noch weiter verbessern wird.

## Heutige Marktsituation

*Bernhard Mettendorf*

Bis ins 19. und 20. Jahrhundert hatte die Kastanie vor allem Bedeutung als Brennholz, für Rebpfähle und für die Gerbrindegewinnung. Für höherwertige Verwendungen wurde sie nur gelegentlich als Ersatz für die teurere Eiche gebraucht (Bauholz, Möbelholz etc.). Edelkastanie war somit die „Eiche des kleinen Mannes“ und wurde Unkundigen nicht selten als Eiche verkauft („Laufer Eiche“).

Mit dem sukzessiven Niedergang der Hauptverwendungen Gerbrinde, Rebpfähle und Brennholz nahm die Bedeutung der Kastanie über das ganze 20. Jahrhundert hinweg stetig ab. Viele Kastanienflächen wurden vor allem nach dem zweiten Weltkrieg in ertragreichere Nadelholzwälder umgewandelt, weil eine finanzielle Perspektive fehlte. Die verbliebenen ehemaligen Kastanienniederwälder wurden häufig durchwachsen gelassen (d. h. nicht mehr regelmäßig genutzt), wurden damit immer vorratsreicher und die Stämme wurden immer dicker.

Die Besonderheiten des Kastanienholzes bestehen, wie bereits eingehend geschildert, vor allem in seiner Fäuleresistenz, die eine Verwendung im Außenbereich auch ohne die Anwendung von Holzschutzmitteln erlaubt. Die Hinwendung zu ökologisch vorteilhaften Baumaterialien förderte daher das Interesse an der Holzart in jüngster Zeit stark. Kastanienholz in geringen Durchmessern wird daher unimprägniert unter anderem im Lawinenbau verwendet oder als Palisaden auf Spielplätzen. Nach wie vor wird Kastanie aber dort, wo sie herkommt, im Mittelmeerraum, sehr viel mehr geschätzt als bei uns. Eine besondere Rolle spielt dabei in Süditalien ihre Verwendung als Bauholz.

Einen starken Impuls für den Absatz von Kastanienholz hat der Sturm „Lothar“ 1999 geliefert, weil damals nennenswerte Flächen mit Anteilen von stärkerem Holz geworfen wurden. Das erhöhte Holzangebot brachte Käufer (Holzhändler oder Sägewerke mit Absatzmöglichkeiten in Südeuropa) auf den Plan, die sich die gewünschten Qualitäten zunächst meist selbst im Bauernwald herausuchten. Nachteilig ist bei diesem Verkaufsverfahren, dass im privaten forstlichen Kleinbetrieb oft nur geringe Fachkenntnisse zur Kastanienholzsortierung und -vermarktung vorhanden sind

und häufig nur schwer zu verkaufende Kleinmengen anfallen. Bei diesen „freihändigen Verkäufen“ werden daher naturgemäß für besonders wertvolle Qualitäten keine maximalen Preise erzielt.

Hier greift die Beratung der Forstleute vom Amt für Waldwirtschaft in Offenburg an. Zum einen bündeln die Forstrevierleiter die geringen Angebotsmengen des einzelnen Privatwaldbesitzers besitzübergreifend zu den vom Holzkunden gewünschten größeren Verkaufseinheiten. Eine Vielzahl von kleineren Mengen wird dadurch erst vermarktungsfähig. Der Förster hilft dem Waldbesitzer außerdem bei der Sortierung des Holzes und berät bezüglich eines aktuellen und realen Verkaufspreises. Selbst bei relativ dünnem Holz wandern so erhebliche Mengen statt zu Preisen von um die 35 Euro pro Kubikmeter ins Brennholz zu 60 bis 80 Euro ins Nutzholz.

Neben dieser „Standardware“ finden sich außerdem immer wieder Einzelstämme mit Spitzenqualitäten in den Holzbieben. Solche Hölzer werden seit ca. fünf Jahren in stark steigenden Mengen auf Sammellagerplätzen im Rahmen der Wertholzsubmission des Amtes für Waldwirtschaft zum Kauf angeboten. Durch das deutschlandweit nach Menge und Qualität einmalige Angebot an Kastanienholz lockt die Ortenauer Kastanie zunehmend mehr Interessenten bei steigenden Preisen an und hat sich inzwischen den Ruf eines „Spezialitätenmarktes“ erworben. Bei der letzten Versteigerung am 28.2.2007 wurden rund 1400 Festmeter Kastanienstammholz zu einem Durchschnittspreis von rund 170 Euro verkauft und Spitzenerlöse für Furnierqualitäten von bis über 1100 Euro erzielt.

Durch die erhöhte Nachfrage und die Anstrengungen einer gezielten Vermarktung hat sich die Menge an eingeschlagenem Kastanienholz zwischen 1999 und 2006 von 3500 auf 7000 Festmeter verdoppelt. Noch bemerkenswerter ist aber der Anstieg des verkauften höherwertigen Holzes an dieser Menge, nämlich der genannten Palisaden-, Stamm- und Furnierholzsortimente, der sich im gleichen Zeitraum von 750 auf 3800 Festmeter erhöht hat.

Um den Absatz der Kastanie weiter zu fördern und insbesondere auf die besondere Qualität des hiesigen Holzes hinzuweisen, wurde im Jahr 2007 das Qualitätslabel „Ortenauer Edelkastanie“ geschaffen, unter dem künftig Stammholz und Holzprodukte der Region noch spezifischer vermarktet werden können.

Durch die verbesserte Vermarktung gewinnt die Kastanie zur Zeit wieder vermehrt Wertschätzung bei den Waldbesitzern, die Tendenzen zur Umwandlung der Bestände in Nadelholz gehen zurück, es werden sogar Kastanien im Wald gepflanzt. Die Vermarktungshilfe des Amtes für Waldwirtschaft für die Kastanie verbessert somit nicht nur die wirtschaftliche Situation der Privatwaldbesitzer, sondern trägt auch zum Schutz und der Erhaltung der Baumart im Sinne des Prinzips „Schutz durch Nutzung“ bei.



### *Ergänzung*

Gerade auf den mit über 80 % Anteil dominierenden Flächen im Kleinprivatwald war die planmäßige Bewirtschaftung als Hochwald bis vor wenigen Jahren nicht üblich.

Gründe hierfür waren:

1. die fast ausschließliche Zielsetzung der Brennholznutzung im Privatwald
2. mangelhafte Kronenentwicklungsmöglichkeiten der weit überwiegend schon um 50-jährigen Kastanienbestände
3. unzureichende Wertholzanteile durch hohen Ringschäleanteil
3. gering entwickelter Markt für Esskastanienwertholz in Deutschland
5. fehlendes Wissen über die waldbauliche Behandlung der Kastanie

Die Notwendigkeit, sich über eine gezielte waldbauliche Behandlung der Kastanienbestände Gedanken zu machen, entstand zum einen durch die bereits geschilderte Entwicklung eines Kastanienwertholzmarktes, noch mehr aber durch die nach Sturm „Lothar“ 1999 einsetzende großflächige Kastaniennaturverjüngung auch im öffentlichen Wald. Es deutet sich hier in Zusammenhang mit der Klimaerwärmung eine erhebliche Zunahme der Kastanienfläche im Ortenaukreis an.

Die großen Flächen mit Kastaniennaturverjüngung wurden zunächst vor allem als Problem im Sinne der Behinderung einer Verjüngung der Hauptwirtschaftsbaumarten gesehen. Abschreckend waren außerdem die hohen Anteile ringschäligen Holzes, die Dominanz der Verjüngung aus Stockausschlag und der Kastanienrindenkrebs.

Einen sehr entscheidenden Fortschritt hin zur planmäßigen Kastanienwirtschaft brachte schließlich eine Fachexkursion des Forstamts Oberkirch ins Tessin. Hierbei legten die Schweizer Forstkollegen ihr umfangreiches Wissen über die Kastanie, das sie durch waldbaulich-ertragskundliche Forschung, aber auch durch langjährige praktische Erfahrung erworben hatten, dar.

Zu nennen sind hier vor allem die Erkenntnisse, dass es sich bei der Ringschäle wohl nicht primär um ein Frostproblem handelt, sondern dass diese durch eine entsprechende waldbauliche Behandlung weitgehend vermieden werden kann, und die Tatsache, dass auch die Verwendung von Stockausschlägen zur Wertholzproduktion möglich ist. Die vor Ort gesehenen Bilder einer durch die Hypovirulenz entspannten Rindenkrebsproblematik löst für die Verhältnisse in Deutschland zwar noch nicht das Problem, zeigt aber Lösungsmöglichkeiten auf.

Die aus diesen Erkenntnissen abgeleiteten Eckpunkte einer Kastanienwertholzerziehung sehen etwa folgendermaßen aus:



- Ziel ist die Erziehung von Kastanienwertholz der 4. bis 6. Stammholzklasse in einer Umtriebszeit von 50 bis 70 Jahren.
- Die Begründung der Flächen erfolgt aus Naturverjüngung mit wechselnden Anteilen aus Stockausschlag und Kernwüchsen.
- Die Jungbestandspflege bis zu einer Oberhöhe von ca. 12 Metern beschränkt sich auf eine Vereinzlung von Stockausschlägen und Protzenaushieb in maximal 2 Eingriffen.
- Ab Oberhöhe 12 Meter (Alter ca. 12 bis 15 Jahre) werden 70 bis 90 Zukunftsbäume je Hektar ausgewählt.
- Bis zum Alter 25 bis 30 werden die Zukunftsbäume in 2 bis 3 Durchgängen freigestellt.

Diese Konzeption wird nun in jüngster Zeit im öffentlichen Wald konsequent umgesetzt und eröffnet vor allem den Edelkastanienflächen, die in der Folge von Sturm „Lothar“ entstanden sind, glänzende Perspektiven für die Wertholzproduktion im Hochwaldbetrieb.

Musterflächen für entsprechend gezielte waldbauliche Behandlung wurden in verschiedenen Entwicklungsstadien (Altern) von Flächen angelegt. Diese werden für forstinterne Schulungen verwendet und bilden gleichzeitig die Basis für die Schulung und Weiterbildung interessierter Privatwaldbesitzer, die angespornt durch die erzielbaren hohen Erlöse der Wertholzproduktion zunehmend auf diese Bewirtschaftungsform setzen.

#### Literatur

- Abetz, K. 1955: Bäuerliche Waldwirtschaft, dargestellt an den Verhältnissen in Baden. Verlag Paul Parey Hamburg und Berlin, 348 S., 112 Fotos, 61 Abb., 74 Tab. u. Kartogramme.
- Austmann, H. (1995): Untersuchung der oberirdischen Biomassenentwicklung eines Edelkastanien-Mittelwaldes mit Wirtschaftlichkeitsvergleich von Heizholz und fossilen Energieträgern. Referendararbeit beim Forstamt Oberkirch, unveröffentlicht, 50 Seiten.
- Bouffier, V.A. (2004): Die Edelkastanie (*Castanea sativa* P. Mill.) in Hessen – Aspekte einer Kastanien-Kultur. Mitt. Dtsch. Dendrol.Ges. Jg. 89, 107–115.
- Bourgeois, C., Sevrin, E., Lemaire, J. (2004): *Le châtaigner, un arbre, un bois*. 2e édition, Institut pour le développement forestier, Paris, 347 p.
- Braden, N. and Russell, K, 2001: Chestnut in the United Kingdom: Forest area, management and utilisation as timber. For. Snow Landsc. Res. 76,3, 505–510.
- Deuschel, R. 1983: Der Privatwald der Gemarkung Ringelbach mit seinen Kastanien-Niederwaldbeständen aus der Sicht der Landespflege und des Waldbaus. Unveröff. Landespflegearbeit beim früheren Forstamt Oberkirch (heute Landratsamt Ortenaukreis), 36 S., 12 Abb.
- Flannery, T., 2006: *Wir Wettermacher*. S. Fischer Verlag Frankfurt/Main, 398 S. Austral. Orig.-Titel „The Weathermakers. The History and Impact of Climate Change“, Melbourne 2005.

- Geb, M., Schmidt, W., Meyer, P., 2004: Das Mittelwaldprojekt Liebenburg – Entwicklung der Bestandesstruktur. FoHo Jg. 59, Nr. 12, 567–573.
- Gilles, K.-J., 1995: Neuere Forschungen zum römischen Weinbau an Mosel und Rhein, Trier (aus Reuter 2004).
- Heiniger, U., 1994: Die Edelkastanie in der Schweiz – Kastanienkultur im Wandel der Geschichte. Schweiz. Z. Forstwesen Jg 145, Nr. 3, 201–212.
- Hockenjos, W., 1978: Begegnung mit Bäumen. DRW-Verlag Stuttgart, 196 S., zahlr. teils farbige Abb.
- Insam, B.D., 1994: Die Edelkastanie – Aspekte einer europäischen Kultur. Schriften des Landwirtschaftlichen Museums Brunnenburg N. S. Nr. 9, Dorf Tirol, 82 S., 59 teils farbige Abb.
- Kaysing, N., 1884: Der Kastanienniederwald. Verlag Julius Springer Berlin, 43 S., Tabellen.
- Kuderer, A., 1940: Tagebuch des Ritterbauern von Durbach. Unveröffentlichtes Manuskript beim früheren Forstamt Offenburg (heute Landratsamt Ortenaukreis).
- Latif, M., 2005: Verändert der Mensch das Klima? FoHo Jg. 60, Nr.11, 443–446.
- Lockow, K.-W., 2005: Die Robinie aus ertragskundlicher und ökologischer Sicht. FoHo Jg 60, Nr. 11, 450–457.
- Löf NRW (Landesanstalt für Ökologie, Landschaftsentwicklung und Forstplanung Nordrhein-Westfalen) 1985: Merkblatt über fremdländische Baumarten (aus Sprute 1985).
- Mohns, B., 1986: Untersuchungen über den Biomassenertrag im Edelkastanien-Niederwald des Forstbezirkes Oberkirch. Unveröffentlichte Referendararbeit, 44 S., Fotos, Diagramme, Tabellen.
- Maurer, W., 2003: Die Edelkastanie. AFZ/Der Wald Nr. 16, 801–803
- Ostermann, R., u. Hochhardt, W., 1993: Vegetation, Standort und Nutzung der Edelkastanien-Niederwälder von Ödsbach/Oberkirch (Mittlerer Schwarzwald). Mitt. Bad. Landesver. Naturkunde u. Naturschutz, N. F. 15, Freiburg, Nr. 3/4, 533–567.
- Ostermann, R., 2002: Die Niederwälder am Fuß der Ostvogesen (Elsaß/Frankreich). Eine kulturgeografische und vegetationskundliche Analyse. Schriftenreihe Freiburger Forstliche Forschung, Bd. 21, 200 S.
- Rédei, K. und Veperdi, I., 2005: Robinien-Energieholzplantagen. Teil III des Sammelartikels „Robinienwirtschaft in Ungarn“. FoHo Jg 60, Nr. 11, S. 468-469
- Reuter, M., 2004: Die Römer und der Wein – eine Spurensuche auf dem Gebiet des heutigen Baden-Württemberg. „Momente“, Herausg. Staatsanzeiger Stuttgart, Nr. 4/2004, 36-37.
- Rollinson, T.J.D. and Evans, J., 1987: The Yield of Sweet Chestnut Coppice. Forestry Commission Bulletin 64, London, Her Majesty's Stationery Office, 22 p.
- Schüllli, L., 1967: Aufbau und Umwandlung in den Bauernwaldungen des mittleren Schwarzwaldes von 1850 bis 1960. Schriftenreihe der Landesforstverwaltung Baden-Württemberg Bd. 24, Stuttgart, 68 S., Karten u. Tabellen.
- Sölch, G., 1951: Der Edelkastanien-Ausschlagwald. Unveröff. Manuskript beim früheren Forstamt Bad Peterstal-Griesbach (heute Landratsamt Ortenaukreis), 59 S., 14 Abb.
- Sprute, F. J., 1987: Über einen Edelkastanienbestand im Moseltal. FoHo Nr. 15, 408-411.
- Wilde, J., 1936: Kulturgeschichte der rheinpfälzischen Baumwelt und ihrer Naturdenkmale. Thieme Verlag Kaiserslautern.

## Baum des Jahres 2004: Die Weißtanne und ihre Bedeutung für den Schwarzwald

*Kristian-Heinrich Schüssler*

„Weißtanne – der Riese unter unseren Nadelhölzern“ (Gerwig)

Der Schwarzwald ist als Forêt Noire bei unseren Nachbarn oder Black Forest im englischsprachigen Ausland weltweit bekannt und hieß schon bei den Römern *Silva nigra*<sup>1</sup>, ein kaum durchdringlicher Urwald, aber auch *Marciana Silva* (= Grenzwald). Er wird in einer St. Galler Urkunde erstmals 868 als „Saltus Swarzwald“ erwähnt. Der fremde Wanderer oder Tourist schätzt seine dunklen „Tannenwälder“, oft ohne zu wissen, dass das, was er unterschiedslos als Nadelbaum oder „Tanne“ anspricht, zwei ökologisch und botanisch sehr unterschiedliche Arten der Föhrengewächse sind: die **Fichte** oder Rottanne (*Picea abies* (L.) Karst) und die **Weißtanne** (*Abies alba* Miller), ein auch **Tanne** oder Edeltanne genannter Baumriese, um dessen Beschreibung es hier geht. Beide Arten werden oft verwechselt – wozu beiträgt, dass die Fichte synonym auch Rottanne heißt, aber botanisch eben keine Tanne ist. Beide Arten wachsen direkt neben einander am selben Standort, vegetationskundlich „Tannen-Buchen-Wald“ genannt, im wintermilden Schwarzwald bei Niederschlägen von 1000–1600 mm.<sup>2</sup> Das ist zu sehen, wenn man beispielsweise die asphaltierte breite Fahrstraße zum Brandenkopf (934 m) hinauf fährt, oder rund um die Burgruine Geroldseck, wenn man hinunter ins Tal blickt. Der Stamm der Fichte ist rötlichbraun, der der Weißtanne silbrig-weiß. Daher bekam die Weißtanne ihren Wissenschaftsnamen *Abies alba* (denn lat. „Alba“ bedeutet weiß) samt dem deutschen Trivialnamen Weißtanne. Und die Fichte heißt etwas verwirrend *Picea abies*. Die Weißtanne kommt in der Bundesrepublik heute hauptsächlich nur noch im gebirgeren Mittleren Schwarzwald vor,<sup>3</sup> gelegentlich in geringen Mengen auch in Mittelgebirgen, im westlichen Thüringen, im Harz, in Sachsen, in Österreich und der Schweiz.

Was Gerwig 1868 schrieb, gilt auch heute noch: „Der Schwarzwald, in welchem die Weißtanne vor allen deutschen Gebirgen die weiteste Verbreitung gefunden hat, ...“ Menschlicher (= anthropogener) Einfluss auf die Wälder ist beachtlich (Mayer 1984) und bereits ab 1800 wurden in Mitteleuropa auch reine Nadelwälder angebaut, auf alle Fälle nahm der Anteil der Laubbäume stark ab. Auf Kosten der Laubbäume nahmen Fichte und Kiefer zu, die Tanne aber wurde nicht gefördert, litt unter dem Wildverbiss der jungen Bäumchen.

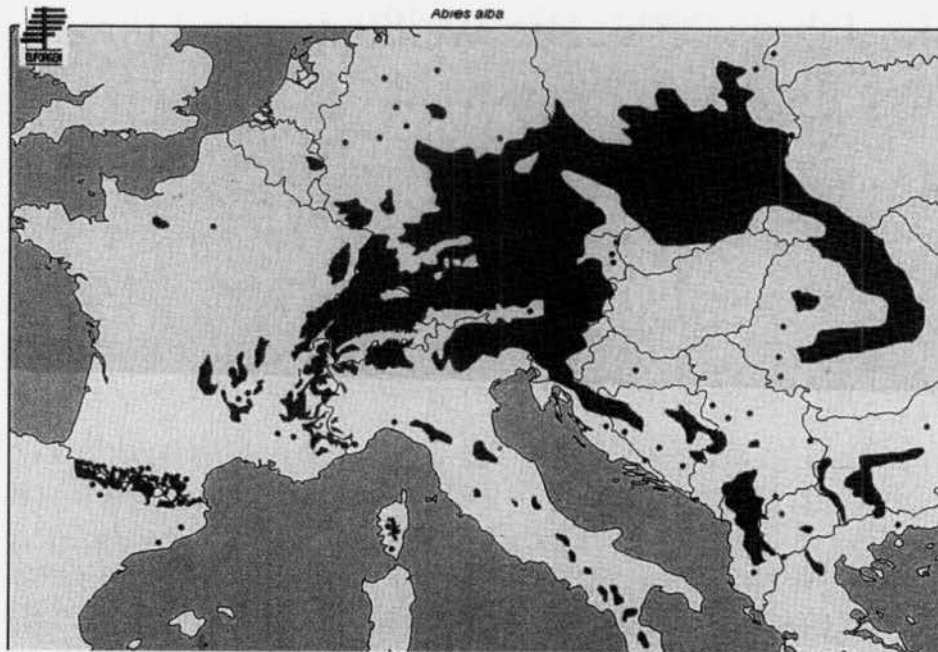


Abb. 1: Verbreitung von *Abies alba* in Europa (Folie 15 – Ausschnitt nach Wolf und Ärenhövel/Forstgenetik: Symposium Weißtanne, Wolfach 2004)

Die bläulichen Nadeln der Weißtanne zeigen auf der Unterseite zwei helle Streifen (Abb. 2), die die frisch-grüneren Fichtennadeln nicht aufweisen. Die helleren Zapfen der Weißtanne stehen nach oben auf den Ästen der Baumkrone und zerfallen in der Reife im Spätherbst, wobei die Spindel leer stehen bleibt und die Samen samt Schuppen vom Wind davongetragen werden. Auch aus der Ferne lassen sich die beiden Arten also gut unterscheiden: Die Zapfen der Fichte, ihre Samenträger, hängen nach unten reichlich in der Baumkrone, glänzen bräunlich und fallen nach der Reife unzerteilt ab. Der Laie sammelt sie dann fälschlich als „Tannenzapfen“ auf. Einheimische wissen aber auch, dass „Tannenzäpfle“ von Rothaus etwas völlig anderes sind ... nur Badener allerdings können diesen Scherz verstehen: Auf dem Etikett der Bierflaschen ist ein Fichtenzapfen abgebildet!

Die Weißtanne kann uralt werden – 500 Jahre nach Godet, bis zu 800 Jahre nach anderen Angaben, 180–200 Jahre im heutigen Wirtschaftswald, bevor sie geschlagen wird. Sie reagiert aber recht empfindlich auf Industrie- und Auto-Abgase, ist also in gewissem Sinne auch ein Bio-Indikator, wird gelegentlich auch eine „Mimose“ genannt. Schon die schwefelsauren Abgase der vorindustriellen Eisenhütten haben den Rückzug der Weißtanne aus Harz, Thüringer Wald und Erzgebirge verursacht. Aber nicht nur der Immissionen wegen hat sich der Tannenanteil im Schwarzwald seit 1900 nahezu halbiert. Tannen-Nadeln sind mehrjährig und derb, stehen gegeneinander, in einer Ebene, statt wie bei der Fichte rundherum um den



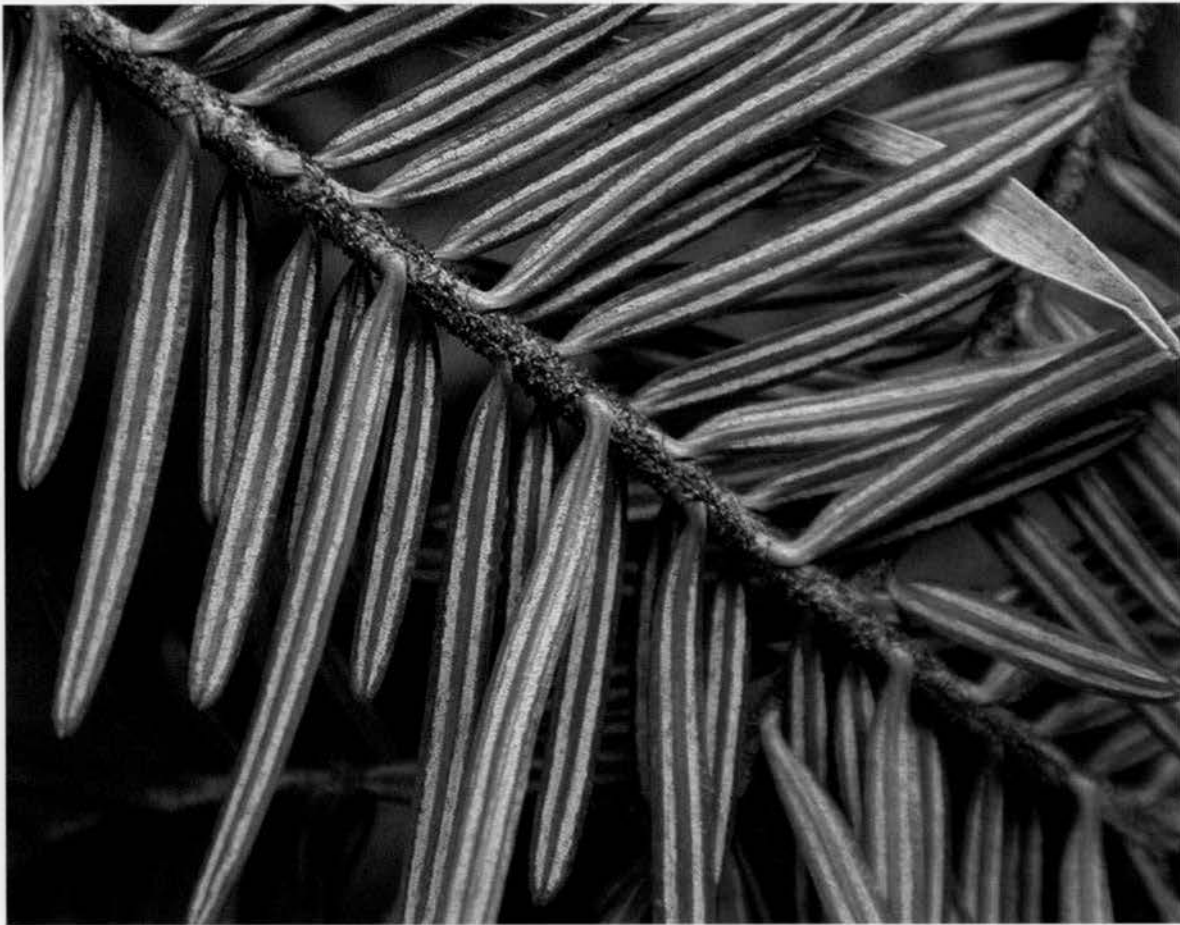


Abb. 2: Die zwei weißen Spaltöffnungs-Streifen im unteren Nadelbild der Weißtanne bieten ein sicheres Unterscheidungsmerkmal zum frischeren Grün der Fichten-nadeln, die diese Streifen nicht aufweisen; Tannen-Nadeln sind mehrjährig.

(Foto: Schüssler)

Ast. Ihr guter Geschmack, wenn sie jung sind, kann der Tanne zum Verhängnis werden. Nur bei schärfster Bejagung habe die Weißtanne noch eine Zukunftschance, dem Wildverbiss zu entkommen, wird immer wieder gesagt. Dafür wurzelt sie tiefer in der Erde als die Fichte, kann deshalb Stürmen dank ihrer Pfahlwurzel besser widerstehen und stabilisiert somit den Tannen-Fichten-Mischwald. Fichten-Monokulturen sind nicht zuletzt eine der Ursachen, die die hohen Sturmschäden von „Lothar“ 1999 vor allem im sogenannten „Neuen Wald“ begünstigt haben.

Die Tanne vor allem (die „Mimose“ natürlich nicht alleine), lieferte in den 70/80er-Jahren des vergangenen Jahrhunderts das Schlagwort vom „Waldsterben“ wegen des „Sauren Regens“. „Tannensterben“ hat es auch in früheren Jahrhunderten schon gelegentlich gegeben, ganz ohne „Sauren Regen“. Darauf werden wir zurückkommen.

Rund um Wolfach ist die Weißtanne in den Wäldern im Mittel noch mit bis zu 27 Prozent der vorkommenden Baumarten vertreten. Je älter der



*Abb. 3: 125-jährige Tanne aus dem Wolfacher Forst-Revier, (Querschnitt in 9 m Höhe, Ästung mit 35 Jahren: Es entstehen 6 fm verwertbares Furnier-Tannenholz des Stammes, sie ergeben etwa einen Erlös von 1000,- Euro.) Derartige Trockenrisse entstehen natürlich nur in der frisch geschnittenen Baumscheibe, nicht im Stamm selbst (Ausstellung in der Wolfacher Sparkasse 2004, Foto: Schüssler).*

Wald, desto höher ist ihr Anteil. Dank verfehlter Forstpolitik wurde allerdings ab etwa 1900 bevorzugt Fichte gefördert und angepflanzt, weil sie schneller Erträge bringt, nicht die Tanne, die ökologisch gesehen dort hingehört hätte.

Femelwald<sup>4</sup> wird heute wieder vermehrt gezogen, da die Weißtanne sich auch später zur Naturverjüngung bestens eignet. Sie war die optimale Baumart für den bäuerlichen Mischwald früherer Jahrhunderte. Weißtanne kontra Fichte als einheimische Baumart im Plenterwald, die aus dem Schwarzwald das Bauholz fürs Fachwerk und die „Holländer-Stämme“ für die Flößerei (Holländerholzhandel) lieferte. – Das Badische Forstgesetz von 1810 enthält ein Kahlschlag-Verbot. Badische Förster haben nie so recht an das Heil der Fichten-Monokulturen glauben wollen und folgten in den Bauernwäldern auch nicht dem 1827 in Teilen Frankreichs und in Süd-

deutschland ausgesprochenen Verbot des Plenterns. Richtig betriebene Plenterung fordert vom Förster und vom Waldbesitzer die individuelle Auseinandersetzung mit der Entwicklung jedes einzelnen Baumes oder einer kleinen Baumgruppe von einer bestimmten Stammstärke an.<sup>5</sup> Die Erfolge sind allerdings dann bemerkenswert. Schon damals wie heute wieder, setzte man dort, wo es möglich war, auf die Naturverjüngung. Der Tanne-Fichte-Buche-Bergmischwald<sup>6</sup> ist heute wieder das angestrebte Ziel für einen natürlichen, gesunden Wald. Im Urwald natürlich wachsend 500- bis 800-jährig bei Stammdurchmessern bis 1,5 m – erreicht die Weißtanne *Abies alba* Höhen als „Riese“ bis zu etwa 55 m. Im Wirtschaftswald beim Alter von 180–200 Jahren und mit Durchmessern bis zu 1 m geschlagen, erreicht sie immerhin noch Höhen von 30–40 m (Angaben nach Godet). Der Baum entwickelt mit der Zeit eine tiefe, kräftige Pfahlwurzel, die andere Nährstoffe als die flachwurzelnende Fichte aus größeren Tiefen heranziehen kann. Die Seitenäste der Weißtanne können den Gipfeltrieb überragen. Nadeln der Weißtanne fallen nach etwa sieben Jahren ab und können im Sinne des Recyclings der Nährstoffe leichter zerfallen als Fichtennadeln, ökologisch ein großer Vorteil für den Waldboden.

Bekannt ist die Weißtanne für ihr gut spaltbares (Schindelherstellung, Zündhölzer) helles, harzfreies Holz, das sehr schnell trocknet, aber dabei auch sehr leicht reißt (Abb. 3: eine Baumscheibe). Es ist wetterfest und von erstaunlicher Haltbarkeit. Fast tausendjähriges Bauholz findet sich noch heute im Glockenstuhl des Freiburger Münsters. Vor die Wahl gestellt, bevorzugten die Erbauer der Schwarzwaldhöfe immer das Tannenholz vor der Fichte, vorausgesetzt, die Tanne wuchs in der Höhenlage des Hofes<sup>7</sup> oder der Bauer besaß genug Geld, Tannenholz heran schaffen zu lassen. Dadurch, dass der Rauch ungehindert durch das Gebälk streichen konnte, wurden die Balken von Fichte und Tanne in den Schwarzwaldhäusern ganz besonders konserviert und für Jahrhunderte haltbar gemacht. Auch die Schiffsbauer von Amsterdam waren der Meinung, dass Tanne besser als Fichte für ihre Aufgaben im Schiffsbau sei, bei dem allerdings hauptsächlich Eiche verwendet wurde, nur etwa 10 % Tannenholz in jedem Schiff. Moderne Verarbeiter, die Tannenholz überhaupt kennen und einen Unterschied zwischen Tanne und Fichte noch machen, schätzen die Harzfreiheit, Imprägnierbarkeit und Farbaufnahmefähigkeit, das Holz sei „lebensmittelecht“ (FVA): Hinweise zur Verwendung im Internet unter [www.weisstanne.de](http://www.weisstanne.de). Was das schwerere Tannenholz zu leisten vermag, zeigen die etwa 400 Jahre alten Bauten einiger der Schwarzwaldhäuser im Gutacher Freilichtmuseum Vogtsbauernhof (zum Beispiel der „Lorenzenhof“) oder der Tannenturm in der Kehler Landesgartenschau von 2004. Besonders werbewirksam ist es wohl, dass für den Wiederaufbau der Dresdener Frauenkirche Tannenholz aus dem Schwarzwald verwendet wurde. Und dass man mit Tannenholz und Glas auch gut und modern bauen kann,



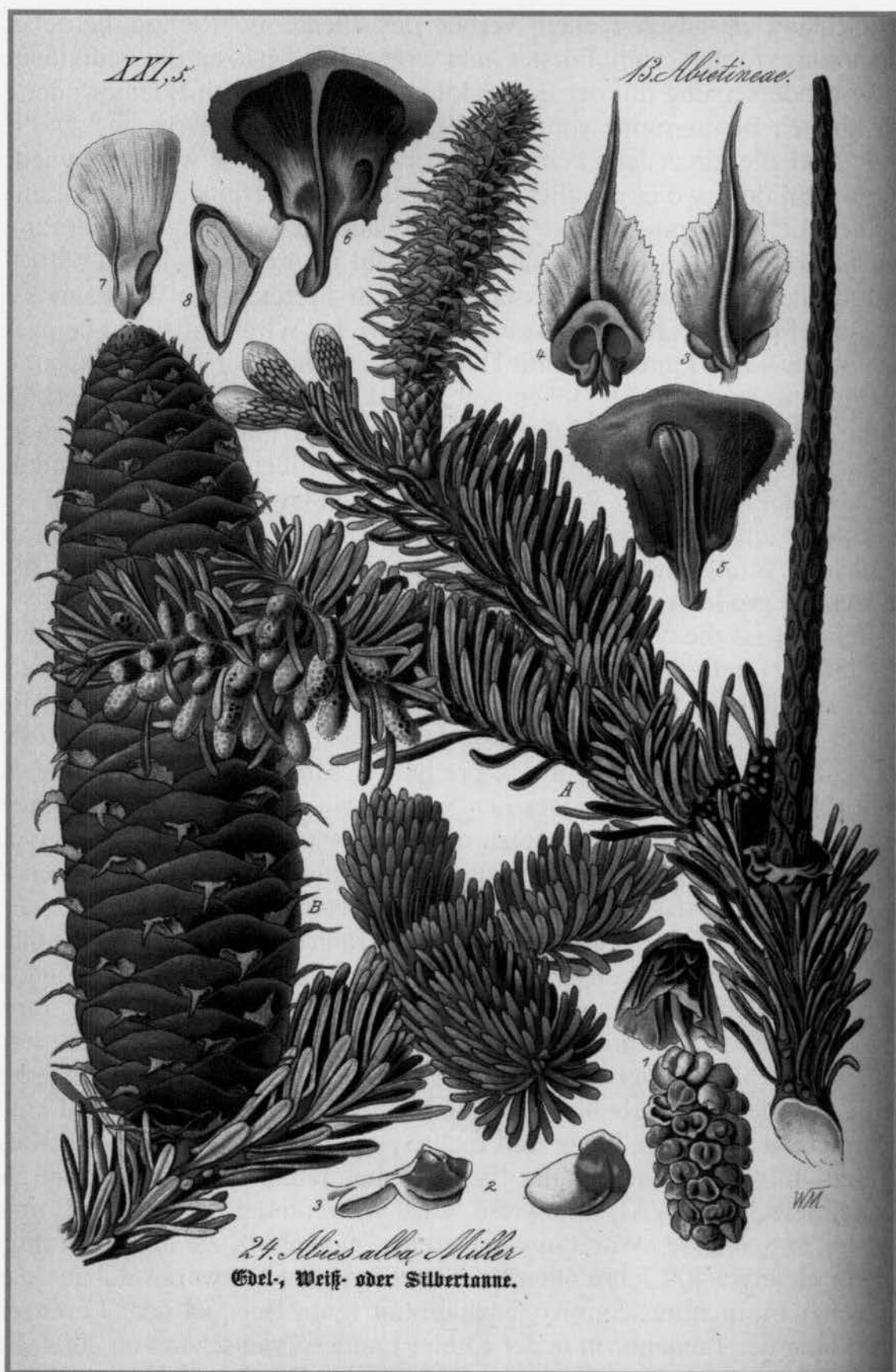


Abb. 4: Aufrecht stehender, hellgrüner Zapfen charakteristisch für die Weißtanne. Übrig bleibt am Ast der Baumkrone nach der Reife die leere Spindel (Thomé 1885).



soll das Verwaltungs- und Ausstellungsgebäude des Freilichtmuseums Vogtsbauernhof zeigen, mit dessen Neubau man Anfang 2005 begonnen hat,<sup>8</sup> und das zur Saison 2006 eröffnet werden konnte.

Einzelstehende Weißtannen blühen mit etwa 30 Jahren zum ersten Mal, in dichterem Beständen allerdings erst mit 60–70 Jahren. Später bilden sich dann die hellgrünen, aufrechten Zapfen von 10–18 cm Länge. Die Weißtanne soll nach manchen Angaben schattenliebend sein, was sich wohl in erster Linie auf die Naturverjüngung bezieht. Die jungen Bäumchen gedeihen unter dem Lichtschutz älterer Bäume besonders gut. In Kahlschlägen gepflanzt ist die Frostgefahr für die kleinen Tännchen besonders groß und die robustere Fichte wird dann hier die Siegerin. Die Weißtanne bevorzugt frische bis feuchte, schwach saure bis basische Böden in gebirgigen Lagen etwa des Mittleren Schwarzwaldes. Von Natur aus waren Buchen-Tannewälder in den deutschen Mittelgebirgen weit verbreitet, lebten Weißtannen meist in der Gesellschaft von Buchen (siehe unter anderem Mayer 1984).

Schilli (1982) beschreibt, dass der Wald des Schwarzwaldbauern Brennholz- und Bauholzquelle in einem war, aber auch die „Sparkasse“, um die Geschwister im Erbgang<sup>9</sup> auszahlen zu können. Das tägliche Bargeld kam aus der Viehzucht. Für Küche und Stube brauchte so ein Einödhof pro Jahr 15 bis 20 Klafter<sup>10</sup> Brennholz<sup>11</sup> und musste dazu einen Waldbesitz von mindestens 25–30 Morgen (= 9 Hektar) haben. Beispiele aus zwei „Heidenhäusern“ mit Feldgras-Wirtschaft: Der „Zipfelhof“ bei Kappel/Neustadt (800–900 m) bewirtschaftete insgesamt 69 ha, davon waren 12 ha Matten, 8 ha Acker, 9,17 ha Weidberge und 19,18 ha Wald. Der „Weißtannenhof“ bei Breitenau (1000–1100 m) bewirtschaftete 73 ha, hatte 19,75 ha Matten, 7 ha Acker, 10 ha Weidberge und 32,78 ha Wald.<sup>12</sup> Der Bauholzmangel im 18. Jahrhundert war so groß geworden, dass es verboten war, das Vieh zwischen Holzzäunen auf die Weide zu treiben oder den Bauerngarten mit Holz einzuzäunen. „Lebende Zäune“ sollten stattdessen angepflanzt werden.

Im Freilichtmuseum Vogtsbauernhof ist der Hippenseppenhof das Beispiel eines „Heidenhauses“, ursprünglich 1598 erbaut. Holz ist das einzige verwendete Baumaterial (Schilli 1982): „Verwendet wurde Fichten- und Weißtannenholz, die angeräuchert sich vorzüglich bewährt haben.“ Bis zu 1000 m<sup>3</sup> Holz wurden für so ein Gebäude mittlerer Größe benötigt, Holz, das vom eigenen Wald kommen musste, gelegentlich aber auch vom Grundherren gestellt wurde. Schon im 16. Jahrhundert waren die Zimmerleute zur Sparsamkeit verpflichtet. „Das Fällen und Zurichten des Holzes erfolgte mit der denkbar größten Sorgfalt. Mondphasen und bestimmte Tage wurden berücksichtigt, ja von verschiedenen Grundherren vorgeschrieben.“ Otto Seith erwähnt alte Bauern- und Zimmermannsregeln, die besagen, dass Bauholz erst nach dem Laubfall im Herbst gefällt werden darf, soll es jahrzehnte- bis jahrhundertlang im Holzbau ausdauern. Darauf zie-



Abb. 5: „Sind Wälder hier älter als hundert Jahre, so haben sie immer – auch heute noch – einen sehr hohen Tannenanteil (Edwin Dreher mündlich).“ Deshalb wird zum Wolfacher Weißtannen-Symposium auch symbolisch eine Weißtanne gepflanzt. (Foto: Schüssler)

le die Zimmermannsregel „Wer’s Bauholz um Christmett fällt, dessen Haus wohl zehnmal hält.“ Zimmerleute schwören darauf, dass sich solches Holz „nicht in der Faser wirft,“ sich als Balken also nicht verdreht, und umso härter wird, je länger es verbaut ist, resistent auch gegen Holzwurm und andere Holzschädlinge. Das Ende der Fällzeit wurde durch eine andere Bauernregel bestimmt: „Fabian-Sebastian fängt der Saft zu treiben an (20. Januar).“ Nach Lichtmess (2. Februar) sollte also kein Bauholz für den eigenen Bedarf mehr geschlagen werden. In fürstenbergischen Gebieten durfte das Holz erst nach Michaelis, also nach dem 29. September und bei absteigendem Mond,<sup>13</sup> das heißt „im Wädel“ (beim „Mondwechsel“), gehauen werden.<sup>14</sup> Auch mit manchem Aberglauben war das Holzfällen verbunden. Bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurden die Bäume mit der Schrotaxt gefällt. Erst 1748 verfügte das Fürstlich Fürstenbergische Amt beispielsweise, dass das Holz gesägt werden müsse und nicht mehr „ge-

schrotet“ werden dürfe. Mit dem Breitbeil wurden die Bäume vom Zimmermann zu Balken behauen und geglättet. Das durfte in früheren Zeiten nicht im Wald geschehen und wird heute noch gelegentlich im Freilichtmuseum Vogtsbauernhof an besonderen Wochenenden vorgeführt. Auch das Deichelbohren (Herstellen von Wasserleitungen aus Holzstämmen) gehört zu dieser Demonstration der Zimmerleute.<sup>15</sup> Einer der letzten hauptberuflichen Schindelmacher des Schwarzwaldes ist gelegentlich anwesend.

Wir wollen die Aussage wiederholen: Holz ist das einzige verwendete Baumaterial der historischen Schwarzwaldhäuser (Schilli 1982): „Verwendet wurde Fichten- und Weißtannenholz, die angeräuchert sich vorzüglich bewährt haben.“ Rauch und Ruß boten sogar einen gewissen Feuerschutz. Und so kommen wir zur Ausnahme: Das sogenannte „Gutacher Haus“<sup>16</sup> enthält nach der Bauvorschrift des Fürstenthumes Württemberg von 1568 einen Steinsockel und statt der Schindeln nun ein Dach mit Lehmstroh in der untersten Lage. Ab 1808 wurde bei Renovierungen oder Neubauten auch der Einbau eines Schornsteines vorgeschrieben, alles wegen der Brandgefahr.

Was spricht für die Weißtanne? Wegen ihrer milden Nadelstreu hat sie sich für den Nahrungskreislauf der Bergwälder als ökologisch unersetzlich erwiesen. Als „Tiefwurzlerin“ ist sie mit ihrer Pfahlwurzel widerstandsfähiger gegen Schneedruck und Sturm. Der Wildbestand muss allerdings der Waldökologie angepasst sein. „Im Konzept der modernen, naturnahen Waldwirtschaft“ setzt man alles daran, ihr den natürlich angestammten Rang wieder zu verschaffen. In der Unternehmensphilosophie der deutschen Forstverwaltungen kommt ihr in den Bergmischwäldern die Schlüsselrolle zu. „Kleinstrukturierte Wälder gelten heute wieder als das Non-plusultra naturnaher und nachhaltiger Forstwirtschaft.“ Und Weißtanne ist als Bauholz nicht zu überbieten, überall dort, wo es nicht wegen der Feuchtigkeit Hartholz sein muss.

Deutschlands größte und eine der ältesten hier bekannten Tannen wächst heute im Schwarzwald bei Freudenstadt: Etwa 300 Jahre alt, 46 Meter hoch. Sie hat ein Stammvolumen von derzeit etwa 36,5 Festmetern und als ein beliebtes Wanderziel wird sie die „Großvater-Tanne“ genannt.

Den „Tag des Baumes“ gibt es in Amerika seit 1872, in Deutschland ist es seit 1952 der 25. April und er war ab 1989 der Anlass, auch einen „Baum des Jahres“ zu benennen. Dies ist stets eine Baum-Art, die geschützt oder gefördert werden muss und bekannter werden soll. Wirtschaftliche Interessen stehen dabei nicht im Vordergrund. Dr. Silvius Wodarz als Vorsitzender des Wahlstedter Vereins „Baum des Jahres e.V.“ ([www.baum-des-jahres.de](http://www.baum-des-jahres.de)) hat erstmals 1989 die Stileiche dazu ausgerufen. Nun war es 2004 die hauptsächlich noch im Schwarzwald wachsende Weißtanne, der natürlich hier auch wirtschaftliche Interessen gelten. Die Ursache für den großen Zuspruch, den das „Wolfacher Weißtannen-Symposium“ vom



6./7. Mai 2004 in der Festhalle unter den Holz- und Forst-Fachleuten von Thüringen, Sachsen, Bayern, Österreich, der Schweiz und natürlich aus dem Schwarzwald hervorrief (sogar aus Finnland war ein offizieller Vertreter anwesend), ist die Idee des Femelwaldes und des Plenterwaldes<sup>17</sup>, die doch nun wieder überall akzeptierte Leitlinie für ökologisch-gesunden und nachhaltigen Waldbau, besonders im sogenannten Bergmischwald.<sup>18</sup> Vor allem gilt das aber im Forstrevier Wolfach, das bis Ende 2004 unter der Leitung von Forstdirektor Edwin Dreher stand. Die „Stiftung Wald in Not“ und das „Forum Weißtanne e.V.“ in Gengenbach (1. Vorsitzender ist Klaus Brodbeck, Landrat der Ortenau) waren die Veranstalter des Symposiums<sup>19</sup>. Ein herrlicher Bild-Kalender „Die Weiß-Tanne – Baum des Jahres 2004“ hat im Text umfangreiches Wissen über die Weißtanne zusammengefasst. Der Journalist J.S. Morton, der Initiator des amerikanischen „Tag des Baumes“, gab bereits 1872 das noch heute auch für uns gültige Motto aus: „Andere Festtage dienen der Erinnerung, der Tag des Baumes weist in die Zukunft.“ Die Verantwortung des Menschen für die Natur und seine Umwelt wird hier aufgezeigt, für die Gesamtheit genauso wie für das einzelne Lebewesen.

#### *Quellen und Literatur*

Dank gilt Herrn Dr. Heinrich Schwendemann vom Historischen Seminar der Universität Freiburg für Mittlere und Neuere Geschichte für die freundliche Überlassung spezieller Lehrbücher aus der Universitätsbibliothek Freiburg.

#### A) Forstgeschichte:

Hasel/Schwarz: Forstgeschichte. Ein Grundriss für Studium und Praxis. 2. akt. Auflage, Regamen 2002

Mayer, Hannes: Wälder Europas. Stuttgart 1984

Mantel, Kurt: Forstgeschichtliche Beiträge. Ein Überblick über die Geschichte der Bewaldung, der Wald- und Holznutzung, der Wald- und Forstordnung und der Forstwissenschaft. Hannover 1965

Ders: Wald und Forst in der Geschichte. Ein Lehr- und Handbuch: Alfeld-Hannover 1990

#### B) Broschüren zur Holznutzung:

Forstabsatzfonds Serie: Holz aus nachhaltiger Forstwirtschaft: Bereitstellung von Industrieholzsortimenten am Beispiel eines neuen Zellstoffwerkes. Informationsschrift für Privatwaldbesitzer: (ohne Jahr)

Ministerium für Ländlichen Raum Baden-Württemberg: Holz aus unserem Wald. Ökologisch gut. (ohne Jahr)

Regionalmarkt Südlicher Schwarzwald e.V. / Freiburg: Weisstanne heimisch – edel – ökologisch – modern

C) Definition diverser Fachbegriffe: (z.B. Femelwald, Plenterwald, Mischwald, Hochwald, Niederwald, Forsteinrichtung) unter [de.wikipedia.org](http://de.wikipedia.org), beispielsweise <http://de.wikipedia.org/wiki/plenterwald> mit dem Hinweis auf Schütz 2001, hier nicht verwendet; ferner siehe die unter A) genannten Lehrbücher



## D) Vom Verfasser zitierte Quellen und Literatur:

- Dreher/Wenz/Allgaier: 2003 – ein Jahr der Extreme. In: Der Waldbauer im Forstbezirk Wolfach. Ausgabe 6, Januar 2004
- Ders: Vorsicht Hallimasch. In: Der Waldbauer im Forstbezirk Wolfach. Ausgabe 6, Januar 2004
- Firbas, F: Waldgeschichte Mitteleuropas: Band 1, 1949. Band 2, 1952
- Forum Weißtanne e.V. Gengenbach ([www.weisstanne.de](http://www.weisstanne.de))
- Forstliche Versuchs- und Forschungsanstalt Baden-Württemberg: Waldzustandsbericht 2004. Freiburg November 2004, (entstanden aus der 22. „Terrestrischen Waldschadensinventur 2004“ TWI auf dem 16 × 16-km-Raster vom Sommer 2004)
- Gerwig, Friedrich: Die Weißtanne (*Abies pectinata* D.C.) im Schwarzwalde. Ein Beitrag zur Kenntniß ihrer Verbreitung, ihres forstlichen Verhaltens und Wertes, ihrer Behandlung und Erziehung. Berlin 1868, VIII + 144 Seiten, keine Abbildungen (Reproduktion: Photokopie ex coll. Edwin Dreher)
- Godet, Jean-Denis: Bäume und Sträucher. Einheimische und eingeführte Baum- und Straucharten. In: Serie Godet Pflanzenführer Naturbuch-Verlag/WELTBILD-Verlag, Augsburg 1994
- Gürth, P: Bestandesgeschichtliche Untersuchungen im Mittleren Schwarzwald. In: Schriften der LFV Nr. 57 (1982)
- Hockenjos, Wolf: Waldpassagen – Gesammelte Versuche über Baum, Wald und Flur. Vöhrnbach 2000
- Jägerschmid, K.F.V.: Handbuch für Holztransport und Floßwesen. 2 Bände. Karlsruhe 1827, 1828
- Jehle: siehe unter Staatliches Forstamt Wolfach
- Kirchner, M.: Die Rolle von Klima und Witterung bei den neuartigen Waldschäden. In: Stiftung Wald in Not / Schriftenreihe Band 3; 4. aktualisierte Aufl. 1995
- Krause, Georg H.M.: Gasförmige Luftverunreinigung und neuartige Waldschäden – Ursachen und Wirkungen. In: Stiftung Wald in Not / Schriftenreihe Band 3; 4. aktualisierte Auflage 1995
- Küster, Hansjörg: Geschichte der Landschaft in Mitteleuropa. Von der Eiszeit bis zur Gegenwart. München 1999
- Kuratorium „Baum des Jahres e.V.“ ([www.baum-des-jahres.de](http://www.baum-des-jahres.de))
- Kuratorium „Baum des Jahres e.V.“ Kalender „Die Weiß-Tanne – Baum des Jahres 2004“ Marktredwitz 2003 mit Texten von W. Hockenjos, A. Rolof
- Ministerium f. Ernährung + Ländlichen Raum Baden-Württemberg: Anlage (Schreiben) zum „Waldzustandsbericht 2004“ mit Betreff „Terrestrische Waldschadeninvestitur 2004 Moosmayer/Wangler Aktenzeichen 55-8635.45 25.10.2004
- ders: „Waldzustandsbericht 2004 der FVA Freiburg (im Internet unter [www.fva-bw.de](http://www.fva-bw.de) einsehbar)
- Offenburger Tageblatt: Landrat ist Chef von 10 000 Bediensteten. 31. Dezember 2004/ Nr.104 Ortenaukreis
- Philipps, Roger: Der grosse Kosmos-Naturführer: Bäume. 6. Aufl., Stuttgart 1998
- Schilli, Hermann: Das Schwarzwaldhaus. Alemannisches Institut, Freiburg (1. Aufl. 1953) 4. Auflage 1982
- Schüssler, Kristian-Heinrich: Die Riesen aus dem heimischen Schwarzwald / Im Mittelpunkt die Weißtanne. Schwarzwälder Bote, 23. April 2004/Nr.94 Ortenaukreis
- ders: Jeder Baumriese erzählt auch ein großes Stück Geschichte / Ausstellung zur Weißtanne eröffnet“ Schwarzwälder Bote, 04. Mai 2004/Nr.102 Mittleres Kinzigtal

- ders: Werbung für die Weißtanne / Internationales Symposium in Wolfach“ Schwarzwälder Bote 10. Mai 2004
- ders: Forstleute nehmen für Symposium weiten Weg auf sich / Prominente „Rotte“ macht sich gleich an die Arbeit. Schwarzwälder Bote, 13. Mai 2004/Nr.110
- Schütz, Jean-Philippe: Der Plenterwald und weitere Formen strukturierter und gemischter Wälder. Berlin 2001
- Seith, Otto: Auch Waldbäume gehen nach dem Mond. Zusammenhänge zwischen Mond und Pflanzenwachstum (Mskpt)
- Staatliches Forstamt Wolfach: Akte „Bild- und Ergänzungsband zur Standort-Kartierung 1983/84“ mit Bildern und Texten. Allgemeinere Texte, von Standortkartierer Jehle zusammengestellt aus diversen Unterlagen und der Literatur. Dazu umfangreiches Bildmaterial. Die Postkarten Abb. 5 sind gekennzeichnet mit „Bücherverzeichnis H 1 / K“; Rückseiten: Copyright LAUIB/Strassburg (oben) und METZ/Tübingen 1904 (unten). Das eigentliche Hauptwerk mit den Ergebnissen der Standort-Kartierung heißt „Erläuterungsband“ und enthält auch die Quellenhinweise zum Text im „Bild- und Ergänzungsband“.
- ders: Staatliches Forstamt Wolfach Serie (in unregelmäßigen Abständen als Rundbrief an die Waldbauern verschickt)
- ders: „Der Waldbauer im Forstbezirk Wolfach“ Ausgabe 6 / Januar 2004
- ders: „Der Waldbauer im Forstbezirk Wolfach“ Ausgabe 7 / Dezember 2004
- „Stiftung Wald in Not“ ([www.wald-in-not.de](http://www.wald-in-not.de))
- Stiftung Wald in Not / Schriftenreihe: Band 3 „Fakten Forschung Hypothesen – Ursachen der Waldschäden“; 4. aktualisierte Auflage 1995
- ders: Band 5 „Treibhaus Effekt und Wald“ 5. überarbeitete Auflage 1996
- Thomé, Otto Wilhelm: Flora von Deutschland Österreich und der Schweiz. Gera 1885 Band 1 (Tafel 24)
- Ulrich, B. / Bredemeyer, M.: Auswirkungen der Bodenversauerung. Nährstoffverluste – Waldschäden – Grundwassergefährdung. In: Stiftung Wald in Not/Schriftenreihe Band 3; 4. aktualisierte Auflage 1995

### Anmerkungen

- 1 „silva“ bedeutet lateinisch Wald oder Forst ohne Weidegang und „saltus“ heißt Waldgebirge, hoher Wald. „Forst“ ist eigentlich ein Rechtsbegriff, der sich ab dem 8. Jahrhundert einbürgert und auf die Nutzungsrechte bezogen wird. (z.B. „Staatsforst“, „Bannwald“). Nach Mayer 1984 hieß der Schwarzwald bei den Römern auch „Silva Abnoba“.
- 2 Der Thüringer Wald, in dem ebenfalls die Weißtanne vorkommt, hat ein wesentlich kühleres und trockeneres Klima.
- 3 Nach Hartman-Schnelle (zitiert aus Mayer 1984) ist das Vegetationszeitklima (zeitliche Summe aller Temperaturen über 8° Celsius) im Schwarzwald in Höhen über 800 m mit 1990° C am höchsten vor Erzgebirge (1610° C) und Thüringer Wald (1730° C). Der Thüringer Wald ist nicht nur kühler, sondern auch deutlich trockener als der Schwarzwald. Dort und in Sachsen soll die Tanne wieder vermehrt gezogen werden.
- 4 Fälschlich oft als Synonym verwendet zu Plenterwald, aber zwei unterschiedliche Wirtschaftsformen. Im Plenterwald wurden je nach Bedarf nur einzelne, große Tannen oder Fichten herausgeschlagen, sofern ein Abtransport möglich war. Ausführliche Definitionen zur Unterscheidung sowie eine Diskussion des Fachbegriffes „Badischer Fe-

melschlag“ finden sich bei Mantel 1990, S. 364 f. Wesentlich ist dabei auch die Einführung des Nachhaltigkeitsgedankens in die Forstwirtschaft und die Einführung der Forsteinrichtung (Mantel 1990, S. 378–383).

- 5 Der Name dafür lautete auch „Wilde Plenterung“, denn für die Wahl eines Baumes war entscheidend die Bedarfsdeckung, ob er an seinem Platz gefällt werden konnte und ob ein Abtransport überhaupt möglich war. Diese „okkupatorische Nutzung“ zur Bedarfsdeckung wurde im Schwarzwald bis ins 18. Jahrhundert und im bäuerlichen Wald auch noch länger durchgeführt. Mit dem Aufkommen der Waldordnungen (in Baden ab 1566) hatte man mit der „Stammanweisung“ ein gewisses Regulativ für die Übernutzung gefunden. Außerdem unterschied man fortan den „Hauwald“ in der Nähe der Siedlungen für das Brennholz und den weiter entfernten „Bauwald“ für das Bauholz, wo Tannen und Fichten zu großen Stämmen heranwachsen konnten. Außerdem wurde gegen das Plentern die Schlagwirtschaft angeordnet, die in späteren Jahren zu den Fichten-Monokulturen führen sollte, aber nicht unbedingt Kahlhiebe gemeint hatte. Zur Wiederbestockung wurde dann die Nadelholzzaat erfunden, wie wir sie noch heute kennen. Bis zum 18. Jahrhundert war sie dann überall bekannt. Angewendet aber fast nur zu Gunsten der Fichte.
- 6 Mantel 1990, S. 348 schreibt: „Wesentlich später, erst im 18. Jh., sind Saaten im meist gebirgigen Tannen-Fichten-Buchenschattholzwäldern nachgewiesen und hier wurden Saaten nur langsam angewendet; man hat lange die Wiederverjüngung von der Naturverjüngung, die keinen Aufwand brachte, erhofft. Dies gilt in besonderem Maße für Südbaden, Württemberg ... sowie für die mitteldeutschen Mittelgebirge.“
- 7 In Höhenlagen bis 700 Meter kann man bei historischen Schwarzwaldhäusern Tannenholz als Baumaterial vermuten, darüber hinaus nur bei sehr reichen Höfen (Gutacher Vogtsbauernhof, Lorenzerhof im Freilichtmuseum). Der Rohstoff Holz aus dem eigenen Wald wurde natürlich in erster Linie verwendet.
- 8 Erster Spatenstich am 31. Januar 2005 (Claudia Ramsteiner in Offenburger Tageblatt – Ortenau Regional „Ein Schmuckstück mit viel Holz – Erster Spatenstich ...“ vom 1. Februar 2005). Auch wenn es nicht direkt zum Thema gehört, wollen wir eine weitere erfreuliche Zeitmarke setzen. In der gleichen Ausgabe des Offenburger Tagblattes wird berichtet, dass nach langen Jahren erstmals in der Kinzig bei Wolfach wieder Lachslauch nachgewiesen werden konnte. (Auch: hr in Schwarzwälder Bote „In der Kinzig laichen die ersten Lachse – Erste Beobachtung seit einem halben Jahrhundert“ vom 2. Februar 2005).
- 9 Güterschluss und Minorat als Erbform der Höfe: Der „Hofengel“, der jüngste Sohn, erhielt den Hof „unzergengt“, das heißt unzerteilt. Der verfügbare Boden wurde also nicht weniger, die Zahl der Höfe stieg nicht. Diese Erbform wurde 1543 in der Kinzigtäler Landordnung durch das Haus Fürstenberg verfügt und das Ergebnis nennt man heute „geschlossene Hofgüter“.
- 10 Das Klafter als Längenmaß (z. B. 1.80 m für ausgestreckte Arme eines Mannes) ist je nach Gegend sehr unterschiedlich definiert. Als Raummaß für Schichtholz entsprach das je nach Gegend 3 bis 4 m<sup>3</sup> oder Raummeter Holz = 2 –3 Festmeter. (nach Wikipedia). Klafter ist als Raummaß für gespaltenes Stammholz (Hausbrand) besonders in Süddeutschland üblich gewesen, in Österreich bis 1872. Ab 1875 wurden in Deutschland offiziell Festmeter und Kubikmeter eingeführt. So ein Schwarzwälder Heidenhaus hat also pro Jahr bis zu 60 Festmeter Brennholz verbraucht.
- 11 Die „Brennkraft“ (= Heizkraft, enthaltene Energie) ist im Fichtenholz niedriger als im Tannenholz.

- 12 Im Gebiet des Kinzigtäler Hauses (Schilli 1982), wo große Stämme dank der Nähe zu den Flüssen und Bächen geflößt werden konnten, hatten die Höfe anteilmäßig weniger Äcker, Matten und Weiden und dafür wesentlich größere Flächen mit Wald bewirtschaftet, bis zu 70 % der Flur. Der Oberwolfacher „Fegershof am Wasser“ hatte bei einer Gesamtfläche von 88 ha einen Waldanteil von 75,12 ha. – In den engen Tälern nahmen sich daher die Niederlassungen wie Rodungsinseln im Wald aus, schreibt Schilli. Es ist das Gebiet der ehemaligen „Schifferschaften“.
- 13 Wenn der Mond wie eine nach unten gekehrte Schüssel aussieht (Tropischer Mondrhythmus).
- 14 Dank an Otto Seith, Lehrer der ehemaligen Haslacher Landwirtschaftsschule; er hat uns entgegenkommend ein Manuskript überlassen „Auch Waldbäume gehen nach dem Mond. Zusammenhänge zwischen Mond und Pflanzenwachstum“, aus dem wir hier zitieren wollen: „In der fürsttätlichen St. Blasischen Forst- und Waldordnung, gedruckt im Jahr 1766 (GLA Karlsruhe), steht auf Seite 6 folgendes wörtlich: ‚Auf dass aber auch das Bauholz behörig ausdauere und desto minder von Würmern angegriffen, oder sonst dem Verderben ausgesetzt werde; so solle solches zur Zeit, wo der Saft nicht darinnen, bei trockenem Wetter, wann es nicht gefroren, auch 2. oder 3. Tage vor oder nach dem Neuen bey kleinem Mond gefällt werden ...‘  
Weiter schreibt Seith: ‚Daß der damals regierende Fürstabt Martinus II. Gerbert unter fachkundiger Mitwirkung seines Paters Forstmeister vor über zweihundert Jahren eine solch scharfe Verordnung erließ, zeigt, dass schon zu jener Zeit Wirkungen des Mondes auf das Wachstum und die Erntequalität von Pflanzen offiziell anerkannt waren und streng beachtet wurden.‘ Nicht die Mondphasen ‚zunehmender oder abnehmender Mond‘, jedem bekannt, seien entscheidend, sondern die davon unabhängigen Mondbewegungen des Aufsteigens und Absteigens vor dem Fixsternhimmel.
- 15 Der „Lorenzenhof“ von 1608 ist im Freilichtmuseum das Beispiel für ein typisches „Kinzigtäler Haus“. Er unterscheidet sich vom „Heidenhaus“ durch seinen steinernen Sockel. In diesem Sockelgeschoss ist heute die Dauerausstellung der Forstdirektion Freiburg zum Thema „Waldnutzung im Laufe der Geschichte“ untergebracht.
- 16 Ältestes erhaltenes Beispiel ist der „Vordere Schlauchbauernhof“ in Gutach; seit 1612 am Gutacher Originalstandort der „Vogtsbauernhof“, seit 1964 im Freilichtmuseum zu besichtigen, das Hermann Schilli gegründet hat.
- 17 Ausführliche Begriffs-Erklärungen dazu siehe unter Wikipedia <http://de.wikipedia.org> im Internet.
- 18 Mit „Zurück zum nacheiszeitlichen Naturwald“ könnte man das heutige waldbauliche Ziel wohl bezeichnen.
- 19 Nach der Pflanzung einer Weißtanne im Walde, sprach Prof. Dr. Andreas Roloff/TU Dresden-Tharandt zur Biologie, Ökologie, Vorkommen und Erhaltung der Weißtanne, Prof. Dr. Jean-Pierre Schütz/ETH Zürich zur waldbaulichen und betrieblichen Bedeutung der Weißtanne in Mitteleuropa, Forstpräsident Meinrad Joos u. a. über die Bedeutung der Weißtanne für die Kulturlandschaft des Schwarzwaldes, Dr. Udo Sauter/FVA Baden-Württemberg in Freiburg über die Verwendung des Tannenholzes und seine Vermarktung. Landesforst-Direktor Ewald Elsässer/Gengenbach berichtete schließlich über die Arbeit des von Landrat Klaus Brodbeck und ihm geleiteten Forum Weißtanne e.V. Wolf Hockenjos/Villingen-Schwenningen zeigte einmalige großformatige Dias zum Schwarzwälder Charakterbaum.



## Der Weißtannenturm in Kehl

*Ingrid Hahn*

Die Idee zum Bau eines Weißtannenturmes kam von Landrat Brodbeck und wurde von Gleichgesinnten begeistert aufgenommen. Der Weißtannenturm sollte über den Rhein hinweg und darüber hinaus ein Symbol der Völkerverständigung werden und die Landesgartenschau 2004 in Kehl bereichern.

Bald wurde ein Weißtannen-Förderverein ins Leben gerufen, der sich für die Umsetzung stark machte. An der Spitze Frau Wohlbold-Melet und Karl-Heinz Axt. Das Projekt wurde maßgeblich von Bürgermeister Armbruster und Architekt Carl Langenbach begleitet.

Flankiert von Forstdirektor Elsäßer suchte ein Team besonders schön gewachsene Weißtannen im Staatswald Gengenbach aus. Die Tannen wurden vom Amt für Waldwirtschaft in Offenburg gestiftet.

Am 23. Juni 2003 war Baubeginn. Nach Bodenaushub wurde das Turmfundament mit einem Durchmesser von 8,70 m unter Verwendung von 4,5 to Stahl eingearbeitet. Die geschlagenen und entrindeten Stämme wurden in der Zimmerei Haag abgebunden (zugeschnitten), am 6. August nach Hüfingen gebracht und auf ganzer Länge für Dauerhaftigkeit druckimprägniert.

Nach Imprägnierung kamen die Stämme von Hüfingen direkt an die Baustelle nach Kehl. Auf dem Boden liegend wurden die Verstrebungen eingebaut.

Die Hauptkonstruktion bilden drei gewaltige Stämme auf einem Dreieck mit 4,5 Metern Seitenlänge. Sie messen an ihrem unteren Querschnitt auf dem Stahlfundament 95 Zentimeter Durchmesser. Ihr oberster Durchmesser am dünneren Stammende beträgt 45 Zentimeter. Vor Ort wurde die Kernkonstruktion, das gleichschenklige Dreieck mit dem stabilisierenden Fachwerk aus Stahl, montiert. Ein prismatisches Raumfachwerk bildet die Tragstruktur des Turmes. Zwischen den drei eindrucksvollen Tannenstämmen mit Rekordmaßen stehen auf einem zweiten, kleineren Innendreieck nochmals drei schlanke Stämme mit Durchmessern unten von rund 43 Zentimeter, die oben in fast 30 Meter Höhe noch 37 Zentimeter stark sind. Sie versinnbildlichen als „Dickicht“ den Ausschnitt eines Waldstückes. Auf diesen zwei mal drei Stämmen sitzen – mit Metallverbindungen gesichert – sechs weitere Stämme zur Verlängerung bis zur Gesamthöhe von 44 Metern.

Zwei Mammutkräne nahmen am 10. September das zusammengefügte Turmgerüst an die Haken und brachten den gigantischen Turmkörper von der Horizontalen in die Vertikale.



*Der Weißtannenturm fügt sich geschmeidig in das Gartengelände ein*

Dieser spannende Moment wurde von vielen Kehlern mit einem prickelnden Gefühl verfolgt.

Die statische Aussteifungs-Stabilität wurde ergänzt durch Streben, Verbindungsplatten und Spannbändern aus Metall.

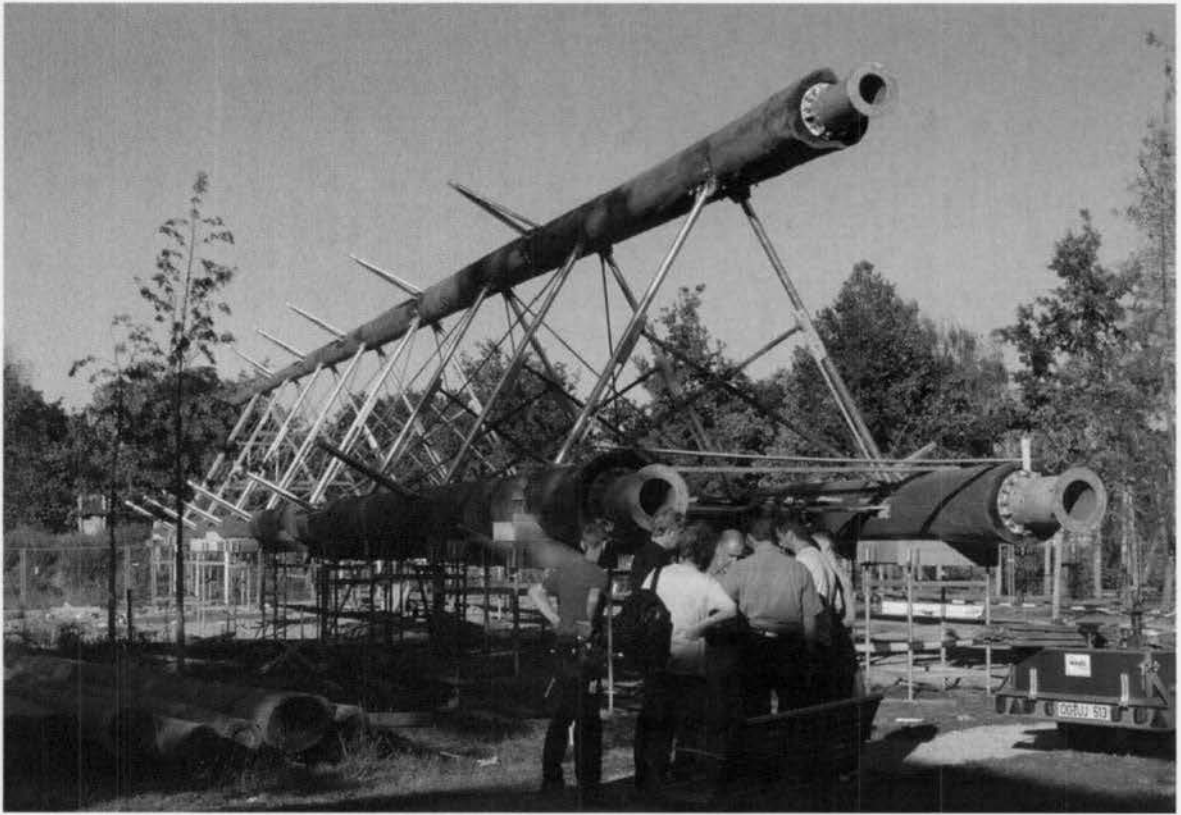
Jetzt, da der Turm stand und sicher im Boden verankert war, konnte mit der Montage der Treppenanlage begonnen werden. Bevor man die oberste Plattform betreten konnte, wurden 210 Stufen von unten nach oben montiert. Sie wurden aus massivem Balkenholz von 14 Zentimetern Dicke, 34 Zentimeter Tiefe und 122 Zentimetern Länge (Treppenbreite) gefertigt. Die Trittflächen wurden mit rutschsicherem Noppenblech abgedeckt. Weder Nässe noch Trittschürfung kann so dem Holz schaden. Um die Finanzierung der Stufen zu sichern, wurde die Bevölkerung vom Förderverein zur Patenschaft aufgerufen. Nach anfänglichem Zögern konnten alle Stufen an Paten verkauft werden. Jede Stufe wurde mit dem entsprechenden Namenschild versehen.



*Die Stämme auf dem Weg in die Zimmerei Haag*



*Die Stämme werden in der Zimmerei vormontiert*



*Der Zusammenbau ist vollendet*



*Der Turm wird in die Vertikale gebracht*



Der Holzturm mit seinen 15 Eckpodesten und Seitengeländern aus Tannenholzleisten bietet ein filigranes Bild.

Eine Besonderheit stellt die Treppenföhrung um den äußeren Turm dar. Schon während des Turmaufstiegs eröffnet sich ein grandioser Blick über Kehl und Straßburg. Der zwischen den Städten fließende alte Rhein zaubert je nach Witterung silberanmutende Spiele auf das immerwährend fließende Wasser.

Nicht erst die Aussicht nach Erreichen der höchsten Plattform ist das Ereignis, sondern der Prozess des Aufsteigens und stetigen weiten Schauens.

Zwei Aussichtsplattformen in 30 und 35 Metern Höhe bieten einen gigantischen Rundblick über die Rheinebene, den Schwarzwald und die Vogesen.

Nicht alle Besucher erreichen die oberste Plattform des leicht schwingenden Turmes. Ängstlichkeit lassen sie nach Erreichen der ersten Plattform wieder umkehren.

Der Weißtannenturm war nicht nur während der Landesgartenschau ein Anziehungspunkt, er ist es immer wieder. So oft man ihn besteigt, bietet er einen anderen Rund- und Ausblick.

Die Gesamtkosten dieses Kunstwerkes betragen 300 000 Euro, davon übernahmen der Landkreis 120 000 Euro und die Landesgartenschau 50 000 Euro. Die Differenz wurde von Sponsoren, Firmen und Handwerkern, sowie Stufen-Paten und Mitgliedern des Fördervereines „Weißtannenturm Kehl“ gedeckt. Um den Weißtannenturm kostengünstig bauen zu können, kamen die ausführenden Planungsbüros und Firmen der Stadt Kehl finanziell entgegen. Die Beleuchtung wurde vom Förderverein finanziert.

Zimmerer-Lehrlinge brachten 150 Arbeitsstunden kostenlos ein. Die erste Plattform wurde von der Spedition Eurotransit gesponsert. Aus Anlass des 50-jährigen Firmenjubiläums stiftete die Firma Huber, Heizungen und Solaranlagen, Kehl, die zweite Aussichtsplattform. Die Badischen Stahlwerke lieferten kostenlos 4,5 to Stahl und die Kehler Betonzentrale den Beton für die Bodenplatte.

## Projektbeteiligte:

|  |  |
|--|--|
| Bauherr:   | Stadt Kehl<br>vertreten durch: Oberbürgermeister<br>Dr. Günter Petry<br>und Bürgermeister Jörg Armbruster<br>Landesgartenschau-Gesellschaft<br>Geschäftsführung:<br>Herr Manfred Wenninger und Frau Steglitz |
| Landratsamt Ortenaukreis:<br>Forst:                              | vertreten durch: Landrat Klaus Brodbeck<br>vertreten durch: Forstdirektor Elsäßer und<br>Forstmeister Nolle  |
| Architekten:   | Werkgruppe Lahr (Projektsteuerung:<br>Carl Langenbach,<br>Mitarbeit: Christian Göbert)   |
| Tragwerksplanung:<br>Holzbaubetriebe:                            | Lenz und Wirth, Emmendingen/Freiburg<br>Holzbau Haag, Kehl-Kork<br>Holzbau Langenbach, Lahr<br>(Zimmermeister R. Haas)   |
| Verstrebungen:<br>Turmfundament:<br>Treppenwangen:<br>Prüfstatik | Heß Industriemontagen<br>Schwing Bau, Kehl-Auenheim<br>Stahlbau Mann, Willstätt<br>Prof. Dipl.-Ing. Dieter Steinmetz,<br>Ettlingen   |
| Geo- und Umwelttechnik:  | Ingenieurbüro Roth und Partner, Karlsruhe  |

*Quellen*

Architekt Carl Langenbach  
Forstdirektor Elsäßer  
Zimmermeister Klaus Haag  
Karl-Heinz Axt, Förderverein  
Kehler Zeitung  
Franz Schmidle in Zeitschrift „Der Schwarzwald“ 4/2004

Bilder:  
Werkgruppe Lahr – Architekt Carl Langenbach

## Sägers „Große Buch“ – ein beeindruckendes Baumdenkmal in Schuttertal

*Gerhard Finkbeiner*

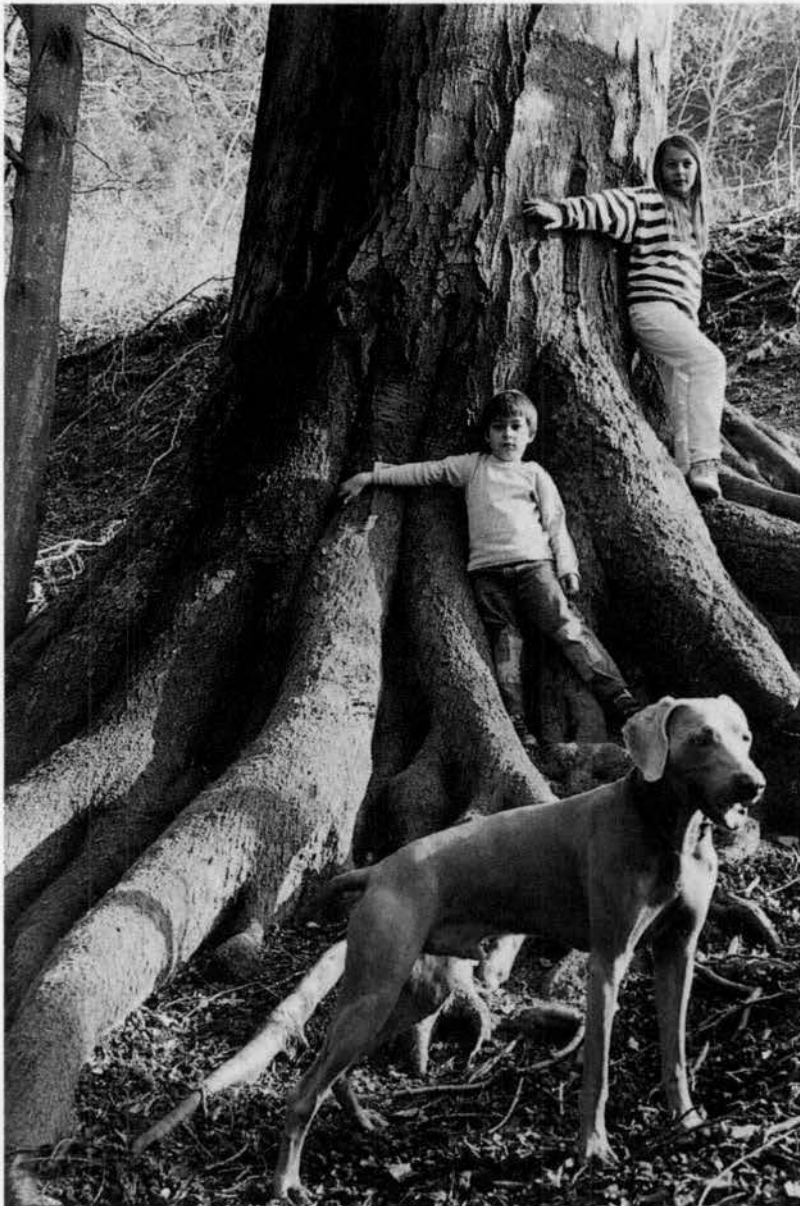
Viele tausend Jahre lang genossen Bäume eine besondere Verehrung und kommen deshalb in fast allen Religionen ebenso wie in Märchen, Sagen und Legenden vor. Ihre Schönheit hat Dichter und Maler inspiriert.

Aufgrund ihres Alters und ihrer Größe bewundernswürdig ist auch Sägers „Große Buch“ in Schuttertal. Diese Rotbuche (*Fagus sylvatica*) genießt zwar im Schuttertal keine religiöse Verehrung, der gewaltige Laubbaum wird jedoch von Groß und Klein bewundert.

Den Ortskundigen ist die Schuttertäler Baumsehenswürdigkeit oberhalb des alten Sägerhofs vertraut, und sie wird von Generation zu Generation immer wieder bestaunt. Kein Vater aus Schuttertal versäumt es, seinen Kindern irgendwann einmal diesen Baumriesen zu zeigen.



*Der Sägerhof ist das schönste Bauernhaus im Schuttertal. Erbaut wurde das original erhaltene Schwarzwaldhaus im Jahr 1720. Foto: Gerhard Finkbeiner*



*Um die Mächtigkeit der Sägerhof-Rotbuche zu demonstrieren, haben sich freundlicherweise die baumbegeisterten Enkel des Verfassers, Johanna und Till, zur Verfügung gestellt. Foto: Gerhard Finkbeiner*

Die für eine Rotbuche bemerkenswerte Baumgestalt mit einer Höhe von mindestens 30 Meter, einem Stockumfang von 6,50 Meter und einem Umfang von 5,50 Meter in Brusthöhe steht in einem steilen Dobel, aus der Ferne unauffällig, dem flüchtigen Auge auch bei Annäherung nahezu verborgen, als müsste sich die alte Weidfeldbuche vor den Menschen schützen. Einheimische Forstleute schätzen das Alter des zum Waldbesitz des Sägerhofs gehörenden Baumriesen auf 200 bis 250 Jahre und errechnen die Holzmasse auf etwa 20 bis 25 Festmeter.

Die „Große Buch“ dürfte ihre ungewöhnlichen Ausmaße vor allem der Gunst ihres Standortes verdanken; sie steht etwas oberhalb eines steil nach Norden abfallenden humus- und mineralreichen Abhangs, in der Übergangszone zwischen Wald und Viehweide. Auf der Suche nach Wasser und





*Wie viele  
Generations von  
Viehhirten mögen mit  
ihren Herden schon  
unter „Sägers Buche“  
Schutz vor der Sonnen-  
glut gesucht haben?  
Foto:  
Gerhard Finkbeiner*

Nährstoffen streckt sie ihr gewaltiges Wurzelwerk weit hinunter in den feuchten Talgrund.

Obwohl die Buche am hangseitigen Stammfuß Rindennekrose und – als Abwehrreaktion gegen Baumpilze – Schleimfluss aufweist, macht die Rotbuche einen gesunden Gesamteindruck. Ein Aststumpf, die Folge eines Sturms, sollte allerdings baumärztlich behandelt werden, um das Eindringen von Pilzen zu verhindern.

Im Ortenaukreis dürfte Sägers „Große Buche“ wohl einzigartig sein. Aber noch immer ist die alte, mächtige Buche mit ihren stattlichen 1,75 Meter Durchmesser und einem Kronenumfang von circa 24 Meter nicht als Naturdenkmal erkannt und damit vor der Motorsäge geschützt.

Blickt man hinauf in die gewaltige Astgabel, fühlt man unwillkürlich den Wunsch in sich, dass die Altbuche noch viele Jahrzehnte lang ihre nahezu hundert Quadratmeter große Schirmfläche immer wieder von neuem ergrünen lassen möge. Denn eine Buche dieses Alters ist für uns Menschen ein Stück unverzichtbare „Grüne Lunge“; sie nimmt täglich sechs Kilogramm Kohlendioxyd aus der Luft auf und spendet uns fünf Kilogramm lebenswichtigen Sauerstoff. Sie reinigt rund zwanzig Kubikmeter Luft – zum Wohle von uns Menschen.

Dank ihres reichen Laubfalls – rund ein Kilogramm Laub pro Quadratmeter – und ihrer intensiven Durchwurzelung des Bodens gilt die Buche allgemein als eine boden- und bestandpflegliche Baumart. Daher wird die Buche auch liebevoll „Mutter des Waldes“ genannt.

Möge Sägers „Große Buch“ auch in Zukunft allen Stürmen und klimatischen Veränderungen Widerstand leisten, CO<sub>2</sub>-Emissionen und UV-Strahlungen schadlos überstehen und in Trockenperioden geduldig ausharren, bis der Südwest-Wind neuen Regen bringt. Und nicht zuletzt möge die „Große Buch“ die Tierwelt des Waldes weiterhin alle fünf Jahre mit einer reichen Buheckernernte erfreuen.

#### *Anmerkung*

Für die Mithilfe bei der Vermessung und Einschätzung der Rotbuche möchte ich Herrn Forstamtmann Dietmar Träger vom Forstbezirk Lahr sehr herzlich danken.

## Vom Waldhüter zum Forstbetriebsbeamten – Der Forstdienst in den Gemeinden

*Cornelius Gorka*

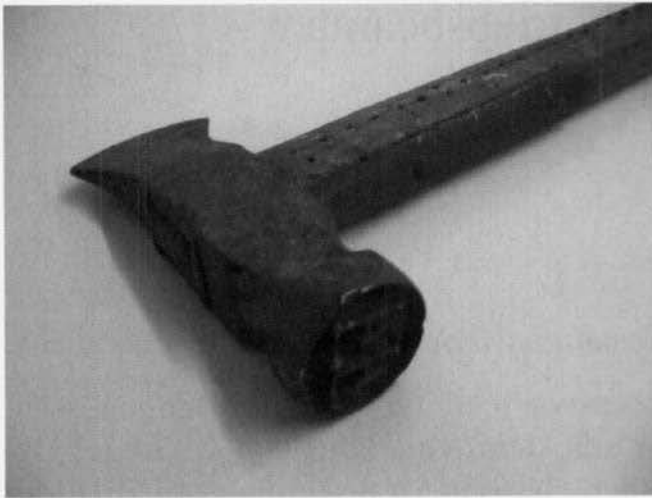
### *Das Forstschutzpersonal in den Gemeindewäldern vor 1806*

An anderer Stelle dieses Jahrbuches war bereits von den Waldgenossenschaften die Rede. Der Wald war seit dem Mittelalter ein wichtiger Bestandteil der Allmende und stand den Bewohnern der umliegenden Dörfer zur gemeinsamen Nutzung zur Verfügung. Gleichwohl konnte aber niemand im Allmendewald beliebig schalten und walten. Denn eine unbeschränkte Rodung, Bejagung oder Beweidung der Waldflächen konnte dem Forst schweren Schaden zufügen, der letztlich alle Waldgenossen treffen würde. Deshalb hatte man schon früh in den entsprechenden Forstordnungen und Waldbriefen die Rechte und Pflichten der Waldgenossen festgelegt. Dabei benötigte man aber auch Personen, die über die Einhaltung der Waldgesetze wachten und Verstöße vor das Waldgericht brachten.

Oberste Exekutivorgane des Waldgerichts waren die sogenannten „Waldvögte“ (auch „Schultheißen“ oder „Waldmeister“ bezeichnet). Diesen standen einer oder mehrere Unterbeamte zur Seite, welche die eigentliche Waldaufsicht besorgten und Waldfrevlern das Handwerk legten. Diese Waldaufseher wurden in den ältesten historischen Quellen unter anderem als „Forstknechte“, „Weidgesellen“, „Waldmeier“, „Bannwarte“ oder „Waldschützen“ bezeichnet. Später nannte man sie einheitlich „Gemeindegewaldhüter“. Ihnen soll dieser Aufsatz gewidmet sein.

Die Rechte und Pflichten sowie die Besoldung des Forstschutzpersonals waren in den einzelnen Forstordnungen und Waldbriefen geregelt. Auch in alten Gerichts- und Polizeiordnungen der Städte und Dörfer finden sich Informationen über den entsprechenden Waldhüterdienst. Die Waldaufseher waren von der Gemeinde bzw. der Waldgenossenschaft (Gemeindeverband) angestellt und besoldet.

Im Korker Waldbrief von 1476 wurden drei Förster für den Korker Wald vom Bannherrschaft eingesetzt und mit der Waldhut beauftragt: Einer aus Sand, einer aus Bodersweier oder Linx und einer aus Kork.<sup>1</sup> Die Förster sollten an drei Tagen in der Woche in den Wald gehen, in der „Eckerichzeit“ jedoch „denselben Wald fleißig durchgehen und schauen, ob jemand darinnen schaden tut. Wen sie aber darinnen Schaden tun antreffen, rügen und Niemanden um Geld noch um anderer Ursachen willen verschonen“<sup>2</sup>. Die Förster hatten ferner das Laubrecht zu verleihen und die Strafgeelder einzuziehen.<sup>3</sup> Nach einer Steuerstatistik aus dem Jahr 1590 erhielten die drei



*Alter Frevelhammer  
(Ortsarchiv Rheinau-Hausgereut)*

Förster jährlich 31 Pfund und 10 Schilling aus der Korker Gemeindekasse und 2 1/2 Eckernrechte. Außerdem durften sie Laub aus dem Gemeindegewald verkaufen und kleine Geldstrafen wegen unerlaubtem Laubrechen behalten.

In einem Waldbrief der Maiwaldgenossenschaft von 1553 waren drei „Meyer“ zu Hütern des Waldes bestellt und mit Polizeigewalt ausgestattet: Zwei in Freistett und einer in Renchen (bzw. Wagshurst).<sup>4</sup> Diese Waldmaier waren

Exekutivorgane des Waldgerichts und brachten ertappte Waldfrevler vor die Waldzwölfer. Außerdem hatten sie (auf Anweisung des Oberförsters) das Bau- und Brennholz zu kennzeichnen und den Waldgenossen zuzuweisen, geringe Waldfrevel abzuurteilen und „überhaupt auf die Erhaltung des Waldes“ zu achten. Den Maiern war für jedes geschlagene Holz vier Pfennige zu bezahlen.

Der Ulmer Waldspruch von 1410<sup>5</sup> verlangte, dass sowohl die Herren von Schauenburg als auch die Gemeinde der Ulmer Mark jeweils einen geeigneten Förster einstellen sollten. Dieser habe zu schwören, den Wald „zu hüten und besorgen, als ihm dann beschieden würd“. Der Förster hatte im Dienst freie Kost und Übernachtung bei den Gemeindebürgern. Außerdem erhielt er von der Herrschaft Ullenburg das Morgenessen und einen „grauen Rock“ gestellt. Der Förster hatte regelmäßig durch den Wald zu gehen und angebrochene Waldfrevler sogleich zu bestrafen. Aus einem weiteren Waldbrief der „Ulmer Hardt“ von 1734<sup>6</sup> geht hervor, dass die Waldhüter ihre Einkommen vor allem aus „Sporteln“ und sonstigen Gebühren bezogen.

In der Waldordnung des Ettenheimer Genossenschaftswaldes von 1694 ist dagegen von zwei „Bannwarten“ die Rede, die von der Stadt Ettenheim angestellt waren. „Diese Bannwarte sollen den Wald fleißig hüten und alle Frevel anzeigen.“<sup>7</sup> Zu ihrer Unterstützung konnte der Prälat einen weiteren Bannwart ernennen. Die Bannwarte wurden aus den „Stocklosungen“ bezahlt.

Auch die Waldordnung von Steinbach aus dem 17. Jahrhundert beauftragte den „Waldmeister“ und seine „Waldknechte“ damit, Waldfrevler vor Gericht zu „zitieren“ und dieselben zu bestrafen.<sup>8</sup> Auch hier wurde das Forstschutzpersonal aus dem Erlös des Holzes von Windgefällen und von anteiligen Strafgeldern bezahlt.



Die Hauptaufgaben der Waldschützen bestanden demnach im Jagd- und Forstschutz, in der Beaufsichtigung der Holzhauerei und in der Verhütung von Waldfreveln. Sie hatten die Verstöße zu melden und ertappte Waldfreveler vor das Waldgericht zu führen, beispielsweise auf dem Korker Bühl.<sup>9</sup> Dazu hatten sie regelmäßig den Gemeindeforst zu begehen. Oft beaufsichtigte der Gemeindeforstschütz außerdem die Waldarbeiten und achtete auf die Instandhaltung der Waldwege und der Grenzsteine. Seine Aufgaben beschränkten sich auf eine reine Aufsichtsfunktion. Über seine Tätigkeit hatte er gewöhnlich dem Zwölferrat jährlich zu berichten.

Die Waldhüter übten ihr Amt haupt- oder nebenberuflich aus und erhielten für ihren Dienst eine Vergütung in Geld und Naturalien,<sup>10</sup> die freilich nicht gerade üppig ausfiel. Nach Ansehen, sozialer Stellung und Bezahlung war der Waldhüterdienst noch im gesamten 18. Jahrhundert äußerst gering geachtet. Gleichwohl waren die Waldschützen als Ordnungshüter unentbehrlich, wie man anhand der zahlreichen Anzeigen über Feld- und Walddiebstähle in den Ortsbüchern nachlesen kann. Ebenso wie man den Feldschütz für die Feldhut und den Dorfschütz für die Ortspolizei benötigte, so war auch der Waldschütz für die Erhaltung des Waldes unverzichtbar.

#### *Ernennung und Dienstaufsicht nach dem badischen Forstgesetz von 1833*

Nach der Bildung des Großherzogtums Baden 1806 setzte die Auflösung der alten Mark- und Waldgenossenschaften ein.<sup>11</sup> Die Genossenschaftswälder wurden (nach mitunter langjährigen Verhandlungen) zwischen den Mitgliedsgemeinden aufgeteilt. Später entstanden dann durch Zusammenschluss der Waldbesitzer innerhalb einer Gemeinde neue Waldgenossenschaften.<sup>12</sup> Die einzelnen Gemeinden hatten nun selbst für den Schutz ihrer Wälder zu sorgen.

Die großherzogliche Verordnung über die Forstfreveltaten vom 13. Mai 1809 erlaubte allen Gemeinden, die von den „Waldschützen“ angezeigten Waldfrevel selbst zu rügen.<sup>13</sup> Das Innenministerium ordnete daher bereits im Jahre 1823 an, dass nur tüchtige Hutgehilfen, die den „Ruf braver Leute für sich haben“, von den Gemeinden vorgeschlagen und vom Forst- und Bezirksamt geprüft und bestätigt werden sollten.<sup>14</sup> Über die konkrete Ausgestaltung des Forstschutzes und die Ahndung von Waldfrevel in den Gemeinde- und Domänenwäldern besagte die Verordnung nichts. Auch eine umfassende Regelung von Rechten und Pflichten der Gemeindeforstschützen ließ vorerst auf sich warten.

Erst mit dem badischen Forstgesetz vom 15. November 1833<sup>15</sup> und der entsprechenden Vollzugsordnung vom 1. Mai 1834<sup>16</sup> erhielt das gesamte Forstwesen eine einheitliche neue Rechtsgrundlage. Mit dem Gesetz wurden Aufbau und die Aufgaben der Forstverwaltung in Baden grundlegend neu geregelt. Als oberste Landesforstbehörde entstand die Forstpolizeidi-



*Titelblatt der Badischen Forstzeitung vom 15. Februar 1931*

reaktion, der alle Forstbeamten des Staates, der Gemeinden und Körperschaften sowie der Standes- und Grundherren untergeordnet waren.<sup>17</sup> Als Mittelbehörden wurden „Forstämter“ (alter Ordnung) und als unterste Forstbehörden die „Bezirksforsteien“ geschaffen. Aus letzteren sind später die heutigen Forstämter hervorgegangen. Sämtliche Waldungen, einschließlich der Gemeinde- und Privatwaldungen, unterstanden der Aufsicht des badischen Staates. Städte, Gemeinden und Körperschaften,<sup>18</sup> die einen größeren Waldbesitz aufwiesen, konnten mit staatlicher Genehmigung eigene Forstbezirke errichten und eigene Förster einstellen.<sup>19</sup> Die staatlichen Bezirksförster ernannte die Forstbehörde. Die kommunalen Bezirksförster wurden vom Gemeinderat gewählt und von der Oberforstbehörde geprüft und bestätigt. Im Laufe der Zeit trat jedoch der größte Teil der Städte und Gemeinden das Recht der Beförsterung an den Staat ab.<sup>20</sup>

Die Bezirksförster waren fachlich ausgebildete Männer und hatten für den Schutz und die Pflege der Waldungen ihres Dienstbezirks zu sorgen. Außerdem oblagen ihnen Aufsicht und Bewirtschaftung der Wälder. Bei dieser Aufgabe wurden die Förster von „Waldhütern“ unterstützt, welche – wie früher die Waldschützen – die Wälder regelmäßig zu durchstreifen und vor Frevlern zu schützen hatten. In den staatlichen (Domänen-)Wäldern erfüllten landesherrliche Domänenwaldhüter diese Aufgabe. In den Gemeinde- und Privatwäldern hatten die jeweiligen Waldbesitzer eigene Waldaufseher einzustellen. Insbesondere die Gemeinden wurden durch das

badische Forstgesetz ausdrücklich aufgefordert, „zum Schutz des Waldeigentums eine hinreichende Zahl von Hütern oder Schützen“ anzustellen.<sup>21</sup> Jede Gemeinde bzw. Körperschaft, die einen eigenen Wald besaß, stellte mindestens einen Waldhüter an. Zu dessen Unterstützung konnten die Gemeinden, Körperschaften und Privatbesitzer noch weitere Waldaufseher (Hilfswaldhüter) beschäftigen. Bei kleineren Gemeindewaldungen waren Wald- und Feldhut häufig in einer Person vereinigt. Auch konnten benachbarte Gemeinden mit wenig Waldbesitz einen gemeinsamen Waldschützen beschäftigen.

Die Wahl der nichtstaatlichen Waldhüter wurde nach dem Forstgesetz „von den Waldbesitzern getroffen und vom Bezirksamt nach Vernehmung der Forstbehörde bestätigt“<sup>22</sup>. In den Gemeinden war die Besetzung der Gemeindeämter grundsätzlich Aufgabe des Gemeinderates. Wenn ein Waldhüter von zwei oder mehr Gemeinden beschäftigt wurde, erfolgte die Wahl und Anstellung meist von der Gemeinde mit dem größten Waldanteil. Die übrigen Gemeinden beteiligten sich dann an den Personalkosten. Bei Waldgenossenschaften ernannte der amtierende Genossenschaftsvorstand nach Beratung des Verwaltungsrates die Waldhüter.<sup>23</sup> Die nicht organisierten Privatwaldbesitzer konnten entweder einen eigenen Waldhüter bestimmen oder die Hut dem Gemeindewaldhüter übertragen.<sup>24</sup>

Jeder Waldhüter musste anschließend vom Bezirksamt bestätigt und verpflichtet werden. Soweit keine Bedenken vorlagen, wurde der neue Waldhüter vom Bezirksamt auf seinen Dienst vereidigt und erhielt von der Forstbehörde seine Instruktionen.<sup>25</sup> In seinem Diensteid verpflichteten sich



*Waldhüter von Unzhurst-Zell  
(Gemeindearchiv Ottersweier)*



die neuen Forstwardte, alle Obliegenheiten des ihnen übertragenen Dienstes gewissenhaft und unparteilich zu erfüllen.<sup>26</sup> Sie sollten sich mit dem ihnen zugewiesenen Bezirk vertraut machen und über alles, was darin vorgeht, genau unterrichtet sein. Über alle Vorkommnisse und Beobachtungen hatten sie wahrheitsgemäße Angaben zu machen.

Die Gemeindewaldhüter unterstanden der ständigen Dienstaufsicht der staatlichen Behörden. Jede nachlässige oder pflichtwidrige Handlung konnte mit Verweis, Geldstrafe oder Dienstentlassung geahndet werden. Die Gemeindewaldhüter hatten keine Staatsdienereigenschaft und konnten vom Bezirksamt nach Anhörung des Gemeinderats und des Försters jederzeit ohne Angabe eines Grundes entlassen werden.<sup>27</sup> Dagegen konnte die Gemeinde das Dienstverhältnis nur über das zuständige Bezirksamt lösen. Häufigste Entlassungsgründe waren: Dienstunfähigkeit (Alter oder dauernde Krankheit), Pflichtvergessenheit, strafrechtliche Verfehlungen (wie Diebstahl, Untreue, Urkundenfälschung, Sachbeschädigung, Körperverletzung), Unzuverlässigkeit (insbesondere bei Trunkenheit) oder schwere Verstößen gegen Forstgesetze (bsp. Holzunterschlagung). Bestechlichkeit war ein besonders schweres Vergehen und konnte für die Beteiligten sogar eine Gefängnis- oder Zuchthausstrafe nach sich ziehen.<sup>28</sup> Auch konnte jeder Waldhüter von sich aus das Dienstverhältnis kündigen. Der Gemeinderat konnte dann im Benehmen mit dem Forstamt einen Nachfolger wählen.

### *Aufgaben und Berufsalltag der Gemeindewaldhüter*

Im Forstgesetz von 1833 und in den Dienstinstruktionen waren die einzelnen Rechte und Pflichten der Gemeindewaldhüter beschrieben.<sup>29</sup> Die Aufgaben der Walaufseher hatten sich gegenüber früheren Zeiten kaum geändert. Nach § 185 des Forstgesetzes hatte der Waldhüter

1. jede innerhalb des ihm angewiesenen Distrikts verübte, wie immer zu seiner Kenntnis gekommene, und jede bei der Ausübung seines Dienstes von ihm selbst wahrgenommene, wenngleich außerhalb seines Dienstbezirkes verübte Übertretung der Forstpolizei- und Forststrafgesetze anzuzeigen sowie
2. die Fortsetzung derselben, soweit dies noch möglich ist, zu verhindern.

Die „Dienstinstruktion für sämtliche Waldhüter des Großherzogtums Baden“ vom 20. August 1834 war noch genauer.<sup>30</sup> Die wichtigste Aufgabe des Waldhüters war insbesondere der Schutz der Gemeindewaldungen gegen

- Diebstahl von Holz und sonstigen Walderzeugnissen (ausgenommen Leseholz),
- Hehlerei von gestohlenem Waldgut,



- Beschädigung von stehendem Holz,
- Waldbrandgefahr,
- Unbefugtes Weiden<sup>31</sup>,
- Illegale Streu- und Grasnutzung,
- Illegales Anharzen,
- Unerlaubten Kahlhieb und Ausstockung,<sup>32</sup>
- Unbefugtes Betreten von gesperrten Schlägen und Saatschulen,
- Grenzverrückungen,
- Unbefugtes Bauen im Wald sowie
- weitere Übertretungen von forstpolizeilichen Vorschriften.

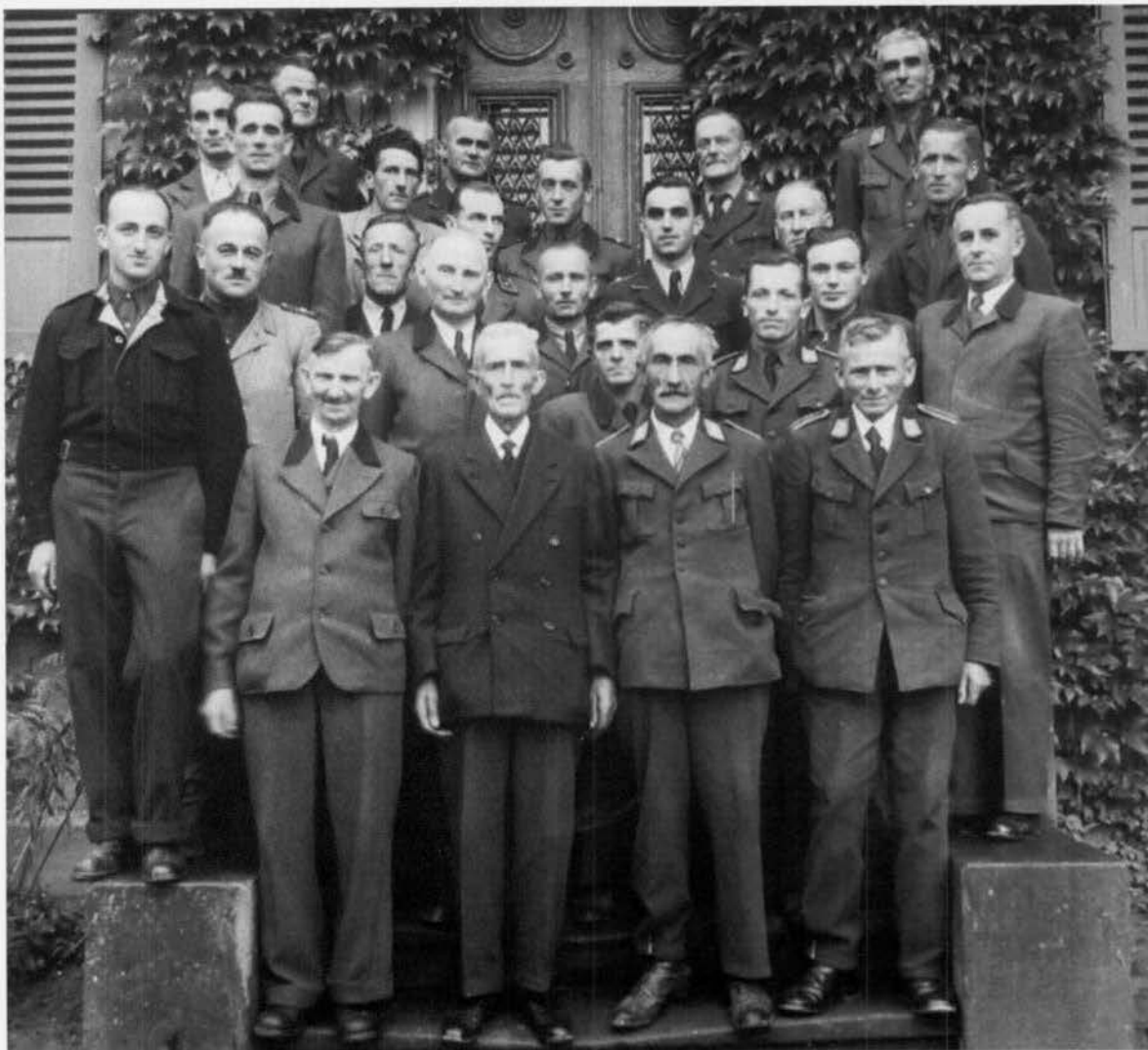
Ihre Hauptaufgabe bestand demnach darin, den ihnen anvertrauten Wald gegen Frevel und sonstige illegale Nutzung zu schützen. Auch sollten sie alle waldgefährdenden Handlungen und Ereignisse unterbinden, die erappten Waldfrevler festnehmen und dem Bürgermeister übergeben sowie alle erkannten Straftaten melden. Darüber hinaus wurden sie auch gelegentlich vom Bezirksförster zur Mithilfe beim Holzauszeichnen, Holzaufnehmen, Überwachen der Holzhauerei, Kulturen und Wegarbeiten verwendet.

Die individuelle Ausgestaltung des jeweiligen Waldhüterdienstes vor Ort regelte der Dienstvertrag, den jeder neugewählte Waldhüter mit der Gemeinde abschloss.<sup>33</sup> Darin wurden unter anderem Dienstpflichten, Wochenarbeitszeit, Vergütung, Beurlaubung, Ausrüstung sowie die Versicherung des Gemeindewaldhüters geregelt.

Zur Erfüllung seiner Aufgabe hatte der Gemeindewaldhüter seinen Hutbezirk werktäglich und nötigenfalls auch bei Nacht zu begehen. Er schrieb dabei alles, was ihm bei seinen Dienstgängen aufgefallen war, in sein Dienstbuch ein. Außergewöhnliche Vorkommnisse meldete er gleich dem Förster.

Der Waldhüter hatte eine begrenzte Polizeifunktion: Er schritt bei erkannten Forstvergehen ein und stellte die erappten Waldfrevler zur Rede. Bei ortsbekanntem Waldfrevlern nahm er die Personalien auf und meldete den Vorfall dem Bürgermeister. Bei Flucht- und Verdunkelungsgefahr konnte er den Beschuldigten vorläufig festnehmen und dem Bürgermeister übergeben. Flüchtende hatte er zu verfolgen und festzunehmen. Der Waldhüter kontrollierte außerdem alle Verdächtigen, die er im Wald antraf und stellte mögliche Beweismittel sicher.<sup>34</sup> Gestohlenes Holz beschlagnahmte er sogleich und kennzeichnete es mit dem Frevelhammer. Außerdem protokollierte er alle Vorkommnisse in seinem Dienstbuch. Bei seinem Dienst stand ihm ein weiterer Waldaufseher (Hilfswaldhüter) zur Seite, der ihn auch bei Krankheit oder Urlaub vertrat.

Der Beruf war nicht ungefährlich, da sich erappte Waldfrevler immer wieder ihrer Festnahme oder der Beschlagnahme ihres Diebesguts zu widersetzen suchten und die Waldhüter nur leicht bewaffnet waren. Der



*Förster und Waldhüter aus der Region Bühl (Ortsarchiv Ottersweier)*

Waldhüter musste somit bei seinen Waldgängen buchstäblich „auf der Hut“ sein. Denn gerade in wirtschaftlich schweren Zeiten (wie beispielsweise in den Krisenjahren nach 1831) nahm die Zahl der Feld- und Walddiebstähle sprunghaft zu.<sup>35</sup> Die Feld- und Waldhüter hatten dann alle Hände voll zu tun, die Freveltaten zu unterbinden und den Schaden gering zu halten. Mitunter mussten die Waldschützen die Hilfe der übrigen Gemeindebürger anfordern, um mittels Nachtwachen den verstärkten Holzdiebstahl und die Wilderei zu unterbinden. Bei gewaltsamem Forstfrevell und Zusammenrottungen im Wald musste die Gemeinde die Hilfe der Gendarmerie anfordern. Neben dem Holzdiebstahl bereiteten auch das illegale Harzen dem Waldhüter große Sorgen.<sup>36</sup> Auch erforderte eine längere Trockenheit (mit der entsprechenden Waldbrandgefahr) die erhöhte Wachsamkeit des Waldschützen. War ein Feuer ausgebrochen, hatte der Waldschütz die Gemeinde zu alarmieren und erste Maßnahmen zu ergreifen.



*Polnische und französische Gefangene mit dem Waldhüter Jakob Steuer im Korker Wald (Ortschronik Kork von Hans Herrmann)*

Die Erfüllung der Aufgaben wurde von den Bezirksförstern<sup>37</sup> durch Visitationen kontrolliert und dem Bezirksamt entsprechende Nachricht gegeben. In den Bezirksamtsakten finden sich daher auch immer wieder aufschlussreiche Berichte über die Dienstführung der Gemeindeförster. Häufige Kritik der Behörde war beispielsweise eine nachlässige Pflichterfüllung, der fehlende Hilfswaldhüter, ein zu geringer Bildungsstand oder die eigenwillige Auslegung der Dienstvorschriften: Die Steinbacher Bezirksförsterei beklagte beispielsweise, dass die vorgeschlagenen Waldhüter „im Alter vorgerückt und des Schreibens unkundig wären“.<sup>38</sup> Anderen wurde vorgeworfen, nicht entschieden genug gegen ihre Mitbürger und Verwandten einzuschreiten. In weiteren Fällen machten sich sogar die Waldhüter selbst der Vornahme oder Duldung von Waldfreveln verdächtig. So wird 1867 dem Diersburger Waldhüter vorgeworfen, er habe „manche Weibsleute an der Hand und gestatte diesen im Wald mehrere Übertretungen und Missbräuche, ohne dass er hiervon Anzeige mache“.<sup>39</sup> Bei an-

deren wird unterstellt, dass sie sich an dem zu hütenden Holz selbst bedient hätten. Diebstahl, Hehlerei und Wilderei waren schwere Vergehen, die unmittelbar zur Entlassung führten, wenn sie entdeckt wurden.

Immer wieder wurde den Waldhütern auch eine allgemeine Vernachlässigung ihrer Pflichten oder mangelnde Aufsicht vorgeworfen, wenn sie mehr Zeit ihrem Hof statt der Waldhut widmeten. Auch eine nachlassende geistige und körperliche Kraft, Krankheit und Trunksucht konnten die Ablösung von Gemeindewaldhütern nach sich ziehen.

Die genannten Beschwerden sollen aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass es auch durchaus tüchtige und pflichtbewusste Waldhüter gab, die in den Ortsbereisungsprotokollen lobend erwähnt wurden. Auch die lange Dienstzeit vieler Gemeindeförster lässt darauf schließen, dass sie sich in ihrem Amt bewährten.<sup>40</sup> Abgesehen von der Bezahlung ermöglichte das Amt dem Stelleninhaber auch eine individuelle und selbstständige Tätigkeit, die wiederum von vielen Waldhütern geschätzt wurde.

### *Besoldung und Versorgung*

Der Gemeindewaldhüter versah seinen Dienst grundsätzlich haupt- oder nebenberuflich und erhielt für seinen Dienst eine Vergütung aus der Gemeindekasse. Das Gehalt wurde ursprünglich in Geld und Naturalien (einschließlich bestimmter Nutzungsrechte) ausbezahlt. Unter dem Einfluss des Forstgesetzes wurde aber ab der Mitte des 19. Jahrhunderts die Naturalbesoldung vollständig von der Geldzahlung abgelöst. Das Gehalt des Waldhüters in Gemeindewaldungen war „vom Gemeinderat im Verhältnis der Größe des Forstes und der Schwierigkeit der Hut in einem ständigen Betrag festgesetzt und vom Bezirksamt mit Zustimmung der Bezirksforsterei genehmigt; von den übrigen Waldeigentümern aber in gleicher Weise, jedoch nur mit Zustimmung des Forstamts festgesetzt“<sup>41</sup>.

Das Gehalt wurde jährlich festgesetzt und meistens monatlich ausbezahlt. Es setzte sich aus dem Grundgehalt bzw. Tagelohn zusammen, das von der Größe des Hutbezirks und der Wochendienstzeit abhängig war. Zum Grundgehalt kamen noch einzelne Gebühren für bestimmte Dienstleistungen (beispielsweise Pflanzarbeiten) hinzu.<sup>42</sup> Für Dienstreisen außerhalb des Dienstbezirks und Dienstgänge zum Forstamt wurden Ganggebühren bzw. Reisekostenersatz und Tagegeld gezahlt. Die früheren Anzeigengebühren hatte das Forstgesetz zugunsten eines höheren Grundgehalts abgeschafft, um Missbrauch und Denunziantentum vorzubeugen. Der Waldhüter sollte einen Forstfrevler kraft Amtes und nicht aus Gewinnstreben anzeigen.

Der Gemeindewaldhüter wurde gewöhnlich im Angestelltenverhältnis beschäftigt. Soweit er auch noch ganz oder teilweise den Wald einer Nachbargemeinde mitbetreute, zahlte diese Gemeinde einen Teil seines Gehalts.



Gehörte zu seinem Hutbezirk neben dem Gemeinde- bzw. Genossenschaftswald auch der Privatwald, so erhielt er ein zusätzliches Gehalt von den Privatwaldbesitzern. Der Hilfswaldhüter erhielt lediglich eine Tagesvergütung.

Viele Gemeindewaldhüter waren nur teilzeitbeschäftigt. Da sie oft von ihrem Gehalt allein nicht leben konnten, betrieben sie nebenbei noch eine Landwirtschaft. Auch übernahmen sie häufig noch weitere besoldete Gemeindeämter, wie beispielsweise das Amt des Jagdaufsehers, des Wildschadenschätzers oder des Feldschützen. Dadurch war es ihnen allerdings nicht immer möglich, die erforderliche Zeit der Waldhut widmen zu können, was wiederum bei Inspektionen bemängelt wurde. Die Forstämter mussten daher wiederholt die Gemeinden ermahnen, ihre Waldhüter angemessen zu bezahlen, um sie nicht zu verlieren.<sup>43</sup> Reich wurde man durch den Waldhüterdienst offensichtlich nicht.

Eine einheitliche Gehaltsregelung der Gemeindeforstbetriebsbeamten gab es lange Zeit nicht. Arbeitszeit, Vergütung und Versorgung regelte die Gemeinde im Dienstvertrag mit dem jeweiligen Waldhüter. Dementsprechend war die Besoldung von Ort zu Ort verschieden. So betrug im Jahre 1874 das durchschnittliche monatliche Gehalt eines badischen Gemeindewaldhüters etwa 20 Mark.<sup>44</sup> Die Höhe war freilich abhängig von der Waldfläche und der entsprechenden Arbeitszeit. Im Jahr 1900 variierte das Jahresgehalt eines Gemeindewaldhüters im Amtsbezirk Offenburg zwischen 86 RM (Ebersweier) und 800 RM (Offenburg). Das Durchschnittsgehalt lag bei 328 RM bzw. 2 RM pro Hektar.<sup>45</sup> Hinzu kamen häufig noch weitere Einkünfte durch Jagd-, Weg- oder Kulturaufsichtsarbeiten. Die Privatwaldhüter wurden noch schlechter bezahlt. Erst seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts wurde die Forstwartbesoldung auf der Grundlage des Angestellentarifs der Gemeinden festgesetzt.

Einen Ruhegehaltsanspruch und eine Hinterbliebenenversorgung gab es für die Gemeindewaldhüter anfänglich nicht. Es war keine Seltenheit, dass ein Stelleninhaber noch mit 70 Jahren seinen Dienst versah. Erst nachdem die Gemeindewaldhüter mit dem Reichsversicherungsgesetz von 1889<sup>46</sup> versicherungspflichtig geworden waren, wurden sie in der Fürsorgekasse für Gemeinde- und Körperschaftsbeamte gegen Krankheit, Alter und Invalidität versichert.

### *Dienstkleidung und Ausrüstung*

Nach § 180 des Forstgesetzes musste jeder Waldhüter „im Dienst mit den vorgeschriebenen äußeren Zeichen seines Berufs versehen sein“. Im Unterschied zu den staatlichen Forstbeamten<sup>47</sup> gab es eine eigene Dienstuniform für die Gemeindewaldhüter zunächst nicht. Sie waren lediglich an einer grünen Armbinde mit dem großherzoglichen Wappenschild zu erkennen. Außerdem waren sie mit einem „Frevelhammer“ und einem Dienstbuch

versehen. Der Frevelhammer bestand aus einer Beilklinge auf der einen und einem Stempel auf der anderen Seite (siehe Bild). Der Waldhüter kennzeichnete mit dem Frevelhammer gestohlenen oder beschlagnahmtes Holz als Gemeindeseigentum.

Erst mit dem Erlass des badischen Innenministeriums vom 25. August 1846<sup>48</sup> wurde den Gemeindewaldhütern eine einheitliche Dienstkleidung als Berufszeichen vorgeschrieben. Sie bestand aus

1. Überrock von grauem Tuch oder Kirsey[-gewebe] mit grünem Kragen,
2. Beinkleidern vom nämlichen Stoff,
3. Mantel ebenfalls vom nämlichen Stoff mit grünem Kragen,
4. grünem Filzhut mit breiter Krempe.

Die Neuanschaffung der Dienstkleidung erfolgte über die Forstdirektion. Die Kosten hatte die Gemeinde- bzw. Genossenschaftskasse zu bestreiten. Die Anschaffung einer vollständigen Dienstkleidung wurde von den Gemeinden oft nur zögerlich und widerwillig vorgenommen, wie die Bezirksförster bei ihren Visitationen feststellten. Das Bezirksamt musste wiederholt die Gemeinden ermahnen und gelegentlich die Anschaffung ersatzweise auf Gemeindegeldern vornehmen.<sup>49</sup> Erst Ende 1848 waren fast alle Gemeindewaldhüter mit der neuen Dienstmontur versehen. Die Waldhüter hatten die Uniform im Dienst zu tragen und erhielten in regelmäßigen Abständen neue Kleidungsstücke.

Durch eine neue Dienstanweisung für die Waldhüter vom 23. Januar 1882 änderte sich die Dienstkleidung der Waldhüter geringfügig.<sup>50</sup> Sie bestand nun aus:

1. einer Joppe<sup>51</sup> oder Rock von grauem Tuch oder Kirsey, mit zwei Reihen weißen Metallknöpfen und einem grünen Umlegekragen,
2. Beinkleidern vom gleichen Stoff wie die Joppe,
3. einem Mantel vom gleichen Stoff mit weißen Metallknöpfen und grünem Kragen,
4. einem Umschnallkoppel,
5. einer grauen Kappe (sog. Preußische Form) mit dunkelgrünem Kopfband und mit der badischen Kokarde.

Zusätzlich konnte sich der Waldhüter noch einen Wettermantel von grauem Loden mit grünen Hornknöpfen und grünem Kragen anschaffen. Im Sommer konnte statt der zweireihigen Joppe eine leichte einreihige von gleicher Farbe mit grünen Hornknöpfen und grünem Umlegekragen getragen werden. Die Hilfswaldhüter waren lediglich mit einer Dienstmütze gekennzeichnet.

Die neue Dienstanweisung von 1899 brachte erneut geringfügige Änderungen an der Dienstkleidung und Ausrüstung. Die Waldhüter trugen nun

(alternativ zur Dienstmütze) einen grauen weichen Filzhut mit breiter Krempe (Schützenhut) und badischer Kokarde.

Zur Dienstkleidung gehörte ferner noch eine bestimmte Ausrüstung, die ebenfalls von der Gemeinde gestellt wurde:

1. ein Dienstbuch,
2. ein zusammenlegbarer Waldplan,
3. eine Signalhupe zum Umhängen,
4. ein Waldbeil mit kurzem Stil und Lederfutteral, das am Koppel befestigt wurde,
5. ein Holzkennzeichnungsstempel (soweit nicht am Waldbeil befestigt),
6. ein Kulturmesser in Hirschfängerform, ebenfalls am Koppel getragen,
7. ein Forstpolizei- und ein Fischereigesetz sowie verschiedene Dienstabweisungen und Vorschriften.<sup>52</sup>

Ein Gewehr durften die Waldhüter nur mit Erlaubnis der Bezirksämter tragen. Sämtliche Kleidungs- und Ausrüstungsstücke waren im Dienst zu tragen und pfleglich zu behandeln. Die ihm anvertrauten Gegenstände und Dienstpapiere hatte er sorgfältig aufzubewahren und namentlich das Tagebuch stets unter Verschluss zu halten.

Durch Verordnung des Reichsforstmeisters vom 22. April 1938<sup>53</sup> wurden die Dienstkleidungsvorschriften für den Staatsforstdienst auch auf den Forstdienst der Gemeinden, Gemeindeverbände und die übrigen öffentlichen Körperschaften ausgedehnt. Die bisherige Dienstkleidung durfte noch bis Ende 1940 aufgetragen werden. Die betroffenen Körperschaften erhielten einen einmaligen Kleiderzuschuss von 100 RM zur Neuanschaffung einer Dienstuniform für ihre Forstwarte. Heute tragen Gemeinde- und Staatsförster die gleiche Dienstkleidung.

### *Soziale Herkunft der Waldhüter*

Das Forstgesetz von 1833 stellte keine hohen Anforderungen an die Bewerber: „Nur volljährige Leute von gutem Ruf können dazu gewählt werden.“<sup>54</sup> Anders als bei den Bezirksförstern war keine bestimmte Vorbildung verlangt. Einfache Volksschulbildung genügte, da man der Meinung war, dass die erforderlichen Kenntnisse ohne weiteres im Laufe des Dienstes erworben werden könnten. Auch einen Nachweis der körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit wurde nicht verlangt. Die Gemeindegewaldhüter erhielten lediglich vom Oberförster eine Unterweisung in die wichtigsten Vorschriften und eine Belehrung über das Verhalten bei der Feststellung und Verfolgung von Forststraftaten.<sup>55</sup> Ansonsten waren die gedruckten Dienstabweisungen die einzigen Aufgabenbeschreibungen. Für die einfache Waldaufsicht schien das ausreichend zu sein.

Aus den Stellen- und Personalakten der Landratsämter und der Gemeinden geht hervor, dass die Gemeindewaldhüter anfangs meist aus einfachen Bauern- oder Waldarbeiterfamilien stammten.<sup>56</sup> Das Waldhüteramt wurde meist von Angehörigen der bäuerlichen Unterschicht übernommen. Häufig waren es Kleinbauern oder Tagelöhner, die mit der Waldhut einen Zusatzverdienst suchten oder einfach nur die Waldarbeit schätzten. Auch diente der Waldhüterposten gelegentlich als Versorgungsstelle für Ortsarme, Arbeitslose oder Kriegsbeschädigte.<sup>57</sup> Vor allem ehemalige Soldaten entschieden sich oft für eine Tätigkeit als zivile Ordnungshüter wie Rats- und Polizeidiener, Feld- und Waldschütz oder Nachtwächter. Bei der Auswahl wurden „gediente“ Bewerber auch meistens bevorzugt.

Eine besondere schulmäßige Vorbereitung für ihren Beruf gab es lange Zeit nicht. Viele Waldhüter hatten zunächst das Holzhauerhandwerk erlernt und waren danach als Waldarbeiter tätig gewesen. Weitere Kenntnisse erwarben sie sich dann als Forstgehilfen und Hilfswaldhüter. Die Waldhüter nahmen auch gerne ihre Söhne mit auf ihren Rundgängen. Gelegentlich ging das Amt dann auch vom Vater auf den Sohn über.

Durch ihre mehrjährige praktische Arbeit im Wald hatten sich die Waldhüter somit gewisse forstliche Kenntnisse angeeignet. Diese entsprachen aber bei weitem nicht dem, was die Bezirksförster in der Forstschule in Karlsruhe gelernt hatten. Erst nachdem die Gemeindeforstwarte auch die entsprechenden Kurse an der Forstschule besuchen konnten, änderte sich ihr Beruf grundlegend.

### *Der Wandel vom Waldhüter zum Forstwart*

Die Waldhüter hatten lange Zeit als reine Forstaufseher amtiert, die mit der eigentlichen Waldbewirtschaftung wenig zu tun hatten.<sup>58</sup> Nach 1870 begann sich aber ihr Tätigkeitsfeld zu wandeln. Der allgemeine Wirtschaftsaufschwung in Deutschland und wohl auch die Wirkung des Forststrafgesetzes bewirkten einen kontinuierlichen Rückgang der Forstfrevel.<sup>59</sup> Dadurch trat der Forstschutz als Aufgabenschwerpunkt des Waldhüters mehr in den Hintergrund. Stattdessen übernahm er immer häufiger zusätzlich noch Waldpflgearbeiten, wie beispielsweise Kultur-, Saat- und Pflanzschararbeiten, wozu ihm die Gemeinde die erforderlichen Tagelöhner stellte. Um 1900 kamen noch weitere Aufgaben des Forstbetriebs hinzu. Dazu gehörte beispielsweise das Holzauszeichnen oder die Aufsicht über die Kulturarbeiten, die Holzhauerei und den Wegebau im Gemeindewald.

Die neue Dienstanweisung von 1899 trug den gewandelten Aufgaben insofern Rechnung, als dort ausdrücklich erwähnt wurde, dass die Waldhüter das Forstamt bei der Bewirtschaftung der Waldungen unterstützen



sollten. Zum Aufgabenbereich eines Gemeindewaldhüters gehörten um 1900 die<sup>60</sup>

- Ausübung des Forstschatzes und der Forstpolizei im Allmendwald nach der amtlichen Dienstanweisung für die badischen Forstschatzbeamten,
- Aufsicht über die Holzhauerei in den Gemeinde- und Körperschaftswaldungen,
- Beaufsichtigung und Leitung aller Kulturarbeiten gemäß den Kulturplänen und Anordnungen des Forstamts,
- Vornahme und Beaufsichtigung von Wegearbeiten (Neubau, Ausbesserung),
- Überwachung der Holzabfuhr,
- Pflege der Gräben und Entwässerungen,
- Mitwirkung bei der Holzversteigerungen und Bürgerholzverlosung und sonstigen Dienstgeschäften der Forstbeamten, sowie
- Fertigung von Holzaufnahme- und Nebennutzungslisten.

Neben dem Forstschatz hatte der Gemeinde- und Privatwaldhüter somit auch Aufgaben der Waldbewirtschaftung zu übernehmen. Er achtete darauf, dass das Holz ordnungsgemäß geschlagen und abtransportiert wurde. Dies war nur zur Tagzeit und zwischen Anfang September und Ende April erlaubt. Er betreute Saatschulen und Kulturarbeiten und achtete auf den Zustand des Gemeindewaldes. Der Forstwart hatte außerdem die nötigen Arbeitskräfte bei der Gemeinde anzufordern und zu beaufsichtigen sowie die Taglohnlisten zu führen. Dies erfolgte im Rahmen seiner üblichen Waldrundgänge.

Diese Veränderung des Aufgabenbereichs machte eine eigene forstfachliche Ausbildung immer notwendiger.<sup>61</sup> In Württemberg und in der Schweiz war es bereits üblich, alljährlich eine Anzahl Forstwardte zu mehrwöchentlichen Unterrichtskursen in Technik und Betrieb einzuberufen. Doch erst im Jahre 1896 entschloss sich auch die badische Regierung, derartige mehrwöchige „Forstwardtkurse“ an der Forstschule Karlsruhe<sup>62</sup> einzurichten. Diese waren zwar anfangs nur für die Domänenforstwardte gedacht, doch wurden schon bald auch die Gemeindewaldhüter zugelassen. Dadurch erhielten nun auch Forstbedienstete der Gemeinden und sonstigen Körperschaften die Möglichkeit der beruflichen Qualifizierung, was sich für die kommunale Waldpflege nur günstig auswirken konnte.

Die Kurse fanden im Herbst statt und dauerten zunächst acht Wochen, 1930 schon zwölf Wochen und 1938 dann 15 Wochen. Sie bestanden aus theoretischem und praktischem Unterricht. Für die befähigteren Teilnehmer fand dann ab 1905 jährlich ein dreiwöchiger Wiederholungskurs statt, der vor allem der Weiterbildung im Wegebau diente. Diese Lehrgänge sollten den künftigen Forstwardten die notwendigen forstlichen Grundkennt-



*Forstwartlehrgang an der Waldarbeiterschule Höllhof 1954  
(Forstliches Ausbildungszentrum Mattenhof)*

nisse vermitteln sowie ihre Volksschulkenntnisse auffrischen und erweitern. Der Unterrichtsplan umfasste daher neben forstlichen Fächern auch allgemeinen Unterricht in Schreiben, Rechnen, Deutsch und Geometrie.<sup>63</sup> Die Teilnahme war freiwillig.

Die Kurse erfreuten sich schon bald eines regen Zuspruchs. Zahlreiche Gemeinden und Körperschaften (vor allem mit größerem Waldbesitz) erkannten den Wert einer guten Ausbildung und schickten ihre Forstleute auf die Forstschule.<sup>64</sup> Auch die Gemeindewaldhüter nutzten nach mehrjähriger Praxis selbst die Möglichkeit, ihre Fachkenntnisse zu erweitern.

Mit der verbesserten Qualifikation ging auch eine einschneidende Wandlung dieses Berufszweigs einher: Aus dem reinen Waldschützen, der durch die Wälder streifte und Waldfrevler aufspürte, wurde nun ein ausgebildeter Forstwart und Hilfsbeamter des Oberförsters.

1913 wurde es dann den Gemeinden gestattet, ihren ausgebildeten Gemeindewaldhütern den Titel „Forstwart“ zu verleihen, wodurch dieser Berufswandel auch äußerlich sichtbar wurde.<sup>65</sup> 1928 wurden alle staatlichen Forstunterbeamten in die mittlere Beamtenlaufbahn mit der Bezeichnung „Förster“ überführt. Die meisten kommunalen Forstbediensteten blieben aber Angestellte und übten ihren Beruf häufig in Teilzeit aus.

Trotz der angebotenen Forstwartekurse fehlte in Baden noch eine einheitliche Regelung der Ausbildung und Besoldung des gesamten Forstdienstes. Dies wurde dann mit dem Gesetz vom 27. September 1939<sup>66</sup> zur Änderung und Ergänzung des Forstgesetzes nachgeholt. Die Gesetzesnovelle bestimmte, dass künftig die für die Staatsforstverwaltung maßgeblichen Ausbildungsvorschriften auch für die Gemeinde- und Körperschaftsbediensteten zu gelten hatten. Die Besoldung der Bediensteten hatte nach den Besoldungs- oder Tarifordnungen des öffentlichen Dienstes zu erfolgen. Zur Wahrnehmung des Forstschutz- und Betriebsdienstes wurden sämtliche Waldungen ohne Rücksicht auf die Eigentumsverhältnisse in Dienstbezirke eingeteilt. Diese gemeinschaftlichen Dienstbezirke durften nur einem Forstwart übertragen werden, der eine den staatlichen Beamten vergleichbare Ausbildung nachweisen konnte. Bei Vollbeschäftigung waren die Dienstbezirksstellen mit Beamten, ansonsten mit Angestellten zu besetzen. Die Anstellung des Forstwarts erfolgte dabei durch die Waldeigentümer im Benehmen mit der Forstverwaltung.

Diese Bestimmungen führten zu einer wesentlichen Aufwertung des Gemeindeforstdienstes. Künftig musste jeder Gemeindeforstwart die Forstschule besucht haben. Mit der Absolvierung der Forstschule erhielten die Gemeindeforstwarte zugleich auch die Laufbahnbefähigung für den mittleren Forstdienst. Sie waren nun endlich hinsichtlich Anstellung, Ausbildung und Besoldung den staatlichen Förstern gleichgestellt. Die Aufgaben hatten sich ohnehin angeglichen. Die Zeiten eines schlecht ausgebildeten und ebenso bezahlten Waldschützen gehörten nun endgültig der Vergangenheit an. Bis heute wird der Posten des Gemeindewaldhüters nur mit fachlich ausgebildeten Forstwarten besetzt

Die Besoldung bzw. Vergütung der Forstbediensteten erfolgte künftig nach der Landesbesoldungsordnung bzw. nach der Allgemeinen Tarifordnung des öffentlichen Dienstes. Außerdem galt für sie auch die Allgemeine Dienstordnung für die staatlichen Verwaltungen und Betriebe in Baden. Beamte führten die Amtsbezeichnung „Förster“, Angestellte die Bezeichnung „Forstwart“.

Nach dem Krieg galten die meisten Forstgesetze weiter. Eine Weiterbeschäftigung bzw. Neueinstellung von Forstbediensteten war aber nur nach erfolgter Entnazifizierung erlaubt. Die ausscheidenden Waldhüter wurden durch ausgebildete Forstwarte ersetzt, die im Beamten- oder Angestelltenverhältnis beschäftigt wurden. Die Forstwarte wurden weiterhin von der Gemeinde eingestellt und vom Landratsamt verpflichtet. Sie absolvierten vor Beginn ihrer Tätigkeit den Forstwartlehrgang an den Forst- und Waldarbeiterschulen (beispielsweise im Höllhof bei Gengenbach).

Viele Gemeinden entschieden sich allerdings auch dazu, bei Ausscheiden ihres eigenen Forstwartes, ihren Wald künftig vom Forstamt betreuen zu lassen. Seit den 1950er-Jahren kam es deshalb zu einer kontinuierlichen

Übernahme körperschaftlicher und privater Waldflächen in den Revierdienst des Landes. Dies hatte zur Folge, dass die Zahl der Beamten und Angestellten bei den Gemeinden und Körperschaften in Baden-Württemberg zwischen 1953 und 1982 von 1850 auf 400 zurückging.<sup>67</sup> 1975 wurden bereits 56 % der Gemeindeflächen von staatlichen Revierleitern betreut, während für die anderen 44 % noch Gemeindebedienstete zuständig waren.<sup>68</sup> Diese Entwicklung setzte sich fort.

Heute haben in der Ortenau nur noch die größeren und die walddreichen Gemeinden sowie die Waldgenossenschaften eigene Gemeindeförster. Diese Gemeindeförster sind aber keine reinen „Waldschützen“ mehr, die durch die Wälder streifen und Waldfrevler festnehmen. Sie haben sich vielmehr zu fachlich ausgebildeten Forstbetriebsbeamten gewandelt, denen nicht nur der Schutz, sondern auch die Pflege „ihrer“ Gemeindewälder anvertraut ist.

#### Anmerkungen

- 1 P. Gürth: Der Korker Waldbrief, in: Allgemeine Forst- und Jagdzeitschrift 1975, 29.
- 2 Art. 33 des Korker Waldbriefs von 1476.
- 3 P. Gürth: Der Korker Waldbrief, in: Allgemeine Forst- und Jagdzeitschrift 1975, 25.
- 4 Kurt Schütt: Die Geschichte der Maiwaldgenossenschaft, in: Ortenau 1988, 243.
- 5 Gemeindearchiv Renchen-Ulm, Urkunden Nr. 1 (Abschrift von Amand Brandstetter von 1809).
- 6 Stadtarchiv Renchen, Nr. A 163. Die Ulmer Hardt umfasste die Gemeinden Renchen, Ulm und Waldulm.
- 7 zit. nach Gerhard Finkbeiner: Zur Geschichte des Ettenheimer Genossenschaftswaldes, in: Die Ortenau 1995, 244.
- 8 Lothar Brandstetter: Aus der Waldgeschichte des Reblandes, in: Ursula Schäfer (Red.): Das Baden-Badener Rebland unter der Yburg, Baden-Baden 1989, 96.
- 9 Hans Herrmann (Hg.): Kork im Hanauerland, Kehl 2002, 27.
- 10 Als Beispiel für die Stadt Wolfach: Franz Disch: Chronik der Stadt Wolfach, Wolfach 1920, 36 f.
- 11 Einen Überblick über die ehemaligen Genossenschaften siehe August Feßler: Mark- und Waldgenossenschaften der Ortenau, in: Badische Heimat 1935, 95–102; Albert Junghanns: Waldgenossenschaften und Genossenschaftswaldungen in Baden, Freiburg 1934.
- 12 Zu diesen heute noch bestehenden Genossenschaften gehören beispielsweise die Gottswaldgenossenschaft oder die Genossenschaften von Durbach-Moos, Hesselhurst, Lahr, Ödsbach und Seebach; Feßler, Mark- und Waldgenossenschaften, 97 f.
- 13 Bad. Regierungsblatt 1809, 210.
- 14 GLA 236/705.
- 15 Bad. Staats- und Regierungsblatt 1834, 5.
- 16 Ebenda, 146.
- 17 Max Scheifele: Die Forstorganisation in Baden seit 1803, Stuttgart 1957, 45 ff.
- 18 Körperschaften waren beispielsweise die Kirchen oder die Murgschifferschaft.
- 19 1834 gab es in Baden 12 Gemeinde- und 2 Körperschaftsforstämter: 1854 bestanden 16 Gemeinde- und Körperschaftsforstämter (nach Scheifele, Forstorganisation, Anlage 10–12).



- 20 Scheifele: Forstorganisation, 49; siehe auch Anlage 18, 132.
- 21 Siehe § 179 ff. des Forstgesetzes (Bad. Staats- und Regierungsblatt 1834, 35).
- 22 § 179 und 180 des badischen Forstgesetzes.
- 23 Die Privatwaldbesitzer hatten sich häufig untereinander und oft auch mit der Gemeinde zu einer Waldgenossenschaft zusammengeschlossen, die dann einen gemeinsamen Waldhüter einstellte.
- 24 Siehe § 180 des Forstgesetzes, geändert durch Art. 3 des Gesetzes vom 27. April 1854.
- 25 Siehe Gesetz über den Dienst der öffentlichen Bediensteten vom 7. Juni 1848 (Bad. Reg. Bl. 167 f.).
- 26 Otto Eberbach: Der Forstwart, Karlsruhe 1900, 2.
- 27 § 184 des Forstgesetzes.
- 28 KAOG-Erlach-11.
- 29 Übersicht der einzelnen Instruktionen und Dienstanweisungen zwischen 1807 und 1920 siehe Scheifele, Forstorganisation (Anlage 19), 133 f.
- 30 Bibliothek des Kreisarchivs C 972.
- 31 Viehtrieb war nur von Mai bis Oktober und nur in den zugewiesenen Waldgebieten erlaubt.
- 32 „Kein Teil des Waldes darf öde gelassen werden; was Wald war, muss Wald bleiben.“
- 33 Die Verträge finden sich in den Stellenakten zum Waldhüterdienst der Gemeinde, die heute in den Gemeinde-, Kreis- und Staatsarchiven liegen.
- 34 § 23 der Dienstinstruktion.
- 35 Siehe hierzu die Dissertation von Wolfgang M. Gall: Armut, Wein und Zinsen. Zur Sozial- und Kulturgeschichte des Ortenauer Rebdorfes Rammersweier 1810–1860, Offenburg 1991.
- 36 Heinrich Hansjakob hat die Harzer in seinem Buch: „Waldleute“ 11. Aufl., Haslach 1984, im Kapitel „Der Fürst vom Teufelstein“ (31 ff.) beschrieben.
- 37 Der Bezirksförster (Förster) des Forstgesetzes nannte sich später „Forstmeister“ und entspricht dem heutigen Leiter des Forstamtes.
- 38 Brandstetter, Waldgeschichte des Reblands, 105 f.
- 39 KAOG OG-Diersb-12.
- 40 Ich beziehe mich dabei auf die Berichte in den Spezialakten der Bezirksamter über die Gemeinden.
- 41 § 181 des Forstgesetzes.
- 42 beispielsweise Stamm- und Stückgeld von den Holzkäufern an den Waldhüter.
- 43 KAOG-Gen1-141.
- 44 Scheifele, Forstorganisation, 86.
- 45 KAOG-Gen1-141.
- 46 Reichsgesetze vom 22. Juni 1889 bzw. 13. Juli 1899.
- 47 Diese trugen einen grünen Rock mit schwarzem Kragen nebst Hirschfänger.
- 48 Verordnungsblatt für die Forstpolizeiverwaltung vom 4. Sept. 1846.
- 49 KAOG-Gen1-141.
- 50 KAOG-Gen1-142. Die neue Dienstanweisung vom 20. November 1899 übernahm die Dienstkleidung fast unverändert.
- 51 Kurze Männerjacke.
- 52 Später erhielt jeder Waldhüter noch das Handbuch „Der Forstwart“ ausgehändigt.
- 53 Reichsministerialblatt der Forstverwaltung 1938, 196.
- 54 § 179 Satz 2 des Forstgesetzes.
- 55 Scheifele, Forstorganisation, 88.

- 56 General- und Spezialakten über den Gemeindewaldhüterdienst im Kreisarchiv und einigen Gemeindearchiven wurden dazu ausgewertet.
- 57 Bericht des Forstamts Renchen an das Bezirksamt Offenburg vom 30. April 1925 (KAOG OG-Windsch-6).
- 58 Hasel, Karl: Studien zur Forstgesetzgebung in den ehemaligen Ländern Baden und Württemberg, Stuttgart 1960, 139.
- 59 Scheifele, Forstorganisation, 84.
- 60 Beispielhaft wird aus den Dienstverträgen aus Durbach und Renchen zitiert (KAOG OG-Durbach-21 bzw. Stadtarchiv Renchen A 291).
- 61 Landesforstverwaltung: Die Forstwirtschaft in Baden-Württemberg, 3. Auflage, S. 163.
- 62 Später fanden die Kurse zusätzlich noch an weiteren Orten statt; so in Augustenberg, Freiburg, Gengenbach, Heidelberg oder Kandern.
- 63 1900 gab der Oberförster Otto Eberbach mit dem „Forstwart“ erstmals einen Leitfaden für den Fachunterricht an den badischen Forstwartskursen heraus.
- 64 Scheifele, Forstorganisation, 89.
- 65 Ebenda, 87.
- 66 Bad. Gesetz- und Verordnungsblatt 1939, 191.
- 67 Landesforstverwaltung Baden-Württemberg: 30 Jahre Landesforstverwaltung 1953–1982, Stuttgart 1985, 44.
- 68 Die Forstwirtschaft in Baden-Württemberg, 3. Auflage, 82.

## Landschaftsgeschichte und Natürlichkeit der Baumarten in der Rheinaue

*Helmut Volk*

### *Ende der Naturlandschaft – Beginn der Kulturlandschaft*

Europäische Flussauen gelten in der Fachliteratur noch als Naturlandschaften, die sich vom Menschen unbeeinflusst bis zum Beginn der Flusskorrekturen erhalten konnten (Aldinger et al. 1998; Dister 1980, 1991; Ellenberg 1996; Gerken 1988; LfU 1997; Oberdorfer 1992). Durch Forschungen der Abt. Landespflege der Forstlichen Versuchsanstalt wurden stichhaltige Argumente dafür erbracht, dass große Flussauen und deren Auewälder früh die Eigenschaften von Naturlandschaften verloren haben. Sie unterlagen dem allgemeinen frühen Veränderungsprozess unserer Kulturlandschaft in Mittel-, West-, Süd- und Osteuropa. Man kann begründet annehmen, dass auch die großen mitteleuropäischen Flussauen bereits 3000–2000 v. Chr. den Wandel der Auewälder von den Naturwäldern zu menschlich beeinflussten Wäldern erlebt haben (Volk 2002, 2003a).

Im Naturschutzbereich am deutsch-französischen Oberrhein ist die Vorstellung von der langen Dauer der Naturlandschaft und der kurzen Zeit der Kulturlandschaft noch weit verbreitet. Vorstellungen der Naturlandschaftsforschung in Richtung langer Dauer der Naturlandschaft gibt es auch außerhalb des Oberrheins für die Weseraue. Ein Forschungsprojekt in der Weseraue hat die Landschaftszustände vor 3000 Jahren rekonstruiert (Gerken u. Dörfer 2002) (Abb. 1). Diese Vorstellung von der langen Dauer der Naturlandschaft spielt in der Leitbilddiskussion für Aue-Naturschutzziele in Deutschland und Frankreich eine Rolle. Inzwischen gibt es besser gesicherte Rekonstruktionen der nacheiszeitlichen Landschaftsentwicklung größerer Flussauen. Ein Beispiel ist die Rekonstruktion der Flusslandschaften am Niederrhein für die Jungsteinzeit (ca. 4000 Jahre vor heute). Sie hält frühe Eingriffe der Menschen in die Auewälder für sicher. Zur Römerzeit wird eine Flusslandschaft rekonstruiert, die als relativ waldarme, hoch entwickelte Kulturlandschaft gelten kann (Knörzer et al. 1999) (Abb. 2).

### *Überflutete und nicht überflutete Teile von Flussauen*

In der Naturlandschaftsforschung wird die natürliche Flussau als Überschwemmungsaue definiert (Dister 1980, 1991; Gerken 1988 LfU 1993, 1997; Späth und Reif 2000). Durch neue Forschungsergebnisse kann diese

Vorstellung erweitert werden. Schon vor Jahrtausenden gab es in den Flussauen beträchtliche Teile, die nicht oder nur sehr wenig überflutet waren. Die naturschutzorientierte Vegetationskunde hat die aueökologische Besonderheit der nicht überfluteten Aue (Altaue) noch nicht in ihre Überlegungen zur Landschaftsgeschichte und zur Natürlichkeit von Aue-Baumarten aufgenommen (Aldinger et al. 1998; Bogenrieder und Hügin 1978; Carbiener 1974, 1992; Coch 2000; Hauschild 2000; LfU 1993, 1997; Michiels 2000; Michiels u. Aldinger 2002; Reif 1996; Späth und Reif 2000). Es ist notwendig, das Vegetations- und standortkundliche Wissen mit den neuen Erkenntnissen über die nicht oder kaum überflutete Altaue zu erweitern. In diesem nicht überfluteten Teil der Flussauen fanden früh – wahrscheinlich zeitgleich mit der umgebenden Kulturlandschaft – Siedlungen, Rodungen, landschaftsverändernde Nutzungen statt.

Von den mehr oder weniger trockenen Teilen der Flussaua in breiten Flusstälern wie dem Rheintal gingen wohl sehr früh auch verändernde Nutzungseinflüsse auf die überfluteten Teile der Aue, zum Beispiel auf die Wälder aus. In geeigneten Seitenarmen der Flüsse können schon früh Nahrungspflanzen wie die Wassernuss angebaut worden sein (Abb. 3). Einen direkten Nachweis aus der Rheinaue durch Großrestfunde der Wassernuss (*Trapa natans*) aus der Jungsteinzeit oder der Bronzezeit gibt es (noch) nicht. Archäobotanische Funde bis zu 3500 Jahre alter Wassernüsse im Federseegebiet (Karg 1996) und in den Vogesen (Schloss 1979) bestätigen die frühe Anwesenheit der Wassernuss in Südwestdeutschland. Schriftliche Quellen aus der Römerzeit belegen die Verwendung der Wassernuss als Nahrungsmittel (Karg 1996).

Die frühe aueökologische Teilung der großen Flussauen in Überflutungsaue und Altaue bedeutet, dass das natürliche Baumartenspektrum in europäischen Flussauen größer ist, als bisher angenommen wurde. Baumarten, die nicht als aueotypisch gelten, weil sie nicht im häufig befluteten Überschwemmungsbereich der Flüsse vorkommen, sind nachweislich aueotypisch. Solche typischen Baumarten der Altaue sind beispielsweise Buche, Kiefer, alle Ahornarten, Hainbuche, Linde, Esche. Die Eiche kam in der unkorrigierten „Naturaue“ nicht nur im überfluteten Bereich, sondern auch in der Altaue vor (Volk 2003a).

Den Nachweis des erweiterten Spektrums natürlicher Baumarten in der Rheinaue und in der Donauaue liefern fossile Bäume, die in den flussnahen Kieslagern an Rhein und Donau gefunden wurden. Sie wurden hinsichtlich ihres Alters genau datiert, sodass direkte Anhaltspunkte für das Vorhandensein einzelner Baumarten in den mitteleuropäischen Flussauen seit 10 000 Jahren vorhanden sind (Becker 1982; Frenzel 1995; Volk, 2002, 2003a, 2006).

Ordnet man die Baumartenfunde im Kieslager nach häufiger überflutetem Bereich und kaum oder nicht überflutetem Bereich (Altaue), so ergibt



sich Folgendes: Den Überschwemmungsbereich, d. h. die Überflutungsauere charakterisieren insbesondere die Baumarten der Pappelarten, der Weiden, Grauerle und Ulme. Die Eiche gehört standörtlich sowohl zur Überflutungsauere wie zur Altaue. Die Altaue wird charakterisiert von Baumarten, die bisher ökologisch nicht zur Flussaue gezählt werden. Darunter fallen insbesondere die Buche, die Birke, die Kiefer, die Esche, die Ahornarten. In welchen Zeitabschnitten die einzelnen Baumarten in den Kieslagern am Rhein und an der Donau von 8000 v. Chr. bis zum Mittelalter vertreten waren, dies zeigt Abb. 4.

Im Laufe der Jahrtausende können Zeitabschnitte der Anwesenheit einzelner Baumarten mit Phasen der Abwesenheit abwechseln. Dies ist für Buche, Kiefer, Esche, Linde möglich. Sie können durch den Rodungsdruck für Siedlung, Ernährung, Energieversorgung zeitweise aus der Aue verschwinden. Beim Neuaufbau der Auewälder nach den Flusskorrekturen wurden sie wieder eingebracht. Für die Esche ist das Verschwinden und Wiedereinbringen am Beispiel der Leipziger Aue untersucht (Gläser 2005). Für die Buche wurden Waldflächen der Altaue in der Rheinaue gefunden, die seit 400 Jahren mit Buchen bewachsen waren (Volk 2000, 2003a; Volk u. Kettering 1998) (Abb. 4).

### *Rheinlaufverlegungen vor der Rheinkorrektion*

Die Kulturlandschaftsentwicklung in der Rheinaue lässt sich seit etwa 300 Jahren genauer anhand von Karten und schriftlichen Dokumenten belegen. Wie stark die Rheinaue von einer unbeeinflussten Naturaue bereits um 1700 entfernt war, zeigen alte Karten mit topographischen Angaben zur Landnutzung. Beispiele solcher Karten sind Militärkarten der Jahre 1693–1697, 1702–1713 und 1743. Danach ist die Rheinaue um 1700 eine intensiv genutzte, erschlossene, teilweise besiedelte, waldarme Landschaft (Volk 2004). Das Verhältnis von überfluteten und nicht überfluteten Bereichen wurde damals schon in der Rheinaue kräftig zugunsten des nicht überfluteten, acker- und wiesenfähigen Aueanteils verändert.

Ausdruck dieser Bemühungen sind Rheinlaufverlegungen bereits 150 Jahre vor der Rheinkorrektion, die von Frankreich initiiert wurden. Sie verschoben das Flussbett des Rheins in der vier bis sechs Kilometer breiten Rheinaue zwischen Basel und Straßburg um bis zu 1,5 Kilometer nach Osten. Damit verbunden waren sehr großflächige Landnutzungsveränderungen. Sie brachten großen Landgewinn im Elsass/Frankreich und Landabtrag auf der deutschen Seite des Rheins mit einschneidenden Verlusten für die Ernährung und Rohstoffversorgung der betroffenen Städte und Gemeinden am Oberrhein. Allein für Breisach wird das Ausmaß der Landnutzungsänderung in 150 Jahren bis zur Rheinkorrektion auf vier Quadratkilometer geschätzt. Viele Städte und Gemeinden zwischen Basel und Rastatt

waren betroffen, so Steinenstadt, Neuenburg, Hartheim, Bremgarten, Breisach, Burkheim, Jechtingen, Sasbach, Wyhl, Weisweil, Rheinhausen, das Aue-Naturschutzgebiet Taubergießen (Kappel, Wittenweier) und die östlichen Teile der Rheinaue bei Straßburg (Volk 2005).

Die Rheinlaufverlegungen zwischen 1700 und 1850, dem Beginn der Rheinkorrektur, zeigen die Fähigkeit der Menschen am Oberrhein, die Kulturlandschaft Rheinaue in großem Stile zu verändern. Einschätzungen der Aue-Naturschutz-Forschung, wonach die Rheinkorrektur in einer Naturlandschaft mit üppigen, alten Eichen-Ulmen-Auwäldern vorgenommen worden wäre, treffen nicht zu. Die Rheinkorrektur griff die Kulturlandschaftsveränderungen seit 1700 auf und setzte sie fort. Ein Beispiel großer Rheinlaufverlegungen zwischen 1700 und 1850 sei erwähnt: die Verlegungen nördlich von Straßburg bei Offendorf/Frankreich und Grauelsbaum/Greffern/Deutschland (Abb. 5). Die frühen Eingriffe in das Flusssystem Rhein und die den Fluss begleitende Landnutzung sind neuerdings an vielen Rheinabschnitten zwischen Basel und Rastatt untersucht (Volk 2005).

### *Rheinkorrektur und Landnutzungsveränderungen*

Durch die Rheinkorrektur wurde das ein bis zwei Kilometer breite Flussbett zwischen Basel und Straßburg mit seinen Inseln auf 200–250 Meter verengt. Die Landnutzung in der Rheinaue wurde dabei grundlegend verändert. Hier werden nur die Auswirkungen auf die Auwälder gezeigt. Bis auf wenige Ausnahmen wirkte sich die Flusskorrektur gleichermaßen grundlegend für die Altaue und die überflutete Aue aus: Auwälder der Altaue wurden gerodet und der Nutzung als Äcker und Wiesen zugeführt. Die Hungersnöte des 19. Jahrhunderts waren die Triebkraft dieser Entwicklung. Im Bereich des alten, unkorrigierten, überschwemmten Flussbettes wurden, begleitend zur Rheinkorrektur, künstliche Standortveränderungen durch Anlandungen vorgenommen. Große Teile des alten Flussbettes wurden dadurch auewaldfähig. Sie sollten hartholzfähig, d. h. für Eiche, Ulme, Esche, Ahorn etc. taugen. Grund für das Bestreben nach Wald mit Harthölzern war der sehr große Bedarf an Rohstoffsicherung für Bauholz. Es blieben immer noch große Teile des alten Flussbettes für die Weichhölzer wie Pappel und Weide, insbesondere, wenn man bedenkt, dass wesentliche Teile des heutigen Auwaldes vor und während der Rheinkorrektur Wasserfläche und Insel im Strom waren.

Die Entstehung der Auwälder am Rhein in Deutschland und Frankreich als Folge der Rheinkorrektur kann an mehreren Beispielen großräumig demonstriert werden. Bei Neuenburg decken sich Uferlinien der Flussbettes vor der Korrektur fast nahtlos mit den Grenzen des heutigen Auwaldes im „Trockengebiet“ des Oberrheins (Volk 2003b). Auch im Natur-

schutzgebiet Sasbach/Wyhl/Weisweil ist dies weitgehend der Fall (Abb. 6). Komplizierter, aber nach den gleichen Prinzipien verlief die Auewald-Standortsbildung bei Karlsruhe (Volk 2003a, 2004).

### *Aufbau der Auewälder*

Wie sahen die Auewälder zum Zeitpunkt der Korrektur aus? Große Teile der heutigen Auewaldfläche waren damals (ca. 1850) Wasserfläche und fast vegetationslose Kiesbank. Die Teile, die mit Bäumen bewachsen waren, hatten keine Baumdominanz, sondern sehr hohen Strauchanteil. Eichen-Ulmenwälder gab es im Gelände der heutigen Auewälder zwischen Basel und Karlsruhe fast nicht. Der Aufbau der Auewälder von heute begann mit der Rheinkorrektur. Zunächst bestand er großflächig in Anlandungs- und Bodenmeliorationsmaßnahmen und Pionierpflanzungen in veränderten, ehemaligen Wasserflächen, auf veränderten Kiesbänken und im Strauch-/Weichholz-Niederwald des damals großflächigen Faschinenwaldes. In diesem dominierten Sträucher und Weichhölzer in Gebüschhöhe, die als Rohstoffreserve für die umfangreichen Damm- und Ufersicherungsbauten der Korrektur dienten. Ausgedehnte baum- und holzfreie Teile gab es im Faschinenwald. Sie dienten der Viehweide (Abb. 6).

Zug um Zug wurde die frühere Flussbettlandschaft zwischen 1850 und 1890 an den Auewald heutiger Prägung herangeführt. Weichholzpflanzungen und die Pflanzung bzw. die ersten Saaten von Eichen, Eschen und Ulmen begannen. Die Landschaft behielt bis 1900 den Gebüschcharakter; aus Gebüsch ragten nur schmale Pyramidenpappeln (sog. Napoleonpappeln) heraus. Erst um 1900 machten sich die Anpflanzungen der Harthölzer Eiche, Esche, Ulme, Linde, Hainbuche, Ahorn etc. optisch in der Landschaft bemerkbar. Sie hatten Höhen über Gebüschhöhe erreicht. Damit war es möglich, die Wälder im Mittelwaldbetrieb zu bewirtschaften und den Niederwald abzulösen. Die Mittelwaldphase mit der künstlichen Betonung von Eiche, Esche und Ulme dauerte nur kurz. Ab 1924 setzte ein neues Konzept neue landschaftliche Akzente. Die Zeit des Hochwaldes dauert von 1924 bis heute. In dieser Zeit wuchsen die Auewälder kräftig in die Höhe von durchschnittlich 10 bis 12 Metern (Mittelwald) bis zu Höhen über 30 Meter, die unsere Auewälder heute erfreulicherweise erreichen (Abb. 7; Volk 2000, 2003b, 2004).

### *Veränderung der Auestandorte nach 1870 bis 1930*

Eine weitere wichtige landschaftsökologische Veränderung nach der Rheinkorrektur wird bisher in der Auediskussion zu wenig beachtet. Die großen Auewälder am Rhein sind zwischen 1870 und 1930 extrem verlandet. Dadurch haben sich alle Auewälder zwischen Basel und Straßburg



großflächig zur sehr wenig oder nicht überfluteten Altaue hin entwickelt. Die Überflutungsauere geriet also relativ früh ins Minimum. Dieser 60-jährige Prozess der Landschaftsentwicklung zwischen 1870 und 1930 brachte neue, entscheidende Voraussetzungen für die nochmalige Erweiterung der Biodiversität an Baumarten in den rheinnahen Wäldern (Abb. 8).

Die Standortparameter haben sich nachhaltig und dauerhaft in gravierender Weise geändert. Ursache waren der Bau des Rheinseitenkanals und der Staustufen zwischen Breisach und Rastatt. Durch die Veränderungen zwischen 1870 und 1930 sowie durch den Staustufenbau gibt es in diesen Auewäldern im Grundsatz keine vollständige Renaturierungsmöglichkeit in Richtung natürlicher Überflutungsauere.

Der heutige aueökologische Zustand hinsichtlich Grundwasser und schwacher Überflutung unter den künstlichen Voraussetzungen des staugeordneten Rheins muss in die Überlegungen der Standortkartierung für die Auewälder aufgenommen und bei der Revitalisierung der Rheinaue berücksichtigt werden. Wie die heute wirksamen Standortparameter für die rheinbegleitenden Auewälder zwischen Basel und Rastatt zu neuen Gruppierungen aueökologisch zusammengefügt werden können, soll am Beispiel des Auewaldes nördlich von Breisach zwischen Sasbach und Rheinhausen (Naturschutzgebiet Sasbach Wyhl/Weisweil) dargelegt werden. In der aueökologischen Gliederung wird die durch Staustufen und andere Flussausbaumaßnahmen bestimmte Kulturaue Rhein in zwei Gruppen eingeteilt.

Die erste Gruppe standörtlicher, kulturlandschaftsbestimmter Einheiten bildet die *Staufstufen-Aue mit Weichhölzern*. Naturnahe Baumarten sind Hybridpappeln mit hohen Anteilen an Schwarzpappel. Außerdem die Schwarzpappel-Restvorkommen, Silberpappel, diverse Weidenarten. Die zweite Gruppe standörtlicher, kulturlandschaftsbestimmter Einheiten der Staustufen-Aue bildet die *Altaue zwischen Rheindamm und landseitigem Damm*. In der Altaue historischer und heutiger Prägung sind nachweislich mehr Baumarten als natürlich oder naturnah zu bezeichnen, als dies bisher üblich war. Zu diesen natürlichen oder naturnahen Auewaldbaumarten gehören beispielsweise alle Ahornarten, die Buche, die Birke, die Kiefer (Volk 2002, 2003a) (Abb. 9). Zur Altaue gehört auch die Eiche, wobei noch geklärt werden müsste, ob nicht nur die Stieleiche, sondern auch die Traubeneiche in die Altaue neuer Prägung gehört. Aufgrund der langen Zeit der Einbürgerung der Robinie (seit über 150 Jahren) sollte auch dieser Baum den naturnahen Baumarten der Altaue heutiger Prägung zugerechnet werden.

#### *Potenzielle natürliche Vegetation und Biodiversität*

In der aktuellen Diskussion um die Zukunft der Auewälder am Oberrhein spielen Leitbilder für möglichst natürliche Auewälder eine große Rolle.



Wie „natürliche“ Auewälder hinsichtlich der Baumarten zusammengesetzt sein sollen, wird aus Vorstellungen zur sog. potenziellen natürlichen Vegetation abgeleitet. Damit sind Auewälder gemeint, die sich natürlich, also spontan ohne jegliche Einwirkung des Menschen über Jahrhunderte hinweg unter den heute vorhandenen Standortsvoraussetzungen der Rheinaue entwickeln würden. Vorstellungen von solchen „natürlichen“ Auewäldern in großen Flussauen wurden von der Geobotanik definiert. Sie dienen in zahlreichen neueren Naturschutzplanungen als Zielvorstellung für die Auewälder am Rhein.

Aufgrund der Landschaftsgeschichte der Rheinaue seit der vorrömischen Zeit und der grundlegenden standörtlichen Veränderungen in der Rheinaue seit 300 Jahren ist es nicht mehr sinnvoll, in Naturschutzgebietsplanungen die potenzielle natürliche Vegetation in der bisherigen Definition nach Dister (1980, 1991), Ellenberg (1996), Oberdorfer (1992) zum großflächigen Maßstab für die Naturnähe und den Naturschutzwert der Auewälder heranzuziehen. Die Auewälder in der kulturbestimmten Altaue und in der von Staustufen geprägten überfluteten Aue verkörpern den Naturschutzwert des rheinbegleitenden Auewaldes viel stärker durch die kulturbedingte Biodiversität an Baumarten in der Aue als durch vermutete „natürliche“ Auewaldreste. Bei der Ausweisung von Naturschutzgebieten und Natura-2000-Flächen sollte deshalb die Biodiversität der Hauptgesichtspunkt für die Naturschutzbewertung der Auewälder werden.

### *Leitbilder für Flussauen mit Staustufen und Industriebauten*

Die vorgestellte aueökologische Gliederung der Rheinauewälder nach Altaue und überfluteter Staustufenaue und die Grundlagen zur Beurteilung der Natürlichkeit von Baumarten in der Rheinaue finden sich in fast keinem Renaturierungskonzept. Beispiele sind die Naturschutzprogramme der Naturschutzverwaltung für den Südlichen und Nördlichen Oberrhein (ILN 1995; LfU 1993, 1997, 2000). Die neuen Forschungsgrundlagen finden sich noch nicht ausreichend in deutsch-französischen Rheinaueprojekten und in den bisherigen Veröffentlichungen über den Standortswald für die Rheinaue (Michiels 2000; Michiels u. Aldinger 2002).

Damit die neuen Erkenntnisse in Naturschutzplanungen und in die Wasserrahmenrichtlinie der EU Eingang finden, bedarf es Anstrengungen aller Disziplinen der Forstwirtschaft und des Naturschutzes. Die Flussauen und ihre Wälder müssen bei Renaturierungsmaßnahmen als empfindliche und hoch entwickelte Kulturlandschaften verstanden und bewertet werden. In den veränderten Kulturlandschaften ist nur ein eng begrenztes Renaturierungspotenzial vorhanden. Dieses erschließt sich nicht aus den bisher gültigen Urwald- und Sukzessionsvorstellungen der Geobotanik und der forstlichen Vegetationskunde. Aus der Landschaftsgeschichte der Rheinaue und ande-

rer mitteleuropäischer Flussauen ergibt sich, dass in Kulturlandspalten spätestens nach jeweils 50 Jahren ökologische Grundlagen wiederum grundlegend verändert werden. In Kulturlandspalten kann keine raumordnerische Kontinuität für lange Zeiträume gelten, wodurch Urwälder und Sukzessionen der Naturlandschaft großflächig keinen Platz finden können.

Die Ergebnisse zur Landschaftsgeschichte und zur Natürlichkeit der Baumarten in der Rheinaue können auch für die geplanten Hochwasserschutzmaßnahmen am Rhein zu neuen Impulsen bei der Umsetzung der Maßnahmen führen. Dies gilt für die Einschätzung über den Nutzen ökologischer Flutungen für den Naturschutz, für die Bildung naturverträglicher Maßstäbe der Hochwasserrückhaltung und für das Ziel des dauerhaften Erhaltes der verbliebenen Auewälder am Rhein mit ihrer, im europäischen Maßstab, hochwertigen Vielfalt-Struktur, die das Ergebnis einer 150-jährigen Aufbauarbeit im Rheinauewald ist.

*Literatur und Quellen*

- Aldinger, E.; Hübner, W.; Michiels, H.-G.; Mühlhäußer, G.; Schreiner, M.; Wiebel, M. (1998): Überarbeitung der standortkundlichen regionalen Gliederung im Südwestdeutschen Standortkundlichen Verfahren. Mitteilungen des Vereins für Forstliche Standortkunde und Forstpflanzenzüchtung 39, 5–71.
- Becker, B. (1982): Dendrochronologie und Paläoökologie subfossiler Baumstämme aus Flussablagerungen. Mitt. der Kommission für Quartärforschung der Österr. Akademie der Wissenschaften. Bd. 5, Verlag der Österr. Akademie der Wissenschaften.
- Becker, B. (1993): Auf Spurensuche. Die Jahresringforschung überblickt jetzt 11 400 Jahre. Danzer. Holz aktuell 9, 19–23.
- Bogenrieder, A.; Hügin, G. (1978): Zustand des Waldes in der Rheinniederung zwischen Grissheim und Sasbach – Region Südlicher Oberrhein – (1976). Beih. Veröff. Naturschutz Landschaftspflege Bad.-Württ. 11, 237–246.
- Carbiener, R. (1974): Die linksrheinischen Naturräume und Waldungen der Schutzgebiete Rhinau und Daubensand (Frankreich). In: Landesstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Baden-Württemberg (Hrsg.): Das Taubergießengebiet, Natur- und Landschaftsschutzgebiete in Baden-Württemberg 7, 438–535.
- Carbiener, R. (1992): La protection des forêts alluviales: Un défi majeur confronté à des multiples blocages. Revue Forestière Française, Nr. Spécial, 72–76.
- Coch, Th. (2000): Einführung in den Naturraum – Zur Frage primärer Trockenstandorte in der Wildstromaue des südlichen Oberrheingebietes. In: Vom Wildstrom zur Trockenaue. Naturschutz-Spectrum. Hrsg. Landesanstalt für Umweltschutz, Karlsruhe, Verlag Regionalkultur, 15–34.
- Ellenberg, H. (1996): Vegetation Mitteleuropas mit den Alpen in ökologischer, dynamischer und historischer Sicht, 5. Aufl. Stuttgart.
- Frenzel, B. (1995): Posterdarstellung zur Exkursion C 10 des 14. Internationalen IQUA-Kongresses. Stuttgart-Hohenheim, Universität.
- Gerken, B. (1988): Auen – Verborgene Lebensadern der Natur, Verlag Rombach GmbH, Freiburg, 132 S.
- Gerken, B.; Dörfer, K. (2002): Auenregeneration an der Oberweser, Angewandte Landschaftsökologie, H. 46, Bundesamt für Naturschutz. Bonn-Bad Godesberg, 188 S.
- Gläser, J. (2005): Untersuchungen zur historischen Entwicklung und Vegetation mitteldeutscher Auenwälder. Dissertation 09/2005, UFZ-Umwelt-Forschungszentrum Leipzig-Halle GmbH, 163 S.
- Hauschild, R. (2000): Forstliche Standortgliederung der nordelsässischen Rheinebene. Mitt. des Vereins für Forstl. Standortkunde und Forstpflanzenzüchtung 40, 7–21.
- ILN (Institut für Landschaftsökologie und Naturschutz) (1995): Konzeption zur Umsetzung von Naturschutzprogrammen in der südlichen Oberrheinniederung im Auftrag der Landesanstalt für Umweltschutz (LfU), Bühl-Vimbuch, Teil 1: 158 S; Teil 2: 53 S.
- Karg, S. (1996): Bizarre Früchte aus dem Wasser. Am Federsee wurde eine vergessene Nutzpflanze wiederentdeckt. Schönes Schwaben 7, 8–11.
- Knörzer, K.-H.; Gerlach, R.; Meurers-Balke, J.; Kalis, A.-J.; Tegtmeier, U.; Becker, W.-D.; Jürgens, A. (1999): PflanzenSpuren. Archäobotanik im Rheinland: Agrarlandschaft und Nutzpflanzen im Wandel der Zeiten. Landschaftsverband Rheinland, Rheinisches Amt für Bodendenkmalpflege. Rheinland-Verlag GmbH Köln, 185 S.
- LfU (Landesanstalt für Umweltschutz) (1993): Rheinauenschutzgebietskonzeption im Regierungsbezirk Karlsruhe. Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege. Karlsruhe, 179 S.

- LfU (1997): Veränderungen der Au Landschaft am Oberrhein. Der Oberrhein im Wandel. H. 9. Gewässerdirektion Südlicher Oberrhein/Hochrhein, Lahr, 2. unveränderter Nachdruck. Lahr 1997, 16 S.
- LfU (2000): (Hrsg.): Vom Wildstrom zur Trockenaue. Natur und Geschichte der Flusslandschaft am südlichen Oberrhein. Naturschutz-Spectrum. Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher, 496 S.
- Michiels, H.-G. (2000): Der natürliche Wald – ein Leitbild für den naturnahen Waldbau in der Oberrheinaue? Mitt. des Vereins für Forstl. Standortkunde und Forstpflanzenzüchtung 40, 23–34.
- Michiels, H.-G., Aldinger, E. (2002): Forstliche Standortgliederung in der badischen Rheinaue. AFZ/Der Wald 15, 811–815.
- Reif, A. (1996): Die Vegetation der Trockenaue am Oberrhein zwischen Müllheim und Breisach. Berichte der Naturforschenden Gesellschaft Freiburg, H. 84/85, Freiburg, 81–150.
- Schloss, S. (1979): Pollenanalytische und stratigraphische Untersuchungen im Sewensee. Dissertationes Botanicae 52, 27–91.
- Späth, V.; Reif, A. (2000): Auenwälder am Oberrhein. Der Bürger im Staat. Sonderheft Der Rhein, H. 2, 2000, 99–105.
- Volk, H.; Kettering, H. (1998): Der andere Auwald am Rhein. Neue Erkenntnisse für das Naturschutzgebiet Hördter Rheinaue. AFZ-Der Wald 16, 828–831.
- Volk, H. (2000): Die Rheinauwälder bei Karlsruhe vor und nach der Rheinkorrektion. Mitt. des Vereins für Forstl. Standortkunde und Forstpflanzenzüchtung, H. 40, 35–61.
- Volk, H. (2002): Zur Natürlichkeit der Esche (*Fraxinus excelsior*) in Flussauen Mitteleuropas. Forstwiss. Centralblatt, 128–137.
- Volk, H. (2003a): Landschafts- und Auwaldentwicklung in der Rheinaue bei Karlsruhe, AFZ-Der Wald 19, 989–996.
- Volk, H. (2003b): Ökosysteme der Rheinaue bei Neuenburg, Forst und Holz 58., 21, 642–646.
- Volk, H. (2004): Kulturlandschaft Rheinaue: Auwald-Naturschutz-Hochwasserschutz. Forstl. Versuchs- und Forschungsanstalt, Abt. Landespflege, Freiburg, 54 S.
- Volk, H. (2005): Wie der Rhein nach Deutschland verlegt wurde – Großräumige Landschaftsveränderungen am Oberrhein nach 1700 zwischen Karlsruhe und Basel. Forstarchiv 76, 165–176.
- Volk, H. (2006): Leitbilder für europäische Flussauen und Auwälder – Beiträge für Natura 2000 und die Wasserrahmenrichtlinie, Forst und Holz 60, 3–6.





Abb. 1: Die Weseraue vor 3000–4000 Jahren. Rekonstruktion nach Vorstellungen der Naturlandschaftsforschung (Gerken u. Dörfer 2002). Die Rekonstruktion berücksichtigt neuere Befunde für die Kulturlandschaft Weser vor 3000 Jahren noch nicht.

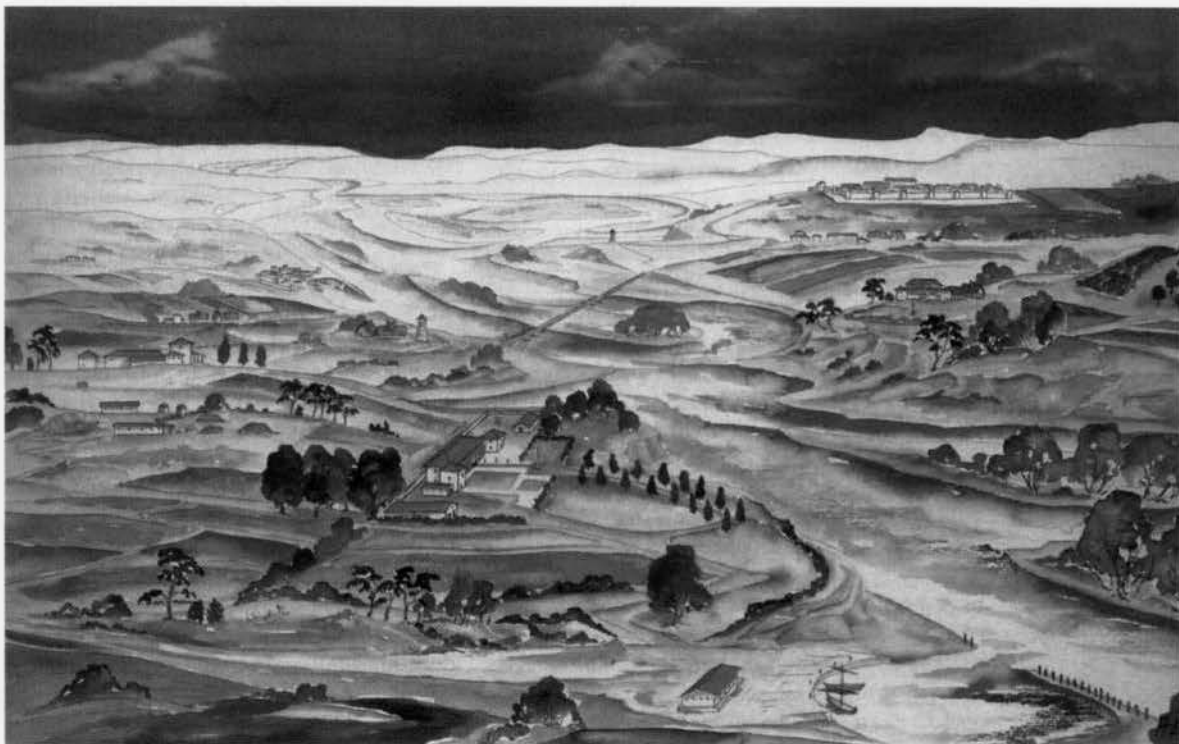


Abb. 2: Für Flussauen am Niederrhein wurde eine Rekonstruktion der Auelandschaft seit ca. 8000 Jahren erarbeitet. Kulturlandschaftseinflüsse auf die Auen und ihre Wälder wurden dabei dokumentiert. Der Landschaftszustand der Kulturlandschaft am Niederrhein in der Römerzeit (100 v. Chr.) zeigt eine bereits stark vom Menschen überformte, waldarme Landschaft.

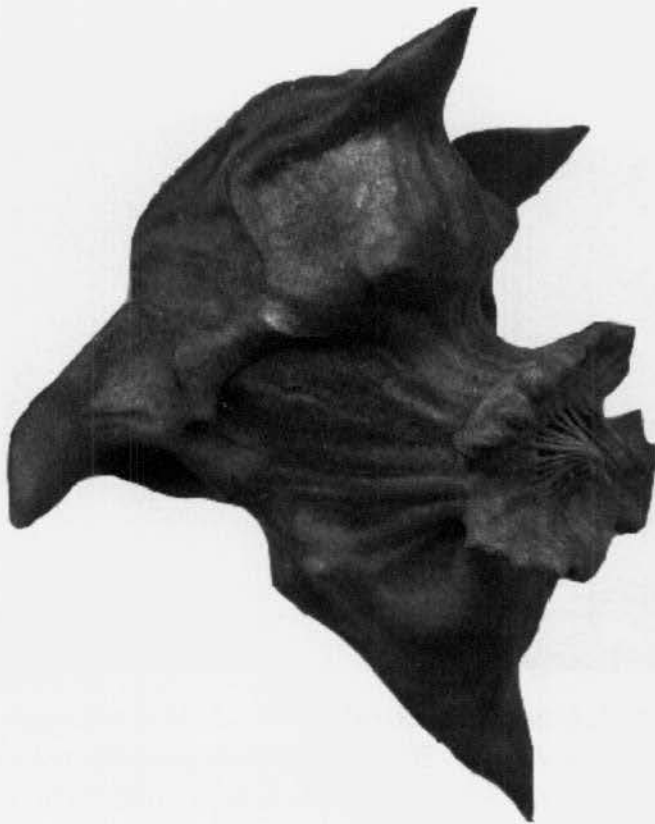


Abb. 3: Frühe menschliche Einflüsse auf die Flusssysteme können auch das künstliche Einbringen von Nutzpflanzen beinhalten. Die Wassernuss (*Trapa natans*) ist ein Beispiel. Es wird vermutet, dass sie in flussferneren Gewässern als Nutzpflanze angebaut wurde.

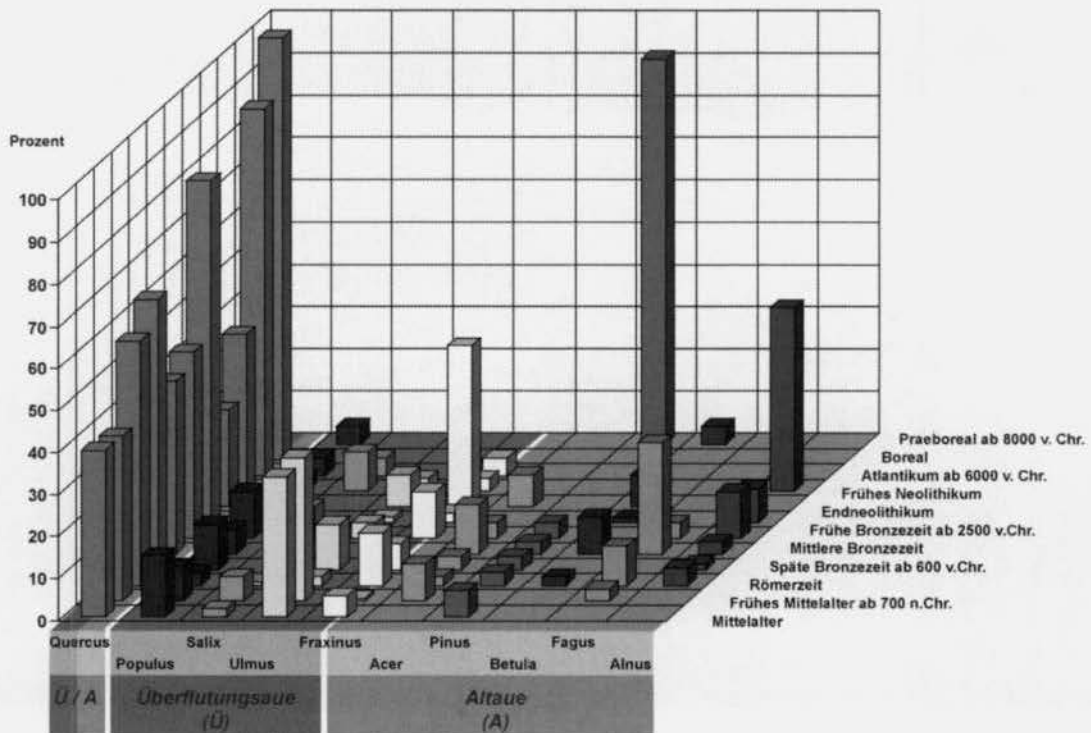
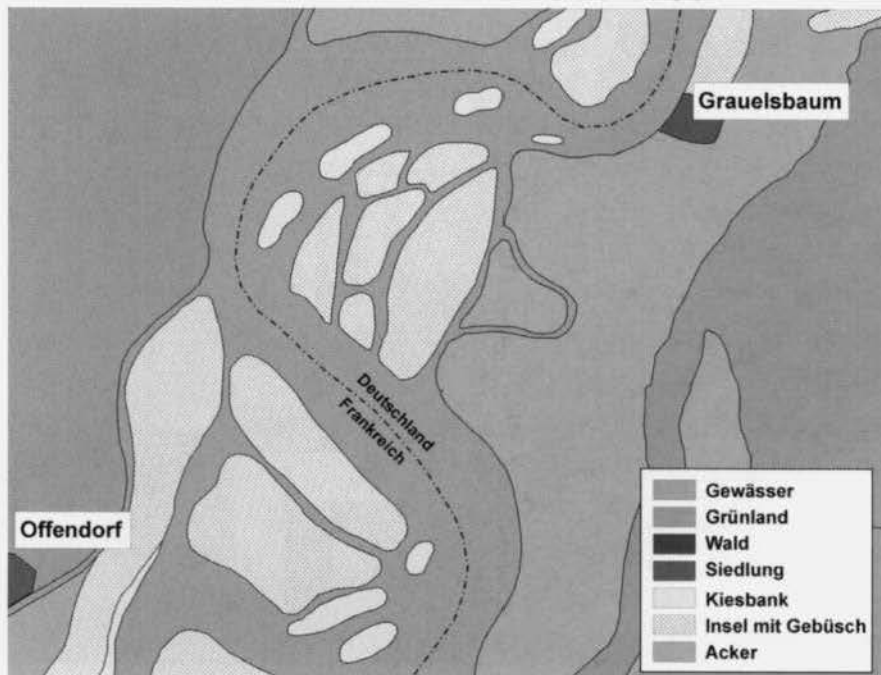


Abb. 4: Anhaltspunkte für die nacheiszeitliche Baumarten- und Waldentwicklung in den Flussauen von Rhein und Donau geben altersdatierte Baumstammfunde in verschiedenen Horizonten der rhein- und donaunahen Kieslager (nach Becker, 1982, Frenzel 1995, verändert; vgl. Volk 2002, 2003a).

## Landschaft Rheinaue 1790



## Landschaft Rheinaue mit Auewald 2005

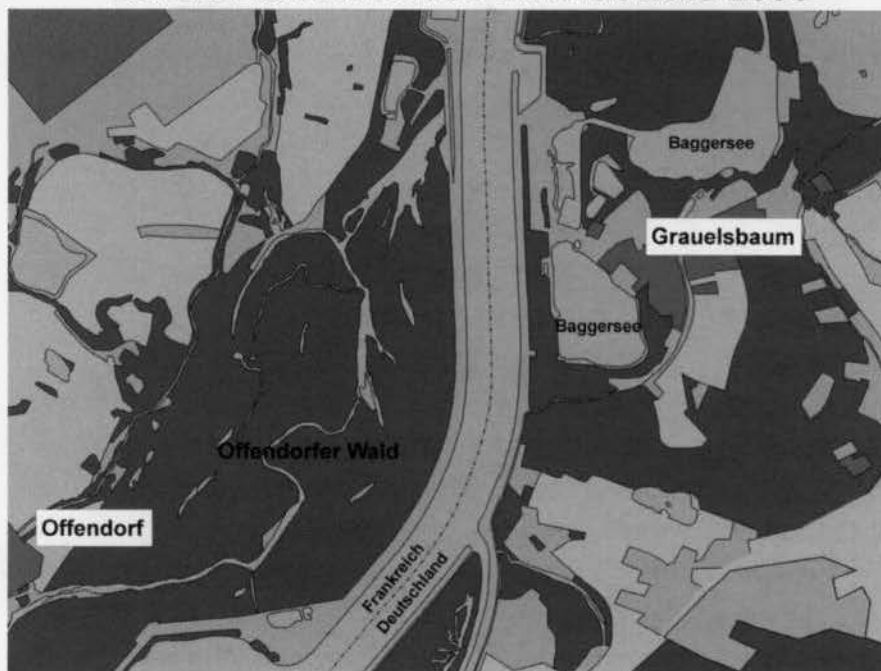


Abb. 5: Landschafts-, Standorts- und Auewaldveränderung nördlich von Straßburg in der deutsch-französischen Rheinaue. Die Landschaft Rheinaue hat 1790 keinen Auewald im heutigen Sinne, sondern Ackerfläche, Wiese, Flusssystem und Inseln im Fluss mit Gebüschvegetation. Die Landschaft Rheinaue hat heute (2005) hoch aufragende, als Naturschutzgebiet und Natura 2000-Fläche geschützte Auewälder, die in 150 Jahren neu aufgebaut wurden und anstelle der 1790 vorhandenen Wiesen, Äcker, Flussteile und Kiesinseln stehen (Volk 2005)

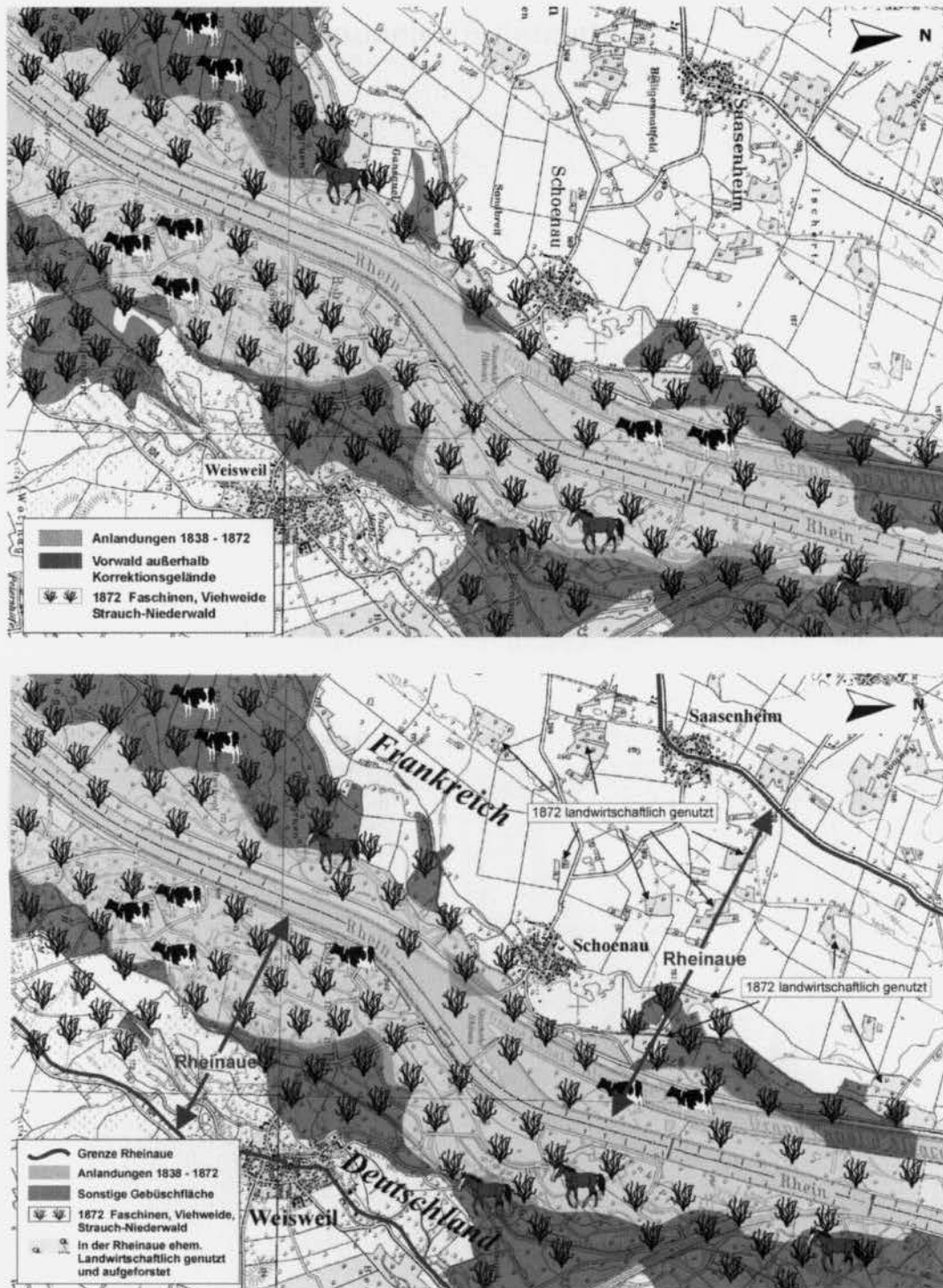


Abb. 6: Landschafts-, Standorts- und Auewaldveränderung nördlich von Breisach bei Weisweil in der deutsch-französischen Rheinaue zwischen 1838 und 1872. Der größte Teil des heutigen Auewaldareals wurde während der Rheinkorrektion vom Gewässerstandort (mit Inseln) durch künstliche Anlandung zum Auewaldstandort verändert. Außerhalb der Anlandungsflächen liegende Vorwaldstandorte mit Inselgebüsch und Viehweide wurden gleichzeitig (1850–1880) durch Entwässerung und Grundwasserabsenkung standörtlich so verändert, dass Zug um Zug aus dem Weichholz-, Strauch-, Faschinen- Vorwald meist Hartholzstandorte entstanden. Anlandungsflächen und Vorwaldstandorte wurden zwischen 1838 und 1880 als Faschinen-Niederwald und als Viehweide genutzt.



## 150 Jahre Aufbau der Auewälder zwischen Basel und Karlsruhe

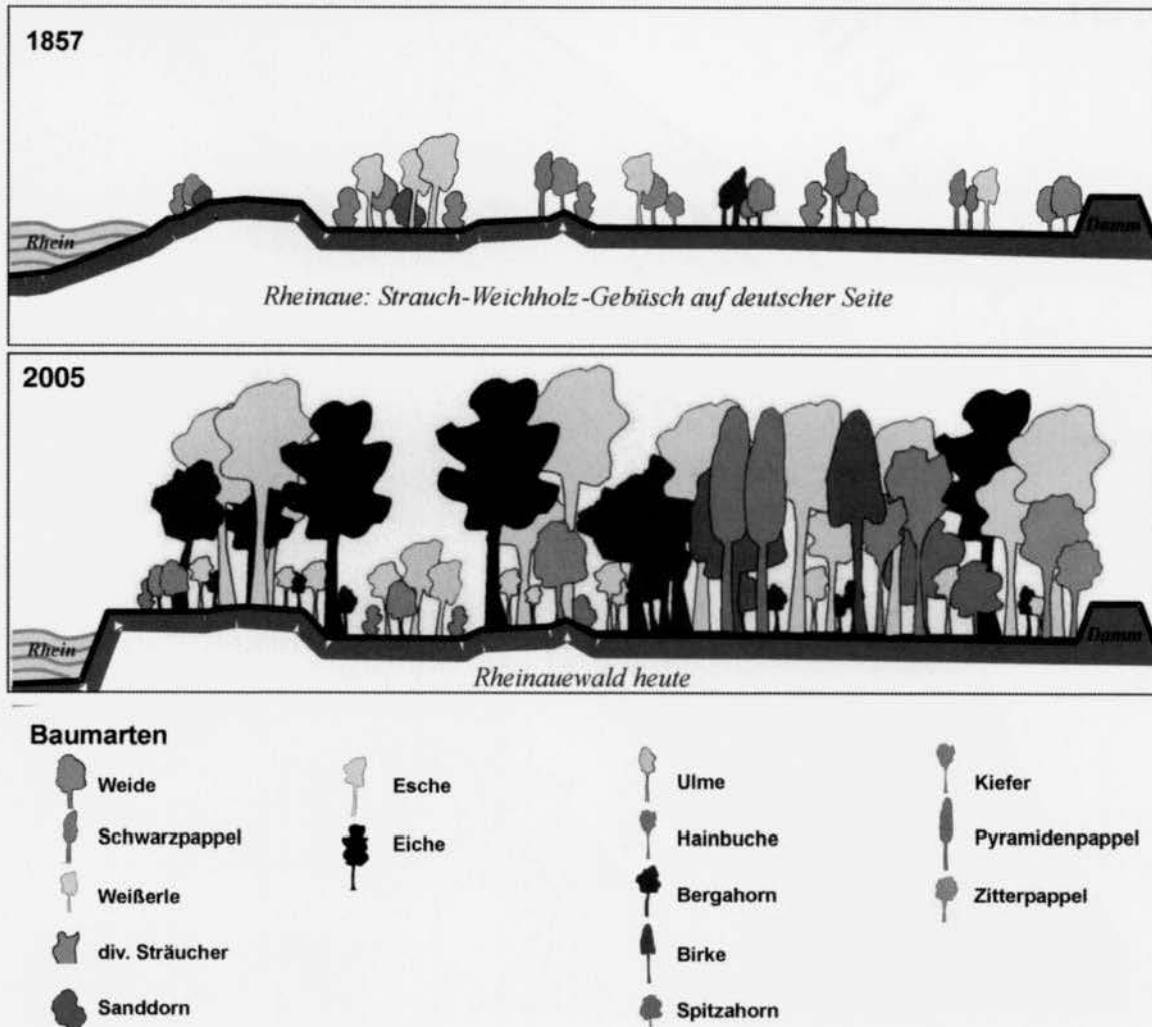


Abb. 7: Schema der künstlichen Veränderung der Strauch-Weichholz-Gebüsch-Ökosysteme (sog. Faschinenwald) in 215 Jahren (1790–2005) auf dem Gelände der heutigen Auewälder entlang des Rheins. Am Beginn der Rheinkorrektur prägen Inselgebüsch und lückige Weichholz-Niederwälder mit wenigen Baumarten die Landschaft des Auewaldes. Durch 150 Jahre Aufbauarbeit kamen die Harthölzer künstlich in die Gebüschvegetation. Die Auewälder sind heute wesentlich reichhaltiger hinsichtlich der Biodiversität als 1790. Sie erreichen einen deutlich höheren Altersdurchschnitt und wesentlich höhere Baumhöhen als in der Zeit zwischen 1700 und 1880.

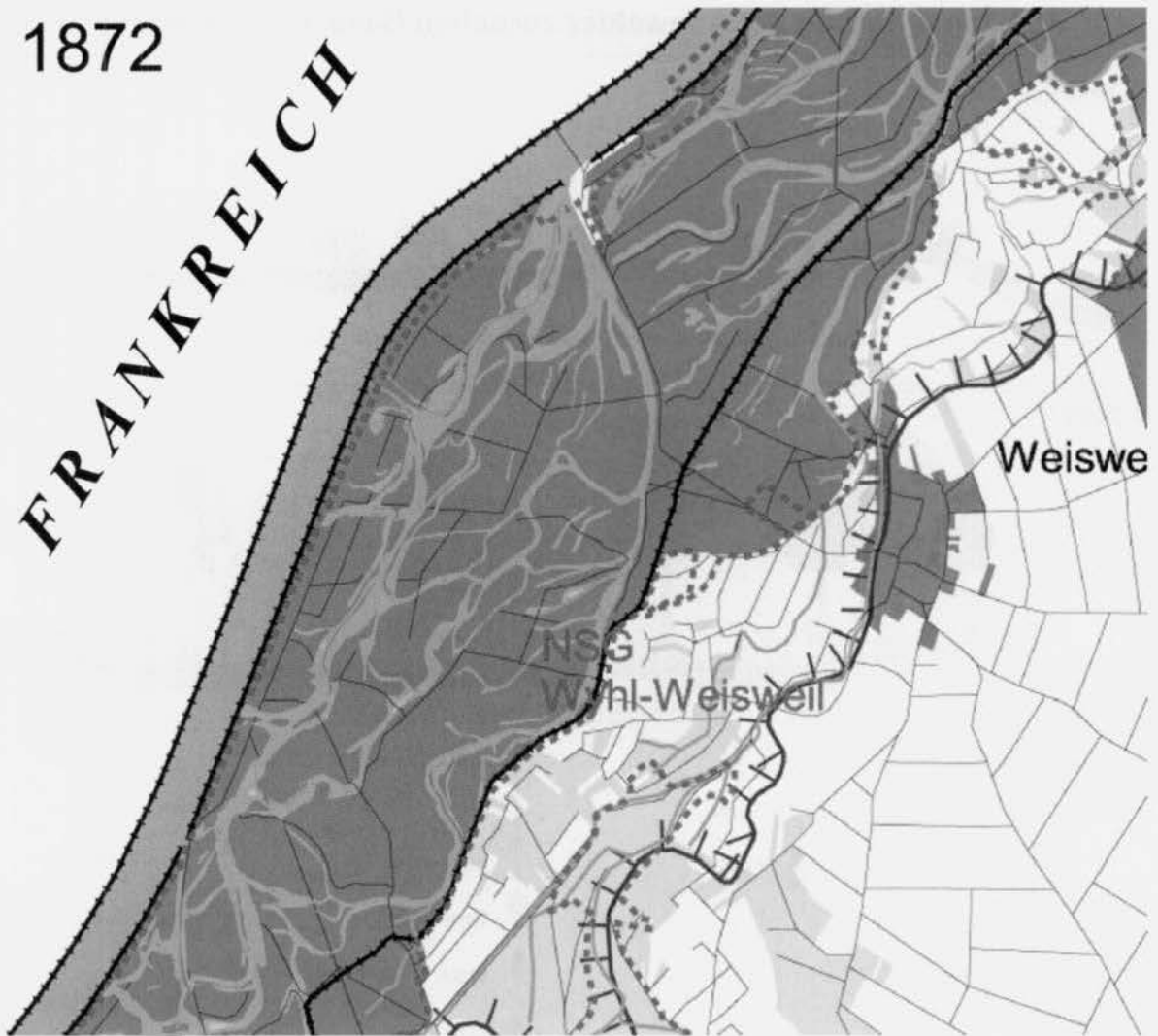


Abb. 8: Die Standortsveränderungen in der Rheinaue nördlich von Breisach bei Weisweil waren auch zwischen 1872 (Höhepunkt der Rheinkorrektion) und 1930 (Zustand vor dem Oberrheinausbau) schwerwiegend. 1872 ist im Auewald-Naturschutzgebiet Wyhl-Weisweil ein vernetztes System von Altarmen vorhanden, das durch Lücken in den Rheindämmen mit dem neuen Rhein noch eng verbunden war. 1930 ist diese Verbindung fast vollständig unterbrochen. Durch Absenkung der Flussole des Rheins in 60 Jahren und durch Kappung der Dammdurchlässe zum Rhein ist ein starker Verlandungsprozess im Auewald eingetreten, der die Biodiversität in den Auewäldern deutlich erhöht hat.

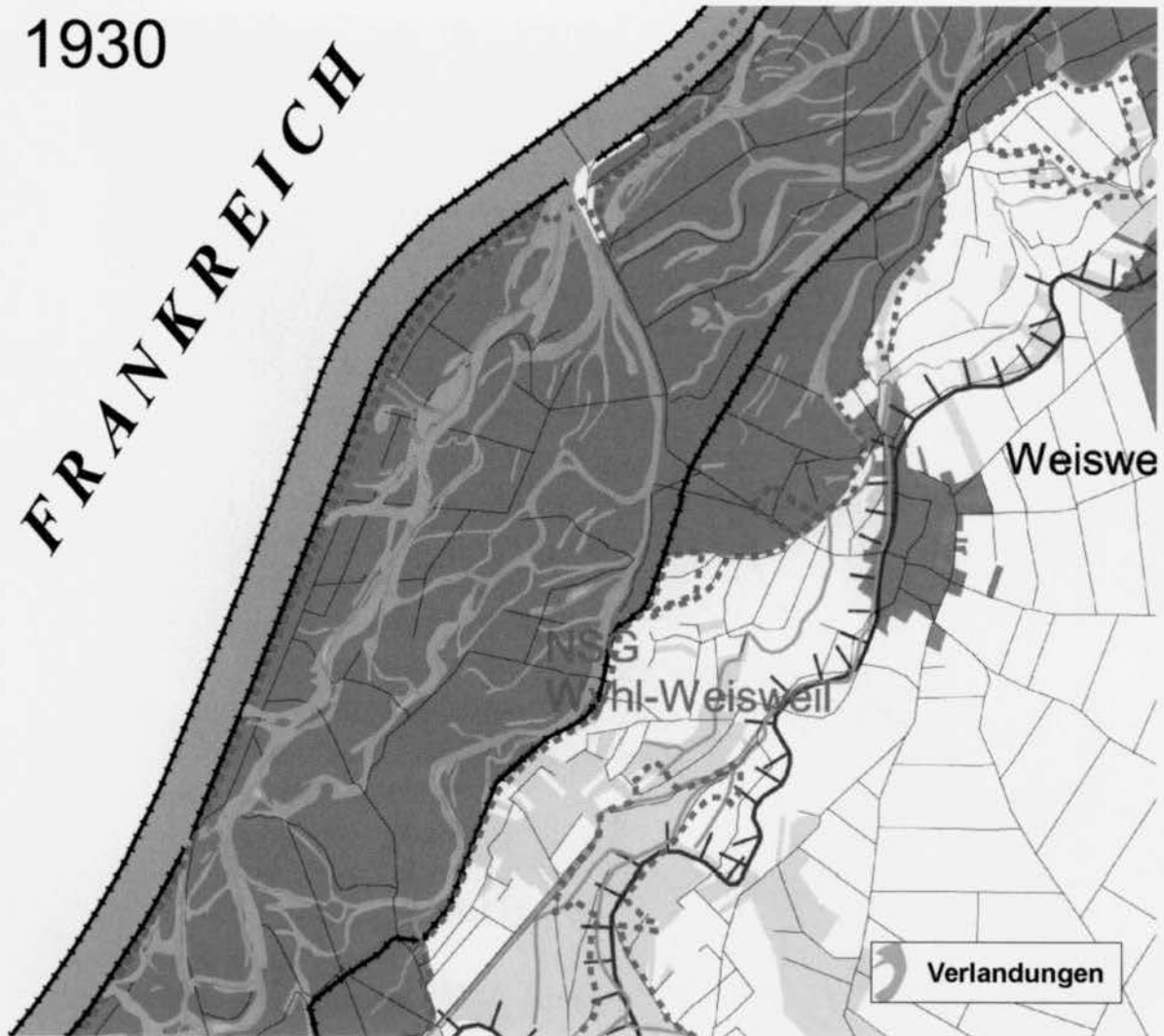
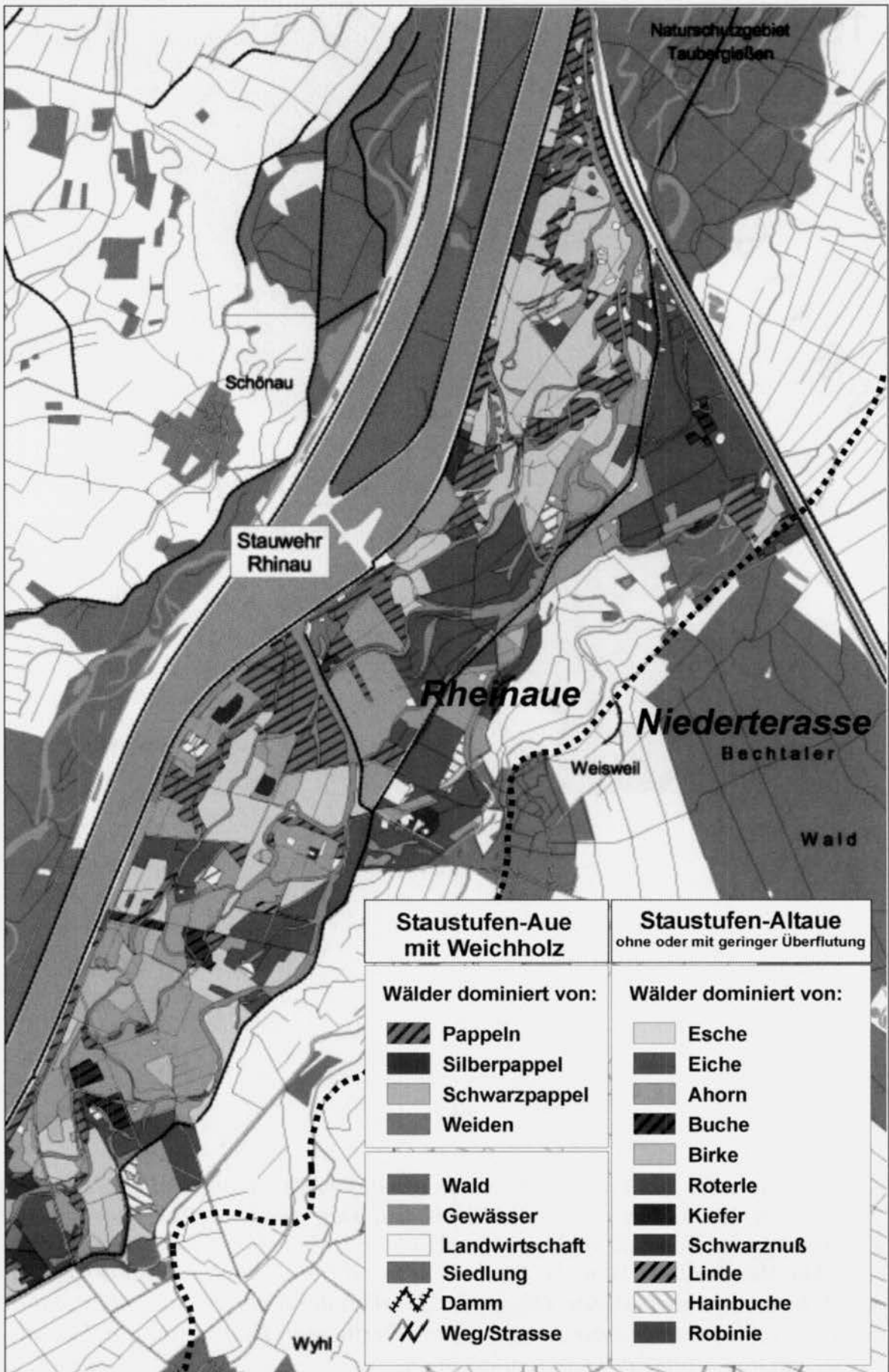


Abb. 9 (Seite 298): Kulturaue 2005 mit ausgebautem Rhein und rheinbegleitendem Auewald im Naturschutzgebiet Wuhl-Weisweil. Der aueökologische Zustand der Kulturaue prägt die heute vorhandenen Wälder mit Weichhölzern und mit Harthölzern. Die Weichhölzer (Pappeln, Weiden etc.) sind standörtlich der Staustufen-Aue mit Weichhölzern zuzuordnen. Die große Mehrheit der heutigen Auewaldstandorte gehört zur Altaue ohne oder mit geringer Überflutung. Hier ist die Biodiversität der Baum- und Straucharten besonders hoch.





## Revitalisierung Taubergießen – Alter Rhein mit neuer Dynamik

Ein naturschutzfachliches Projekt mit positiven Auswirkungen für den Auenwald

*Jochen Paleit und Claire Tranter*

Das Naturschutzgebiet „Taubergießen“ erstreckt sich auf einer Länge von zwölf Kilometern entlang des Rheines auf deutschem und französischem Grundeigentum. Es besteht aus zwei sehr unterschiedlichen Landschaftstypen: Westlich des Tulla'schen Hochwasserdammes (s. u.) befinden sich die Überflutungsbereiche des Rheins mit zum Teil urwaldähnlichen Auenwäldern aus Eichen, Ulmen, Silberweiden und Schwarzpappeln. Östlich des Hochwasserdammes, in der sogenannten Altaue, treffen wir eine liebliche Landschaft mit Wiesen, Hecken, kleineren Wäldern und Gewässern an, deren Flussläufe jedoch keine Verbindung mehr zum Rhein haben.

Im Taubergießengebiet kommen folgende drei Haupttypen von Waldgesellschaften vor:

der Silberweidenwald in der sogenannten Weichholzaue,  
der Eichen-Ulmenwald in der sogenannten Hartholzaue  
und der Eichen-Hainbuchenwald, der binnenseits an die Aue angrenzt.

Die Wälder der Weichholzaue werden von der Silberweide dominiert. In der Krautschicht herrschen stickstoff-liebende Pflanzen vor. Innerhalb des Silberweidenwaldes lassen sich zwei Ausbildungen unterscheiden: ein typischer Silberweidenwald auf den tiefgelegenen, nassesten und am häufigsten überschwemmten Flächen, oft im Kontakt mit Schilfröhricht der Altarme, und ein Hartriegel-Silberweidenwald auf höher gelegenen Flächen.

Da Abflussregime und Strömungsdynamik stark gestört sind, gedeihen die Silberweidenwälder nicht mehr optimal und überaltern. Eine Verjüngung der Silberweiden, die nur möglich ist auf angeschnittenen oder abgelagerten Rohbodenstandorten, findet nicht mehr statt. So ist der Bestand dieser Waldgesellschaft im Taubergießen derzeit als reliktsch zu bezeichnen.

Der Eichen-Ulmenwald bildet die Hauptgesellschaft der sogenannten Hartholzaue. Seine häufigsten Baumarten sind Feldulme, Stieleiche und Esche, im Unterstand die Traubenkirsche, wobei die Feldulme gegenwärtig durch das sogenannte Ulmensterben stark in Mitleidenschaft gezogen ist.

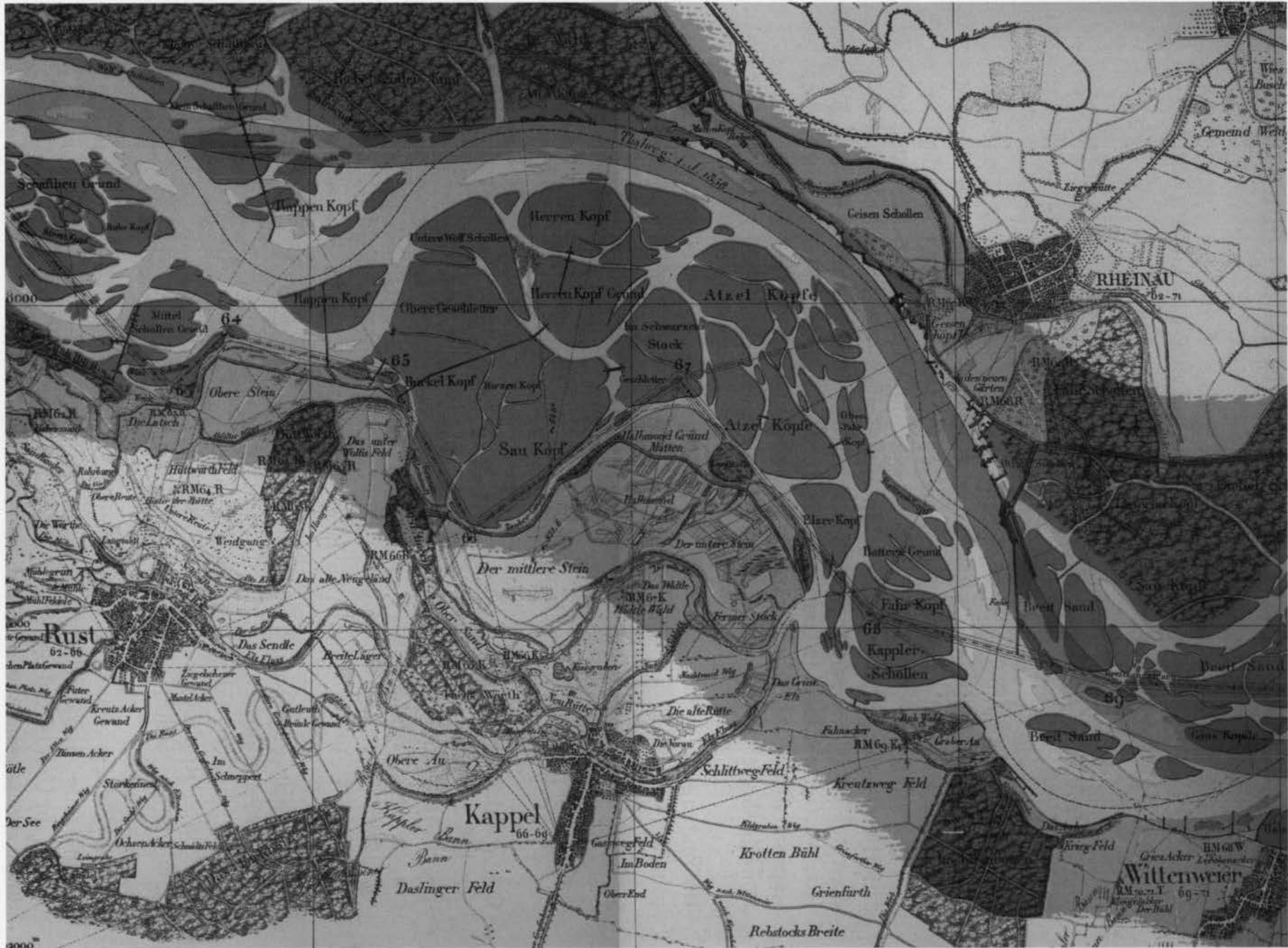


Abbildung 1: Rheinlandschaft um ca. 1838 mit geplantem Talweg

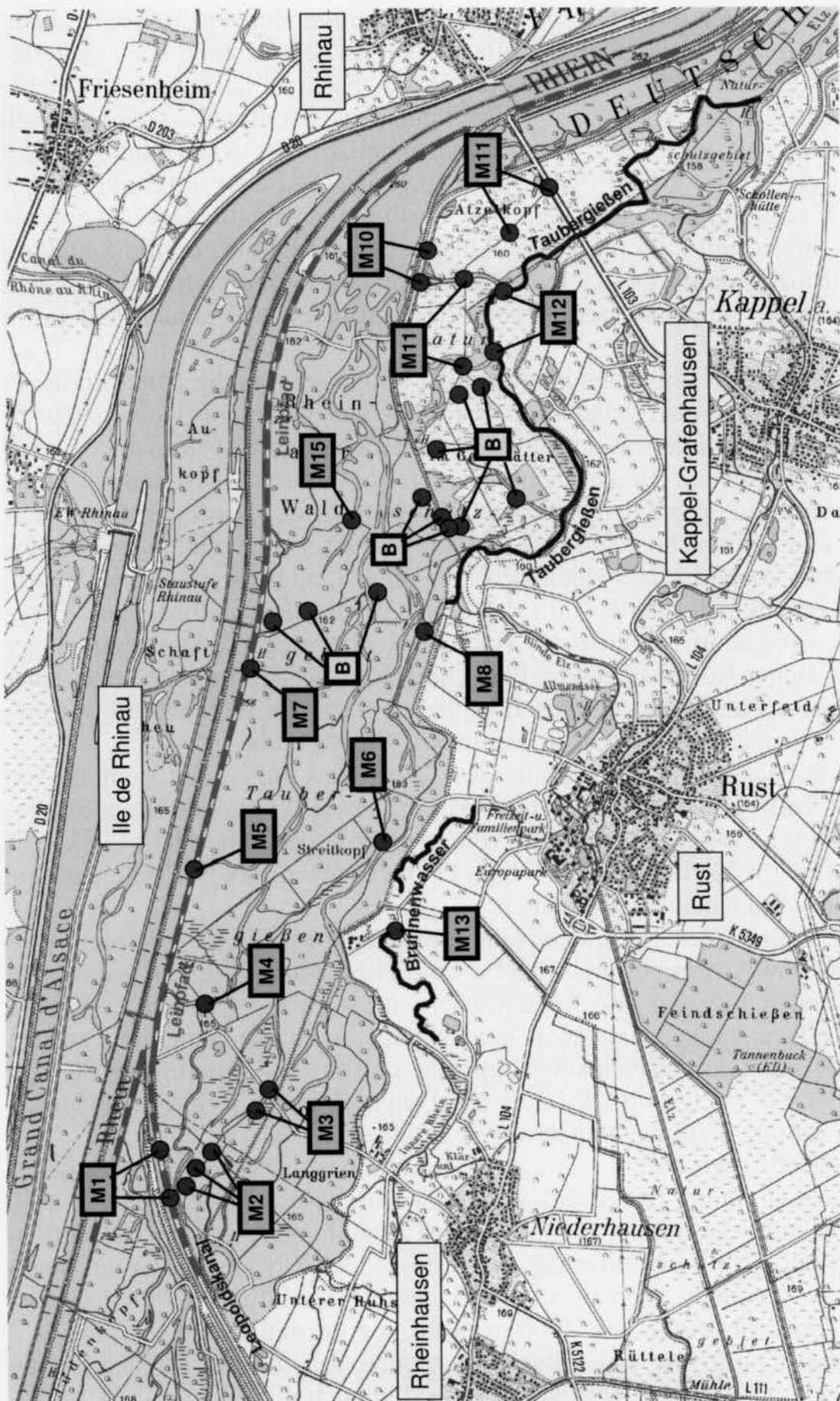


Abbildung 2: Lageplan der Maßnahmen



In Pionierstadien und vom Menschen stark aufgelichteten Beständen kann die Silberpappel eine größere Rolle spielen. In den forstlich bewirtschafteten Wäldern hat sich eine artenreiche Strauchschicht ausgebreitet. Der Eichen-Ulmenwald stockt auf wechselfeuchten Standorten, die periodisch überflutet werden. Dieser Waldtyp hat innerhalb des Naturschutzgebietes Taubergießen die größte Flächenausdehnung, weist aber aufgrund der gestörten und stark eingeschränkten Überflutungsdynamik Degradationsercheinungen und ein erhöhtes waldbauliches Risiko auf, da die Standorte derzeit nicht mehr von „kleineren Hochwassern“ erreicht und bei Extremhochwassern aufgrund bestehender Abflusshindernisse unnatürlich lange „überstaut“ werden.

Der Eichen-Hainbuchenwald schließt binnenseits an die Auenwälder an und stockt im Taubergießen-Gebiet auf hochgelegenen, nur noch ganz selten überschwemmten, wechsellösenden Flächen und ist dazu meist noch auf sandig-kiesige Böden ohne stärkere Lehmdecke beschränkt. Seine Hauptverbreitung hat dieser Waldtyp im Bereich der Niederterrasse. Stieleiche und Hainbuche sind seine Hauptholzarten, gelegentlich sind Winterlinde und Vogelkirsche beigemischt, im Unterstand häufiger der Feldahorn. In übernutzten Beständen fällt der hohe Anteil von Sandbirke auf. Bergahorn, Spitzahorn und Buche sind wohl überwiegend künstlich eingebracht. In der Bodenvegetation herrschen neben weitverbreiteten und daher wenig bezeichnenden Laubmischwaldarten der mittleren Standorte wärme- und trockenheitsliebende oder -ertragende Pflanzen vor.

1818 begann die Korrektur des Oberrheins unter der Leitung von Oberst Tulla. Die errichteten Tulla-Dämme sowie der Bau des Leopoldskanals führten zu einschneidenden Veränderungen der Landschaft (s. Abb. 1 u. 2). Der im 20. Jahrhundert folgende Oberrheinausbau hat Teile der Aue vollends vom Rhein abgeschnitten.

Die östlich der Hochwasserdämme gelegenen Flächen werden vom Rheinhochwasser nicht mehr überströmt. Die Dynamik in den Gewässern der Blinden Elz und des Taubergießens ist stark eingeschränkt. Wasserstandsschwankungen entstehen heute allein durch die Steuerung an den Bauwerken, Grundwasserschwankungen und durch Änderungen im Abfluss der Elz. Aufgrund der fehlenden Dynamik haben sich in den Gewässern mächtige Sedimentablagerungen gebildet.

Das Gebiet westlich der Hochwasserdämme ist nach wie vor natürliches Überschwemmungsgebiet und wird vom Durchgehenden Altrhein und dem Inneren Rhein durchzogen. Es wird zurzeit aber erst bei Rheinabflüssen größer 2400 m<sup>3</sup>/s aufgrund der beginnenden Überströmung des sogenannten Leinpfads überflutet. Großflächige Überflutungen treten so erst bei Rheinabflüssen von ca. 3000 m<sup>3</sup>/s auf, die im statistischen Mittel alle 2 bis 3 Jahre auftreten. Bei seltenen Extremereignissen mit Rheinabflüssen über 4500 m<sup>3</sup>/s werden Teilflächen 3 bis 4 m hoch mit Wasser überströmt.



Die Schwankung der Wasserstände ist durch Staustufen und Sohl-schwellen im Rhein, welche den Wasserspiegel auf einem permanent erhöhten Niveau halten, irreversibel eingeschränkt. Dies führt auch dazu, dass nach einem Hochwasser die ablaufende Welle nur verzögert abfließen kann und Rückstaueffekte auftreten, die durch weitere Abflusshindernisse innerhalb des Rheinwaldes (Wege, Rohrdurchlässe etc.) verstärkt werden. Die Folge sind immer wiederkehrende Schäden an Waldbäumen und der Flora und Fauna sowie die zunehmende Verschlammung der Gewässer.

Auf der Ile de Rhinau, zwischen dem eigentlichen Rhein und dem Grand Canal d'Alsace gelegen, wurden bereits Maßnahmen zur Revitalisierung durchgeführt. Ganz ähnlich wird das Projekt im Taubergießen wieder natürliche Prozesse fördern. Unter Berücksichtigung des Hochwasserschutzes wird die Dynamik des Rheins wieder als gestaltende Kraft genutzt werden. Die Aue wird wieder besser durchströmt und die charakteristischen Gießen, Grundwasseraustritte mit ihren Klarwasserabflüssen, werden saniert. Gemeinsam mit den Bürgern aus Rhinau, Kappel-Grafenhausen, Rust und Rheinhausen wurden u. a. folgende Maßnahmen beschlossen:

- M 1+5: Dammniederlegungen an Rhein und Leopoldskanal
  - M 2: Fließverbindung Stückergraben-Kleiner Rhein
  - M 3: Hochwasserumgehung bei Bauwerk 6.54
  - M 4: Umgehungsgerinne Bauwerk 6.50
  - M 6: Umbau Doppelbauwerk
  - M 7: Durchgängige Umgestaltung Bauwerk 6.62
  - M 8: Wegabsenkung
  - M 10: Errichtung von Bauwerken zum Spülen der Gießen „Schwarzer Stock“ und „Quellengraben“
  - M 11: Verbesserung der Abflusssituation am „Heuweg“ durch Errichtung von Brücken
  - M 12: Sedimentumlagerung „Taubergießen“
  - M 13: Reaktivierung „Brunnenwasser“
- B: Biotop-Managementmaßnahmen u. a. für Gelbbauchunke und Kammolch

Die wesentlichen Maßnahmen des Projektes sind die Dammniederlegungen an Rhein und Leopoldskanal, die Sedimentumlagerung im Gewässer des Taubergießens sowie die Beseitigung von Abflusshindernissen und die Vertiefung verlandender Kleingewässer im gesamten Projektgebiet.

Durch die Dammniederlegungen werden die Gewässer westlich des Hochwasserdammes wieder direkt an das Abflussregime des Rheins angeschlossen. So werden diese wieder häufiger und mit erhöhter Dynamik durchströmt. Die weitere Ablagerung von Sedimenten wird nachhaltig ver-

hindert. Bei erhöhten Rheinabflüssen erfolgt nun aus diesen Gewässern eine frühzeitigere Ausuferung in die Fläche. Die typischen Standorteigenschaften der Aue werden so annähernd wieder auf knapp 2000 ha im Naturschutzgebiet „Taubergießen“ und im Réserve Naturelle „Ile de Rhinau“ erreicht. Die häufigere und längere Durchströmung des Auewaldes bei Hochwasserabflüssen in Kombination mit der Beseitigung von Abflusshindernissen wird wieder zu einer charakteristischen Ausprägung der Auenwälder beitragen können.

Im Fließgewässer „Taubergießen“ bedecken schlammige Sedimente von über 1 m Mächtigkeit derzeit noch die kiesige Sohle, die typisch und wichtig für die Lebensgemeinschaften des Oberrheins ist. Ziel der Sedimentumlagerung ist die Freilegung dieser kiesigen Sohle. So werden hier zukünftig wieder strömungsliebende und auf kiesigem Substrat laichende Fischarten wie Äsche und Nase zu finden sein.

Das Projekt mit einem Gesamtvolumen von rund 1,95 Mio € wird zu 50 % aus dem INTERREG-Programm der Europäischen Union finanziert. Das Land Baden-Württemberg steuert knapp 800 000 € bei, 85 000 € werden von der Stiftung Naturschutzfonds Baden-Württemberg bereitgestellt. Die Gemeinden Rhinau, Kappel-Grafenhausen, Rust und Rheinhausen stellen ebenfalls namhafte Beträge zur Verfügung und leisten zusätzlich als Grundstückseigentümer ihren Beitrag.

Die fachliche Beratung innerhalb des Projektes erfolgt durch den Naturschutzbund Deutschland, den Landesfischereiverband Baden, das Conservatoire des Sites Alsaciens sowie die Landesanstalt für Umwelt, Messungen und Naturschutz Baden-Württemberg.

Weitere Informationen zum Projekt finden Sie auch unter [www.revitalisierung-taubergiessen.eu](http://www.revitalisierung-taubergiessen.eu).

## Wald im Wandel: Aufgabenschwerpunkte des Staatlichen Forstamts Oberkirch 1975 bis 2001

*Walter Lang*

Seit dem frühen 19. Jahrhundert wurden die Wälder des Vorderen Renchtales von der Großherzoglich Badischen Bezirksforstei Renchen betreut, die nach der Aufhebung der Monarchie die Bezeichnung „Badisches Forstamt Renchen“ führte. Der Zuständigkeitsbereich umfasste alle Gemeinden, die heute zu den kommunalen Einheiten Oberkirch, Renchen und Lautenbach gehören, sowie einige Gemeinden der heutigen Stadt Achern wie Waghurst, Gamshurst, Önsbach und Mösbach. Dies blieb so bis zum 1. Juli 1937, als der Dienstsitz von Renchen nach Oberkirch verlegt wurde. Damals kam es zur Aufhebung des „Badischen Bezirksamtes Oberkirch“, einer funktional einem heutigen Landratsamt entsprechenden Behörde, und einer Vereinigung mit dem damaligen Bezirksamt Offenburg. Somit suchte man eine neue Verwendung für das freiwerdende städtische Gebäude in der Oberkircher Hauptstraße, das erst in den 1920er-Jahren unter dem bekannten Regierungsbaumeister Vögele für die Dienststellen des Bezirksamts und die Dienstwohnung des Bezirksamtmanns Gädecke errichtet worden war. In Anbetracht der geografischen Verteilung der Waldflächen und der bisherigen exzentrischen Lage des Dienstsitzes Renchen lag es nahe, diese Chance zu nutzen und das Forstamt nach Oberkirch zu verlegen. Zum genannten Zeitpunkt zog daraufhin Forstmeister Fritsch mit seinem Stab hierher um und bezog auch die freigewordene Dienstwohnung.

Schon nahe an der Pensionsgrenze, wurde er nicht mehr zum Militärdienst verpflichtet und leitete das Forstamt noch bis 1947. Er musste allerdings erleben, dass die französische Besatzungsmacht das Gebäude beschlagnahmte und zur Ortskommandantur machte. Seine Nachfolger, die mit dem in einem angemieteten Privathaus untergebrachten Forstamt vorlieb nehmen mussten, waren Forstmeister Bernhard (1948 bis 1952) und Forstmeister Hodapp (1952 bis 1955); sodann folgten Oberforstmeister Dr. Schüllli (1955 bis 1965), der 1956 in das wieder freigegebene Forsthaus einziehen konnte, und Oberforstrat Schmidt (1965 bis 1972). Danach wollte man wegen der bevorstehenden Verwaltungsreform die Amtsleiterstelle nicht mehr dauerhaft besetzen und setzte Oberforstrat Zahn vom benachbarten Forstamt Rheinbischofsheim als Amtsverweser und Forstassessor Bischoff zu dessen Unterstützung ein. Von den genannten Forstamtsleitern blieb bei den bäuerlichen Waldbesitzern des Renchtales vor allem der damalige Oberforstmeister Dr. Schüllli in Erinnerung, weil er diesen mit viel Nachdruck und Überzeugungsarbeit die Umwandlung ihrer ertragsschwa-

chen ehemaligen Niederwälder aus Eichen und Edelkastanien in Nadelbestände, vorwiegend mithilfe der schnellwüchsigen Douglasanne aus Nordamerika nahegelegt hat, die sich im Schwarzwald schon erfolgreich eingebürgert hatte. Die spätere enorme Preissteigerung für das Stammholz dieser Baumart vermochte ihm bei diesen Überlegungen nachträglich Recht zu geben.

Im Jahr 1975 kam es zum großen Revirement auf der Ebene der staatlichen Forstämter in Baden-Württemberg. Deren Zahl wurde von 245 auf 193 reduziert, sodass viele traditionsreiche Dienstsitze aufgegeben werden mussten. Auch das Forstamt Oberkirch stand vorübergehend zur Disposition; es blieb dann aber angesichts seiner aus der Sicht der Waldverteilung günstigen zentralen Lage und durch die Zuordnung weiteren Staatswaldes im Gebiet des ehemaligen Klosters Allerheiligen und des dortigen „Forstechnischen Stützpunktes“, eines der Fortbildung und Erprobung neuer Geräte und Verfahren dienenden Zentrums, erhalten; außerdem wurde dem Forstamt später auch die Funktion der Ausbildung des Nachwuchses für den höheren Forstdienstes übertragen.

Mit Beginn des Forstwirtschaftsjahres 1976, also zum 1. Oktober 1975, setzte damit eine Phase organisatorischer Konsolidierung ein, die fast ein Vierteljahrhundert Bestand hatte. Erst im Jahre 1998 kam es zu einem neuen Zuschnitt des Forstamts, als das Nachbarforstamt Ottenhöfen im Zuge weiterer Reformen aufgelöst und geschlossen dem Forstamt Oberkirch zugeschlagen wurde; dieses musste daraufhin zum Ausgleich zwei große Reviere an die Nachbarforstämter Bad Peterstal-Griesbach und Kehl (mit Sitz in Rheinau) abtreten. In der neuen Größenordnung bestand das Forstamt dann noch bis zu der von der Landesregierung beschlossenen Aufhebung der Selbstständigkeit der staatlichen Sonderbehörden und ihrer Eingliederung in die Landratsämter ab dem 1. Januar 2005.

Im Zuge der Reform von 1975 übernahm das Forstamt Oberkirch die Verantwortung für eine Waldfläche von 6146 Hektar auf den Gemarkungen der Kommunen Appenweier, Lautenbach, Oberkirch und Renchen sowie der Stadt Oppenau, soweit es sich um Staatswald handelte. Ihm zur Seite standen vier staatliche und vier kommunale Revierleiter, die jeweils über eine schlagkräftige Mannschaft von Waldarbeitern zur Bewältigung aller anfallenden Arbeiten verfügten; anfangs gab es auch noch weibliche Kräfte für einfachere Pflegearbeiten in den Pflanzschulen und Forstkulturen, die aber nach und nach durch Mechanisierung dieser Arbeiten entbehrlich wurden.

Aufschlussreich ist die Gliederung dieser Reviere nach Waldflächen. Die Summe von 1328 ha Staatswald, 2088 ha Körperschafts- und Genossenschafts-Wald sowie 2730 ha Privatwald verteilt sich wie folgt:



| <i>Revier</i> | <i>Revierleiter</i>                 | <i>Staatswald</i> | <i>Körperschaftswald</i> | <i>Privatwald</i> |
|---------------|-------------------------------------|-------------------|--------------------------|-------------------|
| Kriesenhof    | Oberförster<br>H. Tetzlaff          | 801 ha            | 21 ha                    |                   |
| Lautenbach    | Revierförster<br>G. Maier           | 268 ha            | 166 ha                   | 866 ha            |
| Ödsbach       | Revieroberforstwart<br>N. Gieringer |                   | 216 ha                   | 1098 ha           |
| Bottenau      | Oberforstwart<br>F. Huber           | 37 ha             | 158 ha                   | 724 ha            |
| Renchen       | Revieroberforstwart<br>E. Graf      |                   | 476 ha                   | 10 ha             |
| Mührig        | Revierförster<br>H. Sieferle        | 222 ha            | 284 ha                   | 15 ha             |
| Appenweier    | Revieroberforstwart<br>A. Huber     |                   | 378 ha                   | 9 ha              |
| Urloffen      | Revieroberforstwart<br>J. Sester    |                   | 389 ha                   | 8 ha              |

Daraus ist ersichtlich, dass der Schwerpunkt der Tätigkeit des Forstamt eher bei der Betreuung des Körperschafts- und Genossenschaftswaldes sowie bei der Beratung des Privatwaldes lag; dennoch spielte auch der Staatswald, der vor allem aus säkularisiertem Kirchenwald hervorgegangen war, eine erhebliche Rolle. Charakteristisch für den Forstbezirk war die starke geografische Spreizung der Höhenlage und damit der Standortverhältnisse. Wie nur wenige andere Forstbezirke am Schwarzwaldwestrand umfasste er einen Rahmen von 910 Höhenmetern, nämlich von 140 m NN (Westrand Appenweier) bis 1050 m NN (Gipfel des Schliffkopfes im Osten); somit ergaben sich sehr differenzierte waldbauliche Aufgabenstellungen und die reizvolle Möglichkeit der Ausschöpfung aller Chancen der gesamten Palette von Laub- und Nadelbaumarten.

Bemerkenswert ist weiterhin, dass immerhin die Hälfte der Reviere sich noch in Händen erfahrener Beamten des mittleren Forstdienstes befunden hat, die oft seit Jahrzehnten ansässig waren und eine außerordentlich subtile Revierkenntnis besaßen, die gerade für die Ansprache der Standortansprüche der Laubbäume und die Ausschöpfung des mosaikartigen Wuchspotenzials im Auewald von großem Vorteil war.

Zu der guten Personalausstattung im Außendienst gesellte sich auch eine sehr leistungsfähige Besetzung des Forstamtsbüros. Der langjährige Büroleiter Richard Jung war nicht nur der tatkräftige Vermittler zwischen den betriebswirtschaftlichen Anforderungen des Forstamts und den entsprechenden Fertigkeiten der Revierleiter, sondern auch durch seine Spezialkenntnisse im forstwirtschaftlichen Wegebau eine starke Stütze im Außendienst. Gerade dieser Bereich spielte angesichts der zunehmenden Größe der Erntemaschinen und der Fahrzeuge der Langholzabfuhr, die oft noch Sonderlizenzen für Überlängen hatten, eine zunehmende Rolle. Im Privatwald bestand damals noch ein erheblicher Mangel an leistungsfähigen Forstwegen, der erst im Zusammenwirken mit der Flurbereinigungsverwaltung und mit massiver staatlicher Förderung in den folgenden Jahrzehnten behoben werden konnte.

Der Zeitraum des letzten Viertels des 20. Jahrhunderts, dem nun das Augenmerk aus der Sicht der örtlichen Forstverwaltung gewidmet werden soll, war nicht nur durch einen Wandel der öffentlichen Ansprüche an den Wald gekennzeichnet, die mit dem Wachstum des Erholungs- und Freizeitverkehrs, des vielgestaltigen Sportbetriebes und mit den Forderungen der Vertreter des Natur- und Umweltschutzes zusammenhingen, sondern auch durch immer neue Bedrohungen des Waldes durch äußere Einflüsse, seien sie natürlicher oder anthropogener Art, die an die Kompetenz und Einsatzbereitschaft des Forstpersonals hohe Forderungen stellten.

So kam es schon im Mai 1978 zu einem säkularen Hochwasser der Rench, das am Pegel Oberkirch einen seit dem Bau der Hochwasserdämme nie gekannten Höchststand von 2,10 Metern erreichte und eine Flutung der bewaldeten Rückhaltebecken Mührig (auf Gemarkung Renchen) sowie Holchen und Hürbel (auf Gemarkung Urloffen) mit einem Stauvolumen von 6 Millionen Kubikmeter notwendig machte. In einem Blitzeinsatz aller Mitarbeiter mussten die an den Waldwegen lagernden verkaufsbereiten Baumstämme gegen das Davondriften gesichert und nach dem Ablassen des Hochwassers von den Schlammkrusten befreit werden. Dazu kam es in den Bergrevieren durch die intensiven Niederschläge zu Rutschungen und Ausspülungen an den Waldwegen, wodurch umfangreiche Sanierungen notwendig wurden.

Das nächste Schadensereignis stellte sich schon im Januar 1982 ein, als ein sogenannter Eisbruch in den Tallagen unterhalb von 380 m NN schwere Brüche in Laub- und Nadelbeständen verursachte. Damals lag ein Kalt-

luftsee mit einer Lufttemperatur von minus 10 °C in der Rheinebene, über den sich bei Windstille eine Regenfront schob, sodass das Regenwasser sofort an den Zweigen anfror und diese mit dicken Eiskrusten überzog; deren Gewicht erreichte, wie sich aus Messungen ergab, das Zehnfache des Astgewichts und führte daher zu schweren Bruchschäden. Davon waren vor allem die Reviere Appenweier, Renchen und die unteren Lagen des Stadtwaldes Oberkirch betroffen, wo es zu flächenweisen Brüchen in mittelalten, also noch nicht erntereifen Beständen kam.

Kaum waren diese Schäden behoben und die Flächen wieder rekultiviert, zeigten sich in den Wäldern des Forstbezirks die ersten Symptome des in der Folgezeit immer ernster werdenden Problems der immissionsbedingten Walderkrankung, die bald darauf die aufrüttelnde Bezeichnung „Waldsterben“ erhielt und das Interesse der Öffentlichkeit auf sich zog.

Ein weiteres Glied in der Kette der Kalamitäten war eine Beobachtung im Jahr 1984, als an den Alteichen im Staatswald Mührig eine als Weißfäule diagnostizierte Erkrankung auftrat und Einzelbäume aller sozialen Klassen befiel. Es entstanden einige empfindliche Ausfälle, die Schlimmeres befürchten ließen. Erstaunlicherweise verschwand der Befall so schnell wie er gekommen war, zeigte aber doch, wie risikoreich einzelne Baumarten sein können und wie sinnvoll es sein kann, sich generell auf ein breites Spektrum von Baumarten zu stützen.

Die nächste Welle forstpathologischer Gefahren drohte 1989, als ein trockener Sommer die Borkenkäfergefahr verschärfte. Durch die Fortdauer der immissionsbedingten Waldschäden war die Disposition der Fichten ohnehin sehr labil und verlangte intensive Anstrengungen zur systematischen Durchmusterung aller Bestände und zum umgehenden Einschlag und Verkauf aller befallenen Stämme. Immerhin konnte dadurch – in Verbindung mit der als durchaus effektiv einzuschätzenden Lockstoffmethode – eine Massenvermehrung verhindert werden.

Schon ein Jahr später hielt ein neues Naturereignis die Forstleute in Atem, als der Orkan „Wiebke“ über Süddeutschland hinwegzog und eine Spur der Verwüstung hinterließ. Im Forstbezirk Oberkirch fielen ihm „nur“ etwa 2000 fm zum Opfer, während er im Nachbarbezirk Bad Peterstal-Griesbach einen Anfall in Höhe des gesamten Jahreseinschlages zu Boden warf. Das gravierendste Problem war dabei, dass aufgrund des im ganzen Bundesgebiet entstandenen Schadens von 18 Millionen Festmeter Nutzholz und des im Winter bereits weitgehenden realisierten Jahreseinschlages der Holzpreis sehr empfindlich reagierte und um 20 bis 30 % nachgab – ein Rückschlag, der auch die nicht besonders betroffenen Forstämter benachteiligte und erst nach mehreren Jahren wieder ausgeglichen werden konnte.

Neue Aufregung erzeugte im Jahr 1994 die Massenvermehrung des Schwammspinners, eines Schmetterlings, den es in unbedeutender und

harmloser Population schon immer gegeben hatte, der aber nunmehr durch das Eindringen einer asiatischen Varietät eine bisher nie gekannte Virulenz hervorbrachte. Die Folge war ein Kahlfraß an den Laubbäumen des Auewaldes, vor allem an der Eiche. Zunächst versuchte man durch schonende manuelle Methoden, nämlich durch Abbürsten der Eigelege an den Stämmen, an denen diese meist nur in Höhen bis zwei Meter angeklebt waren, das Ausschlüpfen der Raupen zu verhindern – wofür sich die Schulklassen von Renchen bereitwillig zur Verfügung stellten. Später konnte man erstaunlicherweise entdecken, dass sich parallel zur Vermehrung des Schwammspinners auch eine bestimmte räuberische Raupenfliege aufgrund des Beuteangebots in gleichem Umfang vermehrt hatte und alle Schwammspinnerraupen parasitierte, indem sie diesen ein winziges Ei an den Hinterkopf klebte, aus dem sich dann eine Fliegenlarve entwickelte, die die Schwammspinnerraupe als Nahrungsquelle benutzte. Auf diese Weise kam es im zweiten Sommer der Gradation des Schädling zu einem vollständigen Zusammenbruch der Massenvermehrung. Auch besaßen die Bäume genügend Reservestoffe, um wieder auszutreiben, ein Phänomen, das gerade bei der Eiche von anderen Insektenattacken, wie etwa vom Frostspanner, schon länger bekannt ist.

Die seit Menschengedenken schlimmste Katastrophe brach über die Wälder des Renchtales aber am Morgen des 26. Dezember 1999, des Zweiten Weihnachtsfeiertages herein, als der Orkan „Lothar“ über Mitteleuropa mit einer nie gekannten Windgeschwindigkeit von bis zu 260 Stundenkilometer hinwegzog und eine Spur der Verwüstung hinterließ. Selbst als sturmfest gerühmte, 300 Jahre alte Eichen wurden flächenweise umgeworfen – so auch im Nachbarland Frankreich – ebenso wie auch alle übrigen Baumarten. Im Vorderen Renchtal kam es zu über eintausend Hektar Kahlflächen, vorwiegend an den nach Westen und Südwesten geneigten Hängen der oberen Höhenlagen, auf denen die umgestürzten und gesplitterten Bäume in einem undurchdringlichen Verhau übereinander lagen. Der Sturm schlug wahllos in sämtlichen Besitzarten zu; es gab private Waldbesitzer, deren ganzes Vermögen an hiebreifem Holz zu Boden lag. Eine nähere Beschreibung dieser Kalamität und die Bewältigung der Krise ist in einem eigenen Kapitel abgehandelt.

Insgesamt macht die Darstellung aller dieser Ereignisse deutlich, dass das letzte Viertel des 20. Jahrhunderts für die Wälder des Renchtales und die dafür verantwortliche Forstverwaltung eine Zeit äußerst dramatischer Entwicklung war, die von allen Beteiligten ein Höchstmaß an Einsatzbereitschaft, Flexibilität und Innovationskraft verlangte.



*Vom Nadelwald zum Laubmischwald:  
Die Steuerung des Baumartenwandels*

Noch in den 1960er-Jahren dominierte das Nadelholz das waldbauliche Denken in Mitteleuropa. Die Laubbäume waren nicht gefragt, das Nutzholz für Möbel und Innenausstattung bezog man aus den Tropen, der Erlös des Brennholzes deckte kaum die Gestehungskosten, jedermann – sogar die mit eigenem Wald gesegneten Schwarzwaldbauern – heizten mit dem billigen Öl, das nur einstellige Pfennigbeträge kostete. Umgekehrt war das Holz der Nadelbäume begehrt, die Bauwirtschaft der Nachkriegszeit boomte immer noch, auch das Zellstoffholz von Fichte und Tanne hatte zur Deckung des steigenden Papierbedarfs einen guten Preis. In den amtlichen Einrichtungswerken, den Gutachten für die zehnjährige Planung der waldbaulichen Tätigkeit, wurden Anpflanzungen von Nadelbäumen auf Standorten dekretiert, die eigentlich aufgrund ihrer Standortverhältnisse für die Nachzucht natürlich dominanter Laubbäume hätten in Betracht kommen müssen. In vielen öffentlichen Wäldern des Landes begann zwar schon bald nach dem Kriegsende dank der bewundernswerten Initiative der Wissenschaftler Krauss, Schlenker und Müller die im Maßstab 1: 10 000 vorgenommene Standortkartierung, die zum Vorbild für alle übrigen Bundesländer wurde. Ihre Erkenntnisse über die ursprüngliche Zusammensetzung der Baumarten, die in Baden-Württemberg naturgemäß weit überwiegend aus Laubbäumen bestanden, wurden dann aber von den Waldbaupraktikern unter der Fragestellung interpretiert, welche Nadelbäume jeweils dem Standort am ehesten zugemutet werden konnten. Die Abneigung gegen Laubbäume steigerte sich in vielen Forstrevieren derartig, dass auf den Kulturflächen die sich zwischen den Nadelholzpflanzen von Natur aus einfindenden Laubholzsämlinge und -Schösslinge gewissenhaft eliminiert wurden.

Diese Denkweise wich in den 1970er-Jahren einer erstaunlichen Neubewertung auf die Bedeutung des Laubholzes, getragen einerseits von der zunehmenden Einsicht in die Notwendigkeit der Berücksichtigung der Belange des Naturschutzes bei der Baumartenwahl und andererseits einer langsamen Wertsteigerung des Nutzholzes der Laubbäume, weil sich in der Bevölkerung eine Abneigung gegen die Ausbeutung von Tropenwäldern durchsetzte und die Möbelhändler bald auf ihren Beständen an Palisander, Mahagoni und Makore (der als „Afrikanischer Birnbaum“ schöngeredet worden war), sitzenblieben; gefragt waren plötzlich wieder Möbel aus Eiche, Buche, Kirsche, Ahorn, Esche und Erle. Auch das Brennholz konnte plötzlich wieder gewinnbringend aufbereitet werden, als 1973/74 die erste, heute schon fast vergessene Ölkrise (und das damals noch durchsetzbare Sonntagsfahrverbot) schlagartig die Abhängigkeit der Verbraucher von den Launen der Ölländer sichtbar machte.

Auch im Forstbezirk Oberkirch begann in dieser Zeit eine Phase neuer Wertschätzung der Laubbäume. Die bisher praktizierte Beseitigung des sich von selbst einfindenden Laub-Jungwuchses in den Nadelkulturen wurde in allen Besitzarten gestoppt; zugleich machte das Forstamt die Waldbesitzer in Schulungsveranstaltungen und im Waldbau-Unterricht an der Landwirtschaftlichen Fachschule mit der biologischen und ökologischen Bedeutung der Laubbäume vertraut. Nicht zuletzt ging es auch in der sich zunehmend abzeichnenden Verschärfung des Konflikts „Wald und Wild“ um die Bedeutung einer Äsungsreserve für die fast unaufhaltsam steigenden Rehwildstände und um die damit einhergehende Notwendigkeit der Vermeidung von Verbisschäden. Bald setzte sich auch die Einsicht durch, dass im Wege geeigneter Waldbauverfahren gerade die natürlich anwachsenden jungen Laubbäume auf großer Fläche gefördert werden müssen. Dieses Postulat war umso leichter zu realisieren, als der natürliche Vegetationstyp auf einem großen Teil des Forstbezirks aus einem Mischbestand aus Weißtannen und Laubbäumen bestand, der auf diese Weise zu neuem Leben in Dominanz erweckt werden konnte. Das flächenhafte Denken bei der Naturverjüngung kam gerade der Tanne zugute, die dank ihrer Schattentoleranz sogar jahrzehntelang auf ihre Chance zum Aufwuchs bei gesteigertem Lichteinfall warten konnte und auch in Mischung mit jungen Laubbäumen ausgesprochene Duldsamkeit an den Tag legte.

Für die Erhöhung des Laubholzanteils im Zeitraum von 1975 bis 1995 seien die Zahlen für den Stadtwald Oberkirch beispielhaft herausgegriffen. Dieser stieg von 28,6 auf 36,1 Prozent, was bei einer Gesamtwaldfläche von 451 ha immerhin einer Steigerung um 33,8 ha entsprach. Der Grundgedanke, zu diesen Werten durch systematische Erhöhung des Naturverjüngungsvorrates auf der Tiefe der Fläche zu gelangen, dokumentierte sich in dessen Zunahme im genannten Zeitraum von 9,4 auf 57,1 ha. Um den Laubbäumen auch schon in den jüngeren Altersklassen zu besseren Wachstumschancen zu verhelfen, wurden diese bei der regelmäßig wiederholten Durchforstung konsequent freigestellt, um ihr Kronenwachstum und damit auch ihr wertbestimmendes Durchmesserwachstum zu fördern. Die energische Auflichtung der mittelalten Bestände zugunsten der beigemischten Laubbäume erbrachte zugleich auch eine deutliche Steigerung der gesamten Holzernte im Stadtwald, ohne das Prinzip der Nachhaltigkeit zu beeinträchtigen, sowie eine erhöhte Stabilität der Bestände gegen mögliche Sturm- und Schneebruchgefahren, sodass sich die betriebliche Gesamtbilanz dadurch nicht unerheblich verbesserte. Gegenüber den Vorgaben der Forsteinrichtung konnte durch diese Eingriffsweise, für die auch vonseiten der Wissenschaft, z. B. durch Prof. Peter Abetz überzeugende Empfehlungen vorlagen, der Anteil der Vornutzungen am Gesamteinschlag in 20 Jahren von 32 auf 75 Prozent erhöht und der Jahreshiebssatz von 2200 auf 3000 Festmeter gesteigert werden.

Im Auewald des Forstbezirks hatten die Laubbäume seit eh und je die Oberhand. Einzelne Versuche aus der Nachkriegszeit, dort auch Nadelbäume anzubauen, scheiterten vollständig an der Kraft der Stürme, spätestens an der Wucht des Orkans „Lothar“, der die auf dem dicht gelagerten Boden flach wurzelnden Nadelbäume rigoros niederlegte. Für den Anbau der Laubbäume gab es im Forstbezirk eine altbewährte, erfolgreiche Methode, die von den Revierbeamten des Auewaldes und ihren erfahrenen Waldarbeitern meisterhaft praktiziert wurde, nämlich das sogenannte Heisterverfahren. Dabei wurden drei bis vier Jahre alte, mannsgroße Jungpflanzen, die in reviereigenen Pflanzgärten sorgfältig und unter Mitwirkung weiblicher Saisonkräfte, der „Kulturdamen“, herangezogen worden waren, mit hohem Anwuchserfolg in das Freiland gepflanzt; die gewählte Größe der jungen Bäume hatte den Vorteil, dass nicht nur – etwa im Vergleich zur Saat oder Naturverjüngung – einige Produktionsjahre gewonnen werden konnten, sondern dass auch der sonst durch den traditionell hohen Rehwildstand bedrohliche Verbiss geschickt vermieden werden konnte. Zugleich war dadurch auch die bei den Jägern unbeliebte Zäunung entbehrlich und schließlich wuchsen die Heisterpflanzen schnell aus der Zone der Unkrautkonkurrenz heraus, sodass das sogenannte Freischneiden entbehrlich wurde.

Die Belange des Naturschutzes, vor allem die Forderung einer Erhaltung und möglichen Steigerung der Artenvielfalt im Wald, waren für das Forstamt eine Maxime höchster Priorität, die in ihrer Konsequenz in eine generelle Begünstigung des Mischwaldes mit möglichst vielen Baumarten einmündete. Gerade die Palette einheimischer Laubbäume war aus der Sicht der Bewahrung reich gegliederter naturnaher Ökosysteme besonders geeignet, aus der Sicht der Funktion als Nahrungsquelle und Lebensraum den Artenreichtum in Flora und Fauna zu erhalten. Man denke etwa an seltene, hoch spezialisierte Insektenarten wie den Hirschkäfer, der unabdingbar auf die Stöcke alter Eichen angewiesen ist, oder an verschiedene bekannte Blütenpflanzen wie die Kuckuckslichtnelke, die bestimmten Lichteinfall auf dem Waldboden benötigt, wie er nur durch intensive Durchforschung herbeigeführt werden kann.

Besonderes Augenmerk richtete das Forstamt auch auf die Erhaltung seltener Baumarten. So stellte sich heraus, dass die Mispel (*Mespilus germanica*) nur noch in einem einzigen Exemplar an der Oberkircher Burgsteige zu finden war, obgleich dieser Baum früher ein willkommener Bestandteil von sonnigen Waldrändern war, nutzte man seine Früchte doch gerne aufgrund des hohen Gerbsäuregehalts zur Konservierung des Apfelmosts. In der Bottenauer Pflanzschule, die von dem an dendrologischen Fragen besonders interessierten Revierleiter Franz Huber betreut wurde, konnten aus den Samen des letzten noch vorhandenen Baumes junge Mispeln nachgezogen und an verschiedenen Stellen des Forstbezirks ausge-



pflanzt werden. Auch Schwarznuss und Walnuss zogen wegen der Wertschätzung ihres Holzes die Aufmerksamkeit des Forstamts auf sich; beide Baumarten wurden in warmen Lagen der Reviere Appenweier und Bottenau angebaut, sowohl im geschlossenen Waldverband als auch in Form von Feldgehölzen in der Vorbergzone.

Die seit der Römerzeit eingebürgerte Edelkastanie erfuhr in den letzten Jahren eine besondere Förderung, weil sie sich als besonders vielseitig erwies: Neben ihrer traditionellen Nutzung im Stockausschlagverfahren, dem sogenannten Niederwald, der jahrhundertlang Rebstecken, Gerbrinde und Brennholz lieferte, kam mehr und mehr auch ihre Fähigkeit zur Nutzholzproduktion im Hochwald zum Tragen, die heute bis in die Qualitätsregion des Furnierholzes reicht. Unter dem Titel „Die Edelkastanie – ein neuer Stern am Laubholzhimmel der Ortenau“ ist diesem Laubbaum ein spezieller Aufsatz in diesem Sammelband gewidmet.

#### *Harmonie von Wald und Wild: Naturverjüngung ohne Verbisschäden*

Der enge Zusammenhang zwischen dem waldbaulichen Erfolg und dem Einfluss des Schalenwildes, der durch die Identität beliebter Äsungspflanzen, zum Beispiel von Eichen und Weißtannen mit wichtigen Wirtschaftsbaumarten gekennzeichnet ist, veranlasste das Forstamt, neben der Ausschöpfung waldbaulicher Steuerungsmöglichkeiten auch das Gespräch mit der Jägerschaft zu suchen und diese zur Mitwirkung bei der Lösung der anstehenden Konflikte heranzuziehen. Die vielfach zu hohe Schalenwild-dichte – im Renchtal beschränkt auf das Rehwild – führte nicht nur zu unverantwortbarem Verbiss, der ersatzweise teure Kunstverjüngung notwendig machte, sondern schadete auch der Artenvielfalt im gesamten Ökosystem, weil viele Blütenpflanzen abgeäst wurden, und zwar oft schon vor der natürlichen Samenreife, sodass ihre Vermehrung ausblieb. Genau genommen führte der Verlust solcher Blütenpflanzen dann auch zu einer Verarmung der Fauna, etwa weil bestimmte Schmetterlingsarten die artspezifische Nahrungspflanze nicht mehr vorfanden.

Die Debatte mit den Jägern über die anstehenden Probleme war allerdings dadurch erschwert, dass ihnen die tatsächliche Wilddichte gar nicht bekannt war, weil sie nur die Ansitzjagd vom Hochsitz herab ausübten und deshalb bei Weitem nicht alles Wild erspähen konnten; demgemäß konnten sie auch den tatsächlichen Zuwachs an Kitzen nicht korrekt einschätzen, was zur Folge hatte, dass auch die Abschusspläne zu niedrig veranschlagt wurden. Da die Jäger solchen Überlegungen nicht zu folgen bereit waren, blieb dem Forstamt nur noch die praktische Vorstellung der Verbisschäden im Gelände und das direkte Gespräch mit den Jagdpächtern. Hilfreich war dabei auch das von der Landesregierung eingeführte sogenannte Ökologische Gutachten, das in dreijährigem Abstand für alle Waldreviere zu



erstellen war; es ermöglichte eine objektive gemeinsame Ansprache der Verbisssituation und vermochte aufzuzeigen, wo die Jäger den Abschuss schwerpunktmäßig zu vollziehen hatten. Zugleich konnte mit diesen im Gelände auch über die Durchführung effektiverer Jagdmethoden, vor allem von gut organisierten Bewegungsjagden, debattiert werden.

Das Forstamt hatte den unschätzbaren Vorteil, aufgrund seiner eigenen jagdlichen Zuständigkeit im Staatswald den Zusammenhang zwischen Wilddichte und waldbaulichem Erfolg auf großer Fläche praktisch demonstrieren zu können. Einerseits wurden die erntereifen Bestände auf großer Fläche im sogenannten Femelschlagverfahren aufgelichtet, um einen Anreiz für natürliches Keimen und Aufwachsen aller Mischbaumarten zu schaffen, andererseits gelang es, durch systematische und präzise vorbereitete, großräumige Bewegungsjagden mit einer ausreichenden Zahl von Jägern das Wild effektiv und zugleich waidgerecht zu erlegen und durch das Zählen der dabei vorkommenden Tiere auch einen verlässlichen Eindruck von der vorhandenen Wilddichte zu gewinnen. Dies ermöglichte dann wiederum in Kenntnis moderner wildbiologischer Erfahrungen über das Reproduktionsverhalten des Rehwildes, einen angemessenen Abschussplan aufzustellen. Das Ergebnis dieses kombinierten waldbaulichen und jagdlichen Vorgehens war nach einigen Jahren das Aufkommen eines flächenhaften Vorrates an natürlicher Verjüngung aller örtlich vertretenen Mischbaumarten, darunter auch der vorher stark verbissbedrohten Laubbäume wie Eichen, Eschen, Ahorne und – in den höheren Lagen – Vogelbeeren. Selbst wenn das Rehwild auf solchen Flächen noch ein gewisses Quantum an Äsung entnahm, spielte dies bei dem reichlichen Vorrat an Jungbäumen überhaupt keine Rolle.

Immerhin war erfreulich, dass die meisten Jagdpächter im Forstbezirk sich dem Vorgehen des Forstamts anschlossen, vor allem dort, wo die Pächter selbst einheimische Waldbesitzer waren und demgemäß eigenes Interesse an der Vermeidung von Wildschäden hatten. In einigen anderen Revieren besserte sich die Situation nach Einführung der Ökologischen Gutachten um das Jahr 1985. Wo allerdings die unbefriedigende Verbisslage noch andauerte, legte das Forstamt nach den Empfehlungen von Jagdwissenschaftlern ein Netz kleiner Testzäune in der Größe von etwa  $10 \times 10$  m an, die schon nach wenigen Jahren einen eklatanten Unterschied zur ungezäunten Umgebung erkennen ließen. Während außerhalb der Zäune die Bodenvegetation nur aus sauren Gräsern und Farnen bestand, entwickelten sich in den Zäunen üppige Gruppen von Himbeere, Brombeere, Habichtskraut, Hasenlattich und anderen Blütenpflanzen sowie ein Spektrum von jungen Weißtannen, Buchen und Ahornen, die sich als Keimzellen eines künftigen Mischwaldes präsentierten. Durch derartige Demonstrationsflächen konnten dann nach und nach auch bisher uneinsichtige Jagdpächter von der Notwendigkeit eines neuzeitlichen Jagdbetriebes überzeugt werden.

Das Forstamt sah es darüber hinaus auch als seine Pflicht an, bei den Jahresversammlungen der Jägervereinigung über weitere Themen der Zusammenarbeit zwischen Waldbesitzern und Jägern zu referieren. So erschien es geboten, die Fragen der Äsungsverbesserung, etwa durch Anlage von Wildäckern oder Einsaat von landwirtschaftlichen Stilllegungsflächen mit geeigneten Äsungspflanzen sowohl mit den Jägern als auch mit den Landwirten zu erörtern. Noch in den 1970er-Jahren und vereinzelt danach war es außerdem dringend angebracht, die Landwirte vom Gebrauch von Herbiziden im Wald abzuhalten, weil sie damit die Äsungsgrundlage des Wildes schmälerten und zugleich gegen die ihnen als Grundeigentümer und Jagdgenossen obliegende Hegepflicht im Sinne des Jagdgesetzes verstießen. Nicht unerheblich war auch die Problematik des landschaftsgerichteten Hochsitzbaues: den Jägern musste klargemacht werden, dass unauffällig an versteckten Stellen errichtete einfache Bautypen den gewünschten Zweck ebenso gut erfüllen wie mächtige, isoliert stehende geschlossene Kanzeln, die sensible Spaziergänger an die ehemalige Zonengrenze erinnern.

*Die Partnerschaft mit dem Forstamt Saverne im Elsass:  
Grenzenlose Kollegialität*

Eigentümlicherweise war es die besorgniserregende Walderkrankung in den 1980er-Jahren, die zu den Kontakten über den Rhein hinüber führte. Die französischen Forstkollegen besuchten die vom Forstamt Oberkirch im Foyer des Europapalais im Oktober 1983 präsentierte Ausstellung über den notleidenden Wald und baten danach um eine Waldführung im Schwarzwald, um sich an Ort und Stelle einen Eindruck von den Waldschäden zu verschaffen. Die ersten Kontakte mit Oberkirch nahm der Stellvertretende Direktor des Straßburger Regionalbüros der Französischen Staatsforstverwaltung, Herr Forstingenieur Francois Quiquerez auf, der zunächst einen Besuch der Bürgermeister waldbesitzender Gemeinden zum Studium der Waldschäden vermittelte. Später war es dann das Forstamt Saverne, das weitere Initiativen ergriff und zu einem ersten Besuch mit den leitenden Mitarbeitern nach Oberkirch kam. Für die französischen Gäste war es überraschend, die tatsächlich sehr ernstesten Schäden an den Waldbeständen, vor allem an Tannen und Fichten, wahrzunehmen, weil damals in der französischen Öffentlichkeit die Walderkrankung, die auch in den Vogesenwäldern nicht zu leugnen war, wohl aus innenpolitischen Gründen nicht in ihrer ganzen Tragweite diskutiert werden durfte.

Aus dem gegenseitigen Kennenlernen im Zuge des Gedankenaustausches über anstehenden Probleme entwickelte sich dann rasch eine freundschaftliche Beziehung, die auch dadurch erleichtert war, dass es sich bei den französischen Kollegen durchweg um Elsässer handelte, mit denen

deutsch gesprochen werden konnte. In den folgenden Jahren kam es immer wieder zu gegenseitigen Besuchen und Waldbegehungen, die zahlreiche waldbauliche und geschichtliche Anknüpfungspunkte erkennen ließen. Sehr aufschlussreich war es für die deutschen Gäste bei der Besichtigung elsässischer Wälder, wie sich in den beiden letzten Jahrhunderten der ständige Wechsel in der politischen Zugehörigkeit auf die Waldverhältnisse ausgewirkt und bis heute eindruckliche Spuren hinterlassen hat. Umgekehrt fanden die dortigen Kollegen bei den Besuchen im Schwarzwald überraschend, wie kreativ das Verhältnis Waldbau zu Naturschutz angepackt wurde, wie zum Beispiel in den Hochlagenbeständen unkonventionelle Auflichtungen zugunsten des Auerwildes vorgenommen wurden oder wie durch Nachahmung historischer Waldnutzungsformen die Beweidung der Grindenhochflächen mit dem anspruchslosen Hinterwälderrind realisiert wurde. Ein weiteres, gegenseitig stark interessierendes Thema war die Aufarbeitung von hochwertigen Laubhölzern, ihrer Präsentation auf zentralen Verkaufsplätzen und die Erlösoptimierung durch geeignete Verkaufsverfahren.

Die Partnerschaft fand allerdings im Jahre 2001 ein rasches Ende, weil einerseits die beiden Forstamtsleiter gleichzeitig in den Ruhestand traten und andererseits beiderseits des Rheins umfassende Organisationsreformen stattfanden, die mit zahlreichen Versetzungen und dienstlichen Erschwernissen verbunden waren, wodurch das persönliche Interesse an der Fortsetzung der Beziehungen leider zum Erliegen kam.

### *Die Reform der Forstverwaltung: Ein säkularer Einschnitt*

Im Grunde schon seit der Römerzeit waren die Forstbeamten ein eigenständiges Element der öffentlichen Ordnung. In den Provinzen des Römischen Reiches war ein „Forestarius“ ein kaiserlicher Bediensteter mit weitreichenden Vollmachten. Im Mittelalter und in der Feudalzeit waren die landesherrlichen Forstmeister wichtige Repräsentanten der Staatsgewalt zur Aufrechterhaltung der Ordnung in den Bannforsten des Reiches und in den herrschaftlichen Waldungen. Im Deutschen Reich waren die Forstämter oder Bezirksforsteien direkt den Forst- oder Finanzkammern bei den Ministerien der Länder unterstellt. Diese Zweistufigkeit der Verwaltung wurde erst nach dem Zweiten Weltkrieg durch einen dreistufigen Aufbau abgelöst, als unter Beibehaltung der Ministerialstufe auf der Regionalebene Forstdirektionen eingerichtet wurden.

Die wesentliche Erweiterung des Aufgabenspektrums der Forstverwaltung im 20. Jahrhundert durch die Steigerung der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Ansprüche an den Wald und durch die im Interesse des Naturschutzes notwendige Harmonisierung der ökonomischen und der ökologischen Funktionen des Waldes konnte durch die flexible und innova-



tive staatliche Forstverwaltung ohne Weiteres aufgefangen werden. Gerade die Landesforstverwaltung Baden-Württemberg war im Bundesgebiet bekannt für ihre intensiven Fortbildungsprogramme für alle Bediensteten und ihre Bereitschaft zur Akzeptanz neuer technischer Entwicklungen. Das beste Beispiel ist die Tatsache, dass Baden-Württemberg als erstes Bundesland die Computertechnik auf der Basis der Vorarbeiten der Forstlichen Versuchs- und Forschungsanstalt in der Forstverwaltung eingeführt hat. Zugleich hatte die Baden-Württembergische Landesforstverwaltung zusammen mit der Bayerischen durch straffes betriebswirtschaftliches Management und Controlling die Spitzenplätze der Bundesrepublik in Bezug auf die Ertragslage des Staatswaldes inne.

Der einfache und überschaubare dreistufige Aufbau der staatlichen Forstverwaltung hat sich über Jahrzehnte bewährt und war auch durch die Einführung des Harzburger Modells zur Delegation der Verantwortung in der Lage, jedem Mitarbeiter ein überschaubares Berufsbild anzubieten und ein hohes Maß an Eigenverantwortung zu gewähren. Das Ergebnis war eine ausgeprägte Motivation und berufliche Leistungsbereitschaft, die sich auch in Zeiten von Naturkatastrophen in vorbildlicher Weise bewährte. Gerade die unter enormen Anstrengungen gelungene Bewältigung der Orkanschäden „Lothar“ war dafür das beste Beispiel.

Die fortlaufende Verbesserung der Kommunikationstechnik und die Rationalisierung technischer und administrativer Abläufe ermöglichte eine entsprechende Vergrößerung der betrieblichen Organisationseinheiten, also der Forstbezirke und Forstreviere, die von der Landesforstverwaltung seit den 1960er-Jahren schrittweise in personalverträglicher, aber doch effektiver Weise vollzogen wurde. Ein letzter derartiger Reformschritt fand 1998 statt, als man die Zahl der Forstämter in Baden-Württemberg von 193 auf 160 reduzierte. Damals kam es auch im nördlichen Ortenaukreis zu einer Neuabgrenzung der Forstbezirke, durch die das Forstamt Ottenhöfen aufgehoben und die ganze Fläche dem Forstamt Oberkirch zugeschlagen wurde. Dafür gab dieses zwei Reviere an die Nachbarforstämter Bad Peterstal-Griesbach und Kehl ab.

Ein Einschnitt von weitreichender Tragweite und Konsequenz war dann allerdings der Beschluss der Landesregierung, die Selbstständigkeit der staatlichen Forstverwaltung zum 1. Januar 2003 aufzuheben und sowohl die örtlichen Dienststellen in die Landratsämter als auch die Forstdirektionen in die Regierungspräsidien einzugliedern. Im Ortenaukreis hat man die bisherigen zehn staatlichen Forstämter zu einem Kreisforstamt mit drei Außenstellen in Lahr, Oberkirch und Wolfach zusammengefasst und diese Verwaltungseinheit dem Dezernat für Landwirtschaft, Forsten und Umwelt unterstellt.



## „Waag’sche Räder“ im Auewald des alten Forstamtes Renchen

*Wolfram Hedemann*

### *Vorwort*

Im November 1984 trat der Autor das Forstrevier Achern als Forstrevierleiter an und wurde im folgenden Jahr von der Forsteinrichtung aufgefordert, den Auewald des Reviers für die Forstinventur zu kartieren.

Über das Luftbild wurde jede starke Eiche (Überhälter) ermittelt (die Baumkronen ausgewachsener Eichen können über 15 Meter Durchmesser haben) und in Karten als x eingetragen. Bei mittelalten und jüngeren Baumbeständen, vor allem bei flächenhaftem Auftreten der Eiche wurde eine einfachere Darstellung angewendet. Der Kartierende muss durch das Begehen des Waldbestandes Karte, Luft- und Waldbild miteinander vergleichen.

Es konnten große homogene und kleinere Eichenbestände ausgemacht werden. Dass kleinere Eicheninseln oftmals eine annähernd runde Form aufweisen konnten, fiel erst mit der Zeit auf.

Das Relief der Bodenstruktur im Auewald ist durch Schlute<sup>1</sup> und Gräben und geringe Höhenunterschiede geformt. Auf diesen oft nur 20 Zentimeter höheren Böden muss der Waldbauer oder Forstmann oft ganz andere Baumarten anpflanzen als in den grundwassernahen, also tieferen Böden. Diese Baumarten sind dann oft Edellaubholzarten oder eben Eichen, die noch den Vorzug haben, nur dauernasse Standorte zu meiden.

Im Auewald gibt es ausgeprägte Mischwaldungen und auch Monokulturen. Ist die Eiche als Baumart nur eingesprengt, also selten, sieht sie sich nur durch Spätfröste oder durch wechselnd hohes Grundwasser gestresst.

In größeren gleichförmigen Eichenbeständen finden sich Insekten vielfältiger Art, vom jüngst bekannt gewordenen Eichenprozessionsspinner bis zum geschützten Heldbock.

Insekten wie der Frostspanner oder die über 12 cm lang werdende Schwammspinnerraupe können der Eiche durch Blätterfraß gewaltig zusetzen. Um diese Gefahren besonders im Frühjahr abzufangen oder zu mildern, machten sich die Forstleute europaweit Anfang des 19. Jahrhunderts Gedanken und veröffentlichten diese zu dem Thema Späteiche (später als die heimischen Arten austreibend) schon ab 1840 in Fachzeitschriften.

Gelegentlich erwähnte Forstdirektor Walter Lang vom Forstamt Oberkirch die „Waag’schen Räder“ oder „Waag’sche Platten“, wie sie auch genannt werden. Die hatten nichts mit Wagshurst zu tun, wo auch wunder-



Der Heldbock



Aus „Önsbach, ein Dorf mit Geschichte“

nen Anweisungen des damaligen Forstamtsleiters Waag gekürzt wiedergegeben werden:

„Um den Notstand, welcher wegen des Futtermangels herrscht, etwas abzu-  
 helfen, beabsichtigen wir (...) den 10 Ärmsten von der Gemeinde Benann-  
 ten unentgeltlich Gras aus dem Domänenwald Mührig abzugeben ... Ren-  
 chen, 24. Mai 1893, Großherz. Bezirksförster Waag“, „Mit Schreiben vom  
 26. Mai 1898 wird das „Sammeln von Losholz ... gestattet ... Das Losholz  
 muss getragen werden, Benutzung von Karren ist verboten, ebenso ist das  
 Mitnehmen von Haugeschirr verboten.“ Gleichen Inhalt hat das Schreiben  
 des Großherz. Bezirksförsters Waag (Renchen) vom 30. Oktober 1907.

Bezirksförster Waags jetzt hundertjähriges Erbe soll nachstehend gewür-  
 digt werden.

schöne Waag'sche Räder zu finden sind. Der Name kommt vielmehr von Ober-  
 förster Waag, der von 1888 bis 1909 das  
 Bezirksforstamt Renchen leitete und  
 sich mit Eifer der Vermehrung der Eiche  
 annahm, insbesondere der Späteiche,  
 und dem nun dieser Aufsatz gewidmet  
 sein soll.

### Forstmeister Waag

Nur wenige Daten waren über Forst-  
 meister Waag im Archiv der Stadt Ren-  
 chen zu finden. Als Forstpraktikant und  
 Dienstverweser war Waag 1885 ein Jahr  
 im Forstamt Allerheiligen im Bereich  
 des Mittleren Schwarzwaldes in der  
 Hochlage tätig gewesen, lernte und  
 unterstützte dort den Oberförster Gustav  
 Keller im Forstamt Allerheiligen.

Von 1888 bis 1909 leitete Oberförster  
 Waag das Forstamt Renchen.<sup>2</sup> Wie das  
 bei guten Beamten zu sein pflegt, ist nur  
 der Arbeitsantritt, die Versetzung und  
 der Eintritt in den Ruhestand vom Be-  
 zirksförster Waag vermerkt.

In der Önsbacher Ortschronik „Öns-  
 bach, ein Dorf mit Geschichte“ sind drei  
 Schreiben veröffentlicht worden, aus de-

### *Die heimische Stieleiche im Auewald der Oberrheinniederung*

Um die Späteiche ins rechte Licht rücken zu können, wird erst die heimische Eiche beschrieben. Seit Tausenden von Jahren begleitet diese Baumart den Menschen.

Im Korker Bühl tagte unter einer stattlichen Eiche bis 1796 das Korker Waldgericht alljährlich. Dort wurden die Bestimmungen des 1476 erlassenen Waldbriefs öffentlich verlesen und Gericht gehalten.<sup>3</sup>

Seit dem 15. Jahrhundert war die Waldweide geregelt. In den Kulturen war die Weide verboten. „Durch Schweinemast und Weidevieh, allein 500 Rinder und 250 Pferde wurden in den Offenburger Stadtwald getrieben, wurde beträchtlicher Schaden angerichtet. 1831 meldete die erste Waldbeschreibung im Bereich des Dienstbezirks Offenburg neben gutem Eichen-Hochwald auch weite durch den Weidegang devastierte (ausgelaugte) Wälder. 1833 bewirkte die Durchsetzung des Badischen Forstgesetzes wieder einen teilweisen Rückgang des Weidegangs und der Laubstreu- und Grasnutzung.“<sup>4</sup>

In der Wagshurster Chronik<sup>5</sup> wird dieser Weidegang sehr schön beschrieben, wie zum 1. Mai die Leittiere mit Kränzen und bunten Bändern zum Waldeintrieb geschmückt wurden.

Die forstliche Bewirtschaftung der Eiche im Nieder- und Mittelwald war in jener Zeit notwendig zur Gewinnung der Rinde zum Gerben von Leder, zur Gewinnung eichener Zaunpfosten und von Grundpfählen (z. B. für das Straßburger Münster) und von Bau- und Möbelholz. Die Fässerherstellung aus Eiche (in Frankreich Barriquefässer) darf nicht vergessen werden.

„Wegen der Mast und der Güte ihres Holzes hat die Eiche in den vergangenen Jahrhunderten eine besondere Wertschätzung und Begünstigung durch den Menschen erfahren.“ So schreibt 1842 der in Cappenberg tätige Rentmeister und Oberförster Daniel Pook: „Vornehmlich aber ist es die Eiche, deren Anzucht auf geeignetem Boden nicht genug empfohlen werden kann.“ Dementsprechend war die Eiche bis 1911 auf großen Flächen immer wieder nachgezogen worden. Wegen der einseitigen Förderung der Eiche kann man für diese Zeit zu Recht von einer Eichenwelle sprechen.“<sup>6</sup>

Über ihre Qualitätsmerkmale und die Nutzung durch den Menschen hinaus ist die Deutsche Eiche ein Wirtsbaum vieler Tiere und Insekten. Schüler der Grundschule in Großweier kamen nicht nur zur Nistkastenkontrolle im Herbst. Die Schüler brachten außerdem im Frühjahr jeder ein Glas mit in die Eichenkulturen und suchten die bis mannshohen Eichenbäumchen nach den verschiedensten Raupen ab. Erinnern kann ich mich einmal an zehn verschiedene Arten, die dann im Klassenzimmer bestimmt wurden. Das Absuchen der Blätter ist eine anspruchsvolle Aufgabe, da die Raupen wie ein Ast oder wie ein Blatt aussehen oder sich gar in ein Blatt



*Im Renchener Stadtwald kämpft die EBA-Gruppe gegen die Schwammspinner*

einwickeln können. Und in ihrer Schreckstarre sind sie nur mit Übung zu erkennen.

Ganz anders ist es mit dem Schwammspinner, einer ursprünglichen Seidenraupe, die mit dem Holzhandel über die USA aus den asiatischen Gefilden nach Mitteleuropa kam. Anfang der 1990er-Jahre konnte man in den frühsummerlichen Wald eines Nachbarreviers gehen, einem von den Schwammspinnerraupen winterlich kahl gefressenen Bestand. In den Baumkronen konnte man den Schwammspinner turnen sehen und seine Kiefern beim Fressen knacken hören; sonst herrschte ja Totenstille. Die Vögel und Tiere hatten sich gänzlich aus den Fraßgebieten zurückgezogen.

Wenige Jahre später war auch der Auewald der Stadt Achern von diesem Phänomen betroffen. Die vorher erwähnten Schüler konnten auch hier zum Einsatz gewonnen werden, nachdem die Acherner Waldungen vom Schwammspinner befallen waren. Mittels Leimringen konnten die Schüler interessante Beobachtungen machen. In (Rot-)Eichenbeständen strömten Raupenmassen aus den gefressenen Bereichen zu den grün gebliebenen Probeflächen und stauten sich dort an den Leimringen. Nun ist bei der glattrindigen Roteiche die Behandlung zwar leichter, aber vielleicht gar





„Schwammspinner in  
Großweier an junger  
Roteiche“

nicht notwendig. Sie treibt erst sechs bis sieben Wochen nach dem Kahlfraß neue Blätter aus, wenn der ganze Spuk schon am Abklingen ist. Ganz anders die Stieleiche, die nach dem Blätterfraß jede Woche neu austreibt und nach dieser Tortour natürlich erschöpft ist.

Die klassischen Raupen sind aber im Frühjahr aktiv. „In der Diskussion um die aktuellen Eichenschäden, die durch den starken Raupenfraß von Frostspanner und Eichenwickler in den Jahren 1996 und 1997 ausgelöst wurden, spielt das Austriebsverhalten der Eiche immer wieder eine bedeutende Rolle. Entscheidend für den Fraß ist ein Zusammenkommen (Koinzidenz) eines bestimmten Entwicklungsstadiums bei den Schmetterlingsraupen mit dem Öffnungszustand der Eichenknospen.“<sup>7</sup>

Um das Fraßgeschehen noch mehr zu komplizieren, hat das örtliche Klima maßgeblichen Einfluss mit Niederschlägen, Spätfrösten und mehr oder weniger günstigen Momenten für die Insekten (z. B. Frostspanner). Je nachdem schädigt nur eine Art oder in Abstufungen mehr oder weniger alle zusammen.

So schildert Siegfried Hesse: „Ab dem Jahr 1911 setzte dann ein Eichensterben ein, welches vermutlich etwa bis Ende der 30er/Mitte der 40er Jahre andauerte. Es führte dazu, dass das Wachstum der Eichenbestände

über Jahrzehnte mehr oder weniger stark stockte, Eichen abstarben und sich Bestände mehr und mehr auflichteten. Man kann davon ausgehen, dass eine Kombination verschiedener Faktoren die Erkrankung der Eichenbestände ab 1911 zur Folge hatte: An erster Stelle sind in Aufzeichnungen und Betriebswerken die ständigen starken Fraßschäden durch Frostspanner und Eichenwickler in Verbindung mit Mehltreibbefall genannt. Diese haben sicherlich eine erhebliche Schwächung der Eichen bewirkt und erst die Voraussetzung für die langanhaltenden Wuchsdepressionen geschaffen sowie eine rasche Gesundung der Bestände verhindert.

Die Erkrankung der Eichen trat weitgehend unabhängig von standörtlichen Gegebenheiten auf den unterschiedlichsten Böden auf. Ein Zusammenhang mit unterschiedlichen Standorten war nicht erkennbar. Darauf wird auch im Betriebswerk für die Oberförsterei Nordkirchen von 1946 hingewiesen. Es wird betont, dass die aufstockenden Bestände nicht die entsprechende Güte der Bodenklassen ausdrückten und der Boden besser sei als der aufstockende Bestand.

Das anhaltende Versagen der Eiche ab 1911 hatte zur Folge, dass man dieser Baumart keine Zukunft mehr gab und deren weitere Nachzucht praktisch von heute auf morgen einstellte. Zudem wurden in erheblichem Umfang stark geschädigte, schwachwüchsige Eichenbestände weit vor Erreichen der Hiebsreife umgewandelt.

Durch den Verzicht auf die Eiche war man gezwungen, auf andere Baumarten auszuweichen. Der Anbau von Pappel, Edellaubhölzern, Buche und Roteiche wurde ausgeweitet, wobei von Betrieb zu Betrieb unterschiedliche Schwerpunkte gesetzt wurden. Durch die Umwandlung von Eichenbeständen und den Verzicht auf eine weitere Nachzucht wurde der Anteil der von der Eiche eingenommenen Flächen von 1911 bis 1980 erheblich abgesenkt.“<sup>8</sup>

#### *Von der Späteiche, Slawonischen Eiche und Waag'schen Rädern*

Spätestens seit 1840 ist aus dem forstlichen Schrifttum zu entnehmen, wie die Deutsche Eiche im ganzen entstehenden Reich gefördert wurde. In sogenannten forstlichen Einrichtungswerken werden Saat- und Pflanzzahlen, aber auch das Klima und Kalamitäten (z. B. Eisbruch) schriftlich festgehalten. Und man wusste bereits, dass Eichen aus verschiedenen Gegenden zu anderen Zeiten austreiben. – Meine Beobachtungen im Wagshurster Auwald gehen dahin, dass zwei nebeneinander stehende Eichen mit bis zu sechs Wochen Unterschied zum Austreiben kommen können und sich auf diese Art das Überleben ermöglichen. – Nun haben forstliche Wissenschaftler mit Samen, Pflanzen und Teilen davon aus aller Welt experimentiert. Dazu gehört auch die Späteiche oder Slawonische Eiche, die vielmals in der K. u. K.-Zeit bis heute in Fachkreisen diskutiert wird.

In seinen Untersuchungen über die Ertragsleistung der Stieleiche im Auewald des Forstbezirks Oberkirch würdigt Raimund Graf zu Erbach-Fürstenaue 1981 die Arbeit von Bezirksforstmeister Waag und die Einbringung der Späteiche:

„Der überwiegende Teil der heutigen Stieleichenbestände in der vierten und fünften Altersklasse im Distr. I Mührig entstand durch den mutigen Schritt einer kleinflächigen Räumung mit anschließender Saat bzw. Auspflanzung. Es gab auch in anderen Forstbezirken des badischen Auewaldes Forstleute, die diesen Weg der Bewirtschaftung beschritten. Davon zeugen heute noch die sogenannten ‚Platten‘, die meist den Beinamen des damaligen Forstmeisters tragen. Im hiesigen Forstbezirk werden sie ‚Waag'sche Platten‘ genannt. Forstmeister WAAG begründete die Stieleichenbestände hauptsächlich im Wege der Saat und der sich einstellenden Naturverjüngung, da er, wie auch die beiden Forsttaxatoren von 1895 und 1905 empfahlen, diese Vorgehensweise bei der Stieleiche der Pflanzung vorzog. Bei den anderen Baumarten wurde die Pflanzung angewandt, die bei der Eiche nur auf Fehlstellen der durch Saat begründeten Flächen als Nachbesserung üblich war.

So sind in den Jahren 1895–1905 11,1 ha durch Eichensaat begründete Bestände entstanden, während das in dieser Zeit verbrauchte Pflanzenmaterial, nämlich 139 000 Stück, zur Schlagauspflanzung verwendet wurde; die gepflanzte Fläche betrug 11,8 ha, der Pflanzenverbrauch lag somit bei 11 780 Stück/ha. Die Saat erfolgte als ‚Riefensaat‘,<sup>9</sup> wobei darauf geachtet wurde, dass die Samen ziemlich dicht nebeneinander gelegt wurden, damit bei einem eventuellen Ausbleiben einiger Pflanzen ein noch ausreichendes Potenzial an Eichen für die Bestockung übrig blieb.

Die große Anzahl von Eichen/ha ließ das Risiko eventuell auftretender Schäden durch Mäuse, Fasanen oder Wasser geringer werden. Der dicht aufwachsende Jungwuchs erreichte somit auch schnell den Bodenschutz, sodass das üppig wachsende Unkraut herausgedunkelt wurde. Eine fast jährliche Pflege war bei der Dichte des aufwachsenden Jungwuchses unvermeidlich.

In der Abteilung 26 bzw. heute 24 ging die Reinigung in 30 Jahren siebenmal über die Fläche. Nach Ansicht von Forstmeister WAAG sei dies der Grund für die besonders guten Stammformen; er nahm an, dass die Herkunft des Saatgutes keinen so großen Einfluss auf die Stammformen habe.

#### *Vermutete Herkunft des Saatgutes*

Die Stieleichenbestände, welche um die vorige Jahrhundertwende im Mührig begründet wurden, fielen schon im Jugendalter wegen ihres geraden Wuchses dem Taxator<sup>10</sup> von 1934 auf. Diese Bestände zeichnen sich auch heute noch durch einen sehr geraden Wuchs aus; es soll daher versucht



werden, einer eventuellen besonderen Herkunft des Saatgutes bzw. des Pflanzenmaterials nachzugehen. Aus den Aufzeichnungen der Jahre 1896 bis 1910 lässt sich lediglich ermitteln, dass das Saatgut von der Firma Keller in Darmstadt bezogen wurde. Auch ist bekannt, dass in den letzten Jahren dieses Jahrhunderts große Mengen an Stieleichensaatgut aus der österreich-ungarischen Monarchie nach Deutschland eingeführt wurden. Speziell aus Slawonien sollen häufig Eicheln nach Deutschland eingeführt worden sein. Erst mit der dringenden Empfehlung des Deutschen Forstvereins und des Deutschen Forstwirtschaftsrates von 1906, kein ausländisches Saatgut mehr einzuführen, hörten die Importe von Saatgut aus dem Ausland auf.

Die Stieleichen aus Slawonien besitzen eine hervorragende Stammform, welche andere Stieleichenrassen weit übertrifft. Ihre Aststellung ist steiler als die herkömmlicher Stieleichenbestände, auch sind sie besonders wipfelschäftig. Der Besatz an Wasserreisern<sup>11</sup> ist meist geringer als der vergleichbarer anderer Stieleichenherkünfte. Das Holz ist hellgelb und mild und die durchschnittliche Splintstärke ist ebenfalls geringer als bei anderen Stieleichenherkünften. Unter den slawonischen Stieleichen bildet die Späteiche eine besondere Standortrasse, welche 2 bis 3 Wochen später als die sonstigen Stieleichen austreibt. Diesem Umstand verdankt sie, dass sie meist dem Wicklerfraß entgeht, da der Eichenwickler an den Zyklus des normalen Stieleichenaustriebes angepasst ist. Dank dieser Verschiebung im Austreiben und damit dem Verschontbleiben ihrer Knospen behält die Späteiche ihren Gipfeltrieb und nützt ihre Anlage zur Geradschaftigkeit voll aus. Diese Zuwachstüchtigkeit in Verbindung mit der Geradschaftigkeit zeichnet die slawonische Stieleiche wie auch die Späteiche besonders aus.

Einige dieser Merkmale treffen auf den hier untersuchten Bestand in I/24 exakt zu. Die Geradschaftigkeit wurde, wie schon beschrieben, in der Jugendphase des Bestandes erkannt und ist auch heute noch zu bestätigen. Die steile Aststellung mag zum Teil durch den engen Aufwuchs bedingt sein, sie ist als ein sehr dominantes Merkmal auch heute noch zu erkennen, ebenso die Wipfelschäftigkeit. Der Wasserreiserbesatz ist gering. Diese Aussage muss jedoch mit Vorsicht gewertet werden, da der Bestand bis 1980 sehr dicht geschlossen aufwuchs. Eine rötliche Färbung der Rinde am unteren Stammteil ist bei einigen, herrschenden Individuen zu erkennen.

Die Werte der Versuchsfläche in Oberkirch liegen sehr dicht bei denen der Späteiche aus Slawonien. Sowohl die Späteichen als auch die Eichen aus Oberkirch sind im Höhenwuchs und der Massenleistung der ‚normalen‘ Stieleiche überlegen<sup>12</sup>.

Damit könnte eigentlich alles gesagt sein. Aber die Informationen und wissenschaftlichen Arbeiten ziehen sich bis in die Jetzt-Zeit, weil die Natur eine unendliche Bandbreite von Möglichkeiten negativer Auswirkungen auf die Eiche finden kann. „Die Eiche kann durch Fraßschäden in Kombi-





*Späteiche in der Mührig*

nation mit Trockenheit oder Frost in ihrer Vitalität erheblich geschwächt werden. Dies und möglicherweise auch Winterfröste und Luftschadstoffe haben vermutlich das Eichensterben nach 1911 ausgelöst, was zu Wuchsstockungen und Auflichtung von Eichenbeständen führte.“<sup>13</sup>

Daniel Hartmann, meint in der „Phänologie“<sup>14</sup>: „Da das Klima in Slawonien stark kontinental geprägt ist, könnte dies zu der Überlegung führen, dass die Anzahl der Frosttage des Herkunftsgebietes einen entscheidenden Faktor darstellen könnte. Außerdem scheint bei der Begründung von Eichenkulturen nicht die Baumart (falls überhaupt bei der Stiel- und Traubeneiche um unterschiedliche Arten handelt), sondern vielmehr die Herkunft entscheidend für die gute Entwicklung zu sein.“<sup>15</sup>

Wachter meint in seiner Charakterisierung verschiedener Ursprungsgebiete der Späteiche: „In Deutschland werden seit etwa 120 Jahren slawonische Stieleichen angebaut, die sich durch ihren späten Austrieb, aber auch durch ihre hervorragende Schaftform und einen stärkeren Höhenwuchs auszeichnen.“<sup>16</sup> Gehle aus Tharandt möchte meinen: „Die Münstereiche ist eine Späteiche slawonischer Herkunft aus der Save-Niederung zwischen

Zagreb und Belgrad vermutlich und wird als Münsterländer Späteiche gehandelt.“<sup>17</sup> Auch die Forstdirektion Württembergs experimentiert mit Späteichen verschiedener Herkünfte im Oberland und Allgäu.<sup>18</sup>

Unsere Späteiche im Bereich Renchen kam über den Handel aus Darmstadt von der Firma Keller und lässt einige Fragen über das Saatgut offen. In seiner Referendararbeit legt Raimund Graf zu Erbach-Fürstenau folgende Gedanken speziell zum Wald Mührig zugrunde: „Die Begründung der hier untersuchten Eichenbestände erfolgte in den Jahren 1897 bis 1908 durch Saat, Naturverjüngung und Pflanzung. Fehlstellen wurden mit Eichen-Heistern ausgepflanzt.“<sup>19</sup>

Späteichen hinterlassen in der Mührig auf vielen Hektar und einigen Gruppen im Wald von Wagshurst und Önsbach schöne Waldbilder und ergeben ein gutes, langes Eichen-Holz – dank Bezirksförster Waag aus Renchen.

#### Anmerkungen

- 1 Schlut ist ein trockengefallener Flussarm.
- 2 Forstdirektor Gnädinger, Forstamt Ottenhöfen, in „Zur Geschichte des Klosterwaldes in Allerheiligen“ in der Schriftenreihe der Landesforstverwaltung.
- 3 „Waldgenossenschaften und Genossenschaftswaldungen in Baden“ von Dr. Albert Junghans, Forstassessor, 1934.
- 4 Referendar F. Diehl, 1997, Forstamt Kehl.
- 5 850 Jahre Wagshurst 1136–1986. Aufgezeichnet von Franz Ell und Gerhard Nikolaus.
- 6 Waldbau im Münsterland, forst. nrw, 2007.
- 7 Phänologische Beobachtungen von C. Ziegler, 2001.
- 8 Waldbau im Münsterland, Siegfried Hesse, forst. nrw, 2007.
- 9 Riefensaat: Rillen- oder Streifensaat, bei Graswuchs abgeplaggt.
- 10 Taxator oder Einrichter, vollzieht die wiederkehrende Inventur auf den Forstämtern.
- 11 Wasserreiser, auch Klebäste, erscheinen bei veranlagten Bäumen bei höherem Lichteinfall.
- 12 Referendarsarbeit von Raimund Graf zu Erbach-Fürstenau im Forstamt Oberkirch, 1981.
- 13 Waldbau im Münsterland, forst. nrw, 2007.
- 14 Phänologie, Phänotyp, Lehre von den Eintrittsdaten einer witterungsabhängigen Erscheinungsform.
- 15 Hartmann, Daniel: Mönsheim, Phänologie.
- 16 Wachter, H.: ELFIS, 2003, „Charakterisierung verschiedener Ursprungsgebiete der Späteiche mit Hilfe von DNS-Markern aus dem Chloroplastengenom“.
- 17 Gehle, T.: ELFIS, 2000, Tharandt.
- 18 Hartmann, Daniel: Mönsheim.
- 19 Referendarsarbeit von Raimund Graf zu Erbach-Fürstenau, 1981. Heister sind manns- hohe Pflanzen.

# Die Klosterpforte des ehemaligen Offenburger Franziskanerklosters

## Untersuchungen zur ältesten Tür der Stadt

*Manfred Merker*

*Ich alte Tür habe im Kriegsfeuer von 1689, als das Franziskanerkloster niedergebrannt wurde, tapfer in den Flammen durchgehalten und bin als einzige gerettet worden.*

*(Übers. der lat. Türinschrift)*

### *Einleitung*

Am Rande der Offenburger Altstadt hat sich ein erstaunliches Zeugnis der mittelalterlichen Stadtgeschichte erhalten, das aus der Ferne der Jahrhunderte unmittelbar zu uns spricht. Gut geschützt im westlichen Kreuzgang des alten Franziskanerklosters Unserer Lieben Frau erzählt uns eine schlichte Holztür mit einer barocklateinischen Inschrift stolz von ihrem Überleben „im zerstörenden Feuer des Krieges in den Trümmern des eingäscherten Klosters“. Dass diese „tapfere Tür“ die Katastrophe der Totalzerstörung Offenburgs im 17. Jahrhundert bis heute überlebt hat, ist schon ein historisches Phänomen an sich. Was sie aber so besonders wertvoll macht, ist nicht ihr Alter und ihr Material. Von größter Bedeutung und in dieser Form wohl einzigartig ist die lateinische Barockinschrift im oberen Teil der Tür. Sie gibt bis heute einige Rätsel auf, die selbst unter der Lupe wissenschaftlicher Durchleuchtung zum Teil bestehen bleiben werden (Abb. 1).

Diese hölzerne Klostertür erzählt vom „Feuer des Krieges“: „**Marte arDente**“ und von der „völligen Einäscherung ihres Klosters“: „**CLaVstro eXVsto**“. Dabei verschlüsselt sie mit den groß geschriebenen römischen Zahlbuchstaben der **ersten Zeile** eine arabische Zahl, nämlich **1670**. Im Text der **zweiten Zeile** verkündet sie glücklich ihre „sichere Rettung“: „**tVta serVata fVI**“ und bekennt stolz, dass sie „tapfer standgehalten“ hat: „**et fortIs perstItItI**“. Diese fettgedruckten großgeschriebenen römischen Zahlbuchstaben ergeben die arabische Zahl **19** und ergänzen die Zahl der ersten Zeile zu der exakten Jahreszahl **1689**, dem Jahr des Offenburger Stadtbrandes.

Wie kam es zu diesen verheerenden Ereignissen mit den unsäglichen Leiden für die betroffene Bevölkerung? An welchem Ort wurde die Tür gefunden, welche Funktion hatte sie? Wer war in der Lage, eine kompli-



Abb. 1: Die Klostertür. Foto M. Merker

zierte Jahreszahlenverschlüsselung sprachlich so genau zu konstruieren, wer beherrschte im Umfeld der Stadt ein so sicheres Latein, dass er ein komplexes historisches Geschehen in so knappe präzise Worte fassen konnte? Wie alt ist die Tür, wie alt ist ihre Inschrift? Warum wurde eine ältere Barockinschrift später übermalt und durch eine leicht abweichende neue Variante ersetzt, aber nicht beseitigt, sodass man die ältere gerade noch erkennen kann? Warum übersetzen alle deutschen Umsetzungen die ältere übermalte Version und warum wird bis heute sowohl vor Ort als auch in unserem Stadtmuseum als auch in der gesamten Literatur nur diese zitiert und dabei oft noch falsch?

Die Beantwortung dieser Fragen hat sich die folgende Untersuchung zum Ziel gesetzt. Durch die engagierte Mitarbeit versierter Experten wurden viele Probleme gelöst, wobei auch manche unerwartete Neuentdeckungen gemacht werden konnten.

Zum besseren Verständnis der zeitlichen Zusammenhänge sollen kurz die historischen Hintergründe des 30-jährigen Krieges (1618–1648), des Pfälzischen Erbfolgekrieges (1688–1697) und etwas ausführlicher der große Offenburger Stadtbrand von 1689 untersucht werden, den unsere „tapfere Tür“ als einzige überlebt hat. Daneben muss unsere Aufmerksamkeit auch auf die Geschichte des Offenburger Franziskanerordens, des städtischen Lateinschulen des Mittelalters und des Humanismus, sowie der Jesuitenkollegs gelenkt werden. Der kritisch philologischen Analyse der zweifachen zweizeiligen Türaufschrift und ihres Verfassers ist der letzte Teil der Überlegungen gewidmet.



Insgesamt erwartet uns ein spannender Streifzug viele Jahrhunderte zurück in eine Zeit, die uns später Geborenen wie ein ferner Albtraum erscheint, auf den aber durch das lebendige Zeugnis der „tapferen Tür“ etwas Licht fällt. An keinem erhaltenen Zeugnis der Stadtgeschichte lässt sich diese Vergangenheit so eindrucksvoll demonstrieren.

### **DER ZEITHINTERGRUND**

„Marte arDente“- „als die Kriegsfackel loderte“:

#### *Strategische Bedeutung Offenburgs im 17. Jahrhundert*

Wenn man vom Beginn des europaweiten 30-jährigen Krieges 1618 ausgeht und das Jahrhundert mit dem Ende des Pfälzischen Erbfolgekrieges Ludwigs XIV. im Frieden von Rijswijk 1697 beschließt, war die Freie Reichsstadt Offenburg über 80 Jahre lang kriegerischen Handlungen ausgesetzt, die Wohlstand und Gedeihen des blühenden Marktstädtchens im Kern getroffen haben. Seine günstige strategische Lage in der Oberrheinischen Tiefebene als Schlüssel zum Kinzigtal und zum Kniebispass und als Kreuzungspunkt vieler Nord-Süd- und West-Ost-Verbindungen wurde Offenburg in den großen Auseinandersetzungen des 17. Jahrhunderts zum Verhängnis. Die durchziehenden Truppen gegnerischer Heere suchten hier Kriegsquartiere, besonders im Winter, forderten Kontributionen, plünderten und bauten die Stadt mehrfach zur Festung aus, die dann bald wieder geschleift wurde. Als Markt- und Messestadt durch vielfältigen Handel wohlhabend geworden, bot sie den vorbeiziehenden Heeren mit ihren Kirchen, Türmen und hohen Giebeln reicher Bürgerhäuser einen prächtigen und verlockenden Anblick.

Die Freie Reichsstadt Offenburg war 1240 vom Stauferkaiser Friedrich II. mit dem Stadtrecht geadelt worden, hatte damit das Markt-, Münz- und Mauerrecht und zeigte neben ihrem Stadttorwappen stolz den kaiserlichen Reichsadler. Offenburg hatte Sitz und Mitsprache im Reichstag zu Regensburg und genoss über Jahrhunderte den Schutz des Kaisers. Dafür musste es dem Reich Abgaben leisten und hatte in Kriegszeiten militärische Verpflichtungen, wie die Beherbergung kaiserlicher Truppen. Der Handel mit Wein, Korn, Vieh, Holz, Töpferwaren, agrarischen Lebensmitteln und städtischen Handwerksprodukten auf den Märkten der Stadt, sowie die Zölle auf Flößerholz, Glas und andere Produkte aus dem Schwarzwald, die Offenburg passieren mussten, hatte Offenburg reich gemacht. Das äußerte sich im Stadtbild mit den drei weit sichtbaren Stadttortürmen, der Heilig-Kreuz-Kirche und dem St. Andreas-Spital, den beiden hoch aufragenden Zentralgebäuden der Laube und der Alten Pfalz in der Stadtmitte, zwei stattlichen Klöstern, dem neuen Renaissance-Rathaus, fünf Trinkwasserbrunnen und sechs Mühlen. Außerdem bot die Stadt ihren Besuchern meh-

rere komfortable Gasthäuser. In der Zeit des Humanismus und der Renaissance erlebte Offenburg eine künstlerische und wissenschaftliche Blütezeit, dabei spielte die Nähe zu den großen Zentren des Humanismus am Oberrhein, wie Straßburg, Freiburg, Schlettstatt, St. Dié und Basel eine entscheidende Rolle.

Diese blühende und selbstbewusste Ackerbürgerstadt Offenburg wurde jetzt im 17. Jahrhundert immer wieder heiß umkämpft und dabei von verschiedenen Kriegsparteien besetzt. Am Ende verheererender Kriegsjahre lag sie in Schutt und Asche, die Bürger waren in alle Winde verstreut, und niemand konnte auch nur ahnen, dass und wie es einmal weitergehen sollte.

### *Offenburg im 30-jährigen Krieg (1618–1648)*

Während des gesamten 17. Jahrhunderts hat unsere Klostertür im Offenburger Franziskanerkloster in unmittelbarer Nähe zum Nordtor der Stadt ihren Bewohnern und Besuchern Einlass und Ausgang gewährt. Sie hat auch die vielen leidvollen Jahrzehnte vor der Zerstörung des Klosters am Ende dieses unseligen Jahrhunderts miterlebt. Zwar war der 30-jährige Krieg das Schlimmste, was das christliche Europa bis dahin ertragen musste, und er bleibt ein Albtraum im historischen Bewusstsein gerade der Deutschen bis heute. Für Offenburg aber sollte es noch zweimal eine furchtbare Steigerung kriegerischer Zerstörungswut und Leiderprobung geben durch das, was nicht lange nach Abschluss des Westfälischen Friedens anno 1648 folgte und im Flammeninferno einer Jahrhunderte lang blühenden Freien Reichsstadt enden sollte.

Im ersten Jahrzehnt des langen Krieges blieb Offenburg zunächst verschont. Erst 1628 musste sie auf kaiserliche Anordnung die Einquartierung von 450 Soldaten hinnehmen. Diese erste Wintereinquartierung war ein Vorgeschmack auf all die Leiden, die sich mit den zahlreichen späteren Quartiernahmen wechselnder Kriegsherren noch steigern sollten: Horrende Geschenkforderungen, „Schutzgelder“ und ruinöse Verköstigung der Truppenführer, gewalttätige Übergriffe und Plünderungen der Soldaten bei ihren Quartierswirten und schonungslose Geldforderungen an die Stadtkasse. Nach Ende der siebenwöchigen Leidenszeit und Abzug der Kaiserlichen waren 1629 erneut Truppen mit 200 Pferden in der Stadt zu versorgen.

Anfang 1631 setzten die protestantischen Schweden über den Rhein. Schloss Staufenburg wurde zerstört, Appenweiler geplündert, Rammersweiler stand in Flammen. Offenburg wurde beschossen und musste am 12.09.1632 vor Feldmarschall Horn bedingungslos kapitulieren. Für die Stadt waren jetzt völlige Entwaffnung und 40 000 Gulden als „Brandschatzsumme“ die ersten Forderungen, die der Rat der Stadt nur durch Anleihen in Straßburg und anderen Reichsstädten sowie den Juden der Umgebung aufbringen konnte. Es war der Beginn einer furchtbaren Leidenszeit

für die Offenburger, die bis zum Jahre 1635 dauern sollte. 800 Soldaten wollten versorgt werden, die in der Stadt „mehr türkisch als christlich“ hausten, ihre Zechen nicht bezahlten und die Schränke und Keller ihrer „Gastgeber“ leer plünderten. Ab 1637 wurde Oberst von Schauenburg für die letzten elf Jahre bis zum Ende des Krieges Stadtkommandant der Freien Reichsstadt Offenburg. Er unternahm alles, um die Stadt vor erneuten feindlichen Angriffen zu schützen und das Los der Bürger zu lindern, trotz der Dauereinquartierung von 500 bis 600 Mann.

Friedlich ging es in Offenburg in diesen wirren Jahren trotzdem nicht zu. 1643 musste die Stadt bei einem zweiten Eroberungsversuch des Herzogs von Weimar, der Schloss Ortenberg eingenommen hatte und acht Monate die Stadt belagerte, mit ansehen, wie das ganze Vorland der Stadt verwüstet wurde: Die umliegenden Dörfer wurden eingeäschert, alle Bäume umgehauen, die entflamten Getreidefelder konnte ein Einsatztrupp des Stadtkommandanten gerade noch löschen. Trotzdem war ein Großteil der Ernte vernichtet, nach der großen Hungersnot lebten gerade noch „123 arme Bürger“ in der Stadt. Als endlich 1648 die Glocken von der hohen Pfarrkirche nach 30 grausamen Jahren den Westfälischen Frieden einläuteten, bot die Stadt ein Bild trostloser Armut. Auch das klösterliche Leben kam völlig zum Erliegen, nur noch zwei Mönche blieben zurück. Die friedliche Welt einer wohlhabenden Ackerbürgerstadt und stolzen kaiserlichen Freien Reichsstadt hatte sich vollständig verändert.

### *Offenburg im Pfälzischen Erbfolgekrieg (1688–1697)*

Für Offenburg begann nach dem Aderlass des 30-jährigen Krieges eine noch viel schlimmere Leidenszeit durch die Eroberungskriege Ludwigs XIV. (1643–1715). Mit seinem gut gerüsteten Heer von 450 000 Mann und modernster Waffentechnik zog er 1667 gegen Spanien, 1672 gegen Holland. Durch die Einverleibung der deutschen Freien Reichsstadt Straßburg 1681 provozierte der König zum ersten Mal sehr deutlich den Kaiser, der gerade zur Abwehr der Türkengefahr von Wien auf dem Balkan gebunden war.

1685 wurde zum Schlüsseljahr der französischen Politik: Der Anlass zu einem Eingreifen in deutsche Verhältnisse war dadurch gegeben, dass ein Bruder Ludwigs mit Liselotte von der Pfalz verheiratet war und er nach dem Aussterben der männlichen Erblinie des pfälzischen Kurfürsten Erbansprüche für seine Schwägerin daraus ableitete. Das führte zum Pfälzischen Erbfolgekrieg (1688–1697), der fatale Auswirkungen auf Offenburg haben sollte. Kaiser Leopold I., der inzwischen zusammen mit dem polnischen König Johan Sobieski und dem Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden, dem „Türkenlouis“, die Osmanen von ihrem Angriff auf Wien zurückgeschlagen hatte und jetzt gegen sie mit all seinen Armeen in Ungarn im Felde stand, erkannte die Forderungen Ludwigs XIV. nicht an. So folgte



am 24.09.1688 dessen Kriegserklärung an das Reich. Der nun folgende präventive Blitzkrieg der französischen Armeen zum Selbstschutz und für „sécurité et gloire“ gegen die angebliche Aggression des Kaisers traf die Reichsstädte im deutschen Südwesten völlig unvorbereitet und mit einer Wucht, die auf Hunderten von Kilometern längs des Rheins eine „terra us-ta“ hinterließ.

Für Offenburg bedeutete dieser Vernichtungskrieg eine erneute, neun-jährige Leidenszeit. Innerhalb eines Monats wurden die ganze Pfalz und das gesamte rechtsrheinische Gebiet von Heidelberg bis Freiburg französisch besetzt. Am 04.10.1688 kapitulierte Offenburg vor den Franzosen, musste 33 Kompanien Infanterie und Kavallerie über den Winter einquartieren und wurde zum militärischen Stützpunkt des französischen Heeres am mittleren Oberrhein. Im Klartext bedeutete dies für die bereits 40 Jahre zuvor im 30-jährigen Krieg beinahe ausgeblutete Stadt eine echte Katastrophe. Eine Bittschrift des Rates der Stadt an den Kaiser klagt über Plünderungen, Misshandlungen, hemmungslose Übergriffe der Soldaten und unerfüllbare Geldforderungen. Das Zeughaus wurde ausgeraubt, 18 Geschütze, 9000 Kugeln und 150 Zentner Pulver wurden nach Straßburg geschafft, alle Gewehre der Bürger konfisziert, tausende Eichen im Stadtwald wurden gefällt. Danach wurden alle Festungsanlagen „rasiert“, die Mauern, Türme und Bollwerke in die Luft gesprengt. Viele Bürger verließen aus Hunger die Stadt und irrten in den Weingärten und Feldern herum.

Der Kaiser konnte nach Absicherung der Türkenfront in Ungarn die Franzosen am Rhein zurückdrängen. Ludwig XIV. gab 1688 den Befehl zum Rückzug. Hierbei sollten durch „Entfestigung“ der Städte und Flächenverwüstungen des Umlandes dem Kaiser die Stützpunkte, die Ernährungsbasis und die Winterquartiere genommen werden. Dieser Rückzug entartete 1689 zu einer erbarmungslosen Vernichtung des gesamten deutschen Südwestens. Er schockiert heute noch den Historiker durch seine bis dahin einmalige Totalität und Radikalität. Offenburg war in einer schrecklichen Weise von diesem staatlich angeordneten terroristischen Zerstörungskrieg betroffen und konnte wie Pforzheim, Mannheim, Speyer, Heidelberg und das Hambacher Schloss der völligen Zerstörung nicht entgehen. Von Bruchsal aus marschierten die Franzosen in ihrem Schreckensfeldzug langsam rheinabwärts Richtung Offenburg. Sie zerstörten dabei große Teile der fruchtbaren Landschaft, plünderten und verbrannten alle menschlichen Siedlungen und hinterließen ein von Unheil und Leid gezeichnetes Land.

### *Das Schreckensjahr 1689 und der Offenburger Stadtbrand*

Ende Februar 1689 war endlich die französische Besatzung nach qualvollen Wintermonaten aus der Stadt abgezogen. Offenburg nahm im Sommer





Abb. 2: *Pianta della citta di Offenburgh (1678)*, Österreichisches Staatsarchiv Wien, Kriegsarchiv, K II b 42-900 E

eine kaiserliche Schutztruppe auf, die aber schon einen Monat später dem Druck der feindlichen Übermacht weichen musste. Mitten im Wiederaufbau der Befestigungen besetzte am 18.08.1689 der französische Duc de Duras erneut die Stadt und begann sofort mit seinem vierwöchigen Zerstörungswerk. Von der ehemaligen Stätte der adlergekrönten Freien Reichsstadt Offenburg blieb nur noch ein rauchender Trümmerhaufen übrig, ein zufällig verschontes Kapuzinerkloster am südlichen Stadtrand – und irgendwo im Brandschutt unsere „tapfere Klostertür“ am nördlichen Stadtrand.

Wie sich die Stadt vor der großen Zerstörungsaktion der Franzosen präsentierte, zeigt die letzte vor diesem Datum erhaltene Ansicht der „*Pianta della citta di Offenburgh, cosi presentemente si trova*“ aus dem Jahre 1678<sup>1</sup> (Abb. 2).

Der Bericht über die „Entfestigung“ Offenburg gerät schon den zeitgenössischen Chronisten zu einem erschütternden Horrorszenario. De Duras ließ die Stadt vier Wochen lang hemmungslos plündern. Nicht nur die private Habe der Bürger, wie Betten, Möbel, Hausrat, Weinfässer und andere Vorräte wurden hastig auf Ochsenkarren nach Straßburg verbracht. Auch 22 Kirchenglocken wurden abmontiert und wie die Altarbilder und Kirchenschätze drüben in Frankreich versilbert. Die beiden größten Glocken der Offenburger Pfarrkirche Heilig Kreuz von je über 20 Zentnern konnten von den Breisachern noch rechtzeitig an ihrer Rheinbrücke gegen andere „mißtönende Glocken“ eingetauscht und so für ihr Münster gerettet werden. Mit der Konfiszierung aller Kanonen, Musketen und Munition war die Stadt wehrlos auf Gedeih und Verderb der demütigenden Willkür der siegreichen Feinde ausgeliefert.

Nach der radikalen Plünderung begann die systematische Zerstörung der Stadt durch dieselbe Mannschaft, diesmal unterstützt von den „mineurs“ der Genietruppen, den Pionieren mit ihren hochwirksamen Sprengstoffen. 5000 Bauern der umliegenden, meist schon zerstörten Dörfer wurden zwangsverpflichtet, die dreifache Stadtmauer, alle Schanzen, Stadttürme und Wälle, später auch die Brücken einzureißen und die Gräben zuzuschütten. Rathaus, Kanzlei, Andreashospital und das stattliche Zentralge-

bäude der Pfalz und der Laube wurden zum Teil abgerissen. Dann verteilten geschulte Spezialtruppen Stroh und Sprengstoff unter alle Häuser und Gebäude der Stadt, „eine hierzu besonders abgerichtete Bande von Mordbrennern“, wie ein entsetzter Chronist vermerkt. Die Bürger mussten das zerstörerische Treiben hilflos mit ansehen und durften sich nur auf kniefälliges Bitten der Offenburger Ratsherren und Kapuzinerpatres beim Stadtkommandanten in Sicherheit bringen. Durch Fürsprache der Kapuziner beim französischen König, der zu diesem Orden besonders gute Beziehungen unterhielt, wurde das neue Kapuzinerkloster an der Südmauer der Stadt verschont und diente als einziger Zufluchtsort für Frauen, Kinder und Verwundete. Die Bürger wurden nun gewaltsam in das Kinzigtal und den Schwarzwald vertrieben und durften bei Strafandrohung ihre Stadt nicht mehr betreten. Von dort mussten sie mit ansehen, wie ihre Stadt innerhalb weniger Stunden ein Raub der Flammen wurde. Es ist erstaunlich, wie in dem nun folgenden Inferno unsere hölzerne Klostertür „heil durchhalten“ konnte.

Am Samstag, dem 09.09.1689 um 16 Uhr, legten die französischen Pioniere ihr Feuer an die Luntten, die Stadt mit ihren vielen alten Fachwerkhäusern brannte in kurzer Zeit lichterloh. Die Bürger und ihre Familien sahen ihre Heimatstadt in Schutt und Asche versinken. Nach dem Erlöschen der Flammen herrschte eine schauerliche Stille, nur unterbrochen von dem donnernden Geprassel der niederstürzenden Türme und Mauern. Ein Angstschrei ging durch die Menge, als auch der schöne Turm der Pfarrkirche in Trümmer fiel.<sup>2</sup>

Noch unter dem schweren Schock der Ereignisse trafen sich zwei Wochen später einige Ratsherren im Rieshof in Fessenbach und zogen Bilanz in einem Bericht an den Kaiser und den Regensburger Reichstag. Darin heißt es, die Stadt sei „totaliter ruinieret und in Aschen gelegt, dass ... es der Hierosolimitanischen Zerstörung wohl gleich geschienen“. Ein Schreiben der drei Ortenauer Reichsstädte an den Kaiser Leopold I. vom 28.09.1689, das 1697 im Druck erschien, enthält eine genaue Schadensbilanz, welche die völlige Zahlungsunfähigkeit der Reichsstadt gegenüber dem Reich belegen und so als Unterlage für zukünftige Friedensverhandlungen dienen sollte. Ihre materiellen Verluste beziffert die Stadt auf exakt 1 162 291 Gulden, wobei die größten Posten mit 600 000 fl. die Festungsanlagen ausmachten und 33 000 fl. auf Ratshaus und Kanzlei, sowie 32 500 fl. auf die Pfarrkirche und ihre Glocken entfielen.<sup>3</sup>

Zum weiteren Kriegsverlauf nur ein paar kurze Worte. Der Reichstag zu Regensburg und der deutsche Kaiser erklärten am 12.02.1690 dem französischen König den Reichskrieg, der alle deutschen Fürsten zur Waffenfolge verpflichtete mit dem Zusatz, „dass die Cron Frankreich für einen Feind nicht nur des Reiches, sondern auch der Christen zu erachten wäre, nicht anders als der Tuercke selbst“. Das Oberrheingebiet wurde zurückgewon-

nen und vom Markgraf Ludwig Wilhelm nachhaltig gegen die Franzosen geschützt. Ludwig musste die Pfalz und Lothringen räumen und konnte nur Straßburg und das Elsass für sich behaupten. Die größten Schrecken waren mit Ende des Jahres 1689 vorbei. Die verwüsteten Gebiete erholten sich aber nur allmählich, viele Gebäude, wie in Offenburg die Pfalz und die Laube, wurden nicht wieder aufgebaut. Noch Mitte des 18. Jahrhunderts hausten viele Menschen in der Stadt in Kellern und einfachen Bretterhütten. Die unermesslichen Leiden der Bevölkerung bei den französischen Plünderungen, Morden, Brandschatzungen und Schändungen fanden allmählich ihren historiografischen und literarischen Niederschlag und gingen als traumatische Erinnerungen in das kulturelle Gedächtnis der Überlebenden und der Nachwelt ein. Gerade den deutschen Zeitgenossen und ihren entgeisterten Leidensgefährten war Ludwig XIV. nicht der strahlende „roi soleil“ aus Versailles, sondern der apokalyptische Reiter der Offenbarung geworden, der nach der neunten Posaune „mit Feuer, Rauch und Schwefel die Menschen vernichtet“ (Joh., apoc. 9,18).

### **DER ORT DES FUNDSTÜCKS: DAS FRANZISKANERKLOSTER**

„CLaVstro eXVsto“- „als das Kloster völlig niedergebrannt worden war“:

**Marte arDente:** „Als die Fackel des Kriegsgottes Mars loderte“. Vor dem Hintergrund des oben geschilderten Flammeninfernos der brennenden Reichsstadt Offenburg bekommt die erste Aussage auf der Inschrift unserer „tapferen Tür“ eine ganz besondere Bedeutung. Die Stadt war zwar von Grund auf zerstört worden und bot ein Bild des Grauens. Aber der Überlebenswille der Bürger war trotz aller Hoffnungslosigkeit ungebrochen, und wie immer nach den Kriegen ging man an die Aufräumarbeiten und den Wiederaufbau der Stadt. Auch die Franziskaner werden zu ihrem Kloster zurückgekehrt sein, als die Lage es erlaubte. Vor ihnen lag die trostlose Ruinenlandschaft ihres eingäscherten Klosters zu Füßen der gespenstisch hoch aufragenden Chorwände ihrer ehemaligen Kirche. Irgendwo in einem noch glimmenden Trümmerhaufen der niedergestürzten Westwand des Kreuzgangs entdeckten sie dabei noch heiß vom Aschenschutt und leicht angesengt die alte hölzerne Klostertür. Man zog sie heraus und stellte sie für eine mögliche spätere Wiederverwendung beiseite. Als dann die Chance eines umfassenderen Wiederaufbaus am Ende dieses fatalen Jahrhunderts genutzt wurde und dafür eine größere Eingangstür nötig wurde, landete sie wahrscheinlich bis auf Weiteres erst einmal in irgendeiner Abstellkammer. Der Schlüssel war ohnehin inzwischen im Brandschutt abhanden gekommen.

**CLaVstro eXVsto:** „Als das Kloster völlig ausgebrannt war“. Nach der Aufhellung des zeitlichen Hintergrundes soll etwas zum ehrwürdigen Ort des Geschehens gesagt werden, an dem unsere barocke Klostertür jahr-



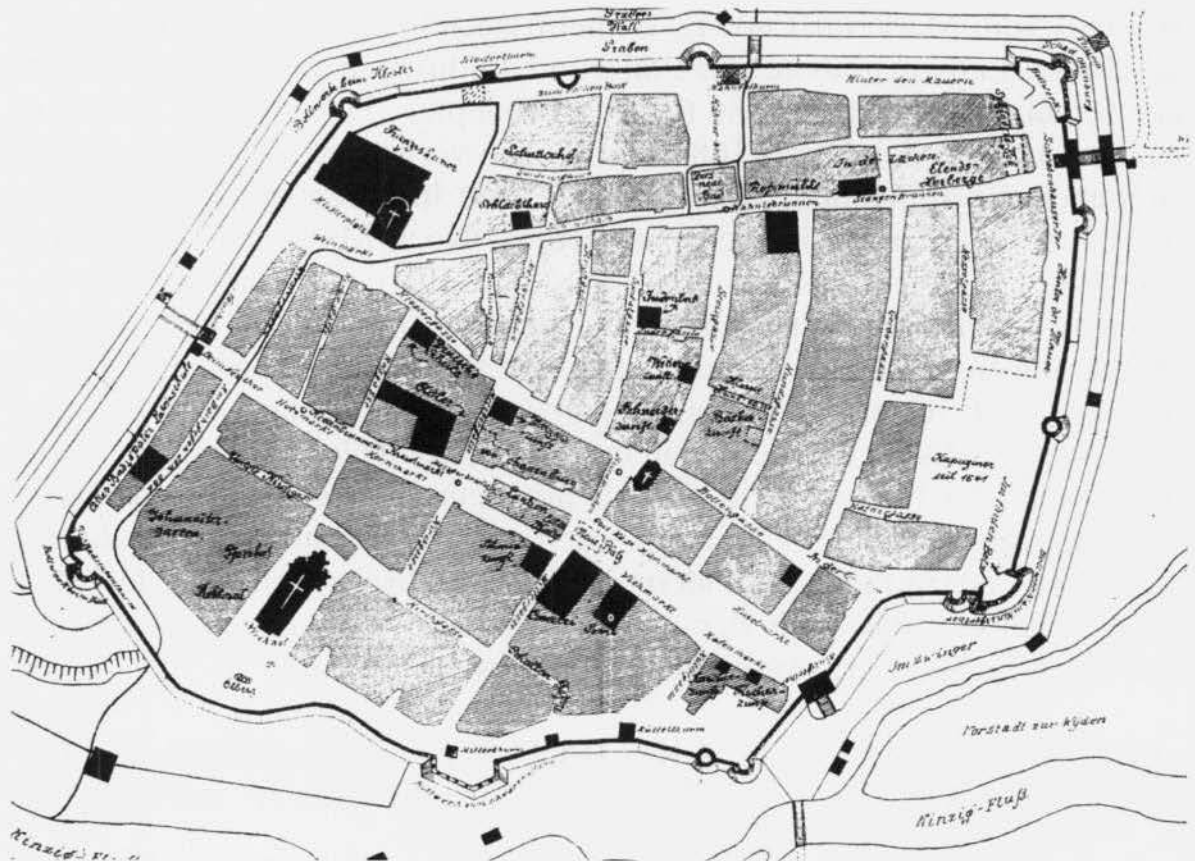


Abb. 3: Das Franziskanerkloster und seine Lage im Stadtplan von Offenburg von 1500. StA Offenburg 18/3/3

zehntelange ihren Dienst getan hat. Wenige Jahrzehnte nach der Stadtgründung im Jahre 1240 wurde in Offenburg der Wunsch laut, wie im benachbarten Straßburg ein Franziskanerkloster in der Stadt zu gründen. 1280 richtete daher der Rat der Stadt an die Ordensleitung in Mainz die Bitte, Brüder ihres Ordens nach Offenburg „für das gemeinsame Heil aller und zur Arbeit und vielfachen segensreichen Tätigkeit im Weinberg des Herrn zu versetzen.“ Der Bitte der Stadtväter wurde bald entsprochen, die Brüder unter ihrem Guardian erhielten ein großes Eckgrundstück an der nördlichen Stadtmauer nahe beim Straßburger Tor zugewiesen. Sie begannen unter der Anleitung eines ordenseigenen Baumeisters mit ihren Bauarbeiten an Kloster und Kirche. Als Baumaterial für ihr Kloster schenkte ihnen Altschultheiß Henricus 1284 einen „einträglichen Steinbruch in Fessenbach“ beim heutigen Schuckshof, vielleicht gehörte auch ein Stück Wald dazu und ein kleiner Weinberg als Klostergut. Zahlreiche Urkunden belegen den Besitz der Franziskaner an Reben, Wald und Wiesen zwischen Kalbsbrunnen, Fessenbach und Albersbach, Orten, zu denen das Kloster noch heute Verbindungen unterhält.<sup>4</sup> Bald gehörte der schlichte Bau mit



dem kleinen Kirchturm zur weithin sichtbaren Horizontlinie des Stadtbildes. Über ein halbes Jahrtausend dauerte das segensreiche Wirken des Ordens des Heiligen Franziskus von Assisi in Offenburg (Abb. 3 und 4).

Die wegen ihrer seelsorgerischen Arbeit im Volk sehr beliebten Brüder entwickelten eine enge Beziehung zur Stadt: Sie betreuten die Brüder und Schwestern des „Dritten Ordens“, kümmerten sich später um die Verehrung der 1335 in der Klosterkirche begrabenen Seligen Gertrudis von Ortenberg und besorgten die Begräbnisse und Totenverehrung der 1451 gegründeten Sebastian-Schützen-Bruderschaft, die in der Kirche einen eigenen Altar hatte. Die 1496 gegründete Elogiusbruderschaft der Schmiede und Wagner stellte sich ebenfalls unter den Schutz des Ordens. Auch auf kulturellem Gebiet leisteten die Franziskaner einen erheblichen Beitrag für das städtische Leben. Durch fromme Stiftungen konnte bald eine bedeutende Bibliothek aufgebaut werden, die das gesamte Wissen der Zeit repräsentierte und auch heute noch in ihrem durch die Zeiten verminderten Bestand Staunen hervorruft.<sup>5</sup>

Neben der am Ende des 13. Jahrhunderts in der Stadt gegründeten Pfarrschule richteten die Offenburger Minoriten nach dem Vorbild der Jesuitenkollegien der Nachbarschaft auf Drängen der Stadt in ihrem Kloster 1660 ein lateinisches Gymnasium ein. In diesem Zusammenhang dürfte bei den hierfür nötigen baulichen Veränderungen auch unsere Holztür eingebaut worden sein, als neuer Eingang zum „Gym(nasium) F. F. Min. Convent(uarium)“. Drei Brüder wurden als „professores“ von der Stadt bezahlt. Die sechsklassige Schule leitete ein Ordensgeistlicher als Präfekt, finanziert von der St. Andreasstiftung durch Geld und Naturalien. Die Schulaufsicht nahmen die Schulherren wahr, eine Kommission aus Schultheiß, Stadtschreiber, Pfarrer und Ratsherren. Noch 1684 wurde eine zweijährige philosophische Klasse unter dem Offenburger Franziskanerprofessor Joachim Stübler eingerichtet.<sup>6</sup>

Bekannt weit über die Grenzen der Stadt hinaus wurde die Schule durch die Theateraufführungen der Minoritenschüler, die im Herbst am Ende des Schuljahres in lateinischer Sprache stattfanden und neben dem Kloster im „Komödienhaus“ unmittelbar südlich des Klosters aufgeführt wurden. Vorbild waren die Darbietungen des 1538 von Johannes Sturm gegründeten protestantischen Gymnasiums in Straßburg zu der Zeit der jährlichen Johannesmesse. Die Zuschauer erhielten gedruckte Programmzettel mit Prolog und deutscher Inhaltsangabe. Auch der Magistrat, der einen Teil der Unkosten übernahm, besuchte diese „Herbstkomödien“. Der Andrang auch von außerhalb Offenburgs war so groß, dass die Aufführungen wiederholt werden mussten. Themen aus dem Alten und Neuen Testament und der deutschen Geschichte wurden dramatisiert und sollten trotz des moralisch-pädagogischen Untertons die Zuschauer spannend unterhalten. Anschließend wurde die „studierende Jugend des Gymnasii F. F. Min. S. Francisci



Abb. 4: Das Franziskanerkloster in der Silhouette der Stadt (Ausschnitt aus Merians Kupferstich von 1643)

Convent“ auf Kosten der Stadt in der „Laube“ bewirtet, bevor sie ihre Jahreszeugnisse erhielt. Weil es dabei oft allzu lustig herging, erhielten einige übermütige Schüler „keine Zeugnisse ihrer Studien“. Von 1675 ist die letzte Herbstkomödie vor dem Brand von 1689 erhalten. Die Kenntnis der lateinischen Sprache muss in dieser Zeit also durch die Lehrer und Schüler des Franziskanergymnasiums eine breite Basis erhalten haben.<sup>7</sup>

Auch die städtische Offenburger Lateinschule mit ihren vier Jahresklassen brachte jährlich viele Absolventen hervor, die die alte Sprache nicht nur lesen und übersetzen, sondern auch geläufig sprechen konnten. Bereits 1275 wurde ein „rector puerorum“, der an der Pfarrschule Latein und Choralgesang unterrichtet hat, in Offenburg erwähnt. Aus ihr ging später die Lateinschule am Ölberg hervor, die der in Breisach geborene Humanist Gervasius Saupher ab 1514 im Sinne der neuzeitlichen Erziehungsgrundsätze des Schlettstätter Pädagogen Jakob Wimpheling leitete, des bedeutendsten Pädagogen seiner Zeit und großen Anregers des aufbrechenden Humanismus am Oberrhein. Dem „lateinischen Schulmeister“, der neben

freiem Wohnen mit 100 Gulden und Holz, Wein und Korn bezahlt wurde, war zur Unterstützung für das Internat ein „Provisor“ beigegeben. Der Unterricht begann um 5 Uhr mit dem „veni, sancte spiritus“, Unterrichtssprache war, bis auf die Unterklassen, Latein.

In dies breite Offenburger Umfeld eines lebendigen Lateins als Konversations- und Gelehrtensprache ist unsere barocklateinische Inschrift einzuordnen, hier muss die Suche nach dem gelehrten Humanisten ansetzen, der zu dieser komplizierten lateinischen Sprachgestaltung mit einer souverän eingebauten Zahlenverschlüsselung in der Lage war.

### WISSENSCHAFTLICHE UNTERSUCHUNGEN ZUR KLOSTERTÜR

Nachdem der historische, geistige und lokale Hintergrund für die Existenzbedingung der „tapferen Tür“ und seiner geheimnisträchtigen Inschriften abgesteckt ist, sollen nun die Ergebnisse der Untersuchungen vorgestellt werden, die in jüngster Zeit angestellt wurden. Es handelt sich dabei zunächst um Materialuntersuchungen zur Altersbestimmung des verwendeten Holzes mithilfe der Dendrochronologie und die stilepochenmäßige Einordnung des eisernen Türschlosses. Danach wird das Ensemble der Inschriften durch bildoptische Verfahren unter die Lupe genommen werden, ehe eine kritisch philologische Analyse die lateinischen Aufschriften in ihrer Struktur, Entstehung und Bedeutung untersucht.

#### *Eine alte Holztüre: Die genaue Datierung aus den Baumringen*

Der Erhaltungszustand der ehemaligen Klostertür ist für ihr hohes Alter außerordentlich gut. Lediglich eine daumennagelgroße rechteckige Flickstelle rechts in Schulterhöhe und ca. zwei Dutzend Nagellöcher zeigen Spuren der Benutzung (z. B. für Zettelanschläge), zwischen dritter und vierter Bohle von links klafft ein bleistiftbreiter Riss. Die Archäologie, die ja oft die Befunde, die sie untersucht, zerstört, hat bei den hier angewandten Methoden keinerlei Veränderungen an ihrem Objekt vorgenommen – und ist dabei trotzdem zu erstaunlichen Ergebnissen gekommen. Das gilt sowohl für die Holzalterbestimmung als auch für alle bildoptischen Methoden.<sup>8</sup>

Die Dendrochronologie ist eine seit Jahren bewährte Methode zur Altersdatierung von Holzmaterialien aufgrund der individuellen Abfolge von Jahresringen eines Baumstammes. Sie beruht darauf, dass in unseren gemäßigten Klimazonen jeder Baum alljährlich im Frühjahrs- und Sommerwachstum einen neuen Ring ansetzt, der an seiner entsprechenden Position in jedem Stück des verarbeiteten Holzes erkennbar ist. Diese Jahresringe sind in niederschlagsarmen und kalten Jahren schmaler, unter wärmeren und feuchteren Wetterverhältnissen breiter. Nun lässt sich aber nicht nur



das „persönliche biologische Alter“ eines Baumes bestimmen, sondern langfristig auch die historische Zeit seines Gewachsenseins: Durch sorgfältige nichtinvasive Abnahmen vor Ort oder einige zigarrengroße Proben mittels eines Spezialbohrers wird das Jahresringmuster erfasst und mithilfe eines Computers mit einer im Laufe der Jahre aufgestellten Referenzkurve verglichen, die als Bezugsgröße für eine zeitlich genaue Einordnung dient. Durch die inzwischen in großer Zahl vorliegenden Messungen hat sich eine weit über die Römerzeit in ferne Vergangenheiten zurückreichende Standardchronologie entwickelt. Die entnommene oder auf andere Weise erfasste Probe wird in ihrer individuellen Abfolge der Baumringe nach ihrem Muster auf der Skala „abgefragt“ und in einem Kurvendiagramm dargestellt. Jede Jahresringabfolge ist so individuell und unverwechselbar, dass sie der Genauigkeit eines Fingerabdrucks entspricht und die Genauigkeit der zeitlichen Fixdatierung mit einer Standardabweichung von nur zehn Jahren plus/minus hat.

In unserem Falle wurden ohne Bohrungen Proben aller vier Holzplanken (Tanne / Fichte) präpariert und ausgemessen. Dabei ergaben sich als Dendrodaten an den ersten drei Planken mit jeweils 77 messbaren Jahresringen Werte, die sich auf das Jahr 1550, 1559 und 1569 zurück datieren lassen. Hier, wie bei der vierten gemessenen Planke, fehlte allerdings die für eine exakte jahrgenaue zeitliche Einordnung notwendige Waldkante. Von der vierten Planke wurden 80 Jahrringe ebenfalls auf das Jahr 1569 dendrochronologisch zurückdatiert.

B. Lohrum konnte nach Auswertung obiger Daten und der Einschätzung vor Ort die Fällung des für unsere Klostertür verwendeten Holzes auf die Zeitspanne um 1581 plus/minus 10 Jahre eingrenzen. Damit steht ein archäologisch einigermaßen genaues Datum für die historische Einordnung fest, es ist somit auch erwiesen, dass wir es hier nicht mit der ersten Klostertür des Franziskanerklosters zu tun haben.

Es kann davon ausgegangen werden, dass die Handwerkermonche des Klosters mit ihrem im Winter 1581(+/-10) gefälltem Fichtenholz aus ihrem Wald am Fessenbacher Steinbruch ca. 80 Jahre später die Tür selbst hergestellt haben. Das schlichte Holz der Tür entspricht gut dem franziskanischen Ideal apostolischer Armut. Die Klosterpforte hat dann wahrscheinlich nicht mehr als eine Generation ihren Dienst getan, ehe sie den Brand überdauerte. Tatsächlich ist die Tür auch heute noch nach über 400 Jahren bis auf kleine Kerben und Nageleinschläge in einem hervorragenden Erhaltungszustand ohne größere Materialschäden oder Wurmfraß.

Das Türschloss: Eine stilistische Einordnung

Das in die Mitte der linken Seite der Tür mit acht großen Nieten eingearbeitete große Eisenschloss ist ohne irgendwelche Schäden noch vollständig



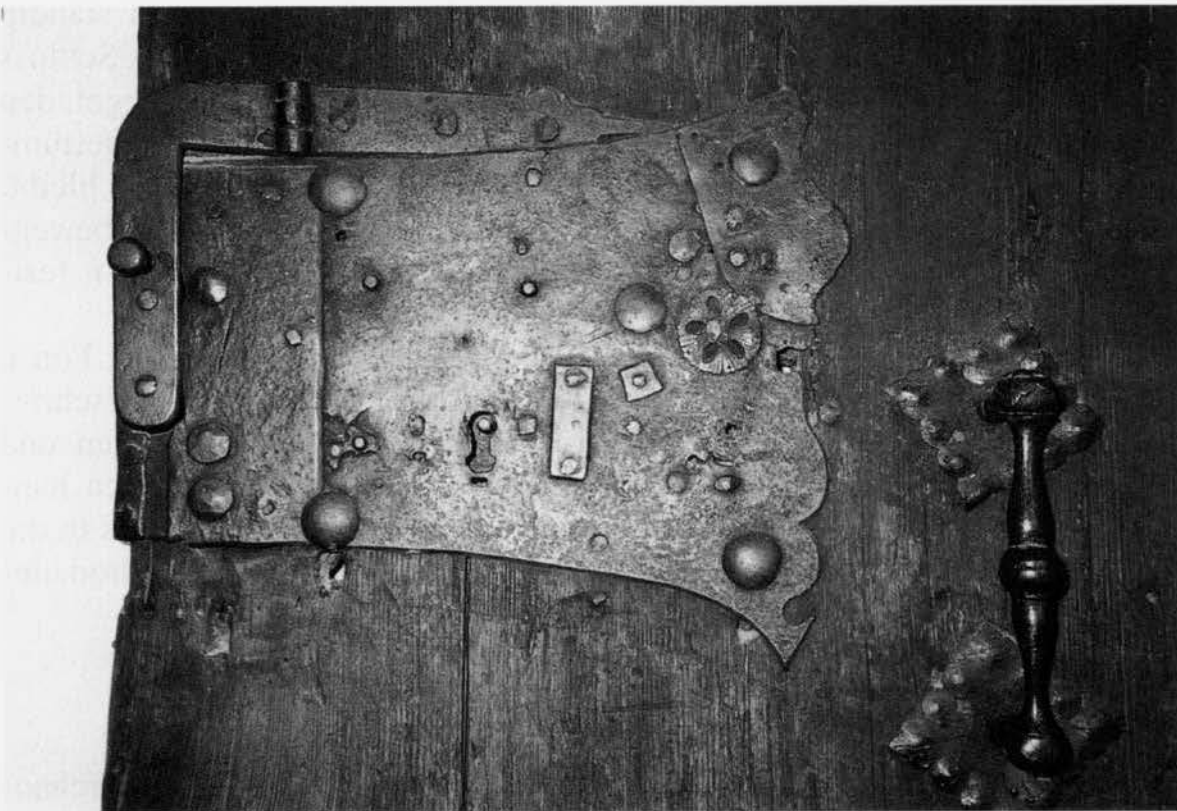


Abb. 5: Das gotische Eisenschloss. Foto M. Merker

erhalten.<sup>9</sup> Rechts daneben diente ein handgroßer Türgriff zum Aufziehen dieser einzigen Außentür des Franziskanerklosters (Abb. 5). Das Schnappschloss wäre sicher noch voll funktionstüchtig, wenn nicht der Schlüssel irgendwo im Brandschutt von 1689 verloren gegangen wäre. Ein zweiter passender Schlüssel konnte im gesamten Klosterbereich nicht aufgefunden werden. Voll funktionsfähig aber ist ein barock verziertes ähnliches, aber etwas längeres Schnappschloss mit sehr starker Federspannung und noch vorhandenem Schlüssel, das ganz in der Nähe zu unserem Untersuchungsobjekt den Zugang zur unteren Sakristei der Hauptkirche versperrt.<sup>10</sup>

Das vorliegende recht groß dimensionierte Schloss passt stilistisch gut zu der durch die dendrochronologische Methode ermittelten Datierung der Tür. Es ist aus geschmiedeten und nicht gewalzten Blechen gefertigt. Das spricht dafür, dass es sich um ein unmittelbar bei der Herstellung eingebautes Original und nicht um eine Nachschöpfung des 19. Jahrhunderts handelt. Auf der Vorderseite war ursprünglich die für diesen Typ übliche Schlüsselochführung aufgenietet, die Nietlöcher sind noch gut zu erkennen. Es kann davon ausgegangen werden, dass Mitglieder der dem Kloster angeschlossenen Elogius-Bruderschaft der Schmiede und Schlosser das stabile Eisenschloss und die übrigen Türbeschläge in ihrer Offenburger Werkstatt angefertigt haben.

Der Riegel des Schnappschlosses bleibt beweglich und wird ständig von einer Feder nach vorn gedrückt. Steckt man den Schlüssel ins Schloss und dreht ihn, drückt der Schlüsselbart gegen einen Haken am Riegel, den sog. Angriff, und schiebt ihn zurück. Diese Konstruktion ist sehr altertümlich und hat den Nachteil, dass das Schloss nur solange geöffnet bleibt, solange der Schlüssel im Schloss steckt. Außerdem lässt sich ein beweglicher Riegel von Eindringlingen wesentlich leichter öffnen als ein feststehender.

Das Schloss hat die Form eines Fischschwanzes und ist in seiner Form, den erkennbaren Einzelheiten der Materialbearbeitung und dem beschriebenen Schließmechanismus typisch für Schlösser des süddeutschen und österreichischen 16. Jahrhunderts. Nach Einschätzung der Experten handelt es sich um ein spätgotisches Türschloss und ordnet sich nahtlos in die Zeitbestimmung durch die unabhängig davon durchgeführte Dendrodatierung ein.

#### Die Schriftzeichen: Eine bildoptische Durchleuchtung

Die Tür ist somit durch die Methode der dendrochronologischen Archäometrie und die epochenmäßige Stilanalyse des Schlosses und seines Schließmechanismus historisch einigermaßen sicher eingeordnet. Was aber ihre eigentliche Bedeutung ausmacht, ist nicht das Material und Alter des verwendeten Fichtenholzes oder das wertvolle Eisen des geschmiedeten Türschlosses, sondern das Ensemble der aufgemalten Inschriften und Zeichen und deren restauratorische und philologische Interpretation. Beleuchtungstechniken mit verschiedenen optischen Mitteln sollten etwas über Art und Alter der Zeichen herausfinden.<sup>11</sup> Auch wurden zum ersten Mal alle Maße der Tür für eine Gesamtdokumentation genau erfasst. Dazu wurde die Tür, offensichtlich seit sehr langer Zeit zum ersten Mal, von der Wand abgenommen und nach allen Seiten gewendet.

Die alte Klostertür besteht aus neun mit Maßen von 11,5 bis 17,5 cm sehr unterschiedlich breiten Weichholzdielen in einer durchschnittlichen Stärke von 5 cm. Auf der Rückseite dienen drei dünnere Querriegel zur Stabilisierung. Die Tür hat eine Höhe von 231 cm und eine Breite von 127/128 cm. Die gesamte rechte Seite der Tür ist unten in vier wellenförmigen Ausbuchtungen bis auf eine Höhe von bis zu 30 cm ausgebrannt, Holzkohlereste wurden zur Probe entnommen. Dieser ausgefranzte untere Türteil wurde später durch eine breite Bohle von hinten wieder ausgebessert, insgesamt scheint die untere Türkante durch Feuer und Wasser etwas verkürzt (Abb. 7). Es handelt sich von der Konstruktion her in jedem Falle um eine „Rammtür“, d. h. um eine einbruchssichere Außentür.

Die nach der Vermessung vorgenommene Untersuchung und Befunderhebung unter Zuhilfenahme von diversen Beleuchtungskörpern und di-

gitalen Auf- und Streiflichtaufnahmen erbrachte für alle Beteiligten erstaunliche Ergebnisse. So konnte unter der Kopflupe sowohl makro- als auch mikroskopisch festgestellt werden, dass unter der jetzt für den Beobachter lesbaren Inschrift eine zweite vorhanden ist, die z. T. mit einer dunklen, fast schwarzen kastenförmigen Grundierung übermalt wurde, z. T. aber noch sichtbar und lesbar ist. Beide Inschriften sind in lateinischer Sprache abgefasst, wobei Großbuchstaben und Kleinbuchstaben sich abwechseln. Die übermalte kleinere Aufschrift ist ockerfarben, die obere, komplett lesbare weißlich in den Kleinbuchstaben und rot in den Großbuchstaben.

Mit Mischlicht, d. h. Streif- und Auflicht mittels Kunst- und Tageslichtleuchten, wurde in unterschiedlicher Weise der unteren lateinischen Türaufschrift nachgegangen. Es wurden am Objekt selbst keine Veränderungen, Eingriffe oder Benetzungen jeder Art vorgenommen, auch auf eine Oberflächenreinigung wurde verzichtet. Während durch das Streiflicht der Oberflächenduktus der älteren Aufschrift gut nachvollziehbar wurde, konnten durch das Auflicht später zurückgebliebene Rückstände von Reinigungsversuchen, nämlich Schlieren, nachgewiesen werden. Alle Ergebnisse wurden auf Transparentpapiere, bzw. auf Kartierungsfolien übertragen und bilden einen Teil der abschließenden Gesamtdokumentation.

Auf zwei weitere Folien wurden bisher nicht beachtete oder nicht erkennbare Spuren einer weiteren Aufschrift eingezeichnet. Hierbei könnte es sich um eine Art rund angeordnetes Medaillon oder ein schrifthaltiges Emblem handeln. Erst Vergleiche mit ähnlichen Türaufzeichnungen dürften hier eine eindeutige Zuordnung möglich machen (Abb. 6).

Die untere, übermalte Inschrift steht ganz oben auf der Tür und erscheint einheitlich in einem gebrochenen weißlichen Gelb. Hingemalt wurde sie wahrscheinlich mit einem alten handgebundenen Künstlerpinsel in Öltempera und wurde mit Ei, Zinkweiß und natürlichen Erzen pigmentiert. Die Buchstaben sind ungleichmäßig im Schrifttyp, alle Wörter, auch die nicht datierenden, beginnen mit Großbuchstaben, wobei die inneren Großbuchstaben M(=1000), D(=500), C(=100), L(=50), V(=5) und I(=1) lateinische Zahlen verschlüsseln. Sechs Wörter der insgesamt zwölf Wörter umfassenden Inschrift stehen in der ersten Reihe und sind ganz oben auf der Tür noch gut lesbar, die weiteren fünf in der zweiten Zeile verschwinden etwas verblasst unter der oberen Inschrift und deren schwarzer Kastenübermalung. Man kann sie bei entsprechender Beleuchtung entziffern, wobei die vier i-Punkte noch in alter Frische leuchten und wie kleine Kinderköpfe über die Mauer der Übermalung schauen. Durch die zentrierte Anordnung einer langen oberen und einer kurzen unteren Aufmalung ergibt sich eine feine künstlerische Symmetrie.

Bei dieser unteren Inschrift handelt sich wahrscheinlich um eine unregelmäßig mit Hand aufgemalte Barockinschrift des 17. Jahrhunderts.



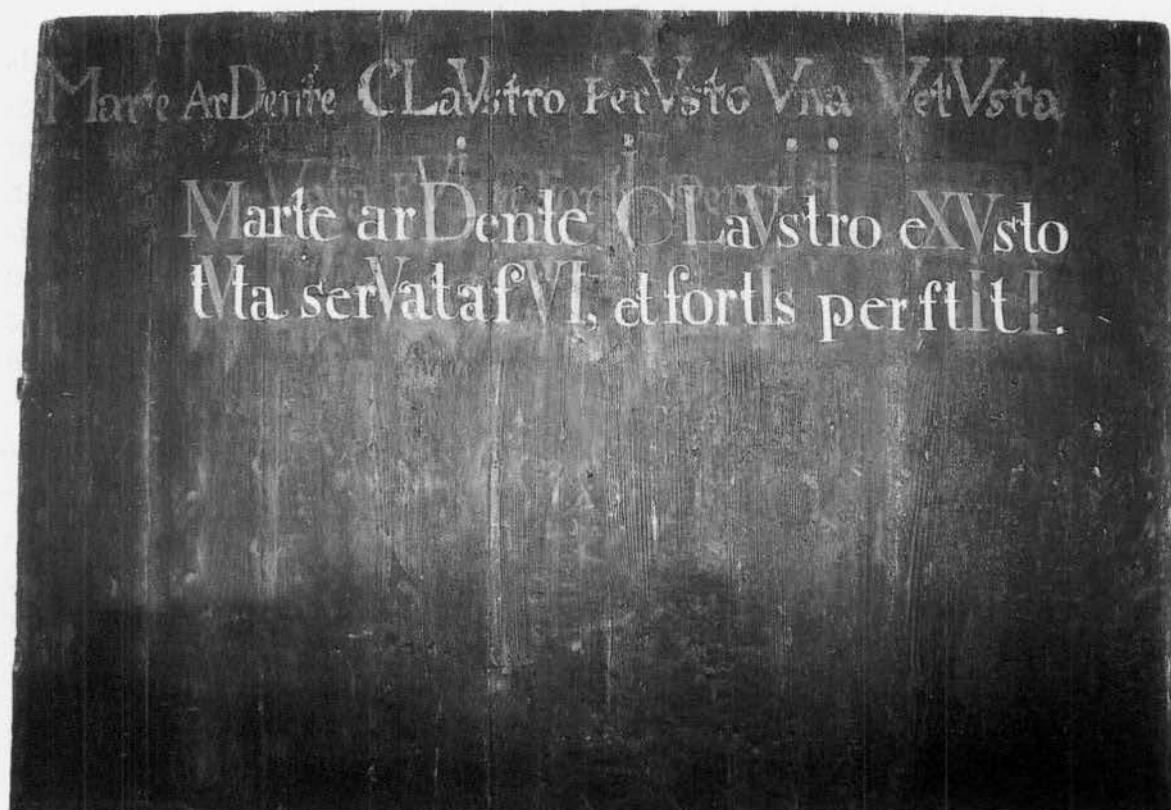


Abb. 6: Die Durchleuchtung der beiden Inschriften. Foto B. Baldszuhn

Die obere übermalende Inschrift in der dritten und vierten Reihe darunter erscheint dagegen von vorneherein etwas schablonenhaft. Die kleinen Buchstaben zeigen ein helleres Weiß als die untere übermalte, alle (zählenden) Großbuchstaben sind, wahrscheinlich mit Eisenoxyd, rot hervor gehoben. Die Buchstaben sind äußerst gleichmäßig und akkurat in Ölfarbe und synthetischen Beimischungen mit einem festen Rundpinsel gesetzt. Ungewöhnlich sind zwei Interpunktierungen: ein Komma vor dem drittletzten Wort und ein Schlusspunkt hinter dem letzten. Die obere und die untere Zeile sind gleichlang (gemacht worden!), was den Eindruck eines zentrierten modernen Blocksatzes ergibt. Sie stellt keine wortwörtliche Wiederholung der unteren Aufschrift dar, sondern weicht von ihr an drei Stellen geringfügig, aber mit einer anderen Sinnnuance ab.

Die zweite Inschrift ist neueren Datums. In welcher Absicht sie hinzugefügt wurde, ohne die alte vollständig zu entfernen, und wer die beiden Verfasser waren – darüber kann nur spekuliert werden. Auffällig ist, dass die helle kleine Buchentafel, die in der Mitte der alten Klostertür an einem Nagel hängt, die alte Inschrift zitiert und übersetzt, und nur diese Doppelfassung in allen Veröffentlichungen auftaucht, ohne dass die deutlicher ins Auge springende neuere Fassung überhaupt wahrgenommen wird.



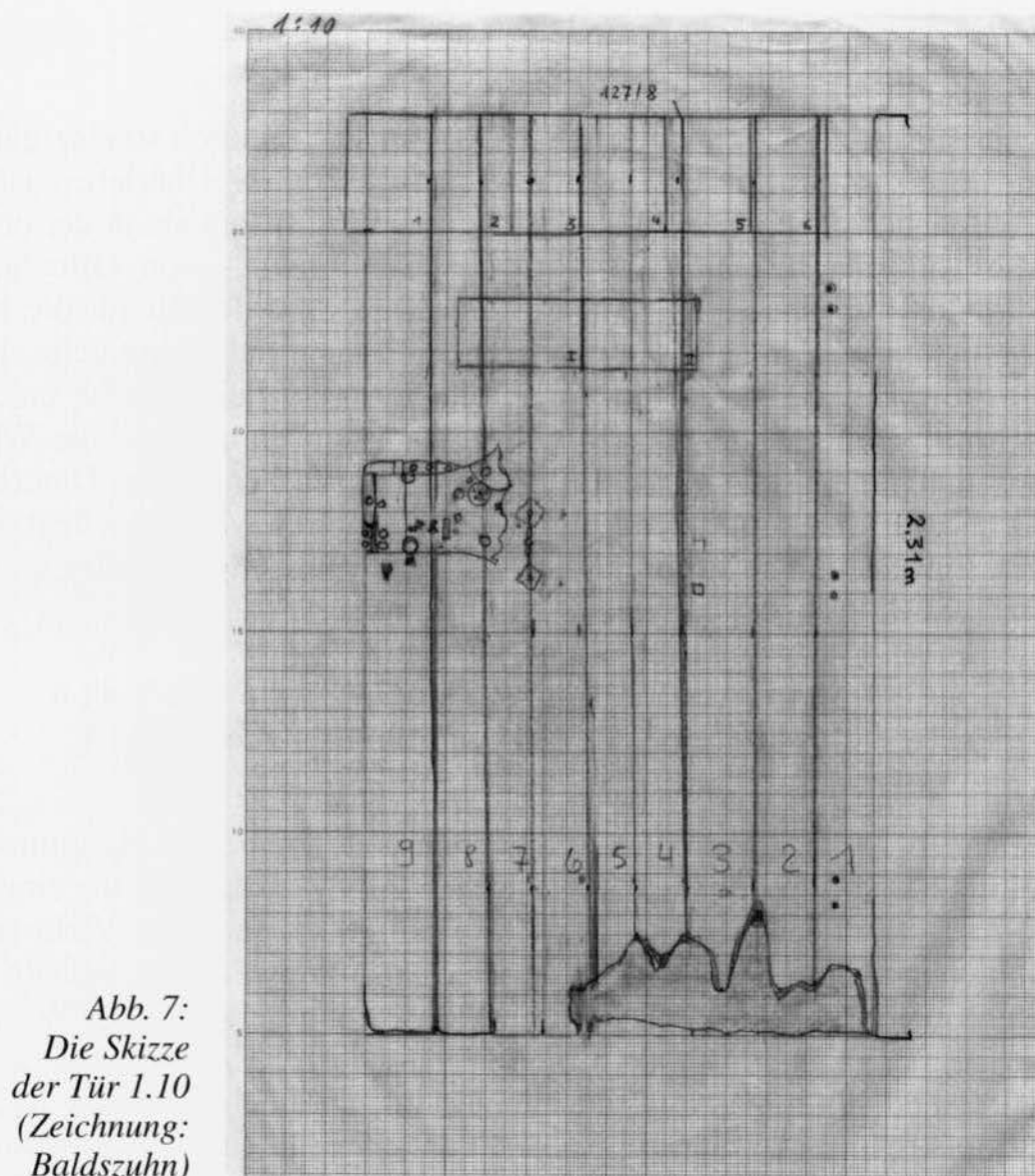


Abb. 7:  
Die Skizze  
der Tür 1.10  
(Zeichnung:  
Baldszuhn)

Die Buchentafel zitiert die untere, alte Inschrift. Wahrscheinlich ist sie mit einem Brennkolben eingebrannt und weist schwärzliche Klein- und rote Großbuchstaben auf, die das Rot der oberen Inschrift imitieren. Die deutsche Übersetzung ist klein mit einer Art Kursive darunter geschrieben worden, die Tafel an den vier Seiten nach außen hin abgeflacht und mit einer kunsthandwerklichen Perlenrahmung eingefasst (Abb. 10).

Die Buchentafel verdeckt in Augenhöhe ein weiteres Schriftensemble, das erst jetzt im fluoreszierenden Licht sichtbar wurde. Da es weggerieben wurde, sind nur spärliche Buchstabenfragmente und Zeichen im fluoreszierenden Licht auszumachen. Deren Deutung dürfte im Zusammenhang mit dem im Jahr 1660 begründeten jesuitischen Minoritengymnasium zu finden sein, dessen Neueröffnung auch die Anfertigung einer neuen Klosterpforte erforderlich machte.

*DIE LATEINISCHE INSCHRIFT:  
Eine kritische philologische Analyse*

Diese älteste erhaltene Holztüre Offenburgs ist dadurch so einzigartig, dass sie in einer zweifachen, zweizeiligen Inschrift ihr Überlebensjahr, durch Zahlenbuchstaben verschlüsselt, genau datiert, wobei sie in der ersten Person von sich selbst in der Zeit des Stadtbrandes von Offenburg 1689 spricht. Unter der jetzt sichtbaren Inschrift, die offenbar für die Nachwelt Gültigkeit bekommen sollte, verbirgt sich eine nicht ganz gelöschte ältere Fassung in einer leicht abgeänderten Form. In der Sprache eines Handschriftenkontextes handelt es sich also um ein Palimpsest, die Wiederverwendung einer bereits beschriebenen, noch erkennbaren Unterlage. Als Grund für die Neunutzung durch einen späteren Verfasser liegt auch hier die Einschätzung zugrunde, dass die ältere Fassung hinfällig und wertlos und die Unterlage damit besser zu nutzen sei.

**Marte arDente CLaVstro eXVsto  
tVta serVatafVI,et fortIs perftItI.**

Schon bei dieser computerangepassten Wiedergabe der Hauptinschrift ergibt sich bei einer ersten epigrafischen Analyse, dass an ihr einiges nicht stimmt. Bei der Übertragung stellte sich heraus, dass der Verfasser seinen scheinbar so sauber zentrierten Blocksatz künstlich erzwungen hat: Elf Buchstabenabstände der zweiten Zeile wurden verkürzt, die Wörter somit zusammengezogen. Neben diesem Verstoß gegen die epigrafische Ästhetik wirkt sein grammatikalischer Fehler fast peinlich: Bei der lateinischen Hauptaussage „servatafui“, soll heißen: „servata sum“ = „ich bin gerettet worden“ schreibt er falsch „ich bin gerettet ich bin gewesen“ und versäumt dabei sogar die nötige Worttrennung. Völlig verfehlt ist seine Zeichensetzung. Erstens schließt weder eine Inschrift noch eine Überschrift mit einem Punkt, zweitens ist das Komma vor dem drittletzten Wort deplatziert: Nur im Deutschen gilt die Regel, dass auch zwei durch „und“ verbundene Hauptsätze durch Kommata zu trennen sind. Das Lateinische dagegen kennt überhaupt keine Zeichensetzung. Ebenfalls peinlich ist die Verschreibung im letzten Wort: Statt „perstItI“ = „ich habe durchgehalten“, liest man „perftItI“, was überhaupt keinen Sinn ergibt.

Der epigrafischen soll eine grammatikalisch syntaktische Analyse der barocklateinischen Türinschrift folgen. Die Aufschrift ist in ihrem klaren Satzaufbau überzeugend formuliert, gerade wenn man die enormen Schwierigkeiten einer Zahlenverschlüsselung bedenkt. Sie besteht aus den beiden Hauptsätzen der zweiten Zeile mit zwei vorgeschalteten Partizipialkonstruktionen in der ersten Zeile. „Marte arDente“ ist ein A. m. P., ein Ablativ mit Prädikativum (vulgo „ablativus absolutus“ oder abl.abs.), wo-

bei dies Partizip ein Partizip der Gleichzeitigkeit im Präsens aktiv ist, also „indem/während/als/obwohl der Krieg = Mars brannte/flammte/loderte“. Der zweite A. m. P. „CLaVstro eXVsto“ enthält als prädikatives Partizip das perfektische Partizip der Vorzeitigkeit im Passiv, also „nachdem/als/obwohl das Kloster völlig (= ex) ausgebrannt/eingeäschert worden war“. Die erste prädikative Partizipialkonstruktion beschreibt einen gleichzeitigen Zustand, den Brand der Stadt, die zweite eine abgeschlossene Handlung in ihrem Resultat, die Einäscherung des Franziskanerklosters.

Nach diesen beiden historischen Lage- und Standortbestimmungen folgt die schlichte zweifache Ich-Aussage der Tür in der ersten Person Singular: „tVta serVatafVI“ „ich bin sicher gerettet/erhalten/bewahrt worden“. Das ist ein befreites Aufatmen nach einem schrecklichen, überlebten Geschehen und steht in der Tempusform des resultativen Perfekts, welches das Ergebnis einer abgeschlossenen Handlung wertend feststellt. „tuta“ ist ein prädikatives Zustandsattribut zum erzählenden Subjekt, das dessen körperlichen und seelischen Zustand beschreibt. Die zweite Ich-Aussage et „fortIs perftiti“ „ich habe tapfer durch/standgehalten“, steht im konstatierenden Perfekt, welches eine abgeschlossene Handlung bezeichnet, die beurteilt wird. Auch hier ist „fortis“ nicht Adverb, sondern Prädikativum.

Die syntaktische Gesamtaussage folgt guter lateinischer Tradition. Wie es die Schüler schon in ihrer lateinischen Anfangslektüre bei Cäsar in fast jedem Kapitel des Gallischen Krieges lernen, wird das Vorgeschehen, auf ein oder zwei ablativische Partizipialkonstruktionen verkürzt, vorangestellt, ehe dann die Schilderung der Haupthandlungen im perfektischen Erzähltempus folgt.

Für die spätere deutsche Übersetzung gilt es noch, ein verstecktes Stilmittel des Satzes zu beachten, die rhetorische Stellungsfigur des Chiasmus. Dabei sind vierteilige Satzglieder x-artig ( lateinisch X = griechisch Chi, das X geschrieben wird) einander zugeordnet, hier

**Marte arDente zu et fortIs perstItI  
CLaVstro eXVsto zu tvta serVata fVi.**

Die Zahlenverschlüsselung: Das Chronogramm

Das sprachlich Faszinierende an der Klostertür ist nicht nur die sprachliche Aussage ihrer Worte, obwohl sie allein schon dadurch zu einem historisch bemerkenswerten literarischen Zeitzeugnis wird, sondern die darin enthaltene hochkomplexe und außerordentlich gut gelungene Verschlüsselung der Jahreszahlen. Jeder, der sich einmal darin versucht hat, wird diesem Meisterwerk der Sprache, der Mathematik und der Kombinationslogik höchsten Respekt erweisen müssen.<sup>12</sup>

Ein Chronogramm ist, laut Wikipedia, „ein Satz oder eine Inschrift, meist in lateinischer Sprache, bei der alle darin vorkommenden Buchstaben, die zugleich römische Zahlensymbole sind (I, V, X, L, C, D, M), zusammengezählt die Jahreszahl des Ereignisses ergeben, auf das sich der Text des Chronogramms bezieht. Die Zahlen sind hierbei meist hervorgehoben, etwa durch Großbuchstaben oder Vergoldung. Im „reinen Chronogramm“ enthält jedes Wort ein Zahlzeichen, im „natürlichen Chronogramm“ sind die Zahlzeichen in der richtigen Jahreszahlenfolge enthalten ... Ein Chronogramm, dessen Text dem Versmaß des Distichons folgt, heißt Chronodistichon.“

Chronogramme kamen in der Barockzeit groß in Mode, besonders in Süddeutschland und der österreichischen Monarchie. Sie finden sich als Widmungsinschriften auf Epitaphen, an Kirchenportalen, in Büchern und auf Kirchenglocken. Bei den Römern gibt es Chronogramme schon deshalb nicht, weil sie keine Datierung auf ein absolutes Nulldatum kannten, wie wir mit Christi Geburt, sondern nach den auf dem Kapitol aufgestellten Amtstafeln eponymer Jahreskonsuln datierten („ab urbe condita“ ist ein literarisches Konstrukt).

Ein schönes Beispiel für ein Chronogramm steht auf der Glocke „die alte Pummerin“ des Wiener St. Stephansdoms, die aus bei der Belagerung Wiens 1683 erbeuteten türkischen Kanonen 1711 gegossen wurde und somit in unseren historischen Kontext passt:

**fVsa eX praeDa TVrCorVM Urbe eXsangVI  
hostIs potentIa fortIter sVperata IVbILante**

„Gegossen bin ich aus der Beute der Türken, als die ausgeblutete Stadt nach tapferer Überwindung der feindlichen Macht jubilierte“ im Jahre 1711.<sup>13</sup>

Aus unserer Nachbarschaft sei ein kurzes Chronogramm aus Gengenbach zitiert, das ebenfalls in die besprochene Zeit fällt. Eine Urkunde zum 1694 erbauten und 1898 renovierten St. Josef-Chörle in der Stadtkirche St. Marien schließt mit den Worten:

**fVIsta qVI LegIs paCem opta  
VIVIs atqVe DefVnCtlS**

„... der du hier liest: Wünsche den Lebenden und den Toten Frieden“.<sup>14</sup>

Unser Chronogramm wirkt allein schon durch die gleichmäßig angeordnete Verteilung der Zahlbuchstaben im Text wie aus einem Guss. Vom Gesamteindruck eher schlicht ist es aber in seiner präzisen Prägnanz und formalen Reduktion auf das Wesentliche der Aussage als ein großer Wurf zu



bezeichnen. Es überzeugt nicht nur durch seine einzigartige Knappheit, sondern entwickelt als „natürliches Chronogramm“ per definitionem auch gekonnt die Datierung durch die Zahlenbuchstaben bis auf eine Ausnahme in einer konsequenten Reihenfolge von der größeren bis zur kleineren Zahl. Das setzt großes formales Können im Spiel mit den Wörtern und lange Zahlenknochelei voraus. Eine noch größere Meisterschaft zeigt sich darin, dass die Platzierung der Zahlenbuchstaben parallel zur Abfolge des damaligen Geschehens abläuft.

Hier ist die Aufschlüsselung der späteren Inschrift (links) im Vergleich mit der älteren (rechts):

|          |        |          |        |
|----------|--------|----------|--------|
| Marte    | = 1000 | Marte    | = 1000 |
| arDente  | = 500  | arDente  | = 500  |
| CLaVstro | = 100  | CLaVstro | = 100  |
|          | 50     |          | = 50   |
|          | 5      |          | = 5    |
| eXVsto   | = 10   | perVsto  | = 5    |
|          | 5      |          | = 5    |
| tVta     | = 5    | Vna      | = 5    |
|          | 15     |          | = 5    |
| serVata  | = 5    | VetVsta  | = 5    |
| fVI      | = 5    |          | = 5    |
|          | 1      | serVata  | = 5    |
|          |        |          | = 5    |
| et       |        | fVI      | = 5    |
| fortIs   | = 1    |          | = 1    |
|          |        | et       |        |
| perstItI | = 1    | fortIs   | = 1    |
|          | 1      | perstItI | = 1    |
|          |        |          | = 1    |
|          |        |          |        |
|          | 1689   |          | 1689   |

Zum Mitrechnen sei anzumerken, dass im Lateinischen U und V identisch sind. Der Vergleich beider Inschriften an dieser Stelle zeigt, dass der erste Verfasser elf Worte für seine Aussage braucht, der zweite nur 10. Unterschiede gibt es beim Perfektpartizip *usto* (verbrannt): Der erste schreibt *perusto* (*per* = durch, d. h. *durch* und durch verbrannt) und gewinnt damit ein **V**(= 5), der zweite wählt *exusto* (*ex* = *aus*, d. h. völlig verbrannt) und erhält ein **X** (= 10) und ein **V** (= 5). Das dem ersten Verfasser so „entgangene“ **X** muss er an anderer Stelle auffüllen: Er wählt durch eine andere Attributierung zur erzählenden Tür zweimal das **V**: Statt *tVta* (= sicher) setzt er *Vna VetVsta* (= ich als einzige, ich altehrwürdige). Statt der Freu-

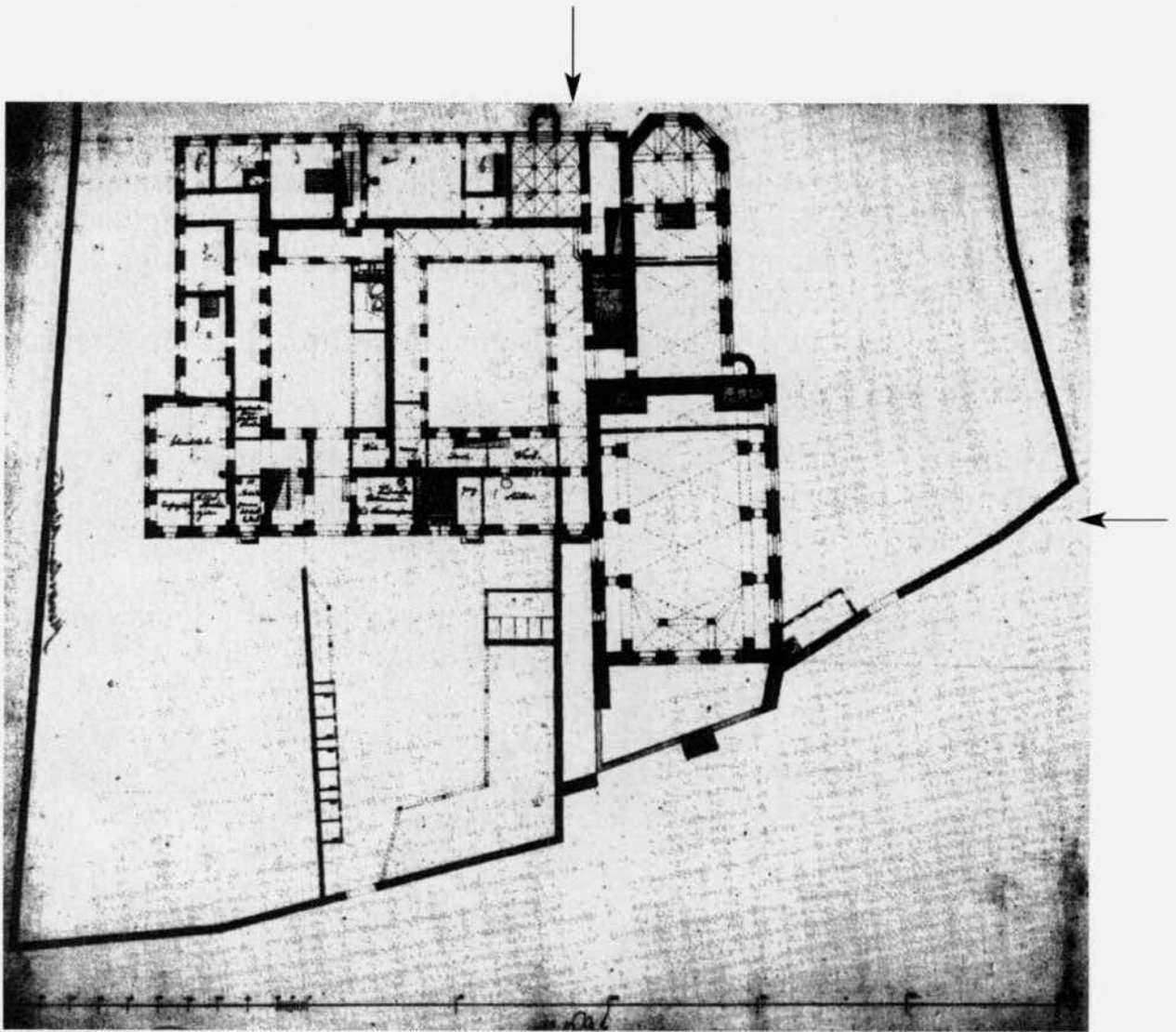


Abb. 8: Grundriss des Franziskanerklosters mit Platzierung der Tür.  
GLA Karlsruhe G Offenburg 5

de über die sichere Rettung werden deren Einzigartigkeit und das ehrwürdige Alter hervorgehoben. Was den besseren Sinn ergibt, muss die Nachwelt entscheiden. Eleganter ist die zweite Lösung, altehrwürdig kann die hölzerne Klosterpforte nach unserem (dendrochronologischen) Ermessen aber nicht gewesen sein, für den Augenschein des ersten Verfassers nach den Brandeinwirkungen vielleicht aber schon.

#### *Gedanken über die Verfasser der Inschrift*

Wer im Kloster war zur Abfassung eines mathematisch höchst komplexen und sowohl historisch als auch sprachlich perfekt zusammenpassenden Chronogramms in der Lage? Wer wollte das Überleben der „tapferen Tür“ dokumentieren? Neben all den lateinkundigen Gebildeten der Stadt kom-



Offenburger Franziskanergymnasiums“ folgenden, Zahlen verschlüsselnden lateinischen Gruß:

VIVe, FaVe, & aDsIs nobIs SpeCtator beneVoLentIssIMe.

„Lebe, sei uns hold und steh uns bei, höchst wohlwollender Zuschauer.“ Eingebaut ist erneut die Zahl des Schuljahrs **1675**.

Doch damit nicht genug der barocken Lust an der Zahlenverschlüsselung! Der gelehrte lateinische Rhetorikprofessor des Franziskanerklosters zeigt uns sein Können auch anhand der deutschen Sprache. Am Schluss der Inhaltsangabe lesen wir:

„Im Jahr Deß HeILs eIn taVsenD SeChs HVnDert FVnff Vnd SIbenzIg“

Damit ist in **deutschen** Worten und in **lateinischen** Zahlen das Jahr **1675** angegeben, also insgesamt **fünfmal** ein inhärentes Datum fixiert. Umso erstaunlicher ist es, dass der spätere Bibliothekar in der badischen Bibliothek unten auf dem Blatt mit Tinte das Jahr **1620** (!) vermerkt, unter dem es auch dort noch geführt wird (siehe Abb. 9). Wer im Offenburger Gymnasium solch eine spielerische Meisterschaft allein oder mit seinen gelehrten Kollegen zu entwickeln in der Lage war, konnte sicher auch ohne Weiteres das prägnante Chronogramm unserer Klostertür entwerfen.

Alle sieben erhaltenen Offenburger Herbstkomödien führen namentlich keinen Verfasser an, aus Bescheidenheit oder um nicht von den gebildeten Bürgern der Stadt persönlich des Plagiats beschuldigt werden zu können. Im Umfeld der Theateraufführungen der Minoriten hat sich aber durch Zufall ein Hinweis erhalten, der uns bei unserer Fragestellung weiterhilft. Die Spur führt in das oberelsässische Städtchen Thann. Auch hier gab es wie in Offenburg, Villingen, Breisach, Straßburg und Colmar ein Barfüßerkloster, in dem im 17. Jahrhundert biblische Komödien, die gelehrte Patres samt Zwischenchören auf Latein verfasst hatten, erfolgreich zur öffentlichen Aufführung gebracht wurden. Eine frühe Spur führt sogar schon 150 Jahre davor zu einem Johannes Pauli (1455–1530/33), der hier in Thann als franziskanischer Guardian und Lesemeister „Schwänke“ zum Besten gegeben habe. In einer Chronik des Barfüßerklosters zu Thann zum Jahre 1687, also 12 Jahre nach der letzterwähnten Offenburger Aufführung von 1675 und zwei Jahre vor dem Stadtbrand von 1689, den unsere Tür überlebt und erwähnt, heißt es:

„Den 25. September hat R. P. Maximilianus Fiegenbach, de Offonisburgo, alß Professor Rhetorices, die erste Herbst Comoedi componiert und in unser Kirch exhibieren und halten lassen, mit großem Applausu und Zulauf, so wohl einheimischen, alß auswärtigen Auditoren und Zusehern.“



Der Inhalt war nicht so erfreulich wie diese Information, aber wohl im pädagogischen Einvernehmen mit den katholischen Tendenzen der Thanner und Offenburger Herbstkomödien und hochaktuell. Es ging um die Vertreibung der Hugenotten aus Frankreich zwei Jahre zuvor. Die nächste dokumentierte Aufführung von 1690, ein Jahr nach dem Stadtbrand, hatte übrigens den Tod des Kaisers Tiberius und Caligula zum Inhalt. Als Verfasser und Regisseur wird hier auch wieder ein Offenburger genannt. In Offenburg gab es damals nur zwei Mönchsorden, die Franziskaner und die Kapuziner. Da letztere kein Gymnasium unterhielten und sich auch nicht gerade durch hohe Gelehrsamkeit auszeichneten, kommt als Autor nur ein Franziskanerbruder, am ehesten einer aus der kleinen Gruppe der lateinischen Rhetorikprofessoren infrage.

Hier möchte ich nun in Anlehnung an die berühmte Formulierung Martin Waldseemüllers weiter argumentieren, der in Anlehnung an seinen elsässischen Humanistenkollegen Matthias Ringmann (1452–1511) mit folgenden Worten irrtümlich Amerika seinen neuen Namen gab. 1507 schrieb er in seiner „Cosmographiae Introductio“: „Nunc vero & hae partes sunt latius lustratae ... et nomen certum inventum est: quare non video cur quis iure vetet eum auctorem dicendum.“ „Nun aber sind diese Teilbereiche hinlänglich durchleuchtet worden, und ein sicherer Name ist gefunden worden: Deshalb kann ich auch nicht einsehen, warum jemand mit Recht dagegen Einspruch erheben könnte, dass dieser als Autor genannt werden müsste.“

Haben wir uns damit vielleicht weniger geirrt als damals Waldseemüller? Vieles spricht nach allem Gesagten dafür, dass unser lateinischer Rhetorikprofessor Maximilian Fiegenbach aus dem Offenburger Franziskaner-

**TRIVMPHATIO**  
 In Vno langVine DVPLICata  
 sine  
 Ss. SIGISMUNDOVS & SigericVS  
 LavreatI.  
 HVnc patientiã aLterVM pœnitentia ad astra  
 eVehentibVS  
*Ab Ingenuã & studiosã Iuventute*  
*Offenburgernsis Gymnasii F.F. Min. Con-*  
*vent. per Scenam tragicam exhibita :*  
 Das ist/  
**Höchst gloriwürdiger Triumph/ der zweyfa-**  
**cher weñ in einigem Sebluth Victorisirender Jugend/**  
**triumphierende in Sigismundo dem Vatter / vnd Sigerico seinem**  
**Sohn/ beyde endlich in ihrem eigenen Blut gen Himmel schickend/**  
 Sigericum aldorten die Cron der Gedult vnd Unschuldt/ Si-  
 gismundum aber das Ehrenkränlein der Duff vnd  
 pœnitentz zu empfangen.  
 Vorgefellt  
**Von der Studierenden Jugend/ deß wider angehenden**  
 Gymnasii F.F. Min. S.Francisci Conuentualium in der Edllichen alt-  
 Catholischen der Heyl. Röm. Reichsstatt Offenburg.  
 Octobr.  
 Vlve, FaVe, & aDsls nobls SpeCtator bene-  
 VoLentlsMe.  
 1620.

Abb. 9: Theaterzettel mit Titel der Offenburger Herbstkomödie von 1675 (Reproduktion).



Abb. 10: Die Buchentafel. Foto B. Baldszuhn

kloster der Verfasser des lateinischen Chronogramms ist. Er wollte mit dieser historischen Zahleninschrift an der alten Holztür aus dem Brandschutt des Offenburger Klosters die Erinnerung an den Stadtbrand von 1689 für alle Zeiten bewahren.

Später muss ein anderer Schulmeister auf die Idee gekommen sein, die alte barocke Inschrift des 17. Jahrhunderts zu „modernisieren“, vielleicht im Zusammenhang mit der Verlegung des Gymnasiums in das Kapuzinerkloster 1822 oder dem Besitzwechsel in die Hände der Regulierten Chorfrauen des Hlg. Augustinus und ihrem Lehr- und Erziehungsinstitut 1823.

Nach der Zwangsauflösung des Klosters im Jahre 1818 lebten dort noch elf Franziskanerpatres und vier Laienbrüder. Aus dem Verkauf des Klosters für 146 621 Gulden gab ihnen seine Majestät, der badische Großherzog, eine Jahrespension von 300 Gulden mit dem Recht, weiterhin im Kloster zu wohnen und dort auch „absterben zu dürfen“. Aus dem Kreis dieser letzten Franziskaner im Ruhestand könnte der gelehrte Korrektor der alten Inschrift stammen.

Ihm gefiel an ihr einiges nicht: die ungleiche Anordnung der beiden Zeilen, der altmodische Schrifttyp und die verbesserungsbedürftige Zah-

lenverschlüsselung mit dem doppelten V im inhaltlich unpassenden VetVsta. Die beiden V kürzte er zu einem einzigen X im eXVsta statt perVsta, was noch deutlicher die Zerstörung des Feuers ausdrückte, Vna wurde zum ungenaueren tVta (eigentlich tautologisch zu serVata fVI). Verbessert wurde die unregelmäßige Zweizeiligkeit zum Blocksatz, die großen Zahlbuchstaben wurden in leuchtendes Rot verwandelt, die Einförmigkeit des blasen Ocker der Kleinbuchstaben in der ersten Inschrift wurde zu einem strahlenden Weiß aufgehellt. Dazu wurde die untere Inschrift zum Teil durch eine dunkelfarbige, kastenförmige Übermalung getilgt. Vielleicht wurde dabei auch das Mittelembem weggebürstet, sodass nur noch Fragmente zu erraten sind. Dann muss diesem Nachbesserer irgendjemand in den Arm gefallen sein. Er muss verhindert haben, dass die untere Inschrift ganz zum Verschwinden kam und hat sie auf diese Weise erhalten. Ein großes Rätsel bleibt am Ende trotz allem, warum diese teilgetilgte Barockinschrift auf die heute noch aufgenagelte Buchentafel geriet und warum, dort auch auf Deutsch wiedergegeben, nur diese Version ohne eine einzige Ausnahme in der gesamten bisherigen Literatur zitiert wird.<sup>16</sup>

Eine ehrliche exakte Wissenschaft zeichnet sich auch dadurch aus, dass sie Fragen offen lässt. Zum Beispiel auch die, ob bei der Minoritenaufführung von 1675 als literarisch hoch gebildeter Zuschauer aus dem nahen Renchen nicht auch dessen damals 54-jähriger Bürgermeister teilnahm, der bei dieser Gelegenheit gleich seine zehnköpfige Kinderschar den Offenburger Großeltern präsentieren konnte, Joes Christophorus von Grimmelshausen.

MeMor es bonI tVI

#### Anmerkungen

- 1 Siehe Ruch, M.: „Pianta Della Citta di Offenburg“: Eine zweite Aussicht von Offenburg vor der Zerstörung 1689, Die Ortenau 77, 1997, 273–294.
- 2 Zitiert nach „Ortenauer Rundschau“, Nr. 17 vom 22.04.1939. StA/OG o31/2/1: „Die Brandfackel in Offenburg am 9. September 1689“. Die Ereignisse dieser Jahre bezeugen auch die GRAVAMINA 168 im GLA 65/1303: „Kriegsereignisse von 1688–1704 in Offenburg“.
- 3 Dazu Ernst Batzer: Eine ungetilgte Rechnung für Frankreich, Offenburg 1918.
- 4 Im Karlsruher Generallandesarchiv sind unter den SPECIALIA seit 1398, besonders aber für das 16. und 17. Jahrhundert, in ca. 30 Urkunden Schenkungen und Käufe des Klosters dokumentiert. GLA 30/111 ff., Albersbach, Kirchengut.
- 5 Der große Goethezeitgenosse und Naturforscher Lorenz Oken (1779–1815), selbst ein Schüler des Offenburger Franziskanergymnasiums, beklagt 1814 nach dessen Auflösung den enormen kulturellen Verlust durch die Säkularisierung: „Wo sind denn die den Klöstern geraubten Reichtümer, wo ihre Bibliotheken, Naturaliensammlungen, physikalischen Apparate? Die Klöster waren Schatz- und Unterrichtskammern für das Land“. Ein Antwort müssen wir Oken heute nicht mehr schuldig bleiben: Jetzt liegt die ehemalige Franziskanerbibliothek aus dem Grimmelshausen-Gymnasium im alten Ka-



- puzinerkloster hoch gesichert in einem klimatisierten Raum der Offenburger Stadtbibliothek. Hier fand sich jetzt auch die unten erwähnte Schrift und erste Amerikakarte von M. Waldseemüller aus dem Jahre 1507. Vgl. auch die Literatur unter Asche, Tröndle und Ruch.
- 6 Noch ein Jahr vor seinem frühen Tod hat Ernst Batzer, der als Gymnasialdirektor ja selbst ein versierter Schulmann war, 1937 in einer Festschrift die maßgebende Geschichte der Offenburger Schulen vorgelegt. Die Jesuiten hatten als die geistige Elite Europas 100 Jahre lang einen großen Einfluss auf alle kulturellen Bewegungen ihrer Zeit. Mit ihren modernen Kollegien begründeten sie an den alten Universitäten eine neue Form studentischen Wohnens und Lernens: 1551 in Rom, 1555 in Prag, 1580 in Molsheim, 1627 in Paris, 1622 in Wien. Schon 1620 übernahmen sie die Leitung der philosophischen Fakultät der Universität Freiburg und bauten dort die heute noch bestehende Universitätskirche und die Gebäude der Alten UNI.
  - 7 An der Stelle dieses 1956 abgerissenen ehemaligen Offenburger Stadttheaters steht heute der Wohnblock Goldgasse Nr. 1. Grundlegendes zu den Herbstaufführungen findet sich in der kleinen Schrift von Ernst Batzer, Die Schulaufführungen der Minoriten zu Offenburg Offenburg 1906. Seine Forschungen haben auch die Grundlagen zu den Überlegungen zur Verfasserfrage am Ende unserer Abhandlung gelegt.
  - 8 Die dendrochronologischen Untersuchungen wurden ausgeführt von Dipl. Ing. B. Lohrum/Ettenheimmünster. Bei der Ausstellung „Gruben, Keller und Gewölbe“ zum 25-jährigen Jubiläum der „Arbeitsgemeinschaft Stadtarchäologie am Grimmelshausen-Gymnasium“ hatte er Anfang 2003 in der Vortragsreihe „Archäologie vor Ort“ seine Methoden erläutert und die Schüler eingeladen, im Klostergymnasium die Tür von der Wand und dann persönlich unter die Kopflupe des Dendrochronologen zu nehmen. Seine Arbeiten konnten durch persönliche Vermittlung von Altbürgermeister Dr. Englert über Frau OB E. Schreiner beim E-Werk Mittelbaden finanziert werden.
  - 9 Alle Angaben zum Türschloss verdanken wir Herrn Dr. Ulrich Morgenroth vom Deutschen Schloss- und Beschlägemuseum in Velbert. Ihm sei an dieser Stelle für seine bereitwilligen Auskünfte ganz herzlich gedankt.
  - 10 Großen Dank verdienen in diesem Zusammenhang die beiden Augustiner Chorfrauen, Mutter Oberin Sr. Angela M. und Sr. Martina M., vom Kloster Unserer Lieben Frau. Sie haben durch ihren Forschungsauftrag, ihre Kenntnisse und die ständige Auskunftsbereitschaft diese Abhandlung erst ermöglicht. Leider konnten sie mir in der Schlüsselfrage nicht weiterhelfen: Im großen Schlüsselfundus des Klosters fand sich nicht der passende für unsere „tapfere Tür“.
  - 11 Herr Bernd und Frau Elke Baldszuhn/Offenburg haben alle Vermessungen und Durchleuchtungen vor Ort durchgeführt. Auch sie hatten 2003 im Rahmen der stadarchäologischen Jubiläumsausstellung bei Arbeiten am Objekt die Schüler und die Öffentlichkeit mit eingebunden und für ihr bildoptisches Verfahren interessiert. Diese 2003 begonnenen Arbeiten konnten 2006 dank einer generösen Spende des Lions Clubs Offenburg unter ihrem Präsidenten K. Neff erfolgreich zum Abschluss gebracht werden.
  - 12 Man versuche einmal, eine beliebige Jahreszahl entsprechend zu verschlüsseln, wobei das 16. Jahrhundert mit seinem 1 x M, 1 x D und 1 x C relativ leicht weiterzuführen ist. Der Verfasser hat das einmal, „im Bewusstsein dessen, wie viel Gutes es gibt“, mit dem Jahr 2007 versucht. Er beschließt damit seine Abhandlung.
  - 13 Diesen Hinweis gab mir dankenswerterweise Frau Dr. Hermine Roth, in Österreich geboren und selbst versierte Lateinerin, anlässlich eines Wienbesuchs. Eine zweite Inschrift musste gefunden werden, als 1945 der Dom brannte und ein Chronogramm ähnlich dem auf unserer Tür nötig wurde:



ConfraCta InCenDII aestV rVI

Vastata Vrbe beLLo angoreqVe Mente

„Geborsten bin ich in der Glut des Brandes, ich stürzte aus dem verwüsteten Turm,  
als die Stadt unter dem Krieg und seinen Ängsten seufzte“ 1945

- 14 Zitiert nach Julius Roschach, Chronogramme aus der Barockzeit in Gengenbach aus DIE ORTENAU 67, 1987, 11.
- 15 Die folgenden Gedanken stützen sich weitgehend auf die knappen Ausführungen von E. Batzer aus dem Jahre 1905, die in Anmerkung 6 zitiert werden. Batzer hatte nach eigenen Angaben leider nicht genug Zeit, um allen Spuren nach zugehen. Ihm sind, offenbar in dieser Eile, drei geringfügige Fehler bei der exakten Berechnung des gemeinten Jahres 1675 unterlaufen.
- 16 Alle einschlägigen Werke der Literaturliste zitieren die Inschrift nicht richtig: In der gesamten Klostertürliteratur „lodert die Kriegsflagel“ einheitlich falsch durch das Kloster des Heiligen Franziskus, die Tür ist „allein“ und „ehrwürdig durch das Alter“ und nicht „sicher“ auf uns gekommen.

*Literatur*

- Susanne Asche/Hans-Jürgen Günther u. a.: Neue Welt und Altes Wissen. Offenburg 2006.
- Ernst Batzer: Die Schulaufführungen der Minoriten zu Offenburg. Offenburg 1906.
- ders: Führer durch die Kreishauptstadt Offenburg. Offenburg 1912.
- ders: Eine ungetilgte Rechnung für Frankreich. Offenburg 1918.
- ders: Zur Geschichte der Offenburger Schulen. Offenburg 1937.
- Hermann Brommer: Offenburg. Kloster Unserer Lieben Frau. Regensburg 1997.
- Michael Friedmann: Die Offenburger Innenstadt. Ein historischer Stadtrundgang. Offenburg 1979.
- ders: „Wir sind zu wahren Bettlern geworden“. OT vom 9./10.09.1989.
- Petra Gabriel: Der Kartograph. Freiburg 2006.
- Karl Hanß: Geschichte der Ortenau, Bd. 3. Die Städte der Ortenau und ihre heimliche Hauptstadt Straßburg. Offenburg 1999.
- Eugen Hillenbrand: „Unser fryheit und alt harkommen“. Mittelalter in Offenburg und der Ortenau. Offenburg 1990.
- Franz Huber/Otto Kähni, Offenburg: Aus der Geschichte einer Reichsstadt. Offenburger Köpfe – Offenburger Gestalten. Offenburg 1951.
- Otto Kähni: Das Kloster Unserer Lieben Frau. Die Ortenau 46, 1966.
- ders: Offenburg und die Ortenau. Die Geschichte einer Stadt und ihrer Landschaft. Offenburg 1976.
- Reinhard Klotz: Das Franziskanerkloster in Offenburg in: Wolfgang Müller(Hrsg.), Die Klöster der Ortenau. Kehl o. J.
- Otto Krumm/Otto Kähni et al.: Porträt einer Stadt. Offenburg 1974.
- Krump, Sandra: In scenam datus est cum plausu. Das Theaterwesen der Jesuiten in Passau (1612–1773). Passau 1999.
- Julius Roschach: Chronogramme aus der Barockzeit in Gengenbach. Die Ortenau 67, 1987.
- Martin Ruch: „Pianta Della Citta di Offenburg“: Ein zweite Ansicht von Offenburg vor der Zerstörung 1689. Die Ortenau 77, 1997 273–294.
- ders: „Eine herrliche Büchersammlung ist es gewesen“. Die Humanistenbibliothek von Offenburg. Die Ortenau 70, 1991.

- Hermann Schäufele/K-F. Kindler/Karl Heitz (Hrsg.): 150 Jahre Kloster Unserer Lieben Frau 1823–1973. Offenburg 1973.
- Jutta Schweigert: „... ein entsetzlichen naturae et animi motum“. Der Stadtbrand aus zeitgenössischer Sicht. *Die Ortenau* 69, 1989, 255–26.
- Isolde Tröndle: Die historische Bibliothek des Grimmelshausen-Gymnasiums in Offenburg. Ihre Geschichte und ihr aktueller Bestand. *Die Ortenau* 69, 1989.
- Kasimir Walter: Zum 200. Geburtstag der Zerstörung der Reichsstadt Offenburg am 9. September 1689. Offenburg 1889.
- ders: Die Glocken der Pfarrkirche und die drei Schutzpatrone der Stadt Offenburg. Separatdruck aus dem *Ortenauer Boten*. Bd. 347 Offenburg.
- Max Wingenroth: Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden, Band 7: Die Denkmäler des Kreises Offenburg. Tübingen 1908.
- Eike Wolgast: Der Weg zum Pfälzischen Erbfolgekrieg und zur Zerstörung Offenburgs. *Die Ortenau* 69, 1989.
- Karin Wortelkamp: Der Lebensweg des Johann Jakob Christoph von Grimmelshausen. Oberkirch 1991.

## Die Gründung des Bistums Bamberg durch Heinrich II. und die Ortenau

*Heinz G. Huber*

*Weder der anmutige Vergil noch der beredte Homer  
könnten die vielfältigen Ehren der lobenswerten Stadt besingen,  
wenn zu deren Lebzeiten eine so große hätte erstehen können.*

Aus: Gerhard von Seon, *Carmen Bambergense* (um 1012)

Am 1. November 1007 vollzog Heinrich II. auf der Frankfurter Synode die Gründung des Bistums Bamberg.<sup>1</sup> Fast der gesamte Reichsepiskopat, acht Erzbischöfe und 27 Bischöfe, war anwesend. Der Bischof Heinrich von Würzburg war jedoch nicht erschienen und hatte als seinen Vertreter den Kaplan Berengar entsandt. Im Namen seines Herrn erhob dieser Einwände gegen die dem Bistum Würzburg zugemutete Amputation zugunsten des neuen Bistums. Zwar hatte der Herrscher sich am 25. Mai mit dem Würzburger Bischof abgesprochen. Dieser hatte seine Zustimmung signalisiert, auf den Radenzgau und einen Teil des Volkfeldes zugunsten des neuen Bistums zu verzichten, hatte aber dafür neben materiellen Kompensationen das Versprechen des Königs erhalten, Würzburg zum Erzbistum zu erhöhen. Damit wären aber die Rechte des Mainzer Metropoliten Willigis geschmälert worden, mit dessen Unterstützung sich Heinrich im Thronstreit gegen seinen Widersacher Herzog Hermann II. von Schwaben durchgesetzt hatte.<sup>2</sup> Schon aus diesem Grund hatte Heinrich nicht ernsthaft daran gedacht, den Würzburger Wunsch zu erfüllen.

Die kirchenrechtlichen Ausführungen Berengars, der den Eingriff in die bestehenden Bischofsrechte als gefährlichen Präzedenzfall darstellte, schufen für Heinrich eine schwierige Situation: „Das Projekt Bamberg stand auf der Kippe.“<sup>3</sup> In dieser Lage warf sich der König jedes Mal, „wenn er bemerkte, dass die Richter Bedenken bekamen und zu schwanken begannen“<sup>4</sup>, zu Boden. Diese Demutsgeste beeindruckte die Anwesenden so sehr, dass sie dem Plan Heinrichs zustimmten. Am gleichen Tag noch wurde Heinrichs Kanzler Eberhard vom König als erster Bischof von Bamberg eingesetzt. Die Kanzlei des Königs fertigte noch am gleichen Tag zahlreiche Schenkungsurkunden aus. Nicht nur Eigenbesitz, sondern Reichs- und Herzogsgut sowie Reichsklöster wurden dem neuen Bistum übergeben.

Die Gründung des Bistums vor 1000 Jahren veränderte auch dramatisch die Besitzverhältnisse in der Ortenau. Die Nußbacher Villikation,<sup>5</sup> die damals das gesamte Renchtal umfasste, wurde ebenso wie die Reichsklöster Gengenbach<sup>6</sup> und Schuttern<sup>7</sup> mit ihren umfangreichen Besitzungen in der



*Abbildung 1: Bamberger Dom, bischöfliche Residenz und Burgberg  
(Archiv des Autors)*

mittleren und südlichen Ortenau Bamberg übergeben. Sie erweiterten nicht nur die materielle Grundlage des neuen Bistums, sondern dienten auch der politischen Neuordnung des Oberrheingebietes. Dadurch konnte sich der König eine breitere Machtbasis verschaffen. Die Klöster selbst ließen sich für Heinrich wiederum in die religiöse Reformbewegung einbeziehen. Das Handeln des Herrschers lässt sich nur aus dem doppelten Verständnis seines Sakralkönigtums verstehen. Er führte einen göttlichen und weltlichen Herrschaftsauftrag zugleich aus.

#### *Sacerdotium und Imperium – das Selbstverständnis Heinrichs II.*

Der plötzliche Tod des kinderlosen Kaisers Otto III. am 24. Januar 1002 auf der Burg Paterno bei Rom bot dem Bayernherzog Heinrich die Chance, auf den Thron zu gelangen. Seine Ansprüche beruhten darauf, dass sein Großvater Heinrich, Herzog von Bayern, ein Bruder Ottos I. war. Schon sein Vater Heinrich der Zänker († 995) hatte vergeblich versucht, die Kö-



nigswürde zu erlangen. Bei Polling an der Ammer empfing er das aus Italien kommende kaiserliche Gefolge, das den Leichnam des Kaisers mit sich führte. Er half demonstrativ beim Zug durch die Städte den Sarg Ottos tragen, ließ die Eingeweide in Augsburg beisetzen und erließ Verfügungen, die das Seelenheil des kinderlosen Herrschers befördern sollten. Schon dadurch machte er den Anspruch auf seine Nachfolge deutlich.<sup>8</sup> Die Mitglieder des Gefolges versuchte er mit Versprechungen dazu zu bringen, seine Wahl zu unterstützen. Ultimativ verlangte er die Herausgabe der Reichsinsignien. Erzbischof Heribert von Köln hatte jedoch die Hl. Lanze schon heimlich voraussenden lassen. Heinrich setzte Heribert fest und zwang ihn, seinen Bruder, den Bischof Heinrich von Würzburg, als Geisel zurückzulassen.<sup>9</sup>

Mit Markgraf Ekkehard von Meißen und Herzog Hermann II. von Schwaben erwachsen jedoch dem Bayernherzog mächtige Rivalen um die Königsnachfolge. Während Ekkehard einer Privatfehde zum Opfer fiel, hatte Hermann gute Chancen, als erster Schwabenherzog zum König gewählt zu werden. Bei der Beisetzung Ottos III. Anfang April in Aachen votierten viele Große des Reiches für Hermann.<sup>10</sup> Heinrich wartete jedoch nicht eine allgemeine Reichsversammlung ab. Vielmehr mobilisierte er seine Anhänger aus Bayern und Franken und ließ sich am 7. Juni 1002 von dem mit ihm eng verbundenen Mainzer Erzbischof Willigis zum König krönen. Hermann hatte vergeblich versucht, Heinrich am Rheinübergang zu hindern.<sup>11</sup>

Er wandte sich daraufhin gegen einen der Hauptverbündeten Heinrichs in seinem Herzogtum, Bischof Werner von Straßburg. Seine Truppen eroberten die Stadt und steckten die Bischofskirche in Brand. Der Chronist Thietmar verurteilte scharf das Vorgehen, entlastete aber zugleich Herzog Hermann von der Verantwortung für die Tat: *„Diese gottlose Bande der Schwaben ließ sich aus Raubgier sogar – ohne Wissen des Herzogs – dazu verleiten, ohne jegliche Scheu in die der Mutter Gottes geweihte Hauptkirche (die Straßburger Bischofskirche, d. V.) einzudringen, den Kirchenschatz zu plündern und welch gipfellose Schandtat – die Kirche anzuzünden.“*<sup>12</sup> Zu dieser Zeit hielt sich Heinrich auf der Reichenau auf, von wo er die Großen Schwabens hinter sich zu bringen versuchte. In einem Umritt suchte er die anderen Stämme für sich zu gewinnen. Der thüringische Adel erkannte ihn in der Pfalz Kirchberg bei Jena an.<sup>13</sup> In Merseburg erlangte er am 25. Juli die Unterstützung der Sachsen. Herzog Bernhard von Sachsen überreichte ihm die Heilige Lanze.<sup>14</sup> Seine Frau Kunigunde wurde am 10. August 1002 in Paderborn von Erzbischof Willigis zur Königin gekrönt.<sup>15</sup> In Duisburg musste Heinrich lange auf die Großen Lothringens warten. Erzbischof Heribert von Köln hatte dem neuen Herrscher seine Verhaftung übelgenommen und fühlte sich zurückgesetzt, weil der König bei der Weihe dem Mainzer Erzbischof den Vorzug gegeben hatte.



Abbildung 2: Krönungsbild Heinrichs II. Sakramentar Heinrichs II., Regensburg nach 1002 (Bayerische Staatsbibliothek München Clm 4456, fol. 11r)

Schließlich erhoben die Lothringer am 8. September 1002 Heinrich in Aachen auf den Thron.<sup>16</sup> Der Thronrivale Hermann II. unterwarf sich am 1. Oktober in Bruchsal dem König. Für die Schäden an der Straßburger Bischofskirche musste Hermann Ersatz leisten. Er übertrug das Stift St. Stephan mit seinen ausgedehnten Besitzungen an den Straßburger Bischof Werner,<sup>17</sup> erhielt dafür aber sein Herzogtum zurück. Den „Huldigungsumritt“ beendete er in Regensburg, dem Hauptort seines bayerischen Herzogtums, wo ihm vom Klerus und den Bewohnern Jubel entgegengebracht wurde.<sup>18</sup> Im folgenden Jahr 1003 schloss sich ein „Kirchenumritt“ an, auf dem Heinrich II. die wichtigsten Bischofskirchen seines Reiches besuchte.<sup>19</sup>

Bald nach Heinrichs Krönung entstand das Regensburger Sakramentar (Abbildung 2), in dem das königliche Selbstverständnis Heinrichs II. eindrucksvoll dargestellt ist.<sup>20</sup> Das Krönungsbild war das Werk eines Mönchs des Regensburger Klosters St. Emmeran, das einige Jahre von Abt Ramwold (974–1000) geleitet wurde; mit ihm war Heinrich als Herzog eng verbunden. Christus selbst setzt Heinrich die Krone auf. Haupt, Schultern und Brust des Herrschers ragen in die Mandorla, die göttliche Sphäre, hinein. Die Legitimation des Herrschers wird sakral begründet. Somit wird dem Herrscher nicht nur der säkulare Herrschaftsbereich zugewiesen, er sieht sich zugleich für eine universale Ordnung zuständig, die auch den Bereich der Kirche umfasst.

Zur Rechten und Linken stehen zwei Bischöfe, der hl. Ulrich von Augsburg und der hl. Emmeran von Regensburg. Die beiden Bischöfe verkörpern aus bayerischer Perspektive exemplarisch die „Siegesheiligen“: Ulrich galt als Vater des Sieges in der Schlacht gegen die Ungarn auf dem Lechfeld (955), Emmeran als Schützer in den Auseinandersetzungen mit dem Großmährischen Reich. Sie stützen die Arme des Königs. Die An-

klänge an das Alte Testament sind unübersehbar: Die Hohen Priester von Aaron und Hur stützten Moses so lange die Arme, bis die Feinde besiegt waren. Zwei Engel überreichen Heinrich die Herrschaftssymbole, die Hl. Lanze und das Schwert. Die Hl. Lanze ist wie der Stab Aarons mit Knospen versehen. Neben dem Verweis auf die bayerische Herkunft und das Geblütsrecht steht der Auftrag Gottes über allem. Die Umschrift wiederholt die Aussage des Bildes: „Siehe, es wird gekrönt durch göttliche Autorität und gesegnet der fromme König Heinrich, emporgehoben zum Himmelsgewölbe seiner väterlichen Ahnen.“<sup>21</sup>

Aus diesem bildhaft formulierten Verständnis lassen sich die Grundzüge von Heinrichs Herrschaftspraxis ableiten. Der Herrscher, der von Gott selbst beauftragt ist und Gott zu gehorchen hat, kann auch von seinen Untertanen Gehorsam einfordern.<sup>22</sup> So lässt sich der vermeintliche Widerspruch auflösen, der zwischen Heinrichs Gesten der Selbstdemütigung, wie sie die Bischöfe auf der Frankfurter Synode erlebten, und dem unerbittlichen und rigorosen Vorgehen gegen seine Feinde besteht. Nur wer sich wie Herzog Hermann bedingungslos unterwarf, konnte auf Gnade rechnen. Heinrich erscheint einerseits geradezu als „Gewaltherrscher“, andererseits aber als der Heilige, der unbedingt sich dem Willen Gottes fügt. Stefan Weinfurter spricht von einer neuen Form der Konfliktregelung und verweist auf die Unbarmherzigkeit des Herrschers, der den Beinamen „Heinrich der Strenge“ hätte tragen können. Schon der zeitgenössische Chronist Brun von Querfurt hatte Heinrichs mangelnde Barmherzigkeit beklagt.<sup>23</sup>

Dass es Bischöfe sind, die den König stützen, kann auch als symbolischer Ausdruck der ottonischen Herrschaftssicherung gesehen werden: Die Grundlage königlicher Macht bildete die Reichskirche.<sup>24</sup> Die Reichskirchenpolitik erreichte unter Heinrich II. ihren Höhepunkt. Während weltliche Große dazu tendierten, ihre Reichslehen erblich zu machen und sich vom Einfluss der Königsgewalt zu lösen, standen Kirchen und Klöster so lange unter dem Einfluss des Königs, wie dieser über die Besetzung von Bistümern und Abteien verfügen konnte.<sup>25</sup> Heinrich II. versammelte in seiner Hofkapelle Adelssöhne auf allen Teilen des Reiches. Aus ihnen rekrutierte Heinrich die Bischöfe, mit denen er frei werdende Bistümer besetzte.<sup>26</sup> Von 62 Bistumsbesetzungen gelang es nur einem Bischof, Albero von Metz, gegen den Willen des Königs in sein Amt zu kommen.<sup>27</sup> Vor allem berücksichtigte Heinrich ehemalige Gefährten aus seiner bayerischen Herzogszeit. So besetzte er alle drei rheinischen Erzbischofsstühle mit seinen Getreuen: Erzbischof in Trier wurde 1015 Poppo, in Köln 1021 Pilgrim und im gleichen Jahr in Mainz Aribo.<sup>28</sup>

Nach dem sakralen Selbstverständnis von Heinrichs Königtum wäre es jedoch eine Verkürzung, seine Reichskirchenpolitik ausschließlich machtpolitisch zu verstehen. Schon Santifaller hat auf die religiösen und kirch-





Abbildung 3: Kaiser Heinrich II. und Kaiserin Kunigunde, Adamspforte des Bamberger Doms (Archiv des Autors)

lichen Motive dieser Politik hingewiesen.<sup>29</sup> Heinrich II. als bayerischer Herzog (seit 995), König (seit 1002) bzw. Kaiser (seit 1014) sah seine Aufgabe auch darin, innerhalb der Bistümer und Reichsklöster den Reformprozess voranzutreiben, wobei die apokalyptische Stimmung der Zeitenwende diese Bestrebungen eher noch verstärkte.<sup>30</sup>

Eine Rolle mag gespielt haben, dass Heinrich II. eine intensive theologische Ausbildung genoss, weil er zum Geistlichen bestimmt war. Sein erster Lehrer war der Bischof Abraham von Freising. Nachdem sein Vater Heinrich der Zänker gegen Kaiser Otto II. rebelliert hatte und 978 sein bayerisches Herzogtum verloren hatte, wurde Heinrich der Obhut der Hildesheimer Domschule übergeben. Dort wurde er auf eine geistliche Laufbahn vorbereitet, um eine

Neuaufgabe des liudolfingischen Thronstreites zu verhindern. Nach dem Tod Ottos II. erhielt jedoch Heinrich der Zänker sein Herzogtum zurück, und der Sohn wurde in Regensburg durch Bischof Wolfgang († 994) und Abt Ramwold von St. Emmeran († 1000) geprägt.<sup>31</sup>

Sie vermittelten ihm auch die Ideen der mönchischen Reformbewegung in der Ausprägung des burgundischen Klosters Gorze. Schon als bayerischer Herzog setzte sich Heinrich das Ziel, das benediktinische Klosterwesen in Bayern zu reformieren. Heinrich setzte in Altaich den Mönch Godehard ein, einen tiefgläubigen Anhänger der neuen Reformideen, der bald auch das Kloster Tegernsee erneuerte. Im Jahr 1005 kam Godehard als Abt nach Hersfeld und wurde nach dem Tod Bernwards 1022 Bischof von Hildesheim.<sup>32</sup> Heinrich nutzte als König die Möglichkeiten, die ihm den Zugang zu den Reichabteien eröffnete, zur Reform. Zugleich schuf er die institutionellen Voraussetzungen dafür, dass sich klösterliches Leben unabhängig von feudalen Einflüssen entwickeln konnte. Dazu zählten Königs-



schutz, Immunität, Garantien für Zehntrechte, Wildbann und Güterbesitz. Mit dem Abt Odilo von Cluny war Heinrich schon 1003 in Verbindung getreten und ließ es sich nicht nehmen, 1022 bei der Rückkehr aus Italien persönlich Cluny zu besuchen und sich in die Gebetsverbrüderung aufnehmen zu lassen.<sup>33</sup> In der Chronik von Lorsch wird Heinrich als „Vater der Mönche“ bezeichnet.<sup>34</sup>

Auch den Bischöfen seines Reiches stand Heinrich so nahe, dass sie als „coepiscopi“ (Mitbischöfe)<sup>35</sup> gesehen wurden. Zwischen Königtum und Bischöfen bestand ein enges Vertrauensverhältnis. Die „Funktionsgemeinschaft“ (Weinfurter) zwischen dem Herrscher und seinen Bischöfen beruhte jedoch nicht nur auf machtpolitischer Balance, sondern kulminierte in einer spirituellen Gemeinschaft, die zugleich Antrieb für eine fortdauernde innere Erneuerung der Kirche war. Eine besondere Verbundenheit entwickelte Heinrich II. zur Straßburger Bischofskirche. Der dortige Bischof Werner (1001–1027) hatte mit Heinrich schon die Domschule in Hildesheim besucht und ihn im Streit mit Hermann II. unterstützt. Sechsmal besuchte Heinrich II. zwischen 1004 und 1021 Straßburg.<sup>36</sup> 1003 hatte Heinrich durch die Übertragungen der Abtei St. Stephan und ihrer reichen Besitzungen den Wiederaufbau der Domkirche ermöglicht. 1014 schenkte er dem Straßburger Bischof die Benediktinerabtei Schwarzach, 1017 einen großen Wildbann zwischen Hagenau und Schlettstadt. Der Straßburger Chronist Jacob Twinger von Königshofen erzählt die Legende, der König sei von dem gottseligen Leben der Straßburger Domherren so beeindruckt gewesen, dass er selbst Domherr werden wollte. Die Reichsfürsten hätten jedoch den König von seinem Vorhaben abgebracht. Stattdessen gründete der König die Chorkönigspfründe. Seit dem 13. Jahrhundert wurde dem 1146 heilig gesprochenen Kaiser im Straßburger Münster ein eigenes liturgisches Fest gewidmet.<sup>37</sup>

### *Die Gründung des Bistums Bamberg 1007*

Höhepunkt von Heinrichs Reichskirchenpolitik war die Gründung des Bistums Bamberg.<sup>38</sup> Das *castrum Babenberh* war im Kampf zwischen den Babenbergern und den siegreichen rheinischen Konradinern in die Hand König Konrads I. (911–918) gelangt und Reichsgut geworden. Otto II. übergab den befestigten Platz an der Regnitz im Jahr 973 an den bayerischen Herzog Heinrich den Zänker. Dessen Sohn, der spätere König Heinrich, hatte schon als Kind Gefallen an der Stadt gefunden.<sup>39</sup> Als Zeichen besonderer Wertschätzung und Morgengabe übertrug er Marktsiedlung und Burg Bamberg 997 an seine Braut Kunigunde.

Der Plan zur Gründung eines Bistums Bamberg wurde begünstigt durch die machtpolitischen Entwicklungen des Jahres 1003. Markgraf Heinrich von Schweinfurt, auch Hezilo genannt, beherrschte den bayerischen Nord-

gau und hatte Heinrich im Thronstreit unterstützt. Er erhoffte sich von Heinrich, dass dieser nach seiner Königserhebung ihm das bayerische Herzogtum abtreten würde. Als Heinrich einen Bruder seiner Frau zum Herzog ernannte, schloss er sich mit dem Polenherzog Boleslaw Chrobry und Heinrichs Bruder Brun zusammen und erhob sich gegen den König. Heinrich besiegte die Aufrührer und sah sich vor die Notwendigkeit gestellt, den Raum zwischen Schweinfurt und Kronach neu zu ordnen: Die Herrschaft über das Gebiet war für Heinrich II. von großer Bedeutung, weil das Land am oberen Main eine wichtige Durchgangsstation zwischen den bayerischen Orten und den sächsischen Besitzungen des Kaisers war.<sup>40</sup> Um die Machtstellung des Königs zu stärken, beschloss er, das weltliche Territorium in ein geistliches Herrschaftsgebiet umzuwandeln. Das entsprach auch der Linie seiner Politik, die Reichskirche und damit mittelbar auch die Königsgewalt auf Kosten der weltlichen Großen zu stärken.

Bei der Bistumsgründung ging Heinrich jedoch sehr behutsam vor. Der Ort Bamberg war eigentlich Witwengut seiner Frau. Heinrich tauschte die von ihm verliehene Schenkung gegen das Gut Kaufungen bei Kassel, wo Kunigunde ein Frauenkloster errichtete, in dem sie nach dem Tod ihres Mannes als Nonne lebte.<sup>41</sup> In Bamberg selbst begann Heinrich mit dem Bau einer 75 m langen, doppelchörigen Kirche, die zwei Krypten aufwies.<sup>42</sup> Am 6. Mai 1007 war die Kirche soweit fertiggestellt, dass die ersten Altäre geweiht werden konnten. Nach Vorverhandlungen erklärte sich Bischof Heinrich von Würzburg auf der Mainzer Pfingstsynode vom 25. Mai 1007 bereit, Teile seines Bistums gegen den Ort Meiningen mit 150 Bauernstellen abzutreten, wobei ihm Heinrich vage versprochen hatte, sich für die Erhebung Würzburgs zum Erzbistum einzusetzen und ihm Bamberg als Suffragan unterzuordnen. Da dieses Versprechen sich als unerfüllbar erwies, wehrte sich Heinrich auf der Frankfurter Synode – wie eingangs dargestellt – durch seinen Kaplan gegen die Gründung Bambergs, konnte sie aber nicht verhindern. Das Gebiet des Bistums Bamberg wurde komplettiert durch Teile des Bistums Eichstätt, die jedoch erst nach dem Tod des dortigen Bischofs im Jahr 1016 abgetrennt wurden.

Vielfältig waren die Motive, die Heinrich zur Gründung der neuen Diözese veranlassten. Da die Ehe kinderlos geblieben war und Heinrich keinen Erben mehr zu erwarten hatte, wollte er „Christus zu seinem Erben“ einsetzen.<sup>43</sup> Wie Heinrich I. mit Quedlinburger Dom und Otto I. mit Magdeburger Bischofskirche suchte sich Heinrich für sich und seine Gemahlin eine angemessene Grablege zu schaffen. Die Slawenmission wird als weiteres Motiv in der Stiftungsurkunde genannt.<sup>44</sup> Diese Absicht äußerte Heinrich sicher nicht nur gegenüber den Bischöfen aus taktischem Kalkül, um ihre Zustimmung zu erlangen, sondern auch, weil es dem sakralen Selbstverständnis seines Königtums entsprach. Nicht zuletzt sollte Bamberg auf exemplarische Weise für Heinrich II. das „Testament seines Königtums“<sup>45</sup> und „Mo-

dellbistum“ für die anderen Diözesen bilden. Repräsentation, „Zentralisierung der Königsmacht“<sup>46</sup> und spirituelle Impulse, die den Reformprozess in Gang halten sollten, gingen von der neuen Bischofskirche aus. Das Selbstverständnis von Bamberg als geistiges Zentrum des Reiches vervollständigte das Stift St. Stefan, das 1009 von Heinrich gegründet und 1020 von Papst Benedikt VIII. geweiht wurde. Das Kloster auf dem Michaelsberg, 1015 gegründet, sollte auf die mit Bamberg verbundenen Abteien erneuernd wirken. Bamberg war für die Zeitgenossen das „neue Rom“, das in vielfältiger Weise das Sakralkönigtum Heinrichs II. abbildete.

### *Heinrichs Schenkungen an Bamberg: die Besitzveränderungen in der Ortenau*

Überaus reich bedachte Heinrich II. das neu gegründete Bistum mit Schenkungen. Die an Bamberg übergebenen Güter stammten aus liudolfingischem Familienbesitz, waren aber vielfach auch Herzogs- und Reichsgut. Von Sachsen über Franken, Schwaben, Bayern bis hinunter nach Kärnten und von Böhmen bis ins Elsass reichten die Kirchen, Klöster, Dörfer, Landgüter und Rechte, mit denen Heinrich II. das Bistum Bamberg ausstattete.<sup>47</sup> Vom 1. November 1007, dem eigentlichen Gründungstag Heinrichs auf der Frankfurter Synode, haben sich allein 29 Urkunden erhalten.<sup>48</sup> Insgesamt 75 Schenkungen, die Heinrich II. zu seinen Lebzeiten an Bamberg machte, lassen sich heute noch urkundlich erfassen.<sup>49</sup>

Mit der Übertragung der Reichsklöster Gengenbach und Schuttern sowie des „locus“ Nußbach wurde ein fast geschlossener Besitzkomplex an Bamberg übergeben. Die *Nußbacher Villikation* umfasste das Altsiedelland in der Vorbergzone auf der linken Renchseite bis hinüber ins Durbachtal und von Oberkirch aufwärts bis zum Schwarzwaldkamm das gesamte, zum Teil noch unbesiedelte Renchtal mit seinen Seitentälern.<sup>50</sup> Zum *Kloster Gengenbach* gehörten das gesamte Kinzigtal hinauf bis Hausach mit seinen zum Teil noch unbesiedelten Seitentälern und talabwärts große Areale in der Rheinebene. Besitzungen in den fränkischen Heimorten Ichenheim, (Ober-)Schopfheim, Friesenheim und Altenheim verweisen schon durch ihre Ortsnamen auf die fränkische Gründungszeit des Klosters.<sup>51</sup> Auf grundherrlichen Besitzungen dieses Benediktinerklosters entstanden später die Reichsstädte Offenburg, Gengenbach und Zell a. H.<sup>52</sup>

Nahtlos an die Gengenbacher Besitzungen fügten sich in der südlichen Ortenau die Besitzungen des *Klosters Schuttern* an. So hatte das Kloster nach der Papsturkunde von 1136 Besitz in Nieder- und Oberschopfheim, Friesenheim, Heiligenzell, Kürzell, Ichenheim, Ottenheim, Allmannsweier, aber auch weiter südlich im Breisgau und in Gerstheim, Herbsheim und Siegoldheim im Elsass. In der nördlichen Ortenau besaß Schuttern in Wagshurst und Sasbach Güter. Alle Besitzungen lagen in der Rheinebene.<sup>53</sup> Kai-





Abbildung 4: Kaiser Heinrich II. als zweiter Gründer des Klosters Schuttern auf dem Turm der Klosterkirche (Archiv des Autors)

ser Heinrich II. hatte 1016 dem Kloster Schuttern das Dorf Ruotgereswilre (Heiligenzell), eine Hufe in Friesenheim, Güter in Plobsheim im Elsass und Anteile am Zehnten von Malterdingen geschenkt.<sup>54</sup> Schuttern (*Scutera*) wurde vor 1024 Offoniswilare genannt und seine sagenhafte Gründungsgeschichte mit einem angelsächsischen König und Prinzen namens Offo in Verbindung gebracht.<sup>55</sup> Pirmin soll zwischen 746 und 753 die Benediktinerregel in Schuttern eingeführt und ein Aufblühen des Klosters ermöglicht haben.<sup>56</sup> In dem Kapitular Ludwigs des Frommen von 817 über das Heeresaufgebot steht Schuttern in der Spitzengruppe. Die Pflicht zur Heeresfolge weist darauf, dass es sich bei Schuttern um ein Reichskloster handelte.

Das nach der Ungarninvasion (938) daniederliegende Kloster erhielt 975 von Otto II. ein Immunitätsprivileg, das ihm die freie Abtwahl zusicherte und es damit vor den Einflüssen des lokalen Adels sichern sollte. Heinrich II. stärkte die Unabhängigkeit Schutterns weiter, indem er es 1007 an Bamberg übertrug.<sup>57</sup> Das Interesse des Königs an Schuttern, das sich auch in den Schenkungen von 1016 äußerte, erklärt sich sicher auch aus der Lage des Klosters in der Nähe der Bischofsstadt Straßburg und der Pfalz Erstein, deren rechtsrheinischer „Brückenkopf“ das Kloster Schuttern bildete. Anlässlich eines Aufenthaltes in Erstein soll Heinrich II. Ende September/Anfang Oktober 1016 Schuttern besucht und dort übernachtet haben. Er wird auch mit der Stiftung des kostbaren Fußbodenmosaiks in Verbindung gebracht, das nach der Jahrtausendwende über dem Grab des sagenhaften Gründers Offo errichtet wurde. Heinrich wurde nach seiner Heiligsprechung ein Altar in der Klosterkirche von Schuttern geweiht. Dass er bis heute als zweiter Gründer des Klosters verehrt wird, macht seine Statue deutlich, die neben Offo den Turm der Klosterkirche ziert.

Ebenso wie Schuttern wurde das *Kloster Gengenbach* als königliches



Eigenkloster dem Bistum Bamberg als Gründungsausstattung zugeteilt.<sup>58</sup> Die Gründung Gengenbachs erfolgte im 8. Jahrhundert, sie wird mit Pirmin und dem Grafen Ruthard in Verbindung gebracht. Ruthard war entscheidend an der Ausdehnung der fränkischen Reichsgewalt und der Diözese Straßburg in die Ortenau beteiligt. Damit wurde für das Bistum Straßburg Ersatz geschaffen für die territorialen Verluste im Süden, die in den 740er-Jahren durch die Gründung des Bistums Basel entstanden. Er wird auch mit der Gründung der Klöster Schwarzwach, Arnulfsau und Ettenheimmünster in Verbindung gebracht. Politisch zielten die Zusammenarbeit mit dem Straßburger Bischof und die kirchliche Integration der Ortenau nach Straßburg darauf, den Zugang der fränkischen Reichsgewalt nach Inneralemannien zu ebnen.<sup>59</sup> Pirmin wiederum soll die Gengenbacher Klostergründung nach der Stiftung Murbachs (727) in Angriff genommen haben.<sup>60</sup> Die materielle Basis des Klosters bildete konfiszierter Alemannenbesitz und fränkisches Königsgut. Die Gründung ging vom fränkischen König aus, während der karolingische Adel in der Person des Grafen Ruthard Vollzugsorgan war.<sup>61</sup>

Von zwei Gütern des Klosters beanspruchte Bamberg die Eigennutzung für sich: von den beiden Höfen Geißhart und Heidinger in Gengenbach-Oberdorf und den Höfen in Durbach-Heimburg (*Heinbur*), wo vielleicht schon Weinbau betrieben wurde. Bischof Otto der Heilige von Bamberg (1103–1139) gab die Güter an das Kloster zurück.<sup>62</sup> Auf uraltem bambergischen Boden entstand 1648 in Durbach-Heimburg eine Kapelle, die 1655 zur Pfarrkirche erhoben wurde und 1790 durch die heutige Kirche ersetzt wurde.<sup>63</sup> Sie ist dem kaiserlichen Heiligen Heinrich II. geweiht.

Die Abhängigkeit von Bamberg blieb bis zur Säkularisation und zur Schließung des Klosters Gengenbach bestehen. Beim Tod eines Bamberger Bischofs (*Fürstenfall*) musste das Lehensverhältnis ebenso erneuert werden wie beim Tod eines Gengenbacher Abtes (*Vasallenfall*). Der Abt von Gengenbach hatte jedes Mal zu Pferd oder im Wagen den 400 km langen



*Abbildung 5: Statue Heinrichs II. als Stifter des Bamberger Doms in der Klosterkirche Unserer Lieben Frau in Offenburg. Ein Teil der Stadt entstand auf Boden des Klosters Gengenbach, das wiederum bambergisches Lehen war (Archiv des Autors)*



Abbildung 6: Pfarrkirche St. Heinrich in Durbach (Archiv des Autors)

Weg nach Bamberg zurückzulegen. Der Abt nahm Quartier im Benediktinerkloster auf dem Michaelsberg. Er fuhr mit der Kutsche zur fürstbischöflichen Residenz und traf im großen Audienzsaal auf den Bamberger Fürstbischof. Stehend musste der Gengenbacher Abt um Verleihung der Regalien und Temporalien bitten. Danach kniete er in einem bereit gestellten Betstuhl mit einem aufgelegten Evangelienbuch nieder und sprach den Lehenseid. Der Bamberger Bischof verlas darauf im Sitzen die Belehnungsformel. Anschließend musste der Abt schwören, treuer Gefolgsmann zu sein.<sup>64</sup> Nicht nur im Staatsarchiv Bamberg<sup>65</sup>, sondern auch im Klosterarchiv von Gengenbach, das an das Generallandesarchiv Karlsruhe<sup>66</sup> überging, sind die Verleihungsprotokolle vorhanden; die letzte Verleihung fand am 22. Oktober 1782 statt, als Bischof Franz Ludwig von Bamberg den Lehenseid von Abt Jakob Maria von Gengenbach entgegennahm.

Für den Empfang des Lehens waren auch materielle Gegenleistungen zu entrichten. Ursprünglich hatte der Abt dafür einen „ausgerüsteten Hengst“ abzugeben. Sie wurden später durch eine Zahlung von 100 Goldgulden ersetzt, die im Übrigen auch der Abt von Schuttern zu leisten hatte. Das entsprach im 18. Jahrhundert dem Gegenwert von 300 Gulden der gängigen Währung. Zu dieser Zahlung kamen noch Verwaltungsgebühren, die an die

Inhaber der Hofämter (32 fl.), an die Kanzlei (12 fl.), an den Kämmerer (5 fl.), den Hofzeremoniar (8 fl.) sowie an den Regierungsdienner und den Kapellendiener (1 Reichstaler) zu entrichten waren.<sup>67</sup>

Die Verbindung zu Bamberg strahlte auch Reformimpulse aus, die den Verfall der Gengenbacher Klostersgemeinschaft beendeten. Vor allem die Beziehungen zum bambergischen Benediktinerkloster Michelsberg und die Verbindung mit Schuttern führte zu einem fruchtbaren Austausch<sup>68</sup>. Äbte aus Bamberg wie Poppo (†1071), Ruotpert (Rupertus †1075) und Willo (†1085) brachten die Rückbesinnung auf die benediktinischen Grundlagen. Die Reformen konnten aber wegen des Investiturstreits keine durchschlagende Wirkung zeitigen. Bischof Otto I. von Bamberg, der Heilige, veranlasste im Zusammenwirken mit den Zähringern als Kirchenvögten des Klosters eine von Hirsau und St. Georgen beeinflusste Reform.<sup>69</sup> Die Abteikirche und das „Gengenbacher Evangeliar“ gelten als sichtbare Zeichen der Reformbewegung des 12. Jahrhunderts.<sup>70</sup>

*Nußbach*, in der Bamberger Urkunde von 1007 mit der standardisierten Bezeichnung des Formulartextes als „locus“ bezeichnet<sup>71</sup>, war eine ausgedehnte Villikation, die aus dem Nußbacher Dinghof, der darauf stehenden königlichen Eigenkirche<sup>72</sup>, unkultivierten Ländereien und weit verstreuten Einzelhöfen bestand, die sich später zu Dorfkernen entwickelten oder zu Wüstungen wurden.<sup>73</sup> Obwohl Nußbach zum ersten Mal 994 erwähnt ist,<sup>74</sup> handelt es sich um alten fränkischen Reichsbesitz, der seinen Ursprung in der Zeit Pippins und Karlmanns haben könnte.<sup>75</sup>

Nußbach gelangte als Amtslehen in die Hand des Alemannenherzogs Burkhard II. (954–973) und seiner Gemahlin Hadwig (†994), einer Tochter des Bayernherzogs Heinrichs I., nachdem der Sohn Ottos I., Liudolf, wegen einer Revolte gegen seinen Vater sein Herzogsamt verloren hatte. Burkhard kämpfte auf dem Lechfeld siegreich an der Spitze des Heeres mit Otto I. gegen die Ungarn. Nach seinem Tod nahm seine Witwe Hadwig weiterhin herzogliche Rechte und Positionen ein, obwohl mit Konrad ein neuer Herzog amtierte. Hohentwiel, das Burg und Kloster vereinte, wurde zum Zentrum Hadwigs bis zu ihrem Tod und Kristallisationspunkt der Herzogsherrschaft.<sup>76</sup>

Nach ihrem Tod 994 reiste ihr Erbe Otto III. an den Oberrhein und auf den Hohentwiel, um den Nachlass seiner Tante zu verwalten. Bei seinem Aufenthalt in Sasbach<sup>77</sup> am 22. Dezember 994 übergab Otto III. Nußbach an das Kloster Waldkirch. Es war vom Vater Burkhard II., Burkhard I., zwischen 917 und 926 gegründet worden und mit Herzogsgut ausgestattet worden. Waldkirch erscheint 994 als Königskloster, es wurde mit den Freiheiten der Klöster Reichenau und Corvey ausgestattet. Vermutlich erfolgte die Übergabe des Klosters Waldkirch an den König wie auch des Nußbacher Hofes an Waldkirch schon zu Lebzeiten Herzog Burkhard II. vor 973, wurde aber erst nach dem Tod der Herzogswitwe vollzogen.<sup>78</sup>





*Abbildung 7: Die 1007 in der Urkunde D H II 156 zum ersten Mal erwähnte Nußbacher Kirche und im Vordergrund das ehemalige Gasthaus „Zur Linde“, das auf dem Areal des ehemaligen Ding- oder Fronhofes steht (Archiv des Autors)*

Schon 13 Jahre später übertrug Heinrich II. das im Besitz des Klosters Waldkirch befindliche Reichsgut Nußbach an das Bistum Bamberg. Dabei nahm der Herrscher für sich das Recht in Anspruch, die Schenkungen der Herzogin Hadwig zu überprüfen und über Reichsgut jederzeit zu verfügen.<sup>79</sup> Auch anderen Klöstern wie Petershausen<sup>80</sup> und Murbach<sup>81</sup> entzog Heinrich Güter, um damit die Bistümer Bamberg bzw. Basel auszustatten. Möglicherweise wurde in dieser Revision der Schenkung auch der Einfluss der Kloster- und Kirchenreform sichtbar: Das Kloster Waldkirch verfügte auch ohne den Nußbacher Hof über reiche Besitzungen im Elztal, in der Freiburger Bucht, am Rand des Kaiserstuhls und in Hugsweier.<sup>82</sup> Überreicher Besitz brachte die Gefahr mit sich, dass die Ideale benediktinischer Armut verloren gingen. Noch plausibler wird das Vorgehen Heinrichs, wenn man darin das politische Kalkül sieht: Der Einfluss der alemannischen Herzogssippe, der im Kloster Waldkirch auch noch nach 994 nachwirkte, sollte beschnitten werden.





de Neuordnung am Oberrhein vorzunehmen und die Positionen des Königtums auszubauen, während er die Macht der Herzogssippen beschnitt.

Heinrich trennte das Elsass vom Herzogtum Schwaben wieder ab.<sup>86</sup> Nachfolger des Herzogs wurde der unmündige Sohn des Herzogs, Hermann III. Nach dessen frühem Tod setzte Heinrich 1012 mit dem achtjährigen Sohn Ernst des gleichnamigen Babenbergers und seiner Frau, einer Schwester Hermanns II., erneut ein unmündiges Kind ein, dessen Vormünder das Erbe nur verwalten, aber keine zielgerichtete Machtpolitik betreiben konnten.

Es entsprach der Reichskirchenpolitik des Herrschers, dass er die Bistümer im früheren Herrschaftsbereich des Herzogtums Schwaben stärkte. Bischof Werner von Straßburg hatte Heinrich schon im Thronstreit unterstützt. Heinrich setzte durch, dass Hermann II. 1003 das Stift St. Stephan als Entschädigung an den Straßburger Bischof übertrug. Um 1013/14 kam die Ortenauer Abtei Schwarzach an Straßburg.<sup>87</sup> Sechsmal war Heinrich in Straßburg anwesend. Schon dadurch wird sichtbar, dass Straßburg seinen Charakter als Hauptort der alemannischen Herzöge verloren hatte. In gleicher Weise beschenkte Heinrich II. den Bischof Adalbero von Basel mit zahlreichen Gütern und Rechten im Elsass und im Breisgau. Heinrich II. förderte den Dombau durch Zuwendungen, Reliquien und Kirchengerät, dass er als „fundator“ (Gründer) der Basler Bischofskirche galt. Nach seiner Heiligsprechung 1146 wurde Heinrich im Basler Münster Mitpatron.<sup>88</sup>

Die Neuordnung erreichte mit den Bamberger Schenkungen ihren Höhepunkt. Da die Besitzungen des Bistums Immunitätsrechte genossen, mussten Kirchenvögte bestellt werden, die Gerichtsfunktionen wahrnehmen und das Heeresaufgebot bestellen konnten.<sup>89</sup> Mit den *Bertholden*, die nach ihrer später bei Freiburg errichteten Stammburg als Zähringer bezeichnet wurden, wurde ein neues Herrschergeschlecht Nutznießer der durch Heinrich II. in die Wege geleiteten Veränderungen.<sup>90</sup> Die Zähringer übernahmen nicht nur die Kirchenvogtei über die Klöster Gengenbach und Schuttern, sondern auch über Nußbach und das Renchtal.<sup>91</sup> Im Jahr 1016 wird Bezelin, Vater Bertholds I., in der Schenkungsurkunde Heinrichs II. für Schuttern auch als Gaugraf der Ortenau genannt. Dem neuen Grafen, der auch für Villingen das Marktprivileg Ottos III. erwirkt hatte, wurde eine besondere Königsnähe nachgesagt. Berthold I. (†1078) vereinigte neben den Kirchen- und Klostervogteien die Grafschaften der Ortenau, des Breisgaus, Thurgaus und des Albgaus in einer Hand und erwarb 1061 den Herzogstitel.

Die Zähringer begann schon sehr früh, „Raumpolitik“ zu betreiben und ein zusammenhängendes Herrschaftsgebiet zu schaffen. Dazu gehörte nicht nur, dass sie alle Grafschafts- und Vogteirechte vereinigten, sondern den Raum systematisch durch Burgenbau und Städtegründungen durchdrangen, Straßen anlegten, die Täler des Schwarzwaldes erschlossen und

besiedelten. Die Zähringer hatten auch die mutmaßlich bambergischen Gebiete jenseits des Schwarzwaldkamms um die Waldmark Dornstetten als Kirchenvögte übernommen.<sup>92</sup> Diese Besitzungen verbanden sie mit dem Renchtal durch einen Passweg über den Kniebis. Nach dem Tod des letzten Zähringers Berthold V. (1218) zog Friedrich II. 1225 die bambergischen Kirchenlehen im Renchtal als Reichsgut an sich.<sup>93</sup>

#### Anmerkungen

- 1 Bericht der zeitgenössischen Chronik von Thietmar von Merseburg, Sechstes Buch, c. 30–32, im Folgenden zitiert nach der Ausgabe Thietmar von Merseburg, Chronik. Übertragung von Franz Huf, Kettwig 1990, Band II, 37–40; Protokoll der Bamberger Synode MGH DD H II 143.
- 2 Urban, Josef: Das Bistum Bamberg in Geschichte und Gegenwart, Straßburg 1992, 8.
- 3 Weinfurter, Stefan, Heinrich II. (1002–1024) – Herrscher am Ende der Zeiten, Regensburg 1999, 257.
- 4 Thietmar, a. a. O., c. 32, 40.
- 5 MG D H II Nr. 156.
- 6 MG D H II Nr. 167.
- 7 Kaller, Gerhard: Das Kloster Schuttern, in: Müller, Wolfgang (Hrsg.), Die Klöster der Ortenau, Die Ortenau (58), 1978, 117.
- 8 Weinfurter, Stefan: Otto III. und Heinrich II, ein Vergleich, in: Schneidmüller/Weinfurter (Hrsg.), Otto III – Heinrich II. Eine Wende? Stuttgart 2. Auflage 2000, 389.
- 9 Zur Hl. Lanze vgl. Kirmeier/Schneidmüller/ Weinfurter/ Brockhoff: Kaiser Heinrich II. Katalog zur Bayerischen Landesausstellung in Bamberg 2002, 177 (Im Folgenden zitiert als „Katalog Bamberg 2002“).
- 10 Reddig, Wolfgang E.: Kaiser Heinrich II. Leben, Zeit und Welt, Bamberg 2002, 15.
- 11 Thietmar von Merseburg, a. a. O., Fünftes Buch, c.11, 224.
- 12 Thietmar, a. a. O., Fünftes Buch, c.12, 225.
- 13 Höfer, Manfred: Heinrich II. Das Leben und Wirken eines Kaisers, Esslingen/München 2002, 101.
- 14 Thietmar, a. a. O., Fünftes Buch, c.17, 229.
- 15 Höfer, Manfred, a. a.O.,102.
- 16 Thietmar, a. a. O., Fünftes Buch, c.20, 232.
- 17 Pfleger, Luzian: Kirchengeschichte Straßburgs im Mittelalter, Kolmar 1941, 29.
- 18 Thietmar, a. a. O. Fünftes Buch c.22, 235.
- 19 Weinfurter, Stefan: Der neue König, in: Katalog Bamberg 2002, 175.
- 20 Dazu und zum Folgenden Weinfurter, Stefan: Kaiser Heinrich II. – Bayerische Traditionen und europäischer Glanz, in: Katalog Bamberg 2002, 18 f./Reddig, Wolfgang E., Kaiser Heinrich II., a. a. O., 16–18.
- 21 Weinfurter, Stefan: Kaiser Heinrich II. – Bayerische Traditionen und europäischer Glanz, in Katalog Bamberg 2002, 18. Die lateinische Umschrift lautet: „Ecce coronatur divinitus atque beatur Rex pius Heinricus proavorum stirpe polosus.“
- 22 Weinfurter, Stefan: Kaiser Heinrich II. – Bayerische Traditionen und europäischer Glanz, in Katalog Bamberg 2002, 23.

- 23 Weinfurter, Stefan: Otto III. und Heinrich II., ein Vergleich, in: Schneidmüller/Weinfurter (Hrsg.), Otto III. – Heinrich II. Eine Wende? Stuttgart 2. Aufl. 2000, 403.
- 24 Santifaller, Leo: Zur Geschichte des ottonisch-salischen Reichskirchensystems, Graz/Wien/Köln 1964.
- 25 Santifaller, a. a. O., 39.
- 26 Keller, Hagen: Die Ottonen, München 2001, 74.
- 27 Guth, Klaus: Kaiser Heinrich II. und Kaiserin Kunigunde, Das heilige Herrscherpaar, Petersberg 2002, 156.
- 28 Weinfurter, Stefan: Kaiser Heinrich II. – Bayerische Traditionen und europäischer Glanz, in: Katalog Bamberg 2002, 23.
- 29 Santifaller, a. a. O., 41–43.
- 30 Weinfurter, Stefan: Heinrich II. – Herrscher am Ende der Zeiten. Regensburg 1999.
- 31 Guth, Klaus: Kaiser Heinrich II. und Kaiserin Kunigunde, a. a. O., 20 f.
- 32 Höfer, Manfred, a. a. O., 212 f.
- 33 Prinz, Friedrich: Das wahre Leben der Heiligen. Zwölf historische Portraits von Kaiserin Helena bis Franz von Assisi. München 2003, 164 f.
- 34 Codex Laresh. I, c.78, zitiert nach Prinz, a. a. O., 166.
- 35 Dortmunder Gebetbund 1005, zitiert nach Prinz, a. a. O., 161.
- 36 Zotz, Thomas: Die Gegenwart des Königs. Zur Herrschaftspraxis Ottos III. und Heinrichs II., in: Schneidmüller/Weinfurter, Otto III. – Heinrich II. Eine Wende? Sigmaringen 1997, 385. Belegt sind Aufenthalte in den Jahren 1004, 1009, 1016, 1018, 1019, 1021.
- 37 Pfleger, Luzian, a. a. O., 29 f.
- 38 Zur Gründung des Bistums Bamberg: Urban, Josef, Das Bistum Bamberg, Band I., a. O. 6 f./ Geldner, F., Bamberg, in: Lexikon des Mittelalters, Band 1, München 2002, 1394 ff./ Schneidmüller, Bernd: Die einzigartig geliebte Stadt – Heinrich II. und Bamberg, in: Katalog Bamberg 2002, a. a. O., 30ff./ Reddig, Wolfgang F.: Kaiser Heinrich II. Leben, Zeit und Werk, a. a. O., 234–248.
- 39 Thietmar, a. a. O. Sechstes Buch, c.30, 37.
- 40 Schneidmüller, Bernd: Die einzigartig geliebte Stadt, a. a. O., 35.
- 41 Guth, Klaus: Kaiser Heinrich II. und Kunigunde, a. a. O., 70.
- 42 Reddig, Wolfgang E.: Kaiser Heinrich II., a. a. O., 238.
- 43 Thietmar, a. a. O., 6. Buch c.31, 38.
- 44 MGH DD3. Dort gibt Heinrich an, das Bistum gegründet zu haben, „damit das Heidentum der Slawen zerstört und das Gedächtnis des christlichen Namens dort dauerhaft gefeiert werde“.
- 45 Weinfurter, Stefan: Heinrich II., a. a. O., 39.
- 46 Weinfurter, Stefan: Die Zentralisierung der Herrschaftsgewalt durch Heinrich II, in: Historisches Jahrbuch 106 (1986), 241–297.
- 47 Fröhling, Stefan/Reuß, Andreas: Reisen ins Hochstift Bamberg. Schenkungen Heinrichs II. an sein Bistum – Orte und Besitzungen, Bamberg 2002. Vgl. Karte im Katalog Bamberg a. a. O., 205.
- 48 MGH D H II Nr. 143–171.
- 49 Höfer, Manfred: Kaiser Heinrich II., a. a. O., 138.
- 50 Huber, Heinz G.: Nußbach im Renchtal. Die Geschichte eines tausendjährigen Dorfes. Oberkirch 1994, 21.
- 51 Hitzfeld, Karlleopold: Die wirtschaftlichen Grundlagen der Abtei Gengenbach, in: Die Ortenau 38 (1958), 52.



- 52 Kähni, Otto: Offenburg und die Ortenau. Die Geschichte einer Stadt und ihrer Landschaft, Offenburg 1976, 35.
- 53 Kaller, Gerhard: Das Kloster Schuttern, in: Müller, Wolfgang (Hrsg.): Die Klöster der Ortenau, Die Ortenau 58 (1978), 118.
- 54 MGH D H II Nr. 348 a, b Abdruck des Textes bei Kohler, Oskar, Friesenheim – eine Ortsgeschichte in Einzelbildern. Bühl 1973, 12 f.
- 55 Zur Geschichte von Schuttern: Kaller, Gerhard: Das Kloster Schuttern, a. a. O. 116–149 / List, Karl Offonis Cella. Die Reichsabtei Schuttern 603–1806 Lahr 1988/ List, Karl/Hillenbrand, Peter: Reichskloster Schuttern, Schuttern 1983/Kauß, Dieter: Die mittelalterliche Pfarrorganisation in der Ortenau, Bühl 1970, 92 f.
- 56 Ruch, Martin: Kloster- und Pfarrkirche Mariae Himmelfahrt Schuttern, Lindenberg 2003, 5.
- 57 Die Originalurkunde ist nicht mehr vorhanden, nur noch die Bestätigung der Übertragung durch König Konrad II. von 1025 (Regesten der Bischöfe von Bamberg, Nr. 192, 88 f.).
- 58 MGH D II Nr.167.
- 59 Borgolte, Michael: Geschichte der Grafschaften Alemanniens in fränkischer Zeit, Sigmaringen 1984, 213.
- 60 Ammerich, Hans: Der Hl. Pirminius. Das Bistum Speyer und seine Geschichte Heft 5, Kehl 2002, 10.
- 61 Kauß, Dieter: Die mittelalterliche Pfarrorganisation in der Ortenau, a. a. O., 95.
- 62 Schaaf, Paul (Hrsg.): Gengenbach. Vergangenheit und Gegenwart, Konstanz 1990, 17.
- 63 Werner, Josef: Die Pfarrkirche „St. Heinrich“ in Durbach, Eigenverlag der Gemeinde Durbach 1993
- 64 Hitzfeld, Karleopold: Die wirtschaftlichen Grundlagen der Abtei Gengenbach, a. a. O. 54 ff.
- 65 Staatsarchiv Bamberg A 221/1.
- 66 GLA Karlsruhe 30/1233–1264.
- 67 Hanß, Karl: Geschichte der Ortenau, Band 1 Klerus und Adel, Offenburg 1995,52/ Hitzfeld, Karleopold: Die wirtschaftlichen Grundlagen der Abtei Gengenbach, a. a. O.,58 f.
- 68 End, Reinhard: Das Benediktinerkloster in Gengenbach, in: Wolfgang Müller (Hrsg.), Die Klöster der Ortenau, a. a. O., 217.
- 69 Schwarzmaier, Hansmartin: Die politischen Kräfte in der Ortenau im Hochmittelalter, in: ZGO 121 (1973), 10.
- 70 End, Reinhard: Das Benediktinerkloster Gengenbach, a. a. O., 217.
- 71 Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, Kaiserselekt 243; D HII 156. In den Schenkungen D H II Nr. 144–156 und 158–161 wird diese sehr allgemein gehaltene Bezeichnung gebraucht.
- 72 Nußbach feiert aufgrund dieser Urkunde 2007 die erste Erwähnung seiner Pfarrkirche vor 1000 Jahren. Zur Geschichte der Pfarrei und der Kirche Nußbach: Huber, Heinz G.: Kirchenführer Pfarrkirche St. Sebastian Nußbach und Wallfahrtskirche St. Wendelin Bottenau. Schnell und Steiner, Regensburg 2007.
- 73 Das wird auch in der Pertinenzformel des Urkundentextes sichtbar. Näheres zur Nußbacher Villikation siehe Huber, Heinz G., Nußbach. Die tausendjährige Geschichte eines Dorfes, a. a. O., 36 ff.
- 74 MGH D O III, 569.
- 75 Büttner, Henri: Schwaben und die Schweiz im frühen Mittelalter, Sigmaringen o. J., 46 f.

- 76 Zotz, Thomas: Ottonen-, Salier- und frühe Stauferzeit (911–1167), in: Kommission für geschichtliche Landeskunde (Hrsg.), Handbuch für baden-württembergische Geschichte, Band 1, Stuttgart 1992, 393 f./ Zotz, Thomas: Der Breisgau und das alemannische Herzogtum, Sigmaringen 1974, 151.
- 77 Wahrscheinlich handelt es sich um Sasbach im Kaiserstuhl und nicht um Sasbach bei Achern, dazu: Schmid, Karl, Sasbach und Limburg. Zur Identifizierung zweier mittelalterlicher Plätze, in ZGO 1989 (137), 33–63.
- 78 Mayer, Theodor: Das schwäbische Herzogtum und der Hohentwiel, in: Mayer, Th., Mittelalterliche Studien. Gesammelte Aufsätze, Lindau und Konstanz 1959, 336.
- 79 Mayer, Theodor: Das schwäbische Herzogtum und der Hohentwiel, a. a. O., 338.
- 80 Mayer, Theodor: Das schwäbische Herzogtum und der Hohentwiel, a. a. O., 337 f.
- 81 Zotz, Thomas: Der Breisgau und das alemannische Herzogtum a. a. O., 201.
- 82 Rambach, Hermann, Waldkirch und das Elztal. Von den Anfängen bis Ende des 18. Jahrhunderts, Waldkirch 1991, 5.
- 83 Zotz, Thomas: Ottonen-, Salier- und frühe Stauferzeit, a. a. O., 384, 388.
- 84 Zotz, Thomas: Ottonen-, Salier- und frühe Stauferzeit, a. a. O., 393 ff.
- 85 Zotz, Thomas: Der Breisgau und das alemannische Herzogtum, a. a. O., 140 ff.
- 86 Schubring, Klaus: Die Neuformierung der Oberrheinlande, in: Buszello, H. (Hrsg.), Der Oberrhein in Geschichte und Gegenwart, Freiburg 1986, 47.
- 87 Zotz, Thomas: Ottonen-, Salier- und frühe Stauferzeit, a. a. O., 406.
- 88 Zotz, Thomas: Der Breisgau und das alemannische Herzogtum, a. a. O., 196
- 89 Schadek, Hans/Schmid, Karl (Hrsg.): Die Zähringer. Anstoß und Wirkung (Katalog), Sigmaringen 1991, 149 f.
- 90 Schwarzmaier, Hansmartin: Baden. Dynastie und Staat. Stuttgart 2005, 32.
- 91 Krebs, Manfred: Politische und kirchliche Geschichte der Ortenau, in: Kähni, Otto/ Staedele, Alfons (Hrsg.), Die Ortenau in Wort und Bild, Offenburg 1960, 142.
- 92 Lorenz, S./Kuhn, A.: Baiersbronn. Vom Königsforst zum Luftkurort. Stuttgart 1992, 37 f.
- 93 Krebs, Manfred, Politische und kirchliche Geschichte der Ortenau, a. a. O., 146; Hullahard/Breholles, *Historia diplomatica Friderici secundi*, 515.

## Hundert Jahre Moscherosch-Denkmal in Willstätt

Walter E. Schäfer

*Was aber die Feder einem Menschen gibt,  
das machet ihn leben und geliebt werden.  
J.M. Moscherosch*

Wenn man das Datum der Einweihung des Denkmals 1907 zum Maßstab nimmt, dann hat sich Willstätt etwas spät auf seinen bekanntesten Bürger besonnen. Moscherosch und Grimmelshausen sind ungefähr zur gleichen Zeit gestorben, 1669 und 1676. Ihre Hauptschriften sind 250 Jahre später ungefähr zur gleichen Zeit in Neuauflagen zugänglich geworden, die ersten vier „Gesichte“ Moscheroschs durch die Ausgabe von Heinrich Dittmar, die in Berlin 1830 verlegt wurde, der „Simplicissimus“ von Grimmelshausen durch Karl Eduard von Bülow in Leipzig 1836.<sup>1</sup> Es war der romantischen Bewegung zu verdanken, insbesondere dem erfolgreichen Romantiker Ludwig Tieck, dass man sich für so alte deutsche Erzählungen populärer Art interessierte. Auf dem politischen Feld war es der Auftrieb des nationalen Gedankens, der, durch die Befreiungsbewegung verstärkt, sich für Zeugnisse deutscher Vergangenheit erwärmte. Vor dieser Zeit waren nur einzelne Textauszüge aus den Satiren Moscheroschs und – zahlreicher noch – modernisierte Nacherzählungen bekannt.<sup>2</sup> Das gleiche Bild im Fall von Grimmelshausen. Die Schicksale des Simplicissimus waren zwar in Umrissen bekannt, aber ein wortgetreuer Nachdruck fehlte. Nun waren die Professoren der ersten Generation der Germanistik, die ja eine späte Wissenschaft ist, und ein Teil des Lesepublikums mit solchem Behelf nicht mehr zufrieden. Man wünschte die Vollständigkeit eines Werkes im Nachdruck und die Zuverlässigkeit seiner Textgestalt. Grimmelshausen war da eigentlich im Nachteil: sein wahrer Name war zunächst nicht bekannt. Man wusste nicht, welche Schriften ihm sonst noch zuzuordnen seien und wo er landschaftlich einzuordnen sei. Bei Moscherosch lagen die Dinge einfacher. Sein Name ließ sich hinter dem Decknamen Philander von Sitte-walt leicht erraten. Man kannte Familie und Abstammung aus Willstätt und wusste auch, welche Werktitel ihm zugehörten.

Es waren aber keineswegs, wie man vermuten könnte, Gelehrte, Professoren, die aus verstaubten Regalen der Bibliotheken die alten Bände herausholten, um sie neu zum Druck zu bringen. Heinrich Dittmar, der sich um die „Gesichte“ Moscheroschs kümmerte, war Lehrer in der Pfalz, Eduard von Bülow – übrigens der Vater des Dirigenten Hans von Bülow – war freier Schriftsteller und Journalist.<sup>3</sup> Neuausgaben durch Universitätsgermanisten setzten erst später ein.

Verläuft also die Entwicklungsgeschichte der Wiederentdeckung der Schriften Moscheroschs und Grimmelshausens in groben Zügen gleichförmig, so überrascht es, dass die Stadt Renchen schon 1876, zum zweihundertsten Todesjahr von Grimmelshausen, dem Dichter ein Denkmal setzen konnte – es steht neben der Stadtkirche Renchens auf dem Platz des alten Friedhofes – Willstätt aber erst mehr als dreißig Jahre später, eben 1907, daran dachte, an Moscherosch durch ein Denkmal zu erinnern. Schon 1869 wäre der zweihundertste Todestag Moscheroschs gewesen. Mir ist nicht bekannt, dass dieses Datum irgendwo bedacht worden wäre.

Was sind die Gründe für diese Verzögerung – wenn ich es bei diesem Vergleich Grimmelshausen – Moscherosch belassen darf?<sup>4</sup> Einer der Gründe dürfte die sehr verschiedene Schreibweise beider Autoren sein. Grimmelshausen hat mit dem „Simplicissimus“ eine durchgängige, geschlossene Erzählung vorgelegt, deren Sprache relativ leicht verständlich ist, die alle Kniffe kennt, Erwartungen des Lesers zu wecken, also spannend zu erzählen. Moscherosch, der gebildetere von beiden, hat ein Werk mit allerhand Brüchen geschrieben, denn die einzelnen „Gesichte“ knüpfen nur in geringem Maß an Vorausgegangenes an, sind zum Teil selbstständige Einheiten. Eine größere durchlaufende Erzählung ist nur im Gesicht „Soldatenleben“ zu finden.<sup>5</sup> Moscheroschs Texte sind bereichert durch französische, niederländische und andere fremdsprachliche Fetzen, durch Passagen in schwäbischem Dialekt und anderen Idiomen. Er machte in Randnotizen und Einschüben Anmerkungen, die in weitläufige Verflechtungen der europäischen Literaturen verweisen.

Grimmelshausens Schrift ist ein Roman, Moscheroschs dagegen eine Folge von Satiren. Die Wirkungsabsicht beider Autoren ist verschieden. Grimmelshausen will zwar auch, wie alle Literaten in diesem Jahrhundert, den Leser belehren und auf den Weg der christlich verstandenen Tugend weisen, doch versteht er, diese Absicht beim Erzählen zurücktreten zu lassen, oder wie er sich ausdrückte, *mit Lachen die Wahrheit zu sagen*. Bei Moscherosch treten die didaktischen und moralischen Absichten deutlicher zutage. Er scheut sich nicht, zwischendurch in Lehrsätzen – manchmal im Fettdruck – seine ethischen Ermahnungen vorzubringen. Kurz, das Andenken Grimmelshausens erfasste weitere Kreise als das Moscheroschs.

Vielleicht muss man bei einem solchen Vergleich auch über Ursachen sprechen, die außerhalb der Literatur selbst lagen. Renchen war der größere Ort, hatte mehr Wirtschaftskraft. Ein günstiger Zufall kam der Stadt entgegen. Eine Gruppe Renchener Bürger hatte ein Denkmal für die hingerichteten Aufständischen von 1848 in Auftrag gegeben. Als die Aufstellung eines solchen politisch brisanten Denkmals in Rastatt durch den Festungskommandanten, einen preußischen General, nicht genehmigt wurde, kam man auf die Idee, den schon hergestellten Sockel zugunsten von Grimmelshausen umzuwidmen, an dessen Todesjahr 1676 man sich erinnern wollte.





Einweihung 9. Juni 2007



Postkarte zur Einweihung  
Beide Abb.: Archiv Hahn, Willstätt

Man muss wohl auch in Rechnung ziehen, dass in Renchen eine Anzahl von Bürgern ansässig war, deren Ahnentafel zu Grimmelshausen zurück reichte, die ein persönliches Interesse an einem Gedenken hatten. In Willstätt lebten zu Beginn des 20. Jahrhunderts keine Moscherosch mehr.

In Renchen und in Willstätt ist deutlich eine treibende Person erkennbar, welche für das Projekt warb und Vorbereitungen trieb. Das war für Renchen Amand Goegg (1820–1897), für Willstätt Johannes Beinert (1877–1916). Und auch hier werden Unterschiede bemerkbar. Amand Goegg stammte aus einer stadtbekanntem Honoratioren-Familie, hatte durch seine Rolle als Organisator der Volksvereine 1848 und als Finanzminister der provisorischen Regierung 1849 zahlreiche Bekannte unter Intellektuellen und Schriftstellern gewonnen, die er für sein Anliegen interessieren konnte. Johannes Beinert kam aus Eckartsweier, aus bescheidenen Verhältnissen, war 1907 erst dreißig Jahre alt und hatte, soweit ich sehe, kaum Bekannte über seine Studienorte in Leipzig, Freiburg und kurze Zeit in Straßburg hinaus. Er war 1907 noch Lehramtspraktikant, noch nicht beamteter Gymnasiallehrer. Die Verzögerung in Willstätt ist also auch von dieser Seite erklärbar.

Beinert hatte schon seine Promotionsarbeit in Freiburg 1904 Moscherosch gewidmet. Ihr Thema holte historisch weit aus: *Deutsche Quellen und Vorbilder zu Moscheroschs Gesichten Philanders von Sittewald*. Darin zog Beinert die Traditionslinie zu den deutschsprachigen Satirikern des 16. Jahrhunderts, zu Thomas Murner und Johann Fischart, aus. Man darf annehmen, dass er mit dieser Arbeit frühere Studien in Straßburg fortsetzte, denn selbst der Professor, der seine Doktorarbeit betreute, Friedrich Kluge, hatte in Straßburg promoviert und sich habilitiert und hatte danach, 1893, den Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur in Freiburg erhalten.<sup>6</sup> Das Thema wurde zum Kristallisationspunkt weiterer Studien Beinerts, die gerade in der Zeit der Denkmalsherstellung kulminierten. Er war also ausgewiesener Kenner.

Im Bereich der Universitäten gab es erst wenige Professoren, die sich um die Schriften von Moscherosch gekümmert hatten. Doch an der 1871 neu gegründeten Universität Straßburg hatte Ernst Martin den Lehrstuhl für deutsche Philologie inne. Er hatte schon 1891 einen Überblick über Leben und Werke von Moscherosch gegeben.<sup>7</sup> Gut möglich, dass Johannes Beinert in der kurzen Zeit, die er in Straßburg studierte, die Anregung zum Thema seiner Doktorarbeit von Ernst Martin erhielt. Was ihn dann bewogen hat, sie an der Universität von Freiburg auszuarbeiten, ist unbekannt. Ernst Martin ist der andere Moscherosch-Forscher, der während der Feier am 9. Juni 1907 das Wort ergriffen hat und wohl auch schon an den Vorbereitungen zur Einweihung beteiligt war. Der eigentliche Antrieb musste na-

türlich aus der Gemeinde selbst kommen. Auch hier hatte Johannes Beinert vorgearbeitet. Er hatte schon am 18. Dezember 1904 und wieder am 8. Januar 1905 einen Vortrag in Willstätt gehalten.<sup>8</sup> Doch im Übrigen kann man nur bruchstückhaft erfahren, welche Kräfte bei der Finanzierung und der Herstellung des Denkmals wirksam waren. Die Aktenlage ist spärlich. Die ausführlichsten Nachrichten finden sich in einem Bericht der Straßburger Neuesten Nachrichten vom 10. Juni 1907 und in Beinerts Beitrag: *Moscherosch und die Gemeinde Willstätt. Festgabe zur Denkmalsenthüllung 1907*. Demnach war es der (in Willstätt schon praktizierende?) Arzt Dr. Scheer und ein Amtmann in Kehl namens Belzer, die neben Johannes Beinert die Willstätter zu einer Initiative ermunterten.<sup>9</sup> Es wurde ein Aufruf mit der Bitte um Spenden verschickt, der Erfolg hatte. Beinert nennt zwei Förderer aus der Ortsgemeinde, die Familie König und den Willstätter Sparverein, die spendeten. Aufhorchen lässt die Nachricht, dass der Deutsche Sprachverein in Berlin, dessen Zweigstelle in Straßburg und Heinrich Hansjakob, Stadtpfarrer in Freiburg und überaus erfolgreicher Erzähler, Mittel beisteuerten.<sup>10</sup> Der Deutsche Sprachverein hatte sich ja nach seinen Statuten zum Ziel gesetzt, für die Reinheit der deutschen Hochsprache einzutreten und sie vor Überfremdung durch ausländische, vor allem französische Sprachelemente zu schützen. In Moscherosch meinte er einen Vorkämpfer für sein Anliegen zu sehen. Was Hansjakob veranlasst hat zu spenden, lässt sich vermuten. Er war bei seinen späten Reisen nach Willstätt gekommen und hatte das Dorf zu schätzen gelernt.<sup>11</sup>

Das Fest um die Willstätter Kirche fand an einem angenehm heiteren Sonntag statt und versammelte eine unerwartet große Festgemeinde. Vor allem aus dem nahen Straßburg waren zahlreiche Besucher gekommen. Noch hallte ja die Freude über die Eingliederung des Elsass in den deutschen Reichsverband und die Erneuerung der Straßburger „Reichsuniversität“ in den Gemütern nach. Straßburg war zum kulturellen Anziehungspunkt für das Hanauerland geworden. Es kamen von Straßburg außer Professor Ernst Martin der Direktor der Landes- und Universitätsbibliothek Professor Dr. Julius Euting, eine große Schar von Studenten und ein Vertreter der Stadtbehörde, der Beigeordnete Dominicus. Beim Direktor der Universitätsbibliothek handelte es sich übrigens um den eigenwilligen Arabisten, der später auf deutscher Seite, auf einem der höchsten Grate des Schwarzwaldes oberhalb des Wildsees sein Grab fand, das sogenannte Eutinggrab.<sup>12</sup>

Es wurde ein ziviles Fest. Obgleich nationale Töne angesichts der neu gewonnenen Reichseinheit nahegelegen hätten, kam es zu keiner Demonstration deutscher Stärke. Anders als noch in Renchen marschierte kein Militärverein auf, wenn auch das Deutschlandlied am Schluss der Veranstaltung gesungen wurde. Im Übrigen war der Rahmen von feierlichem



Gesang bestimmt. Am Anfang intonierte der Musikverein den Choral *Das ist der Tag des Herrn*. Eine Lehrerin aus Willstätt, Frau Hessig, trug zwei Gedichte vor, darunter das von Moscherosch um mehrere Strophen erweiterte *Verleih uns Frieden gnädiglich*, das wir in der Fassung von Martin Luther im evangelischen Gesangbuch kennen.<sup>13</sup> Der Männerchor Teutonia trat mit Feierliedern auf.

Die Festansprache hielt Johannes Beinert. Er umriss die Biografie Moscheroschs und stellte einige seiner Schriften vor. Noch konnte er sagen: „*seine Werke seien noch nicht vergessen; er sei bekannter als man glaube, er habe viele Freunde, finde immer mehr Anhänger und Leser*“. Das Gleiche wird man nun, hundert Jahre später, so nicht mehr behaupten können. Auch hier stellte Beinert die Verbindung zu Straßburg her. Moscherosch sei einer der ersten Studenten der 1621 gegründeten Straßburger Universität gewesen. Danach übergab Beinert im Namen des Vorbereitungskomitees das Denkmal an die Gemeinde, vertreten durch den Bürgermeister Ludwig Reiß.<sup>14</sup>

Der feierlichste Augenblick kam mit der Enthüllung des Denkmals. Sie war Professor Martin aus Straßburg vorbehalten. Der Berichterstatter der Straßburger Neuesten Nachrichten schwelgte in Erinnerung an diesen Moment: *Die Hülle fiel unter Tusch, und das obeliskartige Denkmal mit dem Bronze-Medaillon des deutschen Dichters erhob sich, bestrahlt von leuchtendem Sonnenschein. Eine schwarze Marmortafel zeigte die Inschrift in Goldbuchstaben: „Hans Michael Moscherosch, Philander von Sittewald, 1601–1669“. Ein gemeinsamer Gesang der Festversammlung des Liedes Deutschland, Deutschland über alles unter Musikbegleitung beschloß die erhebende, würdige Feier und mächtig hallten die wuchtigen Klänge des Vaterlandsliedes durch die sonntäglichen Dorfstraßen, worauf Bürgermeister Reiß das Denkmal im Namen der Gemeinde übernahm und seinen Dank dafür aussprach.*

Das sind dann doch deutlich Töne der Wilhelminischen Ära. Und auch das Denkmal trägt Züge der Zeit Wilhelms II. Von einem Straßburger Steinmetz namens Kron hergestellt, zeigt es den bei Denkmälern aus dieser Zeit beliebten Sockel aus Granitquadern, dem die straffen, fast militärischen Züge des Bronzeporträts Moscheroschs entsprechen. In der Inschrift ist der Vorname Johann zu dem deutschen klingenden Hans verkürzt – doch das hatte Moscherosch selbst schon auf den Titelblättern einiger seiner Schriften zugelassen. So bleibt das Denkmal ein Zeugnis seiner Ära.

Auch das anschließende gesellige Beisammensein der Festversammlung in den oberen Sälen des Gasthauses Adler entspricht den Gepflogenheiten bei solchen Festen. Pfarrer Heinrich Wilhelm Kühner führte den Vorsitz und trug mit einer Ansprache zur Festlaune bei.<sup>15</sup> Einen befremdlichen Ton brachte allein Professor Martin in die Runde. Er lehnte – so berichten die Straßburger Neuesten Nachrichten – *die Gefolgschaft von Straßburg, be-*



sonders die Straßburger Studenten ab, die wohl aus eigenem Antrieb gekommen seien. Die Begründung, die er dafür gab, ist befremdlich. Moscherosch sei seiner Zeit nicht auf bestem Fuß mit den Straßburger Studenten gestanden, da er als Polizeidirektor eifrig gegen die damalige übertriebene Modekleidung der Studenten und auch gegen die üblichen Ruhestörungen der Studenten gekämpft habe. Das ist sicher richtig, konnte aber doch keine Begründung dafür sein, mehr als 250 Jahre später die Straßburger Studenten wegen der Beteiligung an der Wirtschaftsrunde zu tadeln.<sup>16</sup> Im Gegenteil, es musste die Studenten ehren, viele davon aus der Verbindung Arminia, dass sie dennoch den Weg auf sich genommen hatten und dabei sein wollten. Vielleicht wollte Professor Martin die abschließende Geselligkeit den würdigen Gästen vorbehalten wissen.

Die sonntägliche Feier in Willstätt fand vielfältige Resonanz in badi-schen und elsässischen Zeitungen.<sup>17</sup> Die hundertjährige Geschichte des Denkmals bestätigt die Hoffnung Johann Beinerts, der schon 1916 in Frankreich gefallen ist, Willstätt möge seiner großen historischen Vergangenheit auch in Zukunft nacheifern. Der Wunsch gilt auch für die nächsten hundert Jahre.

#### Anmerkungen

- 1 Wunderliche und wahrhaftige Gesichte Philanders von Sittewald, hrsg. v. Heinrich Dittmar. Berlin 1830 (= Bibliothek der wichtigsten deutschen prosaistischen Satiriker und Humanisten des siebzehnten Jahrhunderts. Bd. 1).  
Die Abentheuer des Simplicissimus. Ein Roman aus der Zeit des dreißigjährigen Krie-ges. Hrg. u. bearb. v. Eduard v. Bülow. Leipzig 1836.
- 2 Dieter Martin hat jüngst in seiner Schrift: Barock um 1800. Bearbeitung und Aneig-nung deutscher Literatur des 17. Jahrhunderts von 1770 bis 1830. Frankfurt /M. 2000 (= Das Abendland Neue Folge 26) auf S. 216–301 mit bis dato unbekannter Vollstän-digkeit die Bearbeitungen und Nacherzählungen der satirischen Prosatexte Mo-scheroschs erfasst und charakterisiert.
- 3 Die Ausgabe Dittmars analysiert Dieter Martin: Barock um 1800 (wie Anm. 1), 222–226. Zu Eduard v. Bülow s. Literatur-Lexikon hg. v. Walther Killy, Bd. 2, 294.
- 4 Die Grimmelshausenfeiern in Renchen habe ich in der Ortenau, Bd. 84 (2004), 427–452 dargestellt: Die Grimmelshausenfeiern in Renchen 1876 und 1879 in ihrem historischen Kontext.
- 5 Die Ausgabe „Unter Räubern. Johann Michael Moscherosch ‚Soldatenleben‘, hg. v. Walter E. Schäfer (Karlsruhe 1996) hat die leichte Lesbarkeit auch für heutige Leser erwiesen.
- 6 Zu Friedrich Kluge s. Deutsche biographische Enzyklopädie, hrg. v. Rudolf Vierhaus Bd. 5 (2006), 724.
- 7 Ein biografischer Abriss in der Enzyklopädie Alsacienne Bd. 8, 4993–4995. Ernst Martin: Johann Michael Moscherosch. In: Jahrbuch d. Gesellschaft f. lothringische Ge-schichte Bd. 3 (1891), 1–16.
- 8 Johannes Beinert: Johann Michael Moscherosch und sein Geburtsort Willstätt. In: Ale-mannia N.F.8 (1907), 200.

- 9 Informationen über den Arzt Dr. Scheer in: Willstät. Aus Geschichte und Gegenwart, Arbeitskreis Brauchtum und Geschichte der Gemeinde Willstät. Vorsitzender Alfred Hetzel, hrg. v. der Gemeinde Willstät, Kehl-Goldscheuer 2003, 374.
- 10 Straßburger Neueste Nachrichten 30. Jahrgang, Nr. 133 vom 10. Juni 1907.
- 11 Hansjakob schildert seinen Besuch in: Sommerfahrten. Stuttgart 1904, 42–45.
- 12 Nouveau Dictionnaire de Biographie alsacienne 10, 869.
- 13 Das Kirchenlied von Moscherosch ist kaum je beachtet worden. Der Text findet sich in: J.M. Moscherosch: Visiones de Don Quevedo. Wunderliche und Wahrhaftige Gesichte Philanders von Sittewalt. (Hildesheim, New York 1974. Nachdruck der Ausgabe Straßburg 1642), 539–540.
- 14 Nach der Ortsgeschichte Willstät (wie Anm. 9), 457 Ludwig Reiß III. (Mit Porträtfoto).
- 15 Heinrich Wilhelm Kühner nach der Ortsgeschichte: Willstät (wie Anm. 9), 433.
- 16 Ich habe die Auseinandersetzungen Moscheroschs mit Straßburger Studenten in der Biografie: Johann Michael Moscherosch. Staatsmann, Satiriker und Pädagoge im Barockzeitalter, München 1982, S.161–162 dargestellt.
- 17 Mir sind Berichte aus folgenden Zeitungen zusätzlich bekannt geworden: Ortenauer Bote Nr. 135 vom 13. Juni 1907; Straßburger Post Nr. 633 vom 11. Juni 1907; Karlsruher Zeitung Nr. 155 vom 9. Juni 1907. Für Beihilfe danke ich François-Joseph Fuchs in Straßburg und Martin Ruch in Willstät.

## Ein sensationeller Fund: Ein früher Holzschnitt Albrecht Dürers (1471–1528) in der Offenburger Historischen Bibliothek: Johannes Gerson als Pilger, Straßburg 1494/1502

Constanze Albecker-Gänser

*Die Kunsthistorikerin Constanze Albecker-Gänser untersuchte 2006 als Stipendiatin der Kulturstiftung Offenburg die Illustrationen der an Buchschätzen reichen Offenburger Historischen Bibliothek. Bei der Nachbearbeitung der Ausstellung „Neue Welt & Altes Wissen. Wie Amerika zu seinem Namen kam. Kostbarkeiten der Historischen Bibliothek Offenburg“, die das Museum im Ritterhaus und die Stadtbibliothek Offenburg vom 13. Oktober 2006 bis 15. April 2007 präsentierte, entdeckte sie in einem Band mit dem Titel: „Johannes Gerson, Opera Ps. 4 Straßburg 1502“ einen frühen Holzschnitt Albrecht Dürers.<sup>1</sup> (In der nächsten „Ortenau“ wird ein Beitrag zur Bilderwelt der Historischen Bibliothek erscheinen.) Auf dieses Werk soll hier kurz eingegangen werden.*

### *Albrecht Dürer am Oberrhein*

Von 1490–94 begab sich Dürer auf Wanderschaft. Angeregt durch seinen einflussreichen Paten, den Nürnberger Buchdrucker und Verleger Anton Koberger, wanderte er in den deutschen Südwesten, um in Colmar den damals schon berühmten Martin Schongauer aufzusuchen. Kurz vor seinem Eintreffen war Schongauer jedoch gestorben.

Daraufhin wandte er sich nach Basel, einem führenden Zentrum der Buchproduktion und -illustration. Dort wohnte er bei Georg Schongauer, einem weiteren Patensohn von Anton Koberger, dem Bruder des berühmten Martin Schongauer. Dieser nahm ihn freundlich auf und zeigte ihm Zeichnungen des Meisters.

Von Basel aus, wo Dürer als Illustrator für Nikolaus Kessler arbeitete, führte ihn seine Wanderschaft weiter nach Straßburg, dem zweiten Zentrum des Buchdrucks am Oberrhein. Der Holzschnitt *Gerson als Pilger*, den er für den Drucker Johannes Grüninger schuf, bezeugt diese Station.

Hier lernte er mit Sebastian Brant, dessen *Narrenschiff* er illustrierte, einen der führenden Köpfe seiner Zeit kennen.<sup>2</sup>

Seit dieser Zeit begegnet uns Dürer in seiner einzigartigen handwerklichen Vielseitigkeit zugleich als Kupferstecher wie auch als Zeichner für



*Abb. 1: Albrecht Dürer,  
Gerson als Pilger, 1494/1502,  
Holzschnitt, aus: Johannes  
Gerson, Opera, Ps. 4,  
Straßburg 1502, Herausgeber:  
Jakob Wimpheling, Drucker:  
Mathias Schürer, Sign. F366-1*

den Holzschnitt, d. h. als Buchillustrator.<sup>3</sup> Sein Aufenthalt am Oberrhein schuf wesentliche Grundlagen für seine späteren graphischen Werke.

Im Zentrum des Bildes schreitet Johannes Gerson als Pilger, der sich leicht gebeugt auf den Pilgerstab in seiner rechten Hand stützt, gemessenen Schrittes voran. Er trägt einen weiten, gegürteten Umhang und einen Hut mit breiter Krempe. Vor sich hält er einen Schild mit dem ihn kennzeichnenden mystischen Wappen.<sup>4</sup>

Das Wappen zeigt ein T-förmiges Tau- oder Antonius-Kreuz,<sup>5</sup> in einem geflügelten Herzen<sup>6</sup> umgeben von Sonne, Mondsichel und fünf Sternen.

Er wird umgeben von einer geradezu realistischen, sich weit in den Hintergrund erstreckenden Landschaft. Im Mittelgrund sieht man Felsen mit kahlen Bäumen und eine Burg, die sich über einer Felsformation erhebt. Der Ausblick in Hintergrund gibt eine hügelige, mit Wäldern, Wiesen und Dörfern gebildete Landschaft frei. Der Wanderer wird von seinem Hund begleitet.

Wie eine visionäre Erscheinung erhebt sich vor dem in die Ferne gerichteten Blick des Pilgers ein schlanker Engel, den seine langen geschwungenen Flügel in die Höhe zu ziehen scheinen.



Der Kunsthistoriker Peter Strieder sieht die Qualität der gezeichneten Vorlage, gerade beim Engel, als durch den Formschneider beeinträchtigt an.<sup>7</sup>

### *Zuschreibung*

Der vierte Band der Opera Gersons zeigt auf der Titelfrückseite einen Holzschnitt, dessen Eigenheiten bei seiner Erstveröffentlichung 1935 sofort zur einstimmigen Zuschreibung an Albrecht Dürer geführt haben.

Die Zuschreibung an den jungen Dürer gründet sich darauf, dass dieser 1494 in Straßburg war, zudem kehrt ein ähnlicher Hund wie hier als Begleiter Gersons oftmals in Dürers Oeuvre wieder.<sup>8</sup>

### *Datierung und Druck*

Der Holzschnitt ist um 1494 zu datieren, als die Herausgabe des vierten Teils der Werke Gersons vorgesehen war, die sich dann noch acht Jahre verzögert hat.<sup>9</sup>

Der vierte Teil erscheint mit bisher noch nicht gedruckten Werken Gersons bei Matthias Schürer, der seit 1494 Magister artium der Universität Krakau war. Schürer arbeitete als Werkmeister und Korrektor in der Druckerei seines Veters Martin Flach d. J. in Straßburg.<sup>10</sup>

Herausgeber des Buches ist Jakob Wimpheling (1450–1582), ein humanistischer deutscher Dichter, Pädagoge und Geschichtsschreiber aus Schlettstadt. Er war als Rektor der Universität Heidelberg und als Domprediger in Speyer tätig. Zwischen 1500 und 1515 arbeitete Wimpheling in Straßburg als Schriftsteller.

### *Der Autor*

Johannes Gerson, eigentlich Jean Chevalier de Gerson (1363–1429) war Theologe und Kirchenpolitiker.

Er war einer der führenden Theologen beim Konzil von Konstanz. Seit 1392 war er Doktor der Theologie und seit 1395 Kanzler der Sorbonne in Paris. In den 60er-Jahren des 15. Jahrhunderts wurden die ersten seiner Werke in Köln gedruckt.<sup>11</sup>

Gerson war aufgrund seiner Opposition gegen das Papsttum aus der Kirche ausgeschlossen worden. Unter den Anhängern der Reformation stießen seine Schriften auf große Resonanz. Seine gesammelten Werke sollten ursprünglich schon im Jahr 1494 von Jakob Wimpheling als illustrierte Ausgabe herausgegeben werden.

Für dieses Vorhaben schuf Dürer den Holzschnitt „Gerson als Pilger“. Tatsächlich erschien der Holzschnitt jedoch, wie der vierte Teil von Gersons Werken, erst 1502 in Straßburg.

*Anmerkungen*

- 1 Dieses Buch ist angebunden an die Inkunabel: Diogenes Laertius, *Vitae philosophorum*, 1497. Sign. F 336 = rarum.
- 2 Spätmittelalter am Oberrhein, Maler und Werkstätten, Ausstellungskatalog Karlsruhe 2001, 399.
- 3 Bock, Sybille, in: *Zu Dürers Zeiten, Druckgraphik des 15. und 16. Jahrhunderts aus dem Augustinermuseum Freiburg*, Ausstellungskatalog Freiburg 1991, 11.
- 4 Dieses Wappen erklärt er selbst in einem Brief, den er an seinen Bruder vom Konstanzer Konzil am 1. Januar 1416 geschickt hat.
- 5 Attribut des Wüstenvaters Antonius d. Gr. und Zeichen des Mönchsordens der Antoniter, in: Heinz-Mohr, Gerd: *Lexikon der Symbole, Bilder und Zeichen der christlichen Kunst*, München 1998, 178.
- 6 Seit Augustinus kommt dem Herz als Symbol der Gotteseinkehr und der Innerlichkeit bei Kirchenvätern und Mystikern hohe Bedeutung zu, in: LCI, Bd. 2, 248 f.
- 7 Strieder, Peter: *Dürer, Königstein im Taunus* 1981, 98.
- 8 Strauss, Walter L. (Hrsg.): *Albrecht Dürer. Woodcuts and Wood Blocks*, New York 1980, Nr. 21, 102.
- 9 Oberrheinische Buchillustration, Inkunabelholzschnitte aus den Beständen der Universitätsbibliothek Basel, Ausstellungskatalog Basel 1972, 52.
- 10 „Martin Flach übernahm den väterlichen Betrieb, den er aber an seinen Stiefvater Knobloch abtreten musste. Er hat die von seinem Vater begonnene Ausgabe der *Opera Gersonis* abgeschlossen, in deren viertem Band 1502 ein Holzschnitt von Dürer (Der Kanzler Gerson als Pilger; Panofsky 446) aus dem Jahre 1494 erschien.“ Schaub, Wiebke: in: *Zum Druckwesen im deutschen Südweste, in: Spätmittelalter am Oberrhein, Maler und Werkstätten*, Ausstellungskatalog Karlsruhe 2001, 470.
- 11 Bock, Sybille, in: *Zu Dürers Zeiten, Druckgraphik des 15. und 16. Jahrhunderts aus dem Augustinermuseum Freiburg*, Ausstellungskatalog Freiburg 1991, 197.

*Literatur*

- Bock, Sybille, in: *Zu Dürers Zeiten, Druckgraphik des 15. und 16. Jahrhunderts aus dem Augustinermuseum Freiburg*, Ausstellungskatalog Freiburg 1991.
- Heffels, Monika: *Albrecht Dürer, sämtliche Holzschnitte, vollständiges Verzeichnis des Holzschnittwerkes*, Ramerding 1981.
- Heinz-Mohr, Gerd: *Lexikon der Symbole, Bilder und Zeichen der christlichen Kunst*, München 1998.
- Lexikon der christlichen Ikonographie*, Freiburg i. Br. 1968, Bd. 2.
- Oberrheinische Buchillustration, Inkunabelholzschnitte aus den Beständen der Universitätsbibliothek Basel, Ausstellungskatalog Basel 1972.
- Schaub, Wiebke: in: *Zum Druckwesen im deutschen Südweste, in: Spätmittelalter am Oberrhein, Maler und Werkstätten*, Ausstellungskatalog Karlsruhe 2001.
- Spätmittelalter am Oberrhein, Maler und Werkstätten, Ausstellungskatalog Karlsruhe 2001.
- Strauss, Walter L. (Hrsg.): *Albrecht Dürer. Woodcuts and Wood Blocks*, New York 1980.
- Strieder, Peter: *Dürer, Königstein im Taunus* 1981.
- Winzinger, Franz: *Dürer, Hamburg* 1971.

## Unbekannte Gedichte Quirin Moscheroschs (1623–1675) – Bibliografische Nachträge zu einem Mitglied des Pegnesischen Blumenordens\*

*Hans-R. Fluck und Walter E. Schäfer*

### *1. Zur Gelegenheitsdichtung im Barockzeitalter*

Im 17. Jahrhundert besaß in den gebildeten Gesellschaftsschichten Gelegenheitsdichtung in dem auf Repräsentation bedachten öffentlichen Leben einen hohen, heute für Nichtfachleute kaum mehr nachvollziehbaren Stellenwert.<sup>1</sup> Anlässe dazu boten zum einen persönliche Lebens- und Berufsstationen wie Geburt, Hochzeit, Namens- oder Festtage (z. B. Neujahr), Genesung von Krankheiten, Tod sowie Universitätsexamina, Amtseinführungen, Ehrungen, Reisen. Und zum anderen waren Schreibanlässe öffentliche und politische Ereignisse wie Vertragsunterzeichnungen (z. B. Friedensschluss), Kircheneinweihungen sowie Naturereignisse (z. B. Auftreten von Kometen), um nur einige Beispiele zu nennen. Erwähnt seien auch noch die zahlreichen Porträtdrucke der Barockzeit mit ihren Begleitversen.<sup>2</sup> Solche „Casualcarmina“ sind in Archiven und Bibliotheken in großem Umfang vorhanden. Und es tauchen immer wieder, als Einzeltexte oder in zeitgenössischen oder später angelegten Sammlungen von Gelegenheitsschriften, irgendwo neue Funde auf.

Für die Literaturwissenschaft bieten diese Gelegenheitsgedichte eine „unerschöpfliche Fundgrube der Poesie“.<sup>3</sup> Außerdem tragen sie – zusammen mit einer ebenso reichhaltigen zeitgenössischen Briefkorrespondenz – dazu bei, neue Erkenntnisse über die Biografie, die literarischen Aktivitäten oder sozialen Beziehungen der Autoren (sowie auch der mit den Texten Geehrten und der Widmungsempfänger) zu gewinnen. Zuletzt hat Renate Jürgensen ein bio-bibliografisches Repertorium zur Geschichte der Blütezeit des Pegnesischen Blumenordens (1644–1744) vorgelegt. Es enthält auch einen Abschnitt über Q. Moscherosch, der 1673 unter dem Gesellschaftsnamen *Filander* in den Orden aufgenommen wurde.<sup>4</sup>

Wir sind aber trotz solcher verdienstvoller Arbeiten weit davon entfernt, ein Gesamtbild der Gelegenheitsdichtung entwerfen zu können, da bei den meist geringen Auflagen, vom Einblattdruck bis zu hundert oder wenig mehr Exemplaren solcher Dichtung, viele Texte nicht überliefert worden sind. Das gilt auch für Q. Moscherosch. Das überlieferte städtische Gelegenheitsschrifttum hat zudem durch den Zweiten Weltkrieg zusätzliche, besonders schwere Verluste erleiden müssen.<sup>5</sup> Im Zusammenhang mit sei-

ner 1990 publizierte Edition von 158 unbekanntem Gedichten und Liedern Sigmund v. Birken, des Vorsitzenden des Pegnesischen Blumenordens, dem seit 1672 auch Q. Moscherosch angehörte, stellt J. R. Paas daher realistisch fest:

„Alle Forschungen, die die Casualcarmina eines Barockpoeten zum Thema haben, stellen nur ein Bruchteil dessen dar, was der Poet in Wirklichkeit schrieb, weil wir in überhaupt keinem Fall alle Gedichte kennen, die ursprünglich publiziert wurden.“<sup>6</sup>

Und außer den publizierten Gedichten gab es auch noch die unpublizierten, wie es das Beispiel eines für S. v. Birken handschriftlich gefertigten und an ihn übermittelten Hochzeitsgedichts von Q. Moscherosch dokumentiert.<sup>7</sup>

Wie sich an den bisherigen Einzelfunden von Texten Q. Moscheroschs in den letzten rund einhundert Jahren gezeigt hat, erlaubte jedoch schon dieser Bruchteil an überlieferten Gelegenheitsgedichten, ein neues Bild dieses Autors als Barockpoet zu gewinnen.<sup>8</sup> Dieses schon recht facettenreiche Bild lässt sich nun durch unsere Funde wiederum ergänzen.

## 2. Einzeldarstellung der neu aufgefundenen Texte

Wir stellen die ermittelten Texte, die allesamt noch nicht bei R. Jürgensen verzeichnet sind<sup>9</sup>, in chronologischer Reihenfolge vor und ordnen sie zunächst, soweit möglich, in den biografischen, sozialen und literarischen Rahmen des Gesamtwerks ein.

1) *Epicedia beatis Manibus viri amplissimi consultissimi et clarissimi DN. Andreas Schollii, I.B.D. Minoris apud Argentoratenses Senatus procuratis ... quem Deus ... ad aeternam quietem vocavit 22. Aug. ... M. DC. XLV.* Straßburg: Johann Philipp Mülbe 1645

[Jagiellonska Biblioteka Krakau, Sign.: BJ: Yf 6802 (53)].

Diese Druckschrift auf den Tod des A. Schollius versammelt vier lateinische Gedichte in Hexametern und drei deutsche Gedichte in achtzeiligen Odenstrophen. Die Autoren sind: Blasius Eggen, Prokurator beim Großen Senat Straßburgs; Johann Matthias Schneuber, Präzeptor am Gymnasium, bekannt als Mitglied der Straßburger Tannengesellschaft<sup>10</sup>; Magister Samuel Brothagius, Student aus Emmendingen<sup>11</sup>; Quirin Moscherosch; G.C. Schumann<sup>12</sup>; Johannes Christophorus Müller, domesticus (Hausgenosse). Beiträge sind hauptsächlich juristische Kollegen des verstorbenen Schollius, zum Teil Mitglieder in den Ratsgremien Straßburgs.

Der Beitrag Moscheroschs ist eines der ganz frühen Gedichte des Zweiundzwanzigjährigen, der kurz zuvor – im April 1645 – an der Universität



Straßburg immatrikuliert worden war. Er griff gleich zu Beginn einen beliebten Topos der zeitgenössischen Lyrik auf, das von einer Frage ausgehende Suchen nach einer Definition des Lebens des Menschen in der Art des Andreas Gryphius:

„*Menschliches Elende.*

*Was sind wir Menschen doch? Ein Wohnhaus grimmer Schmerzen  
Ein Ball des falschen Glücks. Ein Irrlicht dieser Zeit [...]*<sup>13</sup>

Moscherosch beginnt (ohne Titel):

*Du o jammer=volles Leben*

*Wem vergleich ich dich doch nur?*

Bei der Umschreibung des menschlichen Elends greift er zu ungewöhnlichen Vergleichsbildern: das Labyrinth in Kreta (mit Pasiphae und Minotaurus), in dem der Mensch sich verirrt, Kampfelefanten, die durch Blutvergießen angestachelt werden, als Bild des unersättlichen Todes usw. Er gebraucht eine gesuchte Metaphorik, die noch nach dem Schulstaub riecht, der ihm anhaftete. Dennoch war er als Poet schon so sehr geschätzt, dass er zu dieser Totenehrung respektabler Amtsträger hinzutreten durfte.

2) *Epicedia Beatissimis Viri excellentissimi et clarissimi DN. M. Isaaci Malleoli, Mathematicum in Alma Argentoratensium Universitate Professoris Emeriti. Quem Deus ex hoc turbulento salo ad aeterna felicitatis portum transtulit die 10. Aug. Anno O.R. 1645. Aetatis 82. Scripta a DNN. Collegis, Amicis et Studiosis.* Straßburg: Eberhard Welper o.J. [1645] [Jagiellonska Biblioteka Krakau, Sign.: BJ: Yf 6802 (55)].<sup>14</sup>

Herausgegeben wurde die Gedenkschrift von dem Straßburger evangelischen Theologen und Universitätslehrer Johannes Georgius Dorschius (Johann Georg Dorsch, 1597–1659), der u. a. auch die Trauerschrift für den Straßburger Theologen Friedrich Schottel<sup>15</sup>, zu der Q. Moscherosch ein Sonett beigetragen hat, herausgab. Dorsch, in Straßburg geboren, erhielt in dieser Stadt seine Theologieausbildung, wurde dann dort 1627 Prof. Theol. und war ein bekannter lutherischer Streittheologe. Dorsch hatte auch Beziehungen nach Nürnberg zu Mitgliedern des Pegnesischen Blumenordens. In seinen letzten Lebensjahren lehrte er von 1654–1659 an der Universität Rostock.

Das in der Gedenkschrift enthaltene Gedicht Quirin Moscheroschs stammt ebenfalls noch aus seiner Studienzeit. Es ist ein Nachruf auf den emeritierten Straßburger Mathematik-Professor Isaac Malleolus und umfasst zehn deutschsprachige Strophen (Sextette). Eine der Strophen findet sich bereits in einem Aufsatz von Erich Schmidt (1897), der diesen Text und andere Gedichte der Brüder Moscherosch in einem umfangreichen

Sammelband mit Straßburger Gelegenheitsgedichten des 17. Jahrhunderts in der einstmals Königlichen Bibliothek (später: Deutsche Staatsbibliothek) in Berlin entdeckt hat.<sup>16</sup> Der Sammelband galt jedoch nach dem II. Weltkrieg in Berlin als verschollen. Unlängst konnten wir aber feststellen, dass der Band erhalten geblieben ist und – wie viele andere während des II. Weltkriegs verlagerte Bücher aus dem Bestand der Berliner Bibliothek – heute in der Krakauer *Biblioteka Jagiellonska* – unter der alten Signatur Yf 6802 – gut verwahrt wird. Er enthält noch weitere bisher nicht erfasste Texte Quirins, in diesem Beitrag vorgestellt unter Nr. 1 und 3.

Isaac Malleolus, dem dieses erste Trauergedicht gewidmet ist, starb im Alter von 82 Jahren. Er hatte sich als ein der aristotelischen Physik zugewandter Universitätslehrer nicht nur mit Mathematik, sondern auch mit Astronomie beschäftigt. Beides waren Fachgebiete, zu denen er in Straßburg mehrere Lehrbücher und Kalender veröffentlicht hat. Quirin wird ihn durch seinen Bruder, dessen Lehrer er war, kennengelernt haben. Der Gedichttext selbst gibt darauf allerdings keinen direkten Hinweis, sieht man von der allgemeinen Charakterisierung des Hochschullehrers als „alte Stütz der Schul alhie“ [langjährige Stütze der hiesigen Hochschule] ab.

E. Schmidt schätzte das Gedicht als „wenig originell und kraftlos“ ein und hielt es, zusammen mit anderen Gelegenheitsgedichten Q. Moscheroschs, für „dürftig“.<sup>17</sup> Schmidts harsches Urteil ist inzwischen durch eine differenziertere und sozialgeschichtlich orientierte Neubeurteilung barocker Literatur revidiert worden<sup>18</sup>, wenngleich dieses 10-strophige Trauergedicht sicher noch keinen Höhepunkt im dichterischen Schaffen Q. Moscherosch darstellt – und darstellen konnte. Denn 1645 stand er mit seinen 22 Jahren noch im Studium und hat daher seine poetischen Fertigkeiten erst in den Folgejahren in Nürnberg (bei G. Ph. Harsdörffer) und Straßburg (u. a. bei seinem Bruder Johann Michael und bei J. M. Schneuber<sup>19</sup>) gründlicher ausbilden und entwickeln können. Insofern muss dieser Text sicher zu seinen ersten, noch teilweise ungelungenen poetischen Gehversuchen gerechnet werden.

Weitere Beiträger aus dem Straßburger Umfeld waren der Dichter Johann M. Schneuber, der Lingolsheimer Pfarrer Elias Kolb, Magister Samuel Brothagus (aus Emmendingen), der „Philomat[ematicus]“ und Verleger Eberhard Welperus, dazu kamen Friderich Reuchlin, G. C. Schumann und H. L. Holler.

3) Im zuvor genannten Sammelband mit Straßburger Gelegenheitsgedichten<sup>20</sup> findet sich noch eine weitere Schrift mit Leichencarmina, die bisher in der Literatur zu Q. Moscherosch nicht verzeichnet ist:

*Leich-gedichte Bey der Begräbnus Herrn Ulrich Constantin Geigers/ Gewesenen SchirmgerichtsSchreibers und Pfundzollers der Statt Straßburg. Welcher nach lang außgestandender beschwerlicher Kranckheyt/ auß*

*disem Ellend in den ewigen Schirm abgefordert worden. Sambstag den 21. Hornung 1646. Seines alters im 53. Getruckt bei Johann Philipp Müllben [Uniwersytet Jagiellonski, Biblioteka Jagiellonski, Signatur: Yf 6802 R (21)].*

Die in dieser Sammlung enthaltenen Texte ehren Ulrich Constantin Geiger, der am 21. Februar 1646 gestorben ist. Geigers Beruf wird im Titel der Schrift angegeben als „SchirmgerichtsSchreiber und Pfundzoller“ der Stadt Straßburg, er hatte also mit der Erhebung von Abgaben bei der Straßburger Kaufmannschaft zu tun. Moscherosch hat zu seiner Gedenkschrift auf Deutsch ein Figurengedicht in Kreuzform mit anschließenden leipogramatischen deutschen Versen (in denen das mehrfach verwendete Wort Kreuz jeweils durch das Kreuzzeichen – † – ersetzt worden ist) und ein lateinisches vierzeiliges Chronogramm („Chronotetrastichon continens in se Annum ab condito Universo“) beigesteuert. Hinweise auf die Beziehung Moscheroschs zu dem Verstorbenen finden sich in keinem der Texte.

Zwei der anderen Beiträger sind mit den Beiträgern der Gedenkschrift für Isaac Malleolus identisch: J. M. Schneuber und E. Kolb. Hinzu kommen der Student Joh. Joach. Caroli aus Pappenheim, der Philologie- und Theologiestudent Johannes Saugenfinger aus Nördlingen, H. Geiger sowie zwei anonyme Autoren (J.L.H, J.J.S.).

4) Freund, Marcus: *Alter und Neuer Astrologischer Teutscher Friedens- und außländischer Königreiche Kriegs-Calender: Darinnen die natürliche und gründliche Verkündigung von dem Gewitter der 4. Quartalen zu finden/ [et]c.; Auff das Jahr nach der Geburt Jesu Christi M.DC.LV. Nürnberg : Endter [1654]*

(Standort: Dresden, Sächsische Landesbibliothek / Staats- und Universitätsbibliothek, Signatur: Chronol.760, misc.7) [VD17 14:663899Y]

Mit dem Widmungsgedicht für den Friedens- und Kriegskalender des evangelisch-lutherischen Pfarrers Marcus Freund bleibt Q. Moscherosch im bereits von ihm bekannten Nürnberger Beziehungsgeflecht. Denn zu anderen Kalendern und Kalenderschriften Freunds hatten Gelehrte und Literaten Widmungsgedichte beigetragen, zu denen auch Q. Moscherosch Kontakte besaß: u. a. Johann Georg Styrzel (auch: Stürzel, Rothenburger Bürgermeister, Jurist), Johann Georg Gundelfinger (ebenfalls Jurist, Bürgermeister in Nördlingen) und Johann Klaj (Pfarrer und Dichter). Zudem verkehrte Marcus Freund in Nürnberg mit den angesehenen und weitbekannten Theologen Johann Saubert und Johann Michael Dilherr, die Q. Moscherosch zu seinen Lehrern und Gönnern zählte.<sup>21</sup>

Marcus Freund, 1603 im einstmals badischen Sachsenflur (heute: Ortsteil von Lauda-Königshofen) geboren, hatte – wie Q. Moscherosch – in

Straßburg Theologie studiert. Von 1626 bis 1651 wirkte er als Pfarrer in Vorbachzimmern (Hohenlohe), ab 1652 in Oberstetten bei Rothenburg. Als Kalendermacher war er Autodidakt, hatte aber mit seinen Kalender-Veröffentlichungen so großen Erfolg, dass er sich mit dem Kalendermachen wohl oft intensiver beschäftigte als mit seinen Verpflichtungen als Pfarrer.<sup>22</sup> Seine Kalender wurden seit 1654 auch ins Schwedische übersetzt und lassen sich in diesen Ausgaben dort und in Bibliotheken anderer Länder zahlreich nachweisen (z. B. in der Harvard Library).

Freund schrieb nach eigenem Bekunden seit 1642/43 Kalender. Der erste unter seinem eigenen Namen veröffentlichte erschien 1646 bei W. Ender, bei dem er sich mehrfach aufhielt. Gut möglich, dass er bei einem solchen Aufenthalt Q. Moscherosch während dessen Studienjahr in Nürnberg<sup>23</sup> kennengelernt hatte.

Moscherosch schrieb sein Widmungsgedicht in deutscher Sprache. Verfasst wurde es von ihm laut Unterschrift an seiner ersten Pfarrstelle, in „Offendorf am Rhein/ den 9. Tag Hornungs/ [d.h. 9. Febr.] 1653“.

Ungebettene  
Redliche Kundschaft  
Quirini Moscherosch,  
Hanauischen Pfarrers zu Offendorf am Rhein/  
Betreffend  
Die sinnreichen/ wolgefassten/ Welt=berühmten  
Jahr=Gangs=Schriften/  
Deß Ehrwürdigen Herrn  
Marc Freunden.

Was Adams Stamm=Geschlecht: Was Seth und dessen Kinder/  
Von hoher Sternen=Kunst die erste Welt gelehrt:  
Was Noha/ nach der Flut der Höll entzündten Sünder/  
Glückseelig fortgesetzt: Was Abraham vermehrt:  
Was der Chaldäer Witz am Himmel konnte weisen:  
Was die Aegyptier so hoch berühmt gemacht:  
Weß die auß Morgenland noch Jährlich seynd zu preisen:  
Das hat/ O Freund! Euch auch in solchen Ruff gebracht/  
Daß zu der letzten Zeit/ darinn uns GOTT versparet/  
Noch keiner funden ist/ der Euch es gleich gethan/  
Geschweigen dann zuvor/ kein Jahr in sich verjahret/  
Da Ihr nicht sehten das/ das Niemand sehen kann.  
Ihr warnet alle Welt/ in Euern Himmels=Schriften/  
Wie treue Freunde thun. Wann man Euch nur auch glaubt/  
Und nicht so leiden ring die Wunder ob den Lüfften  
Veracht/ als wäre man der Sunnen gantz beraubt.  
Die Welt achts aber nicht! Darf dennoch Traumer schelten/



Der auß der Sternen Lauff was Richtigs schliessen kann/  
 Wie Joseph es ergieng. Ob diß Euch auch wird gelten/  
 Mein Freund/ dar zweiffelt mir am wenigsten nicht an:  
 Ihr müsst bey manchem Kopf/ der nichts lobt/ als das Seine/  
 Ein falscher Seher seyn; Ein Mann/ der ausser Ambt  
 Unehrllich Händel treibt; Der nichts acht die Gemeine;  
 Den beide Geistliches und Weltliches Recht verdammt.  
 So sagt Herr Dünckelwitz/ der sich selbselbsten liebet/  
 Und alles andre hasst. Gleich als wenn Abraham  
 Auch müsst verdammet seyn/ drum daß er sich geübet  
 In dieser höhern Kunst/ und drinnen so zunam/  
 Daß GOTT auch selber sprach: Schau deine Himmels=Scheiben  
 Und zähle/ kanst du es/ der Sternen grosses Heer.  
 Es hätte Hiob auch/ so fromm er sich lässt schreiben/  
 So schlecht und recht er war/ gleichwol geirret sehr.  
 Ja GOTT selbselbsten müsst/ in seiner Wetter=Rede/  
 Mit Hiob angestellt/ zu weit gegangen seyn/  
 So irrt der Made=Mensch/ wann eine bittere Fehde/  
 Und unverschamter Hass' sein Hertz genommen ein.  
 Ihr aber/ trauter Freund/ lasst Euch diß Ding nichts irren/  
 Noch tauren eure Müh. Seht euern Silber=Schild/  
 Den Zwey gehörnten an/ lässt der sich auch verwirren  
 In seinem Wandel=Lauf/ wann ihn der Hund bebillt/  
 Man schreib und sag Euch nach vor Falsches/ als man wolle/  
 Vor Lügen=Mord=Gedicht/ wies falschem Maul behagt/  
 Ich kann nichts Falsches sehn; Ja wünsche/ (wann ich solle  
 Selbst euer Echo seyn) daß ihr oft Lügen sagt/  
 Wie würde/ Teutschland/ es so wol dann um dich stehen:  
 Nun aber fühlen wir/ daß es nur all zu waar.  
 Du weist mein Edelsaß/ was in dir jüngst geschehen/  
 Da dich dein alter Feind bezog mit neuer Schaar.  
 O daß damalen Freund ein Lügner wäre worden!  
 Als er dir propheceyt: O Elsas! was ist das?  
 Ich mein/ jetzt weiß man es: Das Rauben/ Brennen/ Morden/  
 War uns ein theurer Zeug/ daß Freund die Lügen hass.

Das Gedicht trägt einen jener typisch barock ausladenden Titel, der hier inhaltlich darauf anspielt, dass die an den Wirkungsorten Freunds nicht unbedingt gern gesehene Kalendermacherei in Q. Moscheroschs Sicht eine mit der Theologie durchaus zu vereinende Sache darstelle. Denn Freund vertrat die Auffassung, „daß derjenige kein Theologus oder vortrefflicher Prediger sei, der nicht zum wenigstens einen Vorgesmack der Astrologie gewonnen habe“.<sup>24</sup>

Diese Auffassung musste er gegenüber seinen Dienstherren wiederholt verteidigen, recht ausführlich noch 1660 bei einer Visitation durch das Rothenburger Konsistorium.<sup>25</sup> Anstoß bei seinen Vorgesetzten und der Obrigkeit (wie dem Nürnberger Rat) erregte er aber nicht nur dadurch, dass er als christlicher Astrologe für sich in Anspruch nahm, aus dem natürlichen Lauf der Gestirne Prognosen zu stellen, sondern vor allem durch die Art seiner Formulierungen: „Ohne umständliche Beweisführung erging er sich gerne in dunklen Orakelsprüchen und weitschweifigen Formulierungen“.<sup>26</sup>

Vor diesem Hintergrund eines etwas zwielichtigen, aber einträglichem Kalendergeschäfts ist Moscheroschs Widmungsgedicht zu lesen. Q. Moscherosch muss die Diskussionen um Freunds astrologische Aktivitäten in Franken gekannt haben, denn er geht ausführlich auf den Konflikt zwischen Kirchenamt und astrologischer Beschäftigung sowie auf Fragen nach dem Wahrheitsgehalt von Kalenderprognosen ein. Wie bei einem Widmungsgedicht zu erwarten, tritt Q. Moscherosch dabei für die Position Freunds ein und stärkt dessen Dienstauffassung mit den Worten *Ich kann nichts Falsches sehn*. Und zum Beweis führt er am Schluss, passend für die Kalendervariante *Friedens- ... und Kriegs-Kalender*, als ihm naheliegendes Exempel ungünstige Vorhersagen Freunds zu kriegerischen Ereignissen im Elsass an, die sich – zum Bedauern Q. Moscheroschs – auch bewahrheitet haben. Auf diese Weise gipfelt sein Gedicht aus der zuvor dargelegten Antithetik von Wahrheit und Falschheit bzw. Lüge in der ehrenden Feststellung, *daß Freund die Lügen hass*.

Zwar hatte Quirin Moscherosch weitere vereinzelte Beziehungen in den Rothenburger Raum, doch gibt es für beständige Kontakte zu Marcus Freund in Oberstetten bisher keine Hinweise. Freund starb 1662 und sein Sohn Johann Georg führte in Nürnberg das so erfolgreiche Kalendergeschäft seines Vaters fort.

5) *Schwanen Gesang Weiland des Hochgebornen Grafen und Herren/ Herren Johann Reinharden Grafen zu Hanau/ Rhineck und Zweybrücken/ Herren zu Müntzenberg/ Lichtenberg und Ochsenstein/ & Hochseeligen Andenckens Seines gnädigen Grafen und Herren zu unterthanigen Ehren nachgesungen von Salomon Reiseln der Artzney Doct. Hochgräfl. Hanauischen Leib-Arzt zu Buchsweiler. Straßburg/ Mit Dolhopffischen Schrifften/ gedruckt bey Johann Schützen/ Im Jahr MDCLXVI.*<sup>27</sup>

(Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt, Sign. Günderrode 766. 2°).

Mit Q. Moscheroschs Beitrag in der Trauerschrift *Schwanen Gesang ...* hrsg. von Salomon Reisel, liegt nun auch der Erstdruck<sup>28</sup> seines Gedenkens *Trost auf Traur ...* für den hanauischen Grafen Johann Reinhard II. (gestor-



Abb. 1: Titelblatt der Trauerschrift für den hanau-lichtenbergischen Grafen Johann Reinhardt II.



ben 25. April 1666) vor, das in seinem Sammelband *Hanauische Lob=Lieb=Lust=Lehr und Leidgedichte* (1668)<sup>29</sup> erscheint. Quirins Beitrag ist – mit eigenständigem Titelblatt (siehe Abb. 1) bei durchgängiger Bogenzählung – in S. Reisels Trauerschrift eingebunden.

Diese Fassung des Darmstädter Bibliotheksexemplars unterscheidet sich vom Nachdruck in seinem Sammelband nur durch Varianten im Titel (Verleger und Verlagsort werden nicht genannt), in der Orthographie der drei Liedgedichte (*1. Klag-Lied, 2. Trost-Lied, 3. Bet-Lied*) sowie in der Textgestaltung bei den abschließenden *Gesprächs-Reimen*, die einen anders lautenden Titel tragen und weniger umfangreich sind. Das 1666 den deutschen Texten vorangestellte *Epitaphium Chronologicum latino-Germanicum* wurde in der Gedichtsammlung von 1668 zu den lateinisch abgefassten Anagrammen und Chronogrammen, die Q. Moscherosch zu verschiedenen Festtagen für die hanau-lichtenbergischen Familien verfasst hatte, hinzugefügt. Dabei fehlen die letzten beiden Zeilen. Einige dieser Unterschiede gehen offensichtlich darauf zurück, dass der *Schwanen-Gesang* entsprechend dem offiziellen Anlass in Folio (2°) und Moscheroschs eigener Sammelband von 1668 in Oktav (8°), also in einem kleineren Format gedruckt wurde.

Nicht im vorliegenden Exemplar des *Schwanen-Gesangs* vorhanden ist ein im Sammelband von 1668 nach den *Gesprächs-Reimen* abgedrucktes, in Form eines Kreuzes gestaltetes Trauergedicht. Dieses figurative Gedicht war 1666 möglicherweise an Q. Moscheroschs Leichenpredigt auf Johann Reinhard II. angebunden, die er der Witwe – in einer bisher nicht nachzuweisenden Fassung<sup>30</sup> – zusammen mit der in seiner Gedichtsammlung abgedruckten Zueignungsschrift<sup>31</sup> überreichte.

Schließlich findet sich im *Schwanen-Gesang* zwischen Q. Moscheroschs Trauer-Liedern und seinen *Gesprächs-Reimen* noch ein Text von Johann He(i)nrich Rapp, der den Moscheroschs nahe stand. Rapp (1629–1678) war Theologe und Philologe und wirkte zunächst als Vikar, später als Präzeptor am Oberen Gymnasium in Straßburg. Auch von ihm ist eine Reihe von Gelegenheitsgedichten überliefert. Eines davon steht ebenfalls im Anschluss an einen Text von Quirin Moscherosch in einer Straßburger Trauerschrift, die in unserem Beitrag unter Nr. 8 (Leichencarmen auf Johann Philipp Cuntzmann, 1671) vorgestellt wird.

Der Autor des *Schwanen-Gesangs* war der von 1660 bis 1674 in Diensten des hanauischen Grafen Friedrich Kasimir (jüngerer Bruder von Johann Reinhard II.) stehende Leibarzt Salomon Reisel (1625–1701), der als Mediziner und barocker Naturforscher große, auch international anerkannte Leistungen erbrachte.<sup>32</sup> Bekannt wurde er durch sein aus einem Röhrensystem entwickeltes Modell des Blutkreislaufes. Reisel arbeitete in hanauischen Diensten bis 1668 in Buchweiler, dann in Hanau. Der *Schwanen-Gesang* – mit nahezu 600 deutschsprachigen Versen auf 12 Druckseiten in



Quart – ist die einzig bisher bekannte Gelegenheitsschrift Reisels aus dieser Dienstzeit.<sup>33</sup> Quirin Moscherosch wird ihn persönlich gekannt haben.

6) Johann Baptist Zierlin [Zierlein]: *Hierarchiae Politicae Clavus. Eine Christliche Predigt Von Des Weltlichen Regiments Nagel/ Aus Esaia c. XXII. v. 20. seq. Bey Ansehlicher ... Leichbegängnuß ... Johannis Georgii Styrzelii, Höchstmeritirten Ampts-Burgermeisters/ Senioris des Innern Raths-Collegii, Land-Vogts / Consistorii Assessoris und Scholarchae, auch OberKirchen-Pflegers in des Heil. Reichs-Statt Rothenburg ob der Tauber/ Welcher Freytags den 17. Aprilis 1668 ... entschlaffen/ und folgenden 20. Aprilis ... beygesetzt worden / Erkläret in der Pfarr-Kirchen zu S. Jacob Durch Johannem Baptistam Zierlinvm Vesperpredigern/ Consistor: Assess: und Scholarch. Rothenburg 1668.*

[Stadtarchiv Rothenburg o.d.T., Signatur: Personalschriften 9 (14–7)] (auch VD17 125:010127G).

Die Nennung von Q. Moscherosch als Beiträger in dieser umfangreichen Epicedien-Sammlung J. B. Zierlins ließ zunächst vermuten, dass hier ein weiteres Trauergedicht unseres hanau-lichtenbergischen Poeten auf den Tod des Rothenburger Ratsherrn und Bürgermeisters Johann Georg Styrzel [auch: Stürzel] (1591–1668)<sup>34</sup> vorliegt. Denn zu Styrzels Tod sind insgesamt sechs Sammlungen von Leichenpredigten und Epicedien erschienen.<sup>35</sup> Sie bilden ein Zeichen für die Wertschätzung dieses Mannes vonseiten der Gelehrten und Literaten in ganz Deutschland. J. G. Styrzel führte einen umfangreichen, teilweise noch erhaltenen Briefwechsel mit zahlreichen Gelehrten seiner Zeit. Unter ihnen waren auch die Straßburger Professoren Matthias Bernegger und Johann Heinrich Böckler sowie die Mitglieder der Straßburger „Tannengesellschaft“ Andreas Lucius (i.e. Hecht), Jesaias Rompler und Johann Matthias Schneuber. Styrzel war Jurist und in wechselvollen Zeiten immer ein engagierter Repräsentant seiner Stadt, dazu auch ein geschätzter Philologe und Kunstförderer. Quirin hatte sich in einem Brief an Styrzel gewandt, um Unterstützung für sein literarisches Schaffen zu erhalten. Doch es blieb der einzige Brief und zu einem Antwortschreiben kam es durch Styrzels Tod nicht mehr.

Ein Gedicht Q. Moscheroschs fand sich bereits in der von Fluck<sup>36</sup> vorgestellten Trauerschrift *Luctus Gundelfingerianus ... o. O., o. J. [1668]*, einer von dem mit Styrzel befreundeten und auch mit Q. Moscherosch gut bekannten Nördlinger Bürgermeister J. C. Gundelfinger zusammengestellten Epicedien-Sammlung. Eine Nachprüfung ergab aber, dass es sich bei dem Text in Zierleins *Hierarchiae Politicae Clavus* um kein neues Gelegenheitsgedicht Q. Moscheroschs handelt, sondern um den bereits bekannten lateinischen und deutschen Text aus dem *Luctus Gundelfingerianus*. Diese Schrift ist also einmal als selbstständiger Druck erschienen, wurde

aber auch – zumindest in dem Exemplar des Stadtarchivs Rothenburg – in die umfangreichere Epicedien-Sammlung Zierlins eingebunden.

7) Der nachfolgend vorgestellte schmale Band (36 Seiten in Duodez) nimmt unter den Gelegenheitsgedichten Quirin Moscheroschs einen besonderen Platz ein. Er ist in deutschen Bibliotheken bisher nicht nachgewiesen:

*Fasciculus Anagrammatum Hanovicorum Aliorumque Praecipuorum Partim Nunquam partinande hac seorsumque editorum à Quirino Moscherosch Pastore Hanovico.* Augsburg: Jakob Koppmaier 1669 (Bibliothèque Municipale de Colmar, Sign.: S 61)

Bislang war nur das Exemplar der Stadtbibliothek in Colmar/Elsass ausfindig zu machen. Es umfasst nach einem Kupferstichtitel mit dem Spruchband *Dignos laude vetat mori* (die Würdigen werden durch Lobpreis unsterblich) 18 Epigramme in Latein und ein Gedicht in deutschen Odenstrophen an adlige und bürgerliche Persönlichkeiten aus dem Umkreis Moscheroschs in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, in Nördlingen, Nürnberg und Rothenburg. Sie sind alle bis auf das letzte Gedicht in Form des Anagramms verfasst. Einige davon hatte Moscherosch schon anderweitig publiziert, sechs davon in der im gleichen Jahr erschienenen Huldigung an Ratspersonen der Stadt Nördlingen: *Corona Civitatis Nordlingensis*. Straßburg 1669.<sup>37</sup> Doch zwölf Gedichte wurden nur für diese Sammlung verfasst.

In der Anordnung der Gedichte wurde, wie im 17. Jahrhundert bei Sammlungen von Gelegenheitsgedichten üblich, die Hierarchie der Ständegliederung eingehalten. An der Spitze steht ein Widmungsgedicht für den Landesherrn, Graf Friedrich Casimir von Hanau-Lichtenberg (1623–1685). Es folgt ein anagrammatisches Gedicht für Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Lüneburg (1633–1714), der als Mitglied des Domkapitels Straßburg verbunden und Protektor Johann Michael Moscheroschs gewesen war.<sup>38</sup> Es war schon in der Trauerschrift für Baron Friedrich von Stein, Straßburg 1666, enthalten gewesen.<sup>39</sup> Es folgen zwei Gedichte für Friedrich von Stein (?–1666) und dessen Sohn Karl von Stein, Herren in Neuweier und Bossenstein, im Dienst der Markgrafen von Baden-Durlach.

Die Bürgerlichen werden angeführt von Johann Georg Volckamer, kaiserlicher Leibarzt und Stadtphysikus in Nürnberg (1616–1693)<sup>40</sup>, Johann Georg Styrzel, Bürgermeister in Rothenburg ob der Tauber (1591–1668)<sup>41</sup> und Johann Konrad Gundelfinger, Bürgermeister und Scholarch in Nördlingen (1698–1670).<sup>42</sup> Inmitten solcher auswärtigen Persönlichkeiten gedenkt Quirin Moscherosch seines kurz vor dieser Publikation verstorbenen Bruders Johann Michael (1601–1669) mit einem Epicedium. Wir kommen darauf zurück.

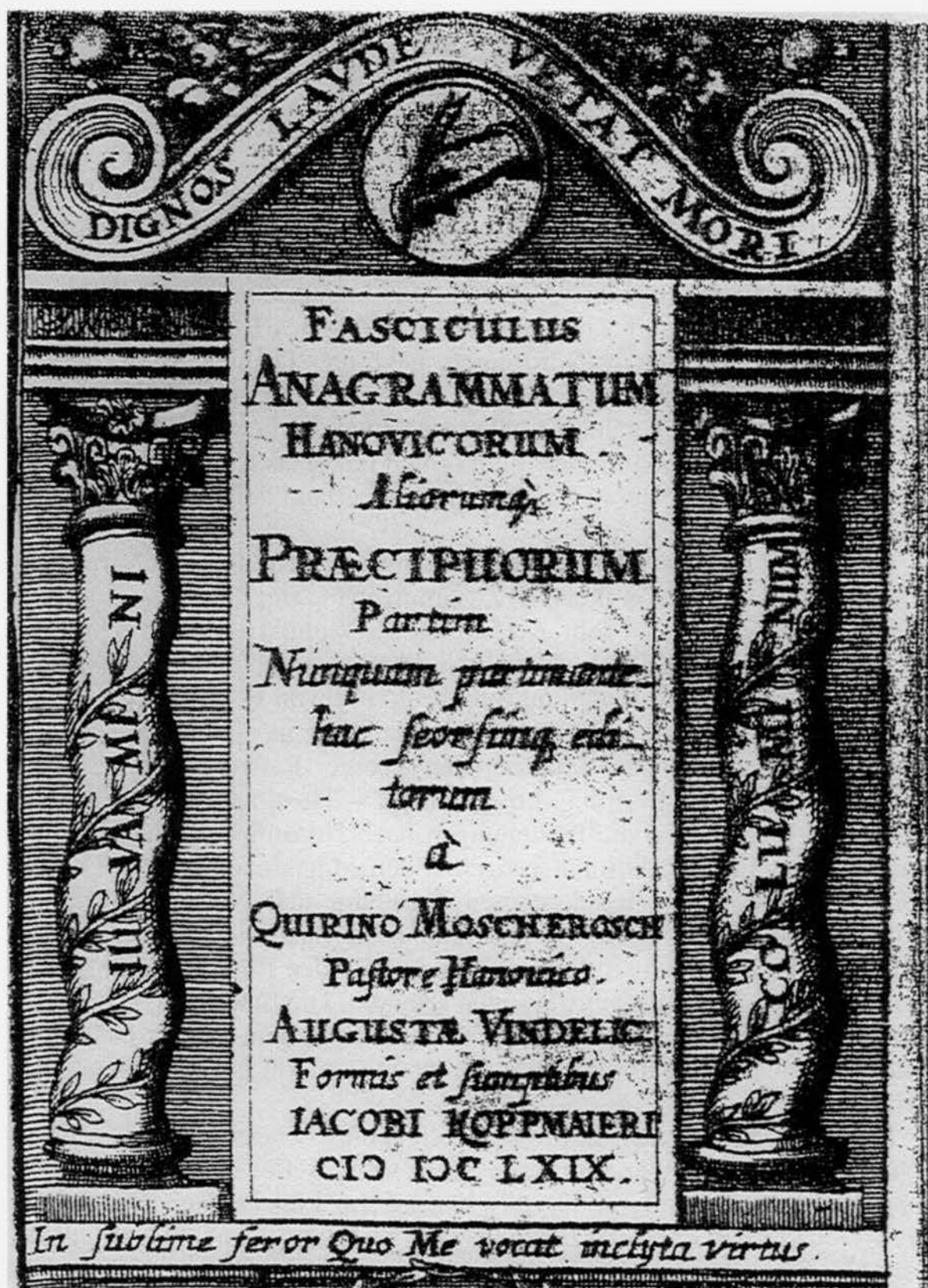


Abb. 2: Titelblatt von Quirin Moscheroschs *Fasciculus Anagrammatum Hanovicorum* ...

Augsburg: Jakob Koppmaier 1669 [vergrößert]



Die zweite Nürnberger Persönlichkeit nach J.G. Volckamer, deren Quirin Moscherosch gedenkt, ist Johann Michael Dilherr, Antistes und Hauptprediger an St. Sebald (1604–1669)<sup>43</sup>, wo Q. Moscherosch getraut wurde. Es folgen Ratsherren und Geistliche der Freien Reichsstadt Nördlingen: Johann Georg Seefridt, Rat der Stadt (1633–1672)<sup>44</sup>, Wilhelm Friedrich Romul, Rat der Stadt und Kanzler<sup>45</sup>, Johann Marcel Westerfeld, Pfarrer, später Superintendent (1610–1678)<sup>46</sup>, Heinrich Gottfried Gundelfinger, Advokat der Stadt und württembergischer Rat in Weitingen (?–1671)<sup>47</sup>; zwei weitere anagrammatische Gedichte für Johann Gottfried Seefridt und Johann Friedrich Romul schließen an. Es wird eines Blinden gedacht, Johann Schmidt, Prediger in Nördlingen, gekrönter Dichter (1639–1689).<sup>48</sup> Den Schluss bilden zwei Theologen, die sich als frühere Studenten der Theologie an der Universität Straßburg nachweisen lassen<sup>49</sup>: Johann Gebhard aus Kempten, 1665 immatrikuliert, und Nikolaus Kobelt, aus Nördlingen stammend und später als Pastor im Hanauerland tätig<sup>50</sup>, 1662 immatrikuliert.

Überblickt man die Serie dieser Gedichte, so stellt sich die Vermutung ein, dass die meisten von ihnen in Zusammenhang mit den Reisen des jungen Moscherosch in den Jahren 1646 bis 1647 und 1649 nach Nürnberg, dann wieder 1668 bis 1669 (?) nach Nördlingen und Nürnberg entstanden sind. Sie dienten der Anknüpfung und Festigung von Beziehungen, die Johann Michael zum Teil schon vor den Reisen Quirins aufgenommen hatte. Doch bedenkt der jüngere Moscherosch weniger Ratsherren und Juristen als – seiner eigenen Berufung entsprechend – Theologen und Geistliche. Besonders dicht waren die Beziehungen nach Nördlingen. Ihnen kam die konfessionspolitische Affinität zwischen den Magistraten und Kirchenbehörden in den Freien Reichsstädten Straßburg und Nördlingen zugute. Außerhalb dieses Bezugssystems stehen nur die fürstlichen Häupter zu Beginn und die Studenten am Ende der Serie. Von den Regierenden hatte die Familie Moscherosch Begünstigungen erfahren. Die Studenten, eine Generation jünger als Quirin Moscherosch, waren ihm, dem Pfarrer in Bodersweier, das nur zehn Kilometer von Straßburg entfernt ist, wohl persönlich bekannt.

Der Poet Moscherosch bevorzugte zeit seines Lebens unter allen poetischen Formen das Anagramm, sei es in Deutsch, sei es in Latein, so in der repräsentativen Sammlung für das hanauische Fürstenhaus, *Hanauische Lob=Lieb=Lust=Lehr und Leidgedichte*, Straßburg 1668, wie in dieser Sammlung, die hauptsächlich ein Publikum von Patriziern anspricht. Das sind zum Teil nur achtzeilige Hexameterstrophen wie das Widmungsepi gramm, zum großen Teil aber zweigliedrige Gedichte, die im ersten Teil die zur Verschlüsselung bereitgestellten Wörter – fast immer die Vor- und Eigennamen des Geehrten – und die buchstabengleichen Schlüsselwörter darbieten. So werden zum Beispiel Titel und Name des blinden Poeten



(S. 32): *Magister Johannes Schmidtius* in die Wortfolge *Oculis Capitis Caret, Sed Non Mentis* transponiert. In einem zweiten, „Enodatio“ (Aufknüpfung) genannten Teil werden dann die Bezüge zwischen beiden Ebenen hergestellt. Zuweilen schließt sich ein dritter Teil mit einem zusätzlichen Huldigungsgedicht an, so bei Johann Konrad Gundelfinger (S. 17), wo die Wahl Gundelfingers zum Ratsherrn in einem besonderen achtzeiligen lateinischen Gedicht gefeiert wird.

Da Quirin Moscherosch sich über seine poetischen Prinzipien und Neigungen kaum je auslässt, ist seine besondere Vorliebe für Anagramme nicht leicht zu erklären. Ein Anstoß kam sicher aus der Empfehlung dieser Form durch gefeierte Poeten wie Georg Philipp Harsdörffer.<sup>51</sup>

Ob, wie von Poeten des vorangegangenen 16. Jahrhunderts, auch noch von Moscherosch ein magischer Zusammenhang zwischen dem vorgegebenen Wortmaterial und den gefundenen neuen Wörtern empfunden wurde, lässt sich nicht überprüfen.<sup>52</sup> In diesem Sinn wurden zum Beispiel Verwandlungen wie die der Frage des Pilatus *quid est veritas?* (was ist Wahrheit? Johannes 18:38) in die anagrammatische Antwort *Est vir qui adest* (es ist der Mensch hier) als magisch zwingend angenommen. Als gründlich geschulter Theologe kannte Moscherosch die Kabbala, das magische Buch der jüdischen Schriftgelehrten, in dem Anagramme in solchem Sinn häufig waren. Eine allgemeine Vorliebe der Zeitgenossen für verrätselte literarische Formen wie Chronogramme, Akrostichon, Leipogramme kam hinzu. Man weckte den spielerischen Reiz für die Leser.

Besondere Aufmerksamkeit verdient das Epigramm für den Bruder (S. 10). Sein Text ist zwar identisch mit dem, was Quirin Moscherosch mit zur Trauerschrift für Johann Michael mit der Predigt des Pfarrers Mathias Meigener in Worms 1669 beigetragen hat.<sup>53</sup> Doch gibt Quirin Moscherosch hier eingangs Titel und Funktionen seines Bruders an, die so in seinem Gedicht für die Trauerpredigt nicht aufgeführt werden:

*Epicedion in Obitum Nobilissimi, famigratissimi, Domini Johannis  
Michaelis Moscheroschii, Com. Palat. Caes. Variorum Statuum  
Consiliarii.*

Zwar wird der Bruder auch auf dem Titel des Trauergedichts der Leichenschrift als *Vornehmer Jurisconsultus verschiedener Fürsten und Stände gewesener hoch meritierter Rath etc.* bezeichnet, doch den Titel eines Pfalzgrafen (*Comes Palatinus Caesarius*) führt nur sein Bruder in dieser Schrift an. Was ihn legitimierte, dieses hochrangige Amt, das Johann Michael befähigt hätte, zum Beispiel Adels- und Wappenbriefe auszustellen, unehehlich geborene Kinder zu legitimieren oder Dichter zu krönen, ist unerfindlich. Nachfragen im Österreichischen Staatsarchiv (Abt. Haus-, Hof- und Staatsarchiv) ergaben keinen Anhaltspunkt.

8) Ein weiterer Einzelbeitrag findet sich in einer Sammlung von Trauergedichten aus dem Jahre 1671:

*Letzte Ehren=Gedächtniß über Den frühzeitigen doch seeligen Todt Hn. Johann Philipps Cuntzmanns Beeder Rechten beflissenen; Welcher an diese Welt gebohren den 7/17, Septembr. 1647. Und aber auß derselben zu Pariß den 2/12 Septemb. 1671. nach Gottes willen seeligst abgefördert/ und daselbsten den 9/19 ejusdem zur Erden bestattet worden. Auß Christlichem Mitleiden auffgerichtet.* Straßburg: Johann Welper 1671 (UB Heidelberg, Sign.: F 2791 – 1 RES Bd.7, 24).

Diese Sammlung von Trauergedichten umfasst drei deutsche und zwei lateinische Beiträge, zumeist in Alexandrinern und lateinischen Hexametern. Verfasser sind: Johann Theobald Henrici, Pfarrer der St. Thomas Kirche in Straßburg, zwei Studenten der Rechte aus Straßburger Honoratiorenfamilien, Ulrich Obrecht und Johann Deckherr, Quirin Moscherosch („Pfarrer in Botterßweiher“) und Johann Heinrich Rapp. Zwischen den Familien Moscherosch und Cuntzmann dürften familiäre Beziehungen bestanden haben, denn Q. Moscherosch bezeichnet den Verstorbenen als „Gevatter“ (Patenkind?). Die Familie Obrecht hatte in der fraglichen Zeit mehrere Träger des Vornamens Georg, sodass die Identität des Verfassers des Trauergedichts schwer festzustellen ist.<sup>54</sup>

Johannes Deckherr (ca. 1650–1694)<sup>55</sup> war Advokat am Reichskammergericht. Die Vermutung familiärer Beziehungen zwischen den Familien Moscherosch und Cuntzmann wird bestärkt durch den Versbeitrag von Johann Heinrich Rapp (1629–1673), einem Vetter von J. M. und Quirin Moscherosch, Sohn ihrer Schwester Maria Salome Moscherosch. Nach einem Theologiestudium war er am Oberen Gymnasium Straßburgs tätig.<sup>56</sup>

Der Beitrag Quirin Moscheroschs steht unter dem Titel: *Traur= und Trost=Liede nach der weise Herrn Ristens Passions=Andachten Erster Hinführung Christi am 22 Bl. Auff liebe Seel entzünde dich/ etc.* Er ist der weitaus längste aller Beiträge und umfasst 19 jambische achtzeilige Strophen, insgesamt 192 Verse, die dem Vers- und Strophenbau von Johann Rist: *Neue Hoch=heilige Passions-andachten* (Hamburg 1664), nachgebildet sind. Die Ausführlichkeit erklärt sich wohl durch die persönliche Verbindung zur Familie Cuntzmann, durch die Anerkennung, die man Quirin Moscherosch als Poet zugestand, aber auch durch den ungewöhnlichen Fall eines während einer Studienreise verstorbenen Studenten.

Moscherosch hebt mit einer emphatisch vorgetragenen Anklage Frankreichs an:

*O Franckreich! Kranckreich! Todtengrab!  
Der Edlen Teutschen Jugend!*

und nennt andere deutsche Studenten, die in Frankreich den Tod fanden. Er

gibt biografische Details: ein Studienkollege Cuntzmanns, Johann Adam Schiffmann, war ein Jahr zuvor in der französischen Universitätsstadt Angers gestorben. Seinen Tod hatte Quirin Moscherosch in der Gedenkschrift *Des Klugen Schiff=manns unverruckter Hoffnungs=Ancker*<sup>57</sup> in einem Trauer- und Trostlied eindringlich beklagt. Schiffmanns Grab wollte Cuntzmann aufsuchen, als er von Straßburg abreiste. Gegen Ende des Gedichts folgen Trostworte an die Mutter, die Großmutter und die Schwestern des in Frankreich Verstorbenen.

9) Anlass für ein weiteres Gelegenheitsgedicht Quirin Moscheroschs war die medizinische Dissertation an der Straßburger Universität von Marcus Laurentius Donner. VD17 547:660517B verzeichnet den Titel wie folgt: *Disputatio Medica Inauguralis De Apoplexia / Quam ... In Alma Argentiniensium ... Publicae & solenni disquisitioni sistit Ad diem Iunii ... Marcus Laurentius Donner, Francus. Argentorati: Johann Friedrich Spoor, 1673.*

[Expl. aus Gotha, Forschungs- und Landesbibliothek, Signatur: Diss. med 8° 00186 (57)].

Alle dem Dissertationsdruck beigegebenen Glückwünschverse sind in Latein abgefasst. Bei Quirins Text handelt es sich um ein 12-zeiliges anagrammatisches Gedicht, ausgehend von dem „Buchstabenwechsel“ für *Marcus Laurentius Donner* zu *Laurus in te ornans cedrum*.

Unterschrieben ist der Text mit

*Amoris & honoris ergò f.* [verfasst der Liebe und Ehrbezeugung wegen]  
*Qvirinus Moscherosch*

Donner, im Schrifttitel als „Franke“ apostrophiert, stammte aus der Gegend um Rothenburg. Wir finden ihn seit 1666 mehrfach als Beiträger in Fest- und Trauerschriften, die Rothenburger Honoratioren gewidmet sind. Solche Beziehungen waren ihm sicher hilfreich, als er für sein Studium an der Universität beim Rat der Stadt Rothenburg um ein Stipendium nachsuchte. In einem im Stadtarchiv Rothenburg erhaltenen Bittgedicht an den Rat aus dem Jahre 1668 finden sich die Spuren Donners wieder. Da es in einer großen Reihe von Bittgedichten in mehreren Bänden zum Stipendiatenwesen im Stadtarchiv Rothenburg das einzige Gedicht in deutscher Sprache war, fiel es auf und ein unbekannter Verfasser (vermutlich der Rothenburger Stadtarchivar August Schnizlein) hat es 1914 in der Heimatzeitschrift „Linde“ publiziert und kommentiert.<sup>58</sup>

Aus diesem Kommentar ist zu erfahren, dass Donner aus Haldenbergstetten stammt, 1667 die Schule absolviert hatte und vom Rat der Stadt mit einem „Viaticum [Zehr-/Reisegeld] von 6 fl.“ ausgestattet worden war. In Jena begann er dann ein Medizinstudium und übersandte von dort 1668 an Bürgermeister und Rat, zusammen mit dem erhaltenen Bittgedicht, als Be-



leg für ordentliches Studieren eine „Dissertatio medica de melancholia hypochondriaca“. Das Dokument wurde jedoch inhaltlich von dem damaligen Stadtphysikus heftig kritisiert:

... dieser hoch donnirte Donner will fliegen, ehe die federn ihm gewachsen sind und will neue opinionones introduciren, die alle Doctores refutiren.<sup>59</sup>

Der Kommentar geht nicht darauf ein, ob das neuerlich erbetene Stipendium auch gewährt wurde. Da Donner in seiner Straßburger Dissertation aber eine Widmung an die Rothenburger Ratsvertreter voranstellt, darf vermutet werden, dass er trotz negativer Beurteilung seiner ersten medizinischen Studie in Jena für den anschließenden Straßburger Universitätsbesuch nochmals ein Stipendium erhalten hat. Bevor er aber für zwei Jahre (1672–1673) zum Studium nach Straßburg zog, hielt sich Donner in Krakau auf. Nach seiner Straßburger Promotion ließ er sich dann 1673 als Arzt in Rothenburg nieder, nachdem er vom Rat der Stadt eine entsprechende Zulassung erhalten hatte. Sein Wirken aber war von kurzer Dauer, denn schon zwei Jahre später verstarb Donner.

In den zuvor erwähnten Rothenburger Fest- und Trauerschriften taucht als Beiträger auch der Name des Rothenburger Pfarrers Johann Friedrich Flurer<sup>60</sup> auf, der ebenfalls gute Beziehungen zu Quirin Moscherosch hatte. Flurer hat Quirin, den er seinen „Freund und Gönner“ nennt, mit Widmung vom 25. April 1673 ein Exemplar von Georg Neumarks *Neusprossendem Teutschen Palmbaum* zugeeignet.<sup>61</sup> Es ist daher gut denkbar, dass M. L. Donner zusammen mit Flurer oder durch dessen Vermittlung den Kontakt ins Pfarrhaus von Bodersweier gefunden hat.

Neben Q. Moscherosch hat für die Straßburger Dissertation noch der Arzt Markus Mappus (1632–1701) Glückwünsche beigesteuert. Mappus<sup>62</sup> wirkte als Doktor der Medizin und Philosophie sowie als Professor in Straßburg, wo er später auch Rektor der Universität wurde. Er veröffentlichte mehrere medizinische Schriften (u. a. ein Pflanzenbuch) und war an zahlreichen Disputationen beteiligt.

10) I.N.D.N.J.C.A. *Die Chrysogoni, Die Feliciter ominosô, gloriosô, d. XXIV Nov. Florentissimum Prosperitatis omnigenæ, omnifariæ Chrysogonium, Aureos quippe Fertilitatis Conjugalís Flores, apprecantur Nobil: & PraeClarissimo, Domino JOHANNI WILHELMO ERHARDTO, Jur: Candidato Laudatissimo, Nobilissimi, ac Strenui VIRI, DN. WILHELMI CASPARI ERHARDTI, in Burckstall, S. Regiæ Majestatis Svecicæ sub Legione DUGLASSÆA Equitum Capitanei Majoris Gravissimi, Filio Natu Maximo, Bonis omnibus Aceptissimo, Auream Amoris Honestissimi, & verè Cordiflui Affectûs Manum, Deô sic volente, danti, donanti VIRGINI Nobil: & Virtutibus Elegantissimis Condecoratissimæ, HANNÆ MARIÆ STAUD-*



*TIÆ, VIRI Magnifici atq. Nobilissimi DN. JOHANNIS BALTHASARIS STAUDTII, in Inclyt: Rotenburg: Republica Consulis, Consistorialis, Scholarchæ, Præfecti Provincialis, ht. Quæ storis etiam Supremi, Meritissimi, Filiæ Natu Secundæ, semper utinam! In Conjugio Secundæ, Staudtiani & Erhardiani Nominis Cultores, Amatores, Affines, Amici & Clientes, votum ita repetentes: AVRô CoMpLetos fontes Der Gratia Vobis, Pro Veniant Vobis Prospera fata rogant. ROTENBURGI; Typis Noachi de Millenau, MDCLXXIV [1674].*

(Stadtarchiv Rothenburg, Bestandssignatur: RKB Hg 206/55)

Von Beziehungen Q. Moscheroschs nach Rothenburg war schon mehrmals die Rede. Ein lateinisches Glückwunschgedicht aus dem Jahre 1674 belegt diese Kontakte einmal mehr. Moscherosch hat es zur Hochzeit des Jurastudenten Johann Wilhelm Erhard(t) mit Hanna Maria Staudt verfasst.<sup>63</sup> In dem langen lateinischen Titel der Hochzeitschrift finden sich alle dazu gehörigen Angaben wie Hochzeitstag, Namen und vor allem Herkunft und Stand der Brautleute. Der Bräutigam war Sohn des Wilhelm Caspar Erhardt, der als Oberstallmeister in schwedischen Diensten stand. Seine Braut gehörte einer alteingesessenen und angesehenen Rothenburger Familie an. Ihr Vater, Johann Balthasar Staudt, war Ratsmitglied und bekleidete mehrere öffentliche Ämter. Die Nachfahren der Familie leben noch heute in Rothenburg, wo das „Staudtsche Haus“ in der Herrengasse 18 Zeugnis der Familiengeschichte ablegt.

Der Name des Bräutigams begegnet mehrfach als Respondent in Altdorf. J. W. Erhard(t) gehörte vermutlich zu jenem Bekannten- und Freundeskreis um Pfarrer Johann Friedrich Flurer, damals in Neusitz tätig, mit dem Q. Moscherosch wohl eine engere Verbindung hatte. Denn auch Flurer und der ein Jahr zuvor in Straßburg promovierte und von Q. Moscherosch dazu beglückwünschte M. L. Donner (Nr. 9 dieses Beitrags) gehören in dieser Hochzeitschrift zum Gratulantenkreis, der vorwiegend aus Rothenburger Honoratioren und Familienangehörigen besteht.

Quirins lateinisches Gedicht in dieser Schrift geht auf persönliche Beziehungen aber nicht ein, sondern zeigt sich als wortgewandtes, in Hexametern abgefasstes Hochzeitscarmen. Unterzeichnet ist dieses Gedicht allein mit Vor- und Familienname und dem Hinweis auf Quirins Mitgliedschaft im Pegnesischen Blumenorden: *Honoris ergó f. [ecit] QUIRINUS MOSCHEROSCH. Societatis Floriferæ Collega* (Aus Ehrerbietung verfertigt von Q. M., Mitglied der Blumengenossenschaft). Sie galt in diesem Kreis sicher als eine besondere Auszeichnung, die auch das Ansehen der Geehrten erhöhen konnte.

Die Freie Reichsstadt Rothenburg und ihr Umkreis aber sind durch diesen Textbeleg als ein weiterer Knotenpunkt im Beziehungsgeflecht Q. Moscherosch anzusehen, neben den bereits bekannten Kontaktstellen außer-

halb von Straßburg (wie die gleichfalls Freien Reichsstädte Nürnberg, Nördlingen und Augsburg).

### 3. Zur übergreifenden Einordnung der Texte

Die durch unsere Recherchen vermehrte Liste der Gedichte Quirin Moscheroschs legt insgesamt Zeugnis ab von einer erstaunlichen Produktion in einer nur 52 Jahre währenden und jäh abgerissenen Lebenszeit. Es muss Moscherosch leichtgefallen sein, in Versen zu gratulieren und zu kondolieren, um Freundschaften und Beziehungen anzuknüpfen oder zu verstärken. Ihre Sammlung in einer umfassenden Ausgabe, wie sie andere Autoren in diesem Jahrhundert vorzulegen pflegten, war ihm nicht mehr vergönnt.

Die Adressaten seiner Gedichte lassen sich in vier geografische Felder gruppieren. Da sind zum einen die Gedichte an Freunde und Bekannte im Hanauerland, genauer: in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg links und rechts des Rheins. An erster Stelle an das gräfliche Haus mit seinen Söhnen, Töchtern und Verwandten des regierenden Grafen Johann Reinhard II., dann an Adlige, Amtleute und Pfarrkollegen in der Grafschaft. Zum anderen wandte er sich an Professoren und Mitstudenten seiner Studienjahre an der Straßburger Universität. Moscherosch blieb dem heimatischen Horizont und seiner Universität zeitlebens verbunden. An dritter Stelle sind die Freunde und Bekannte zu nennen, die er auf seinen Reisen in Nördlingen und Nürnberg 1646 und 1649 kennengelernt hatte, und mit denen er zum Teil in Briefwechsel blieb. Schließlich pflegte Moscherosch mit seinen Versen Kontakte zu Literaten meist geistlichen Standes wie Johann Rist in Wedel bei Hamburg oder Johann Saubert in Nürnberg.

Je nach dem Status der Adressaten schrieb Moscherosch in Latein oder deutscher Sprache, zumeist jedoch, den Impulsen der Sprachreformer folgend, in deutsch. Seine Glückwünsche zu Studienerfolgen und Hochzeiten, die Trauer- und Leichengedichte ohnehin, hat Moscherosch als geistlichen Zuspruch verstanden. Das deutlichste Zeichen dafür liegt darin, dass er vielen seiner Gedichte das griechische A und Ω vorangestellt hat, in Anspielung auf Offenbarung I, 8: „Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende.“ Es muss für die Zeitgenossen zu so etwas wie seinem Markenzeichen geworden sein. Dass er dabei die Amtspflichten des Pfarrers sehr weit fasste, zeigt sein Eintreten für die astrologischen Elemente im Kalender von Markus Freund (siehe oben Nr. 4).

Als Lyriker gebrauchte Moscherosch den von Martin Opitz empfohlenen Alexandrinervers, bevorzugte aber eine eher seltene, aus der Antike stammende Gedichtform, das anagrammatische Gedicht. Es kommt durch den Austausch der Buchstaben eines Namens oder eines Begriffes in der Weise zustande, dass durch die Vertauschung ein neuer, oft überraschender Sinn zutage tritt, ein Spiel für Schriftgelehrte eher als für spontane Dichter.

Der Nürnberger „Literaturpapst“ Georg Philipp Harsdörffer, mit dem Moscherosch gut bekannt, ja befreundet war, hatte diese Form empfohlen. Andererseits gelangen ihm auch rasch improvisierte Verse, besonders im Fall von Hochzeiten. Auf der Höhe der lyrischen Entwicklung stehend, verstand er sich auf die neu aufgekommenen Daktylusverse, die bei den Nürnberger Pegnitzschäfern beliebt waren. Seine Aufnahme in diese Dichterschaft 1673, zwei Jahre vor seinem Tod, war auch ein Akt der Anerkennung seiner lyrischen Begabung.

Und 1675 gedachten in einem Hirtengespräch<sup>64</sup> der Vorsitzende S. v. Birken und einige „Blumen-Genossen“<sup>65</sup> ihres verstorbenen Gesellschaftsmitglieds. Birkens ehrender Nachruf war bisher schon bekannt und wurde mehrfach abgedruckt, allerdings ohne genaue Quellenangabe und in einer Textvariante.<sup>66</sup> Unbekannt blieb dagegen der Text des Gesellschaftsmitglieds Myrtillus [Martin Limburger, 1637–1692], der in Anspielung auf den Text zur Verleihung der Ordensmitgliedschaft<sup>67</sup> Q. Moscherosch zu einem Zeugen der ewigen Gnade Gottes stilisierte:

*Sie [Dafne]<sup>68</sup> ware viel zu himlisch/ (ersezte Myrtillus) und fand hier nicht ihres gleichen: darum eilte sie also aus der Gesellschaft der Irdischen/ und ist nun eine Engel-Gespielin. Bey ihr befindet sich ietzt auch unser Filander/ und mag er/ neben seiner Blume Iris/ wol heißen*

***Ein Ewiger Gnad-Zeuge.***

*Der DreyStriem-Bogen zeigt des DreygeEinten Gnad:  
So thut auch mein ihm nach-gefärbtes Blume-Blat.  
Lasst Meere laufen aus/ lasst tausend Wolken brechen:  
Die Gnad auf ewig mich dafür wird sicher sprechen.<sup>69</sup>*

Aus diesen Versen spricht noch einmal die Anerkennung, die Q. Moscherosch in Nürnberg und darüber hinaus zuteil wurde.

Mit dem inzwischen dokumentierten Werk Quirin Moscheroschs übernimmt das Hanauerland ein Vermächtnis, das hinter dem bekannteren Oeuvre seines Bruders Johann Michael nicht vergessen werden sollte, auch in Zeiten, in denen die literarhistorische Überlieferung brüchig zu werden beginnt.

*Anmerkungen*

\* In Ergänzung zur Bibliographie in der Ortenau 85 (2005), 313–344.

- 1 Zur Rolle und Bedeutung dieser Kunstform s. u. a. Wulf Segebrecht, *Das Gelegenheitsgedicht. Ein Beitrag zur Geschichte und Poetik der deutschen Lyrik*. Stuttgart 1977.
- 2 Vgl. dazu die Edition von Johan Roger Paas: *Effigies et Poesis. An Illustrated Catalogue of Printed Portraits with Laudatory Verses by German Baroque Poets*. 2 Bde. Wiesbaden 1988.



- 3 J. R. Paas, *Effigies et Poesis ...* (wie Anm. 2), 1.
- 4 Jürgensen, Renate: *Melos conspirant singuli in unum. Repertorium bio-bibliographicum zur Geschichte des Pegnesischen Blumenordens in Nürnberg (1644–1744)*. Wiesbaden 2006 (Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen, Bd. 50), 433–436.
- 5 In diesem Sinne Garber, Klaus: *Europäisches Barock und deutsche Literatur des 17. Jahrhunderts. Zur Epochen-Problematik in der internationalen Diskussion*. In: *Europäische Barock-Rezeption, in Verbindung mit F. van Ingen ...* hrsg. von Klaus Garber. Wiesbaden 1991 (Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung, Band 20), 3–44, hier 33 f.
- 6 Paas, J. R.: *Effigies et Poesis ...* (wie Anm. 2), 2.
- 7 Vgl. Fluck, Hans-R.: *Ein Hochzeitsgedicht Q. Moscheroschs an S. v. Birken*. In: *Die Ortenau* 53.1973, 170–175.
- 8 Siehe in diesem Sinne die zusammenfassende Monographie von Walter E. Schäfer, *Quirin Moscherosch. Ein Poet der Grafschaft Hanau-Lichtenberg (1623–1675)*. Kehl: Morstadt 2005.
- 9 Jürgensen, R.: *Melos conspirant ...* (wie Anm. 4).
- 10 *Nouveau Dictionnaire de Biographie Alsacienne* Nr. 34 (Straßburg 1999), 1336.
- 11 S. Brothagius wurde 1643 in der Straßburger Theologischen Fakultät immatrikuliert. Siehe Carl Gustav Knod, *Die älteren Matrikel der Universität Straßburg 1621–1793*, Bd. 1, Straßburg 1897, 534.
- 12 Hans Jakob Reusner und Georgius Christophorus Schumann wurden gemeinsam mit Quirin Moscherosch im April 1645 in der theologischen Fakultät Straßburgs immatrikuliert, waren also Studiengenossen. Vgl. C. G. Knod, *Die älteren Matrikel ...* (wie Anm. 11), 320.
- 13 Zitiert nach: Edgar Hederer (Hrsg.), *Deutsche Dichtung des Barock*. Darmstadt 1965, 97.
- 14 Wir danken der Leiterin der Abteilung für Alte Drucke, Frau Malgorzata Goluszka, für Auskünfte und die Anfertigungen von Kopien.
- 15 Dazu verfasste Q. Moscherosch ein Sonett, siehe Fluck, Hans-R., „Ergezligkeit in der Kunst“ – Zum literarischen Werk Quirin Moscheroschs. In: *Daphnis* 4.1975, 13–42, hier 19.
- 16 Schmidt, Erich: *Gedichte von Moscherosch*. In: *ZfdA* 23 (=NF.11) 1897, 71–84. Der Sammelband mit 32 Trauerschriften aus den Zeitraum 1630–1650 befindet sich inzwischen in der Biblioteka Jagiellonski, Krakau (unter der alten Berliner Signatur Yf 6802 R). Die Schriften sind jetzt einzeln verzeichnet in: *Katalog der Leichenpredigten und sonstiger Trauerschriften in Krakauer Bibliotheken*, bearb. von Rudolf Lenz u. a. Stuttgart 2002 (= *Marburger Personalschriften-Forschungen*, 33). – Korrektur- bzw. ergänzungsbedürftig ist der Eintrag „Sittewald, Reiner von“, 163, der auf einen der Forschung bereits bekannten Text von Q. Moscherosch in der Trauerschrift für den Pfarrer an der Straßburger St. Thomas-Kirche, Friedrich Schottel, verweist.
- 17 Schmidt, E.: *Gedichte ...* (wie Anm. 16), 74.
- 18 Vgl. zu dieser Einschätzung Erich Schmidts H.-R. Fluck, *Ergezligkeit ...* (wie Anm. 15), 14 f.
- 19 Über den Dichter der Straßburger Tannengesellschaft informiert u.a. Bopp, Monika: *Die Tannengesellschaft: Studien zu einer Strassburger Sprachgesellschaft von 1633 bis um 1670; Johann Matthias Schneuber und Jesaias Rompler von Löwenhalt in ihrem literarischen Umfeld*. Frankfurt a. M. [u. a.] Lang 1998 (= *Mikrokosmos*, 49).
- 20 Verzeichnet in: *Katalog der Leichenpredigten ...* (wie Anm. 16), 24.



- 21 Im Detail dazu H.-R. Fluck, *Ergezigkeit ...* (wie Anm. 15), 13–42, ders.: Neu- und wiederaufgefundene Gedichte und Schriften von Quirin Moscherosch. In: *Die Ortenau* 85, 2005, 313–344; Schäfer, Walter E.: Quirin Moscherosch als Poet am Hof in Rheinbischofsheim. In: *Die Ortenau* 65, 1985, 134–146; ders.: Johann Hübner, ein blinder Nürnberger Musiker und Poet, Schüler Quirin Moscheroschs (1631–?). In: *Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg* 81, 1994, 73–92, ders.: Quirin Moscherosch und sein älterer Bruder Johann Michael. In: *Die Ortenau* 82, 2002, 111–122, ders.: Quirin Moscherosch. Ein Poet der Grafschaft Hanau-Lichtenberg (1623–1675). Kehl: Morstadt 2005. – Zu Leben, Werk und Bedeutung Styrzels sowie seinen Beziehungen nach Straßburg vgl. ergänzend die Arbeit (mit weiterführenden Literaturhinweisen) von Ludwig Schnurrer: *Johann Georg Styrzel (1591–1668)*. In: *Veröffentlichungen der Gesellschaft für Fränkische Geschichte/ A, Fränkische Lebensbilder/ Reihe 7*. Bd. 13/1990, 62–74.
- 22 Vgl. dazu die ausführliche Darstellung bei Matthäus, Klaus: Zur Geschichte des Nürnberger Kalenderwesens. Die Entwicklung der in Nürnberg gedruckten Jahreskalender in Buchform. *Archiv für Geschichte des Buchwesens IX*, Lieferung 3–5, Spalte 965–1396, hier 1237 f.
- 23 Details dazu bei Schäfer, W. E.: *Johann Hübner ...* (wie Anm. 21).
- 24 So Matthäus, K.: *Zur Geschichte ...* (wie Anm. 22), 1238, mit Bezug auf Freunds Vorrede im PR. Haupt-Cal. für 1653.
- 25 Vgl. Matthäus, K.: *Zur Geschichte ...* (wie Anm. 22), 1238, mit entsprechenden Protokollauszügen.
- 26 Matthäus, K.: *Zur Geschichte ...* (wie Anm. 22), 1239.
- 27 Eine Wiedergabe des Titelblatts von Reisels Schwanen-Gesang findet sich bei Broer, Ralf: *Salomon Reisel (1625–1701). Barocke Naturforschung eines Leibarztes im Banne der mechanistischen Philosophie*. Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina, Halle (Saale). – Leipzig: Barth 1996 (=Acta Historica Leopoldina, Nr. 23), 36.
- 28 Auf diesen Text aufmerksam gemacht hat zuerst Lenz, jedoch ohne nähere Angaben. [Rudolf Lenz (Hrsg.), *Katalog der Leichenpredigten und sonstiger Trauerschriften in der Hessischen Landes- und Hochschulbibliothek Darmstadt*. Marburger Personalschriftenforschungen Band 11,1. Sigmaringen 1990, 129].
- 29 *Hanauische Lob-, Lieb- Lust- Lehr- und Leidgedichte*. Aufgesetzt Von Quirin Moscherosch/ Gräflich Hanauischen Pfarrern zu Botterßweyer. Straßburg/ Druckts Johann Wilhelm Tidemann. Im Jahr Christi M.DC. LXIIX, 63–80. – Zur Charakterisierung dieser Schrift siehe H.-R. Fluck, *Ergezigkeit ...* (wie Anm. 15), 23 ff. und Schäfer, W.E.: *Quirin Moscherosch. Ein Poet der Grafschaft Hanau-Lichtenberg (1623–1675)*. Kehl: Morstadt 2005, 27 ff.
- 30 Überliefert ist dagegen folgende Predigt bzw. Gedenkschrift aus seinem theologischen Umfeld zum Tod Reinhardts, Johann: *Unverwelckliche Lob- und Leich-Blumen ... Leichenpredigt von M. Georgio Wegelino General-Superintendenten in der Grafschaft Hanau und Pfarrern zu Buchweiler*. o. O. o. J. [um 1666] 16 Bl. 90 S. 4°. [Hessisches Staatsarchiv in: D 7 15/18; auch ULB Darmstadt Sign. 43 A 772, 94 S. 2°].
- 31 *Hanauische Lob-, Lieb- Lust- Lehr- und Leidgedichte*. Straßburg 1668, 82 f.
- 32 Über Leben und wissenschaftliches Wirken Salomon Reisels informiert die informationsreiche, aus den Quellen erarbeitete Dissertation von R. Broer, *Salomon Reisel ...* (wie Anm. 27).
- 33 Siehe Broer, R.: *Salomon Reisel ...* (Anm. 27), 35. Ob Reisel diesen umfangreichen Text selbst verfasst hat oder ob er sich eines „Mietpoeten“ bediente, wie es im 17. Jahrhundert nicht unüblich war, sei dahingestellt.

- 34 Ein detailliertes Bild Styrzels zeichnet Schnurrer, Ludwig: Johann Georg Styrzel (1591–1668). In: Veröffentlichungen der Gesellschaft für Fränkische Geschichte/ A, Fränkische Lebensbilder/ Reihe 7. Bd. 13/1990, 62–74.
- 35 Siehe Schnurrer, L.: Johann Georg Styrzel ... (wie Anm. 34), 73.
- 36 Siehe Fluck, H.-R.: Neu- und wiederaufgefundene Gedichte ... (wie Anm. 21), 33 f.
- 37 Siehe Fluck, H.-R.: Ergezigkeit ... (wie Anm. 15), 29.
- 38 Killy, Walther (Hrsg.): Literatur Lexikon. Gütersloh, München 1988, Bd. 1, 188–190. Über die Beziehungen Anton Ulrichs zu Straßburg siehe Schäfer, W. E.: Johann Michael Moscherosch. Staatsmann, Satiriker, und Pädagoge im Barockzeitalter. München 1982, 155 f.
- 39 Vgl. Fluck, H.-R.: Ergezigkeit ... (wie Anm. 15), 27; Schäfer, W. E.: Friedrich von Stein. Amtmann der Ämter Steinbach, Bühl, Großweier. In: Die Ortenau 78 (1999), 423–430.
- 40 Killy, Walther (Hrsg.): Literatur Lexikon. Gütersloh, München 1988, Bd. 12, 55–56; Schäfer, W. E.: Johann Hübner ... (wie Anm. 21), 75 f.; Fluck, H.-R. Neu und wiederaufgefundene Gedichte ... (wie Anm. 21), 318; Jürgensen, R.: Melos conspirant ... (wie Anm. 4), 156–167.
- 41 Schnurrer, Ludwig: Bürgermeister Johann Georg Styrzel. In: Jahrbuch Verein Alt-Rothenburg 1987/88, 33–35. Styrzel hat zahlreiche lateinische Gedichte verfasst, vgl. auch Fluck, H.-R.: Ergezigkeit ... (wie Anm. 15), 31.
- 42 Siehe Fluck, H.-R.: Ergezigkeit ... (wie Anm. 15), 27 f.
- 43 Siehe Killy, W. (Hrsg.), Literatur Lexikon. Gütersloh, München 1988, Bd. 3, 51 und Fluck, H.-R.: Ergezigkeit ... (wie Anm. 15), 31.
- 44 Gottlieb Jöcher, Christian: Allgemeines Gelehrten-Lexikon, Teil II, Leipzig 1750 [Neudruck Hildesheim 1961], Sp. 1278.
- 45 Schlagbauer, Albert; Kavasch, Wulf-Dietrich: Rieser Bibliographien. Nördlingen 1993, 332.
- 46 Die Lebensdaten nach einer freundlichen Mitteilung des Stadtarchivars von Nördlingen, Wilfried Sponsel.
- 47 Jöcher, Chr. G.: Allgemeines Gelehrten-Lexikon ... (wie Anm. 44), ebd.
- 48 Über sein bewegtes Leben vgl. Beyschlag, Daniel Eberhard; Müller, Josef: Beiträge zur nördlingischen Geschlechtshistorie. 2 Bde., Nördlingen 1801 und 1803, 43 ff.
- 49 Knod, C. G.: Die älteren Matrikel ... (wie Anm. 11), 637 (Gebhard) und 633 (Kobelt).
- 50 Vgl. Fluck, H.-R.: Neu- und wiederaufgefundene Gedichte ... (wie Anm. 21), 331.
- 51 Harsdörffer, G. Ph.: Poetischer Trichter. Nürnberg 1648, II. Theil, 17–22 (Neudruck Darmstadt 1969).
- 52 Vgl. zu diesem Problem Kuhs, Elisabeth: Buchstabendichtungen. Zur gattungskonstituierenden Funktion von Buchstabenvariationen in der französischen Literatur vom Mittelalter bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Diss. Heidelberg 1982, 97.
- 53 Die Leichenpredigt trägt den Titel: Ultimum Vale Philandrinum: Das ist Ewiggrünende Gedächtnüß- und Ehren-Säul. Frankfurt/ Main 1669. (Bayrische Staatsbibliothek München, Sign.: Res 4 Or. fun. 262, 13).
- 54 Nouveau Dictionnaire de Biographie Alsacienne Nr. 28, 2884.
- 55 Nouveau Dictionnaire de Biographie Alsacienne Nr. 7, 599.
- 56 Moscherosch, O.: Zur Genealogie der Moscherosch. In: Hessische Familienkunde 1 (1951), 198.
- 57 Die Schrift [nach Chronogramm 1670] ist erhalten in der Stolberg-Stolberg'schen Leichenpredigt-Sammlung unter der Nr. 19935, vgl. Fluck, H.-R.: Ergezigkeit ... (wie Anm. 15), 29 f.

- 58 O. Vf. [vermutlich August Schnizlein], Ein Bittgedicht eines Rothenburger Stipendiaten vom Jahr 1668. In: Die Linde. Monatsschrift f. Geschichte und Heimatkunde von Rothenburg Stadt und Land. Beilage zum Fränkischen Anzeiger Rothenburg o. Tbr. 6, 1914, 27.
- 59 (wie Anm. 58), ebd.
- 60 Zum wechselvollen Leben Johann Friedrich Flurers, der zuerst Pfarrer in Neusitz, dann in Oberstetten, in Lichtel und zuletzt in Rothenburg war, siehe den personenbezogenen Beitrag von Hirsch [Pfarrer in Rinderfeld]: Aus dem Leben eines Pfarrers am Ende des 17. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte des ev. Geistlichen im Fränkischen. In: Blätter für württembergische Kirchengeschichte 11 (1907), 148–158.
- 61 Der vollständige Text der Widmung findet sich bei Batzer, E.: Zur Lebensgeschichte Quirin Moscheroschs. In: Die Ortenau 4, 1913, 145–149, hier 148.
- 62 Die Biografie von Markus Mappus findet sich in: Nouveau Dictionnaire der Biographie Alsacienne Nr. 25, 2513.
- 63 Auf dieses Gedicht zuerst aufmerksam gemacht hat Ludwig Schnurrer in einer Fußnote seines Beitrags: Bürgermeister Johann Georg Styrzel (1591–1668). Ein Rothenburger Lebensbild aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. In: Jahrbuch des Vereins Alt-Rothenburg 1887, 33–55 [darin S. 52 Anm. 55].
- 64 Zusammen mit Nachrufen auf weitere Gesellschaftsmitglieder integriert in die folgende Trauerschrift für Burckhart Löffelholz, 1599–1675: Der Norische Metellus oder Löffelholzisches Ehrengedächtnis/ Des Glückhaften Vördersten Regentens der Weltberühmten Norisburg: zu wolverdientem Nachruhm Dieses WolEdlen Stadt- und Landvatters/ aufgerichtet durch die Blumgenoß-Schäferere an der Pegnitz. Nürnberg 1675 (Standorte: Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, Sign. Ee 605 Angebunden (10); Nürnberg, Stadtbibliothek, Sign. 5 an Will. II. 4°). Der Staatsbibliothek Berlin danken wir für die Anfertigung einer Kopie dieser Schrift.
- 65 Neben S. v. Birken die Mitglieder Ferrando [Johann Ludwig Faber, 1635–1678] und Myrtillus [Martin Limburger, 1637–1692]. Alle drei hatten Ehrengedichte zu Q. Moscheroschs Hauptwerk „Poetisches Blumenparadies“ (1673) beigesteuert. – Details zu Leben und Werk dieser und weiterer Mitglieder des Blumenordens bei R. Jürgensen, *Melos conspirant ...* ( wie Anm. 4).
- 66 Erstabdruck bei Amarantes [J. Herdegen], *Historische Nachricht von deß löblichen Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang/ ...* Nürnberg 1744, S. 438; Wiederabdruck u. a. bei E. Batzer, *Zur Lebensgeschichte ...* ( wie Anm. 61), S. 149 sowie bei H.-R. Fluck, *Ergezligkeit ...* (wie Anm. 15), S. 41 f. – Davon abweichend (nur die letzten Zeilen) lautet der Nachruf Birkens im Norischen Metellus 1675 [o. S.]:  
 Filander/ der Jesus-liebende  
 Du hast den Mann [Filander] den Herrn /du Himmels Freund / [...] geliebt:  
 Die Himmels Lilge dir hat auch beliebt vor anderen.  
 Dich hieß der wilde Mars [Kriegsgott] aus deiner Wohnung wandern:  
 Mars/ der dich fand/ hat uns mit deinem Tod betrübt.  
 Ins Himmels Vatterland sie jagten dich und trugen,  
 Der Thoren ihr Spital/ dich sandte zu den Klugen.  
 Auf die Schrift „Der Norische Metellus“ aufmerksam gemacht hat R. Jürgensen, *Melos conspirant ...* ( wie Anm. 4), S. 436.
- 67 Q. Moscherosch erhielt den Schäfersnamen Filander und als Blume die blaue Iris zugeeignet, als Zeichen göttlicher Gnade (wie es in der Beischrift erläutert wird):  
 Obschon der Himmel dräut, so bleibt er doch gewogen,

Es bildet meine Blum den bunten Wolken Bogen,  
Ein Zeichen seiner Gnad. Wann mich sein Zorn bekriegt,  
Der Bogen meiner Buß das Ziel erreicht und siegt,  
Den falschen Bogen führt der Heuchler ihm zum Schaden,  
Den bricht der Herr entzwei; mich sieht er an in Gnaden.

(Amarantes, Historische Nachricht ... [wie Anm. 65], 437).

68 Barbara Juliana Penzlin, geb. Müllerin, gest. 1674.

69 Myrtillus [Martin Limburger] in: Der Norische Metellus ... 1675 (wie Anm. 64), unpag.



## „Nachwendezeit“ 1802–1820 in der untersten Stufe staatlicher Verwaltung im Acher-, Rench- und Sasbachtal

Dieter Kauß

### *Nachwendezeit 1802–1820 inhaltlich und politisch*

Zu Beginn bin ich mir durchaus bewusst, dass der Begriff „*Nachwendezeit*“ ein heutiger, ein moderner ist und schlichtweg die Zeit nach der Wiedervereinigung von DDR und BRD nach den Jahren 1989/1990 bedeutet. Es war also eine *Nachwendezeit* nach einem Wiedervereinigungsvertrag und nicht nach einem Krieg.

„*Nachwendezeit*“ 1802 bis 1820 bedeutete in diesem Sinne weit mehr. Es war eine Zeit, in der politische Werte und die Philosophie sich grundlegend gewandelt haben. Die sogenannte Aufklärung strebte eine geistige Freiheit an und die Französische Revolution in ihrer Folge erstrebte die Abschaffung der Feudallasten und die Säkularisation (die Umwandlung der geistlichen, kirchlichen Güter in weltlich-staatliche). Napoleon war der Repräsentant dieser beiden Strömungen. Die europäischen anderen Länder wandten sich gegen ihn in mehreren Koalitionskriegen, in denen sich verschiedene Kriegspartner zusammen gegen Napoleon stellten.

Sie verloren aber diese Kriege nacheinander, so dass plötzlich und insbesondere seit dem Frieden von Lunéville Napoleon und seine geistig-politische Welt an der Spitze Europas standen. Er wollte dies nutzen und insbesondere die Grenzen Frankreichs nach Osten an den Rhein vorschieben. Dies waren die immer wiederkehrenden Forderungen seiner Friedensschlüsse.<sup>1</sup>

Was bedeutete dies damals für die Ortenau und das Acher-, Rench- und das Sasbachtal?

Die Ortenau war um 1800 feudal landesherrschaftlich ein bunter Flickenteppich verschiedenster kleiner Herrschaftsgebiete, locker geeinigt unter dem Schwäbischen Kreis, eines Teils des Deutschen Reiches: Klostergebiete, Reichsstädte, Fürstenbergisches Gebiet, Teile des Fürstbistums Straßburg, die sog. Reichslandvogtei Vorderösterreichs, Teile der Reichsritterschaft, Teile der nördlichen Markgrafschaft u. a.<sup>2</sup>

### *Das Acher-, Rench- und Sasbachtal um 1800: Gericht und Schultheiß*

Das Acher-, Rench- und Sasbachtal waren um 1800 Herrschaftsgebiet des Fürstbischofs von Straßburg, der seine weltliche Residenz in Zabern hatte.

Seit 1791 war gar Ettenheim zur Residenz des letzten Fürstbischofs Louis René de Rohan<sup>3</sup> geworden, der damals sein linksrheinisches Bistumsgebiet verlassen hatte. Das Acher-, Rench- und Sasbachtal wurden durch das Oberamt Oberkirch regiert und verwaltet. Dieses Oberamt Oberkirch bestand aus verschiedensten Siedlungseinheiten: Rotten, Tälern, Dörfern, Flecken, Marktflecken, Kirchspielsgemeinden und Städten.

Diese waren in insgesamt sechs Gerichtseinheiten<sup>4</sup> eingeteilt, die sich in der Praxis als unterste Verwaltungsstellen erwiesen und zugleich auch Versorgungsverbände waren. Diese Gerichte hatten einen „Hauptort“. Oberster Repräsentant des Gerichts war der Schultheiß. Was hatte dieser zu tun und wofür hatte er in seinem Gerichtsbezirk zu sorgen? Sein Gehalt war klein: 25 Gulden. Einige Naturalien gehörten auch zu seinem Einkommen. Waren die Schultheißen noch zugleich Waldmeister oder Oberförster, standen ihnen insbesondere weitere Holzlieferungen zu. Das Wichtigste für Stand und Einkommen der Schultheißen waren bestimmte Steuern für vielfältige Leistungen innerhalb der Verwaltung der Landesherrschaft<sup>5</sup> dieser Gerichte:

- Aufsicht und Bewachung der Grenzen,
- Handhabung der öffentlichen Sicherheit und der Polizei im Gerichtsbezirk,
- Vollstreckung aller landesherrlichen und oberamtlichen Verordnungen,
- Armenpflege, Witwen- und Waisenrichter,
- Zwangsvollstreckungen,
- Abhör von Rechnungen der Dörfer und Rotten,
- Einzug aller ordentlichen und außerordentlichen Steuern,
- Führung und Aufsicht über Steuer-, Grund-, Pfand- und andere Bücher des Gerichts,
- Berichterstattung an das Oberamt in allen Bereichen,
- Aufsetzen von Verträgen und Verpflichtungen,
- Leitung der Gerichtsverhandlungen des örtlichen Bauerngerichts,
- Dabei sein bei Augenscheinen, Inventuren und Teilungen, bei Fixierungen des Letzten Willens,
- Klärung und Abstrafung geringer, nach der Strafe kleinster Straffälle,
- Insgesamt Friedensrichter als Instanz.

Diese Tätigkeiten konnten für den Schultheißen eine persönliche geldlich einzuschätzende Einkommenssumme von 1200 bis 1900 Gulden erbringen.<sup>6</sup>

Am Beispiel Oppenaus im Renchtal soll stellvertretend aufgezeigt werden, für welche anderen Bereiche das Gericht noch Sorge tragen musste.

- Zustand der Wege, Brücken und Straßen,
- Verwaltung der Wochen- und Jahrmärkte,

- Fleischschau und Schlachthaus (letzteres nur bei einer Stadt),
- Ziegelhütte, so vorhanden,
- Allmendenutzung,
- Fronwesen,
- Besoldung von Schulmeister, der Hebamme, verschiedener Boten und Läufer,
- Brotschau,
- Feuerlöschwesen und Einrichtungen,
- Einsatz des Amtsphysikus im Bedarfsfall,
- Ausstattung der Pfarrkirche und die würdige Gestaltung gottesdienstlicher Handlungen,
- Kirchturmuhren und deren Wartung waren Sache des Schulmeisters, die Glocken und die Orgel waren ebenso durch das Gericht zu finanzieren wie das Wachs, das Pulver für Prozessionen und die Ernährung der Schützen an Fronleichnam und am Patroziniumstag.<sup>7</sup>

Dies sind ausgewählte Beispiele für die Funktion des Gerichts um 1800 als Versorgungsanstalt für dessen Bereich, an die wir heute nicht sofort denken mögen. Verwaltungsleistungen und Versorgungsaufgaben hatten immer mit Geld zu tun, sodass der Schultheiß meist auch der Verrechner der Gerichtskasse war und Gerichte auch in Verschuldung geraten konnten, besonders wenn man an die Kriege um und nach 1800 denkt, sowie auch an die Hungersnot von 1816 und 1817.

#### *Wie kamen Acher-, Rench- und Sasbachtal in badischen Besitz?*

Die Gerichte und ihre Hauptorte in Acher-, Rench- und Sasbachtal waren in Kappelrodeck, Oberkirch, Oppenau, Renchen, Sasbach und Ulm. Diese wurden 1804 erstmals als badischer Besitz<sup>8</sup> beschrieben:

- Zum Gericht Kappelrodeck gehörten 1804 der Marktflecken Kappelrodeck, Seebach – ein sehr langes Tal- und Waldulm, ein sehr stark bewohntes Tal mit eigener Kirche und Pfarrer für 50 Familien. Ottenhöfen und seine Rotten werden nicht genannt.<sup>9</sup>
- Das Gericht Oberkirch besteht 1804 aus der Stadt Oberkirch, den Dörfern Oberdorf, Wolfhag, Lautenbach (zusammen mit Ödsbach und Heuberg, ca. 70 Bürger).<sup>10</sup> Gaisbach gehörte damals noch zur Reichsritterschaft, Fernach zur Landvogtei Ortenau.
- Das Gericht Oppenau ist 1804 ein Kirchspielsgericht, da beinahe sämtliche Ortschaften und Täler des Gerichts in die Pfarrkirche von Oppenau eingepfarrt sind. Die Siedlungen des oberen Renchtals werden 1804 als Täler verzeichnet.<sup>11</sup> Im Jahre 1816 ist von neun Talrotten und Gemeinden die Rede.<sup>12</sup>

- Das Gericht Renchen umfasst 1804 den Marktflecken Renchen, der damals Sitz des zweiten Oberbeamten für die Gerichte Renchen, Kappel und Ulm war. Dazu gehört das Pfarrdorf Wagshurst und das Dorf Honau, das in diesem Jahr dem Oberamt Rheinbischofsheim zugeordnet wurde, „weil es ganz in die Herrschaft Lichtenau eingeschlossen war“.<sup>13</sup>
- Das Gericht Sasbach umfasste 1816 den Marktflecken Sasbach als Ober- und Untersasbach, sowie die Dörfer Sasbachried und Sasbachwalden.<sup>14</sup>
- Das Gericht Ulm war 1804 ebenfalls ein Kirchspielsgericht, weil alle Orte in die Pfarrkirche Ulm eingepfarrt waren. Die entsprechenden Dörfer waren Erlach, Mösbach, Haslach, Tiergarten und Stadelhofen.<sup>15</sup>

Hauptausgangspunkt des landesherrlichen Wechsels vom Fürstbistum Straßburg an Baden war der zweite Koalitionskrieg von 1798 bis 1801, der im Februar 1801 mit dem Frieden von Lunéville endete. Österreich, das mit Russland und England eine Koalition gegen Frankreich gebildet hatte, verlor diesen Krieg und musste dabei auf die bisher österreichischen Niederlande verzichten. Auch Baden, Württemberg und Bayern verlieren endgültig ihre linksrheinischen Besitzungen. Das *Reich* hatte sie dafür zu entschädigen durch Säkularisation kirchlicher Güter und Besitze sowie durch die Mediatisierung (Übergabe der Reichsstädte) in den Gebieten rechts des Rheins. Um diese Entschädigung im Detail festzulegen, bildete Kaiser Franz II. im März 1802 eine Reichsdeputation, eine Gesandtschaft der Reichsstände des deutschen Reichs.

Wege und Inhalte von Säkularisation und Mediatisierung wurden von Frankreich und Russland insofern vorgezeichnet und vorgegeben, als diese am 3. Juni 1802 eine gemeinsame Konvention beschlossen, die die Säkularisationen und Mediatisierungen bis ins Einzelne festlegte. Dies war schon in einem Geheimabkommen zuvor am 11.10.1801 vereinbart worden.

So konnte auch Napoleon Ende August 1802 den Markgrafen von Baden ermuntern, die ihm zugestandenen Gebiete zu besetzen. Schon Ende August 1802 lag eine detaillierte Beschreibung der Herrschaft Oberkirch in badischem Auftrag vor. Am 8. September 1802 nimmt die Reichsdeputation die russisch-französische Konvention unter Vorbehalt an. Danach geht es Schlag auf Schlag um den Vollzug der Säkularisation der Gebiete des Fürstbistums Straßburg rechts des Rheins. Am 16. September 1802 nimmt Baden die Oberämter Oberkirch und Ettenheim in Besitz. Neun Soldaten genügen für Oberkirch. An 91 Stellen des Oberamts von Sasbach bis Oppenau wurde das Besitznahme-Patent angeschlagen. Ende November 1802 waren Stadt und Amt Oberkirch in badischem Besitz und in die badische Verwaltung übernommen, ehe dies am 25. Februar 1803 als solches durch den Reichsdeputationshauptschluss beschlossen wurde. Dieser hatte ebenfalls beschlossen, den Markgrafen Karl Friedrich von Baden zum Kurfürs-



ten zu erheben. Dies geschah am 08. Mai 1803. Eine Woche später feierte dies das Amt Oberkirch sowie natürlich auch den Wechsel der Landesherrschaft vom Bischof von Straßburg zum Kurfürsten von Baden. In der Folgezeit – Wendezeit – änderte sich für die nach wie vor „ehrergeriebigsten Unterthanen“ von Oberkirch in der untersten Verwaltungsebene nichts: Der Landvogt oder Oberamtmann stand dem Oberamt Oberkirch vor, sechs Schultheißen verwalteten die Gerichte. In den Städten und den Vororten des Gerichts gab es einen beratenden Zwölferrat. In den Dörfern und Städten verwalteten ein oder zwei Bürgermeister die Rechnungen, wobei es damals schon Ober- und Unterbürgermeister in einem Ort oder einer Stadt gab.<sup>16</sup>

Stellvertreter des Schultheißen in den Dörfern und Flecken war der Stabhalter, der bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts der Vertreter der Landesherrschaft vor Ort gewesen war. Er war damals der Vorsitzende des Dorfgerichts gewesen, er sorgte für die Bewirtschaftung der Mark, schlichtete Streitigkeiten und regelte die örtlichen Dinge. Diese Funktionen gingen um 1760 im straßburgischen Gebiet an die Schultheißen oder Vögte über, die diese Funktionen über mehrere Siedlungseinheiten ausübten, die im sog. Gericht vereinigt waren.<sup>17</sup>

### *Neuer Staat und neue Gemeinde*

Der mit jedem neuen Gebietszuwachs sich vergrößernde Mittelstaat Baden<sup>18</sup> wollte von Anfang an eine zentrale Verwaltung mit der Gemeinde – an deren Spitze der Ortsvorgesetzte und das Ortsgericht Verantwortung hatten und erfüllten – als unterstem staatlichen Verwaltungsorgan. Die erste Verwaltungsstelle in staats-rechtlicher, staatspolizeilicher sowie in staatswirtschaftlicher Hinsicht, ebenso auch finanziell, war im Staatsaufbau von unten das Ortsgericht und der Ortsvorgesetzte.

Der Ortsvorgesetzte war das erste Mitglied des Ortsgerichts. Er führte in den Städten den Titel Bürgermeister oder Oberbürgermeister, in den Dörfern den Titel „Vogt“. Er steht der Gemeinde vor. Er zieht herrschaftliche und kirchliche Gefälle ein, sorgt sich um Vormundschaften, Verlassenschaften, hat den Polizeifrevel im Auge und Kontrolle.<sup>19</sup> Ab 1809 wurden weitere Bezirks- und Lokalbehörden geschaffen, die vor allem die direkten und die indirekten Steuern und deren Einzug übernahmen.<sup>20</sup>

Vier wichtige Gesetze sind die Marksteine dieser Neuorganisation:

- das Dekret zur provisorischen Organisationseinteilung der Landgrafschaft Breisgau und Ortenau vom 05. Mai 1806,<sup>21</sup>
- das Konstitutionsedikt der Verfassung der Gemeinheiten, Körperschaften und Staatsanstalten vom 14.07.1807,<sup>22</sup>

- Überlegungen, wie man mit den Gerichten des Acher- und Renchtals verfahren sollte, im Jahre 1808,<sup>23</sup>
- Das Organisationsreskript vom 26.11.1809.<sup>24</sup>

Mit diesen Gesetzen war das Großherzogtum staatrechtlich und staatspolizeilich vierstufig geordnet.

- Ortsvorgesetzte in den Gemeinden als unterste Staatsverwaltungsbezirke,
- die Ämter,
- die Kreisdirektion und Oberforstämter,
- die Ministerien.<sup>25</sup>

### *Neue Gesetze entziehen den Gerichten ihre Aufgaben*

Und wo blieben die Schultheißen und die bisherigen Gerichte im Acher-, Rench- und Sasbachtal?

Im Organisationsreskript vom 26.11.1809 heißt es dazu schlicht:

*„Staabs- und Kirchspiels- sowie Amtschultheißereien sind, sobald es tauglich ist aufzuheben.“<sup>26</sup>*

Inhaltlich war dies möglich geworden dadurch, dass man ihre bisherigen Aufgaben anderen neu geschaffenen Stellen und Personen übertrug oder diese abschaffte. Einige ausgewählte Beispiele mögen dies belegen.

- Die Französische Revolution war für die Abschaffung der Ständischen Steuerprivilegien. 1808 wurde die Einkommensteuer angedacht, 1815 verwirklicht. Seit 1810 gibt es die Grund- und Häusersteuer statt der Schatzung. Das Jahr 1815 brachte die Einführung von Gewerbesteuer und Kriegssteuer. Alle diese Steuern waren jetzt direkt an die Gemeinde zu zahlen.<sup>27</sup>
- Straßen-, Chaussee- und Brückengelder gingen nicht mehr als Abgaben an den Landesfürst, sondern an die Gemeinde für Gemeindewege / Vizi-nalstraßen und Konkurrenzstraßen / Seitenstraßen und an den Staat für die Landstraßen.<sup>28</sup>
- Feuerschutz wurde 1808 für die Gemeinde festgelegt; ab Mitte des 19. Jahrhunderts gibt es freiwillige Feuerwehren.<sup>29</sup>
- Schule war bis Ende des 18. Jahrhunderts Sache der Gemeinde und des Gerichts. Im Jahre 1807 wurde als erste zentral staatliche Schulstelle die Generalstudienkommission eingerichtet. 1809 betreuen die Kreisdirek-torien und die beiden Kirchendepartements die Schule. Seit 1813 bis 1836 waren die Schulen Sache der Kirche.<sup>30</sup>

- Zwei Personen aus dem Bereich des Gerichts wurden diesem entzogen, die Hebammen<sup>31</sup> werden 1808 einem staatlichen Hebammenmeister, später den Kreisen zugeordnet; der Hatschier<sup>32</sup>, eine Art polizeilicher Vollzugsbeamter, wird 1810 von der Kreisverwaltung angestellt. Er kann für größere und kleinere Gebiete zuständig sein.
- Bei den Fronden<sup>33</sup> gab es Staats-, Gemeinde- und Notfronden. 1808 konnte man sich von den Herrenfronden loskaufen (Güter, Bauten und Jagd). Die Staatsfronden (Straßenbau, Militär und Gerichtsfrond) wurden 1831 aufgehoben. Schon 1816 gab es keine Flußbaufrond mehr. Interessant ist, dass bis zum heutigen Tag noch die allgemeine Verpflichtung zu Hand- und Spanndiensten gilt, die früher zu den Notfronden zählten.

Verfahrensmäßig einigte man sich zudem 1808 auf die Möglichkeit, Schultheißen zu Ortsvorgesetzten der Gerichts-Vororte zu machen, um in dieser Funktion zu arbeiten und Geld zu verdienen, sowie durch Zusatzämter noch zu weiteren Mitteln zu kommen.<sup>34</sup>

Am beruflichen Ende der Schultheißen stand jedoch in der Regel die Pension nach mehr oder minder langen Auseinandersetzungen.

Die vorher genannte Einigung von 1808 kam vor allem dadurch zustande, dass im Acher-, Rench- und Sasbachtal die einzelnen Gerichte bei den verschiedenen Landesorganisationen und Landeseinteilungen nicht immer ein und dem selben Amt zugeordnet wurden, sondern deren Zuordnung wechselte<sup>35</sup> und so die Konstellation eintreten konnte, dass ehemals landvogteiliche und straßburgische alte Gerichte in einem neuen Amt vereinigt waren.

- Das Gericht *Kappel* gehörte 1803 zum Oberamt Oberkirch, wechselte 1809/10 zum neu geschaffenen Amt Renchen, um 1810 endgültig zum *Oberamt Achern* zu kommen.<sup>36</sup>
- Das *Gericht Oberkirch*<sup>37</sup> verblieb immer im Bereich des *Oberamts Oberkirch*, ebenso auch *Oppenau*.<sup>38</sup>
- Kurios war die Situation des Gerichtes *Renchen*<sup>39</sup>: 1803–1807 gehörte es zum Oberamt Oberkirch; 1807–1809 zum Obervogteiamt Achern. 1809 gab es sogar ein eigenes Amt Renchen. 1809 kam das Gebiet des Gerichtes Renchen an das Oberamt Achern, 1810 zum Amt Appenweier und ab 1819 zum *Amt Oberkirch*.
- Das Gericht *Sasbach*<sup>40</sup> wurde 1803 dem Oberamt Oberkirch zugeordnet und 1807 dem *Oberamt Achern*.
- Das Gericht *Ulm*<sup>41</sup> schließlich gehörte 1803 zum Oberamt Oberkirch, 1809 zum neu errichteten Amt Renchen und 1810 zum Amt *Oberkirch*. Damit wechselte Ulm auch die Kreiszugehörigkeit. Es war jetzt Bestandteil des Kinzigkreises und nicht mehr des Murgkreises.

Als Fazit sei hier angemerkt, dass um 1810 schon das Oberamt Achern, früher Landvogtei, die drei ehemals bischöflich-straßburgischen Gerichte Kappelrodeck, Renchen und Sasbach umfasste und sich damit das Verfahren von 1808 hier realisieren konnte und musste.

Inhaltlich, verfahrensmäßig und auch in der übergeordneten Verwaltung war die Situation der Schultheißeien und der Gerichte im Acher-, Rench- und Sasbachtal vorgeklärt und gewisse Wege geöffnet, dass sich Gerichte trennten und auflösten, soweit dies tauglich war.

### *Auflösung und Trennung der Gerichte*

Wie sah die Wirklichkeit dieser Trennung nun denn aus? Um dies zu eruieren, habe ich vor allem die örtlichen Quellen der Gerichtsvororte erforscht, vor allem die Rechnungen der Gerichte, der Gemeinderechnungen der Vororte, sowie Bücher, die Verträge verschiedenster Art im Zuständigkeitsbereich des Schultheißen betrafen. Hier konnten wichtige Erkenntnisse gewonnen werden. Danach habe ich Quellen aus den Staatsarchiven Freiburg und Karlsruhe aus verschiedensten Betreffen befragt und bin zu folgenden kurz formulierten Ergebnissen gekommen.

- a) Das Gericht Oppenau wurde 1811 getrennt<sup>42</sup>, nachdem man sich auf das Reskript von 1809 berufen hatte und der bisherige Amtschultheiß auf sein Amt verzichtet und eine Pension angenommen hatte. Finanziell dauerte es bis 1815, ehe die Vermögens- und Schuldenfragen des Gerichts gelöst waren.<sup>43</sup>
- b) In Oberkirch waren 1813 und 1814 die Posten der wichtigen Amtsträger durch gerichtlichen Beschluss frei, da sie wegen Amtsverfehlungen entlassen worden<sup>44</sup> waren. Im November 1814 wurde auf Betreiben des Oberamtes Oberkirch ein Oberbürgermeister gewählt<sup>45</sup>; im August 1815 wurde das Gericht Oberkirch aufgelöst<sup>46</sup> und getrennt. Auch hier dauerte es noch einige Jahre, bis Schulden und Eigentum des Gerichts aufgelöst und bereinigt waren.<sup>47</sup>
- c) In Kappelrodeck starb der amtierende Schultheiß am 03.07.1815.<sup>48</sup> Behörden und Ministerien nutzten diese Situation sofort aus und besetzten am 21.12.1815 Kappelrodeck mit einem Vogt und einem Ortsgericht.<sup>49</sup> Die bisherigen Siedlungen erhielten sukzessive eigene Vögte und Ortsgerichte.<sup>50</sup> Auch hier dauerte die Bereinigung der Finanzen und Mobilien des Gerichts sowie die Verteilung der Schulden bis 1818/1819.<sup>51</sup> Neue Gemeinden entstanden im oberen Achertal, vor allem Ottenhöfen und Seebach.<sup>52</sup>
- d) Das Gericht Renchen umfasste – wie schon angedeutet – den Marktflecken Renchen mit Wagshurst (eine Gemeinde, ein Bann) sowie das Dorf Honau. Letzteres wurde 1804 dem Amt Rheinbischofsheim zugeordnet.



Im Jahre 1810 beschlossen die alten Bürgermeister (Rechner), dass der Marktflecken Renchen in Zukunft von einem amtlichen Bürgermeister als Ortsvorgesetztem geleitet wird.<sup>53</sup> Wagshurst wurde von Renchen getrennt und hatte 1811 einen eigenen Vogt und ein Ortsgericht.<sup>54</sup> Die rechnerisch-finanzielle Auflösung der Gerichtsstruktur Renchens dauerte von 1815 bis 1817 bzw. 1819.<sup>55</sup>

- e) Das Gericht Sasbach wurde 1815 aufgelöst und getrennt,<sup>56</sup> denn seit diesem Jahr war der Schultheiß neuer Ortsvorgesetzter von Sasbach. Für seine Funktionen wurde er von der Gemeinde bezahlt.<sup>57</sup> Das Gericht Sasbach blieb als reiner Rechnungs- und Sachverband bestehen. Diese Rechnungen unterschrieb der Ortsvorgesetzte<sup>58</sup> bis zu seinem Tode im Jahre 1823. Die Gerichtsschulden waren im Wesentlichen bis 1821 verteilt. Die letzten Gegenstände aus dem Fond des Gerichts wurden 1833 versteigert.<sup>59</sup>
- f) In Ulm war die Amtszeit des letzten ehemaligen Rohanschultheißen im Acher- und Renchtal zwischen 1818 und 1821 abgelaufen.<sup>60</sup> Er war Ortsvorgesetzter geworden, Teilungskommissär, Gerichtsrechner<sup>61</sup> und Waldknecht.<sup>62</sup> 1821 war die Trennung des Gerichts Ulm endgültig.<sup>63</sup>

Die Auflösung und Trennung der Gerichte war vor allem deswegen erfolgt, weil diese keine Aufgaben mehr hatten und die Aufgaben anderen Personen und Einrichtungen übertragen wurden. Die Einrichtung der neuen Gemeinden als unterste staatliche Verwaltungsstellen hatte noch eine weitere, nicht zu unterschätzende Folge. Neue Dörfer und Gemeinden entstanden, die es bisher nicht gab. Als Beispiel nenne ich im Bereich Oberkirch das Dorf und die Gesamtgemeinde Ödsbach.<sup>64</sup> Im oberen Renchtal formierten sich aus den verschiedenen Rotten, Tälern und Orten neue Gebilde, deren Entstehung Dr. Bernhard Huber in seiner Chronik Bad Peterstal – Griesbach erstmalig nachgegangen ist.<sup>65</sup> Ähnlich verhielt es sich im oberen Achertal, wo aus verschiedenen Rotten und Tälern die neuen Gemeinden Seebach und Ottenhöfen<sup>66</sup> gegen Ende des zweiten Jahrzehnts im 19. Jahrhundert entstanden sind.

Diesen Neugründungen der Dörfer folgten oder wurden gleichzeitig in die Wege geleitet Neugründungen von Pfarreien in Lautenbach und Bad Peterstal<sup>67</sup>, in Seebach<sup>68</sup> und Ottenhöfen.<sup>69</sup> Kirchenneubauten und Kirchnerweiterungen, etwa in Renchen<sup>70</sup> und Ulm<sup>71</sup>, oder in Ottenhöfen<sup>72</sup> ergänzten den quantitativen und qualitativen Zuwachs kirchlichen Lebens bis zum Schwarzwaldkamm hinauf.

In der „Nachwendezeit“ von 1802 bis 1820 wurde die Einzelgemeinde im Gegensatz zum ehemaligen Gerichtsverband gefestigt und gesetzlich in ihrer Ausbildung abgeschlossen. Für die Gemeinde waren der Vogt und das Ortsgericht die Ortsvorgesetzten. Ihnen waren zugeordnet ein Verrechner und ein Schreiber.

Schultheißen gibt es nicht mehr. Sie sind auch in den diversen Staatsdienerverzeichnissen<sup>73</sup> nicht aufzufinden. Sie hatten ihre offizielle staatliche Funktion verloren, bzw. in Baden nie richtig gefunden.

### *Alter und Dienstzeit der Schultheißen*

Weil dies vielleicht zu ernüchternd und unpersönlich klingt und erscheint, so darf ich diese letzten sträßburgischen Schultheißen im Acher-, Rench- und Sasbachtal kurz namentlich, mit ihrem Alter und ihrer Amtszeit als Schultheißen, vorstellen:

- a) Aus Kappelrodeck kennen wir aus der „Nachwendezeit“ von 1802 bis 1820 zwei „Schultheißen“:  
Paul Ignaz Prokopp,<sup>74</sup> 45 Jahre alt, von 1793 bis 1805 Schultheiß.  
Johannes Ildephons Ketterer<sup>75</sup>, 37 Jahre alt, von 1806 bis 1815 Schultheiß.
- b) Aus Oberkirch ist bekannt:  
Franz Fischer.<sup>76</sup> Sein Alter ist mir nicht bekannt, da ich noch keine Todesdaten finden konnte. Die letzte Lebensnachricht stammt aus dem Jahre 1835.<sup>77</sup> Von 1797 bis 1815 Schultheiß.
- c) In Oppenau hieß der Schultheiß Johann Ludwig Donat Lichtenauer.<sup>78</sup> Er war der Bruder des Sasbacher Schultheißen. 53 Jahre alt, 1782 bis 1784 und 1793 bis 1811 Schultheiß.
- d) In Renchen hieß der Schultheiß Anastasius Ludwig Fritz,<sup>79</sup> 57 Jahre alt, 1799 bis 1801 Vertreter des Schultheißen Berger, dessen Frau er heiratete, 1802 bis 1810/15 Schultheiß.
- e) Schultheiß in Sasbach war Johann Philipp Jakob Lichtenauer.<sup>80</sup> Er war der Bruder des Oppenauer Schultheißen. Sein Vater und dessen Schwiegervater waren schon Schultheißen in Sasbach gewesen. 56 Jahre alt, 1792/93 bis 1815 Schultheiß.
- f) In Ulm hieß der Schultheiß Richard Anton Wolbert,<sup>81</sup> 79 Jahre alt, 1796–1818/19 Schultheiß.

### *Entschädigung, Pension und Tod als Schicksal der Schultheißen*

Wie lebten, überlebten oder was taten die arbeitslos gewordenen Schultheißen in der Folge bis zu ihrem Tod?

- a) Der letzte Schultheiß in Kappelrodeck musste sich nicht um Entschädigung oder Pension kümmern, denn mit seinem Tod im Jahre 1815<sup>82</sup> übernahm der damalige Stabhalter nun als herrschaftlicher Vogt die Funktionen des Ortsvorgesetzten.<sup>83</sup> Das Ortsgericht, der Verrechner, der Schreiber machten die Gemeindeverwaltung in ihrer Spitze komplett.

- b) Franz Fischer wurde in Oberkirch 1815 vom Kinzigkreis als Schultheiß aufgrund des Beschlusses des Hofgerichtes in Rastatt entlassen.<sup>84</sup> Eine feste Besoldung erhielt er nicht mehr.<sup>85</sup> Bis 1817 amtierte er noch als Gerichtsrechner, um die Schulden zu bereinigen und die Fahrnisse des Gerichtes abzustoßen. 1820 ist er zugleich noch Teilungskommissar bei weiteren Gerichtsaufteilungen und Dorf- und Gemarkungsserrichtungen.<sup>86</sup> Im selben Jahr stellt er einen Antrag von 1154 Gulden als Entschädigung.<sup>87</sup> Aufgrund der überprüften persönlichen Vermögensgrundlage gewährt man Fischer 1823 eine Pension von 300 Gulden. Damit gibt sich dieser nicht zufrieden und listet für seine reinen Lebenshaltungskosten einen Betrag von 554 Gulden auf.<sup>88</sup> Das Pensionsgeld aber bleibt in der alten Höhe. 1826 findet sich Fischer in Staufen<sup>89</sup>; 1831 macht er eine Kur in Bad Rippoldsau und 1835 wohnt er in Oppenau und bittet den Staat um die Aufnahme in eine Armenversorgungsanstalt,<sup>90</sup> die es damals noch nicht gab. Danach verlieren sich für mich seine Spuren im Nichts. Fischers Todesdatum oder Todesort sind bisher nicht bekannt.
- c) Das Oppenauer Schultheiß Lichtenauer bat 1810 mehrfach um Entschädigung<sup>91</sup>, da andere Beschäftigungsmöglichkeiten für ihn nicht realisiert wurden. 1811 lehnte er eine Hauptzollverwalterstelle ab und verwies auf seine Gesundheit und sein Alter von 52 Jahren.<sup>92</sup> Er forderte eine Stellung nach seiner ursprünglichen Konstellation oder die Pension. Am 29.10.1811 wurde er pensioniert und erhielt 800 Gulden pro Jahr.<sup>93</sup> Doch im November 1811 starb er.<sup>94</sup>
- d) Der Kampf um Entschädigung und Pension des Renchner Schultheißen Fritz dauerte von 1815 bis 1825. Im Jahre 1815 forderte er eine Entschädigung für die entgangenen Zählgelder bei der Steuereinnahme, die jetzt an die Gemeinde oder an den Staat gingen.<sup>95</sup> 1816 und 1817 mühten sich Justiz- und Innenministerium um eine Entschädigung oder um eine Andersverwendung des Schultheißen und Gerichtsrechners.<sup>96</sup> Im April 1818 erhielt Fritz schließlich eine Entschädigung in Höhe von 200 Gulden.<sup>97</sup> Danach versuchte man für ihn Ähnliches zu erreichen wie für die Oppenauer<sup>98</sup> Schultheißen und bewilligte daher eine jährliches Aversum von 400 Gulden und eine Entschädigung von 400 Gulden.<sup>99</sup> Aber Fritz ließ nicht locker. 1822 machte er ein Einkommen von 1150 Gulden geltend. Die neue Staatsorganisation und die Einführung von Revisoraten, Ortsgerichten, Steuereinnahmereien und der Bezirksämter hätten seine Funktionen vernichtet und er sei genötigt, den Dienst eines Teilungskommissärs anzunehmen. Er sei zwar 1819 pensioniert worden mit einem Einkommen von 720 Gulden. Er bittet aber nun noch um eine Entschädigung von 400 Gulden, um seine Kinder erziehen zu können.<sup>100</sup> Diese Begründung nützte offenbar nichts. Am 29.01.1825 erhielt er eine Pension von nur 700 Gulden bewilligt.<sup>101</sup> Ein Jahr später stirbt er.<sup>102</sup>



- e) Der Sasbacher Schultheiß Lichtenauer begnügte sich seit 1815/17 in seiner Funktion als Ortsvorgesetzter und als Rechner der Gemeinde. Ebenso führte er die Rechnung des aufzulösenden Gerichts und war noch verantwortlicher Führer und Verwalter des Kauf- und Kontrakten- sowie des Pfandbuchs. Alle diese Tätigkeiten sind als Ausgaben in den Gemeinderechnungen zu belegen.<sup>103</sup> In diesen Diensten starb er 1823, damals noch als Amtsschultheiß bezeichnet<sup>104</sup> und wohl auch mit eigenem größerem Privatvermögen ausgestattet<sup>105</sup>, da seine Familie über zwei und gar drei Amtsträger der Schultheißerei verfügte hatte.
- f) Der frühere Schultheiß Wolbert von Ulm war 1815 zugleich noch als Teilungskommisär angestellt<sup>106</sup> und bezahlt. 1818 forderte er eine Entschädigung oder eine persönliche Pension in Höhe von 800 Gulden.<sup>107</sup> Zu dieser Zeit bis 1824 war Wolbert Ortsvorgesetzter von Ulm und Teilungsschreiber. Nochmals 1819 unternimmt Wolbert einen Verbesserungsvorschlag für sich.<sup>108</sup> Aber 1820 wurde ihm eine Pension von 704 Gulden bewilligt<sup>109</sup>, zu der er 1821 noch eine Entschädigung als Teilungskommisär erhielt.<sup>110</sup> So hatte er schließlich 1000 Gulden als Pension erreicht, mit der er bis 1836 leben konnte und ein Alter von 79 Jahren erreichte.<sup>111</sup>

### „Vernetzungen“ im Leben der Schultheißen

Zum Schluss darf ich noch darauf eingehen, dass die Schultheißen lokal und regional zu den bedeutenderen Menschen gehörten. Ihre Aufgaben, ihre Vermögensverhältnisse und ihre Präsenz in sehr vielen menschlichen Bereichen lassen erahnen, dass es unter den Schultheißen – modern gesprochen – gewisse Netzwerke gab. Manche waren an der Vergangenheit orientiert wie die Abstammung des Oberkircher Schultheißen Fischer aus der Familie, die den letzten Abt von Allerheiligen stellte.<sup>112</sup> Zwei Schultheißen erhielten den im Jahre 1814 von König Ludwig XVIII gestifteten Lilienorden als Zeichen der alten Anhängerschaft an das französische Bourbonenhaus: Es waren dies Richard Anton Wolbert aus Ulm<sup>113</sup> und Anastasius Ludwig Fritz aus Renchen.<sup>114</sup> Einige „Familienclans“ konnten sich bilden, beginnend in Sasbach, wo sich der Schultheiß Johann Ignaz Lichtenauer mit der Tochter seines Vorgängers verheiratete<sup>115</sup> und der Nachfolger als Schultheiß wurde. Beide hatten zwei Söhne, die ihrerseits Schultheißen in Sasbach und Oppenau waren.<sup>116</sup> Anastasius Fritz in Renchen war zunächst Vertreter des Schultheißen Berger von 1799 bis 1801, heiratete dessen Frau und wurde von 1802 bis 1810/15 Schultheiß in Renchen.<sup>117</sup> Schließlich tätigte Agnes Maier, die Gattin des Oberkircher Schultheißen Fischer in Renchen eine Stiftung<sup>118</sup>, die durch Maria Antonie Maier, der Gattin des Renchener Schultheißen Fritz verwaltet wurde. Beide Schultheißen-Gattinnen waren wohl Schwestern gewesen.



Und für künftige „echte, vollwertige“ badische Staatsdiener sorgten manche alten Schultheißen aus dem Acher-, Rench- und Sasbachtal auch: Ein Sohn von Anastasius Fritz in Renchen wurde Hofgerichtsadvokat. Der Oppenauer Schultheiß Lichtenauer hatte einen Sohn, der Amtmann und Amtsvorstand in Gerlachsheim wurde; der Sasbacher Schultheiß konnte sich über einen Sohn freuen, der Abgeordneter in der Zweiten Kammer des badischen Landtags sowie Ritter des Ordens von Zähringer Löwen war und seine berufliche Karriere als Amtsvorstand in Mosbach beendete.<sup>119</sup>

Damit dürfte Franz Fischer, der Oberkircher Schultheiß, sich in seiner Meinung bestätigt sehen können, als er 1803 schon von den Schultheißen sagte: Sie fühlten sich nicht als Rechtsgelehrte, sondern „als Leute von besserem Schlag, Erziehung und Anstand“<sup>120</sup>.

### *Statt Schultheißen (Ober-) Bürgermeister und Vögte*

Den Schultheißen folgten als nüchterne unterste Vertreter zentralistischer Staatsgewalt die neuen Ortsvorgesetzten, auch Vögte, Bürgermeister, Oberbürgermeister genannt: In Renchen 1810 Johann Bürkel<sup>121</sup> als Bürgermeister, in Oppenau 1811 Michael Dürr als Oberbürgermeister<sup>122</sup>, in Oberkirch 1814 Franz Xaver Schrempp als Oberbürgermeister<sup>123</sup>; seit 1815 amtierten Vogt Johannes Kramer in Kappelrodeck<sup>124</sup>, nach Schultheiß Anton Wolbert in Ulm, Amand Brandstetter ab 1822<sup>125</sup> und ab 1822 Vogt Josef Ketterer nach Altschultheiß J. J. Lichtenauer in Sasbach.<sup>126</sup> Sie waren Vögte, Bürgermeister und Oberbürgermeister mit einer festen, nicht hohen Besoldung und übten zugleich einen zivilen Beruf aus.

### *Anmerkungen*

(Überarbeitete Version des Vortrages auf der Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins 2006 in Renchen)

- 1 Zu Aufklärung, Französische Revolution und Säkularisation vgl. Kirchengut in Fürstenhand. 1803: Säkularisation in Baden und Württemberg. Revolution von oben. Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg. Stadt Bruchsal 2003, 1–25; Ciz, Carl Heinz: Vom Fürstbischof zu Straßburg zum Markgraf von Baden. Herrschaft Oberkirch. Oberkirch 2003, 99–107; Fiedler, Siegfried: Revolution – Krieg – Friede. In: Carl Friedrich und seine Zeit. Karlsruhe 1981, 31–38.
- 2 vgl. Hölzle, Erwin: Der Deutsche Südwesten am Ende des alten Reiches. Stuttgart 1938.
- 3 Sieger, Jörg: Kardinal im Schatten der Revolution. Kehl 1986; Ciz, Carl Heinz: Exil-Folge der Französischen Revolution im Hochstift Straßburg. In: Ciz, Carl Heinz: Vom Fürstbischof zu Straßburg (s. Anm. 1), 101–103.
- 4 Generallandesarchiv Karlsruhe (= GLA) 169/255. (Herrschaft Oberkirch 1802); vgl. Pillin, Hans Martin: Die Entstehung der bischöflich straßburgischen Landesherrschaft

- in der mittleren Ortenau. In: *Ortenau* 72, 1992, 99–108; ders., Oberkirch. Die Geschichte der Stadt von den Anfängen bis zum Jahre 1803. Oberkirch 1975.
- 5 1803.III. 6/10 (GLA 169/85).
  - 6 vgl. dazu im Folgenden den Abschnitt Entschädigungen.
  - 7 vgl. Oppenauer Gerichtsrechnung pro 1807 (Stadtarchiv Oppenau).
  - 8 Geographisch-statistisch-topographische Beschreibung von dem Kurfürstenthum Baden. Karlsruhe 1804.
  - 9 a. a. O., 256–258.
  - 10 a. a. O., 247–249.
  - 11 a. a. O., 250–255.
  - 12 Kolb, Johann Baptist: Historisch-Statistisch Topographisches Lexikon aus dem Großherzogthum Baden. Band III, Karlsruhe 1816, 38.
  - 13 Beschreibung Baden 1804 (s. Anm. 8), 255/256.
  - 14 Kolb, Joh. Bapt., Lexikon Baden 1816 (s. Anm. 12), 161/162.
  - 15 Beschreibung Baden 1804 (s. Anm. 8), 259/260.
  - 16 Zu den Ereignissen um 1802 vgl. Schell, Erwin: Das Hochstift Straßburg rechts des Rheins im Jahre 1802. In: *Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins* 87, 1935, 126–188; Pillin, Hans Martin: Oberkirch 1803–1918. Oberkirch 1978, 13–15.
  - 17 Pillin, Hans Martin: Oberkirch 1975 (s. Anm. 4), 105; noch 1789 bestimmte Fürstbischof Ludwig Renat Eduard von Rohan, dass alle Stabhalter von der versammelten Bürgerschaft des betreffenden Gerichts nach den Stimmen gewählt und vom Oberamt bestätigt werden. (1789. IX.1 Kopie im Archiv des Ortenaukreises. Urkundenbestand des 18. Jahrhunderts. Nr. 2).
  - 18 vgl. dazu Andreas, W.: Geschichte der badischen Verwaltungsorganisation und Verfassung in den Jahren 1802–1818. Band 1: Aufbau des Staates im Zusammenhang der allgemeinen Politik. Leipzig 1913; Stiefel, Karl: Baden 1648–1952, Band I und Band II. Nachdruck. Karlsruhe 2001; Würtz, Christian: Johann Niklas Friedrich Brauer (1756–1813), Stuttgart 2005.
  - 19 Stiefel, Karl: Baden. Band I (s. Anm. 18), 217.
  - 20 a. a. O., 222.
  - 21 a. a. O., 212.
  - 22 a. a. O., 213.
  - 23 GLA 215/138.
  - 24 Regierungsblatt des Großherzogthums Baden vom 2.12.1809, 693–695, 695–700, 700–703.
  - 25 Stiefel, Karl: Baden. Band I (s. Anm. 18), 216.
  - 26 Regierungsblatt des Großherzogstums Baden vom 2.12.1809, 700.
  - 27 Stiefel, Karl: Baden, Band I (s. Anm. 18), 824.
  - 28 Stiefel, Karl: Baden, Band II (s. Anm. 18), 1414/1415.
  - 29 a. a. O., 1378/1379.
  - 30 a. a. O., 1933/1934.
  - 31 a. a. O., 1276/1277.
  - 32 a. a. O., 1190.
  - 33 a. a. O. Band I (S. Anm. 18), 482–485.
  - 34 1808.III.12 (IV.23) GLA 215/138.
  - 35 vgl. Redecker, Ulrike: Die badische Verwaltungsgliederung 1803–1864, 4 Hefte, o. O. 1974, Masch. Manuskript (Staatsarchiv Freiburg).
  - 36 a. a. O., 237.
  - 37 a. a. O., 275.

- 38 a. a. O., 282.
- 39 a. a. O., 289.
- 40 a. a. O., 299.
- 41 a. a. O., 321.
- 42 1811.X.18 (Staatsarchiv Freiburg = SAF B 727/5, Nr. 3); Grundbuchamt Oppenau. Verträge 1801–1872 (1811.XII.14 Oberbürgermeister M. Dürr unterschreibt einen Vertrag aus dem Pfandbuch); Oppenauer Gemeinds-Rechnung 1811/1812. f. 24b (für Januar 1812 Oberbürgermeister und Stadtrat aufgeführt) sowie bei deren Beilagen (Stadtarchiv Oppenau).
- 43 Gerichts-Rechnung Oppenau über alle Einnahmen und Ausgaben seit Georgi 1812, wo das Gericht aufgelöst worden bis Mai 1816 (Stadtarchiv Oppenau).
- 44 1813 Amtsschultheiß Fischer (SAF 1815.X.8; W499, 169, Nr. 86), 1814 Stabhalter Heim (ebenda 1816.I.23 und 1814.XI.6 ebenda).
- 45 1814.XI.6 (SAF: W499/169, Nr. 86).
- 46 1815.VIII.8 und 14 (SAF B 727/5, Nr. 119); Gemeinds-Rechnung Oberkirch 1815/16. Blatt I Rückseite (Stadtarchiv Oberkirch).
- 47 Die Akten zur Gerichtsliquidation des Gerichts Oberkirch gehen von 1816 bis 1845 (SAF B 727/5, Nr. 118).
- 48 Totenbuch der Pfarrei Kappelrodeck 1800–1828, f. 237, Nr. 47 (Pfarrei Kappelrodeck).
- 49 GLA 169/85; Gemeinds-Rechnung Kappelrodeck 1815–1820, f. 140b/141 (Gemeindearchiv Kappelrodeck).
- 50 Zu Waldulm 1816 (Pfandbuch der Gemeinde Waldulm. Band 1. Eintrag vom 11.11.1816; Grundbuchamt Kappelrodeck).
- 51 GLA 229/51384, 51385; Gerichtsrechnung 1815–1819 (Gemeindearchiv Kappelrodeck).
- 52 Pillin, Hans Martin: Geschichte Ottenhöfens. Band II, Ottenhöfen 1988, 13.
- 53 Gemeinds-Rechnung Renchen 1802–1812, 381 (Stadtarchiv Renchen).
- 54 Der Maiwald wurde 1811 aufgeteilt; Gemeinderechnungsbücher existieren ebenfalls seit 1811 (Gräblich, W: Die Stadt- und Landgemeinden des Kreises Kehl. Hist. Verein f. Mittelbaden 1964, 83/84; Ell, Franz-Nikolaus, Gerhard: 850 Jahre Wagshurst (1136–1986), Achern – Wagshurst 1986, 71).
- 55 Gerichts-Rechnung Renchen 1815–1817, und Final-Rechnung über die Einnahmen und Ausgaben der ehemaligen Gerichtskasse Renchen 1817–1819 (Stadtarchiv Renchen).
- 56 1833.XII.7 Gerichtsfond-Vertheilung nach dem Stand von Georgi 1815 (Gerichtsschaffney-Rechnung Sasbach 1833, Gemeindearchiv Sasbach, B 48). Im Jahre 1814 wurde die Gemarkung Ried von Sasbach getrennt und Ried zur eigenen Gemeinde erhoben (Rühe- und Baurengerichtsprotokoll. Gericht Sasbach. Gemeindearchiv Sasbach B 10, 1814.III.26 und 1814.XII 30).
- 57 Bürgermeister-Rechnung Sasbach 1815, erstellt unter einem bestellten Gemeindeverrechner mit Diätenabrechnung für den Schultheißen Ph. Lichtenauer, der zugleich auch als Rechnungssteller unterschrieb (Gemeindearchiv Sasbach B40).
- 58 Letztmals am 19.XII.1822 (Gerichts-Rechnung Sasbach 1821/1822; Gemeindearchiv Sasbach IV. Nr. 577).
- 59 1833.XII.7 Gerichtsfond-Vertheilung (s. Anm. 56) Für viele Anregungen, Informationen und Ratschläge zu Sasbach in den letzten Jahren danke ich Herrn Konrad Ketterer aus Obersasbach.
- 60 Zum Jahre 1818: Beilagen zur Gerichts-Rechnung Ulm 1815–1818 erweisen, dass Amtsschultheiß A. Wolbert bis 1818 als solcher amtierte (Gemeindearchiv Ulm

- R47–49); 1818.VI.25 fordert Amtsschultheiß A. Wolbert erstmals eine Verlustentschädigung für entgangene Gelder und eine jährliche Pension (SAF W 499, Abtlg. 169, Nr. 87) und 1818.X.2 wurde angemerkt, dass jede einzelne Gemeinde des Gerichtes Ulm ein ordentliches Ortsgericht und Vogt und Gerichtsmänner besitze (ebenda). Zum Jahr 1821 vgl. Walz, Karl: Unsere Ulmer Schule im Wandel der Zeiten. Renchen-Ulm 1999, 17. Die Gerichtstrennung von Ulm war auch Folge der Aufteilung der Markwälder Maiwald (1812) und Ulmhardt (1819), vgl. dazu Fauler, W. und Walz, Karl: Die Geschichte von Ulm. Ulm o. J., 7.
- Schließlich sei noch angemerkt, dass Amand Brandstetter als erster Vogt von Ulm erstmals im Pfandbuch der Gemeinde Ulm als Ortsvorstand im Jahre 1822 unterschreibt (Gemeindearchiv Ulm B136).
- 61 1815.VII.20 (SAF B 727/5. Nr. 5).
- 62 1819.III.3 (ebenda).
- 63 1821.III.27 (Beilage Nr. 33 zur Gemeinde-Rechnung Stadelhofen von 1821: Gerichtstrennungs-Protokoll). Diesen Hinweis verdanke ich Herrn Stadtarchivar Dr. C. H. Ciz. Oberkirch.
- 64 Nach der Auflösung und Trennung des Gerichts Oberkirch im August 1815 (s. Anm. 46) amtierte in Ödsbach Ende 1815 der Vogt Panter (Ödsbacher Gemeinds-Rechnung 1815–1816/1817, Beilage Nr. 77. Stadtarchiv Oberkirch. Gemeindearchiv Ödsbach).
- 65 Dr. Huber, Bernhard: Chronik Bad Peterstal-Griesbach. Offenburg 2002, 106–109: Die Auflösungs- und Trennungsurkunde des Gerichts Oppenau von 1811 sowie die Ergebnisse der Vogts-Wahlen 1811/12 in den neugebildeten Gemeinden des oberen Renchtals befinden sich im SAF B 727/5, Nr. 3.
- 66 s. Anm. 52.
- 67 Kauß, Dieter: Gemeindeorganisation und Pfarreien im Renchtal nach 1803, in: Ciz, Carl Heinz: Vom Fürstbischof (s. Anm. 1), 123/124; Dr. Huber, Bernhard: Chronik (s. Anm. 65), 78.
- 68 Seebach wurde 1823 Filialgemeinde der neuen Pfarrei Ottenhöfen und 1932 zur Pfarrkuratie erhoben (Kirchen und Kapellen in Ottenhöfen. Lindenberg 2005, 5).
- 69 Kauß, Dieter: Gemeindeorganisation (s. Anm. 67), 125/126; Kirchen und Kapellen in Ottenhöfen (s. Anm. 68), 3–7.
- 70 Scheurer, Werner: Pfarrkirche Hl. Kreuz Renchen, Lindenberg 1998, 3–8.
- 71 Müller Wolfgang: Die Ortenau als Chorturmlandschaft, Bühl 1965, 82.
- 72 Kirchen und Kapellen in Ottenhöfen (s. Anm. 68), 4/5.
- 73 Kurbadischer Hof- und Staatskalender für das Jahr 1805. Karlsruhe 1805 (hier sind die Schultheißen des Acher-, Rench- und Sasbachtals erwähnt auf den Seiten 139, 140 und 158); Alphabetisches Namensverzeichnis der in den badischen Regierungsblättern inklusive vorkommenden Staatsdiener. Karlsruhe 1835 (Hier Fehlanzeige); Alphabetisches Namensverzeichnis der in den großherzogl. badischen Regierungsblättern von 1807–1842 vorkommenden Staatsdiener. Neue Ausgabe. Mannheim 1844 (Hier Fehlanzeige); Handbuch für Baden und seine Diener oder Verzeichnis aller badischen Diener vom Jahre 1790 bis 1840 nebst Nachtrag bis 1845. Karlsruhe 1845. (Hier ebenfalls Fehlanzeige).
- 74 1803.VI.6/10. (GLA 169/85); Augenscheine und Verträge Kappelrodeck 1800–1803; Bauerngerichtsprotokolle Kappelrodeck 1793–1803, Gerichts-Rechnung Kappelrodeck 1793–1805; Heimbürger-Rechnung Kappelrodeck 1802–1805 (Gemeindearchiv Kappelrodeck): 1805.X.22 (Totenbuch der Pfarrei Kappelrodeck, 1800–1828, f. 76. Pfarrarchiv Kappelrodeck).



- 75 Bauerngerichtsprotokoll Kappelrodeck 1805–1815; Gerichts-Rechnung Kappelrodeck 1805–1815, Heimbürger-Rechnung Kappelrodeck 1806–1815 (Gemeindearchiv Kappelrodeck); 1815.VII.3 (Totenbuch der Pfarrei Kappelrodeck 1800–1828, f. 237. Pfarrarchiv Kappelrodeck); Auskunft von K. Ketterer, Obersasbach.
- 76 1803.VI.6/10 (GLA 169/85); Gerichts-Rechnung Oberkirch 1803/04; Stadt- oder Bürgermeisterey-Rechnung Oberkirch 1805–1814; 1814/15 nur noch Teilungskommissär (Stadtarchiv Oberkirch); 1815.VIII.8 und 14 (SAF B727/5, Nr. 119).
- 77 1835.XI.2 (GLA 229/2269).
- 78 1803.VI.6/10 (GLA 169/85); Lohn- und Frohn-Rechnung des Gerichts Oppenau 1799–1807, Gerichts-Rechnung Oppenau 1807–1811, Heimbürger-Rechnung Oppenau 1800–1806; Commun-Rechnung Oppenau 1807–1811, Gemeinds-Rechnung Oppenau 1811/12; Kauf- und Contracten-Protokolle Oppenau 1798–1801, 1801–1803, 1804–1807 (Stadtarchiv Oppenau); 1811.X.18 (SAF B 727/5, Nr. 3); 1811.X.16 (GLA 229/80659); vgl. Börsig, Joseph, Geschichte des Oppenauer Tales. Oppenau o. J.; Dr. Huber, Bernhard, Chronik (s. Anm. 65) und Notizen von K. Ketterer aus Obersasbach.
- 79 1803.VI.6/10 (GLA 169/85); 1801.IX.28 (Ehebuch der Pfarrei Renchen 1791–1826. Pfarrarchiv Renchen); Gerichts-Rechnung Renchen 1809–1819, Gemeinds-Rechnung Renchen 1802–1812; in verschiedenen Tätigkeiten (ebenda 1813–1822. Stadtarchiv Renchen); 1826.XI.24 (Totenbuch Renchen 1817–1833. 181, Nr. 89. Pfarrarchiv Renchen).
- 80 1803.VI.6/10 (GLA 169/85); Gerichts-Rechnung Sasbach 1798–1830; Rechnungen der Gemeinden Sasbach und Ried 1790–1792; Bürgermeister-Rechnung Sasbach 1792–1823; Contracten-Buch Sasbach 1816–1834; Sasbacher Pfandbuch 1817–1829 (Gemeindearchiv Sasbach); 1821.XII.07 (GLA 236/648); 1823.II.24 (Totenbuch der Pfarrei Sasbach 1795–1830, 306. Pfarrarchiv Sasbach); Hilfen in Form von Auskünften und Kopien verdanke ich vor allem bei Sasbach Herrn K. Ketterer aus Obersasbach.
- 81 1803.VI.6/10 (GLA 169/85); Gerichts-Rechnung Ulm 1800–1815; Gemeinds-Rechnung Ulm 1813–1821; Ulmer Kauf- und Tausch-Contractenbuch 1793–1800, 1801–1807, 1808/1809; Pfandbuch Ulm 1810–1813, Pfandbuch der Gemeinde Ulm 1814–1824 (Gemeindearchiv Ulm); 1836.XI.28 (Totenbuch Ulm 1811–1842, 218/219. Pfarrarchiv Ulm).
- 82 1815.VII.3 (s. Anm. 75).
- 83 1815.XII.21 (GLA 169/85).
- 84 1815.X.8 (SAF, W499/196, Nr. 86).
- 85 1821.I.30 (ebenda Nr. 88).
- 86 1820.II.10 (GLA 76/2269).
- 87 1820.IV.22 (SAF W499/196, Nr. 88).
- 88 1823.VII.19 (GLA 76/2269).
- 89 1826.XII.1 (ebenda).
- 90 1835.XI.2 (ebenda).
- 91 1810.II.16 und 1810.IV.4 und 1810.VII.3 (GLA 229/80659).
- 92 1811.IV.29 (ebenda).
- 93 1811.X.29 (ebenda).
- 94 ebenda.
- 95 1815.VII.20 (GLA 229/85673).
- 96 1816/1817 (GLA 76/2481).
- 97 1818.IV.14 (SAF W 499/169, Nr. 87).
- 98 1818.V.1 (ebenda).

- 99 1818.V.1 und 1818.X.17 (ebenda).
- 100 1822.IV.9 (GLA 229/85673).
- 101 1825.I.19 (ebenda).
- 102 1826.XI.24 (Totenbuch der Pfarrei Renchen 1817–1833, 181, Nr. 89. Pfarrarchiv Renchen).
- 103 s. Anm. 80.
- 104 1823.II.24 (ebenda).
- 105 1821.XII.27 (GLA 236/648).
- 106 1815.XII.20 (SAF B 727/5, Nr. 5).
- 107 1818.VI.15 (SAF W 499/169, Nr. 87).
- 108 1819.I.25 (ebenda).
- 109 1820.IV.18 (ebenda).
- 110 1821.I.30 (ebenda).
- 111 1836.XI.28 (s. Anm. 81).
- 112 1809 gab es einen Streit zwischen dem Oberkirchen Pfarrer K.A. Ruch und Amtschultheiß F. Fischer um eine Stiftung des gewesenen Sekretärs Johannes Weis aus dem Jahre 1800 an das Kloster Allerheiligen (SAF A67/1, Nr. 362).
- 113 GLA 229/107070.
- 114 1816.VIII.22 (GLA 169/85).
- 115 Ortssippenbuch Sasbach 1697–1870. Sasbach 1997, 297.
- 116 1803.VI.6/10 (GLA 169/85); Johann Ludwig Donat in Oppenau und Johann Philipp Jakob in Sasbach, vgl. Datenblatt von K. Ketterer, Obersasbach.
- 117 1803.VI.6/10 (GLA 169,85) und 1801.IX.28 (Ehebuch der Pfarrei Renchen 1791–1826. Pfarrarchiv Renchen).
- 118 1829 (SAF B 685/2. Nr. 1301).
- 119 vgl. Handbuch für Baden und seine Diener oder Verzeichnis aller badischen Diener vom Jahre 1790 bis 1840 nebst Nachtrag bis 1845.
- 120 1803.VI.6/10 (GLA 169/85).
- 121 Renchen Gerichts-Rechnung 1802–1812, 381 (Stadtarchiv Renchen); 1819 stirbt dessen Tochter Johanna (Totenbuch der Pfarrei Renchen 1813–1833, S. 43, Nr. 50, Pfarrarchiv Renchen).
- 122 1811.XII.19 Bericht über die Wahl des Oberbürgermeisters Michael Dürr (GLA 229/80700).
- 123 1814.XI.6 Bericht des Amtes Oberkirch an das Direktorium des Kinzigkreises über die Wahl des Oberbürgermeisters F. J. Schrempp (SAF W 499/1, Abtlg. 169, Nr. 86).
- 124 1815.XII.21 Beschluss des Innenministeriums (GLA 169, Nr. 85).
- 125 Für 1822.I.22 ist Amand Brandstetter als Ortsvorstand mit Gerichtsmännern bezeugt (Gemeinds-Rechnung Ulm 1821/1822, Beilagen); ebenso 1822.IV.6 als Ortsvorstand (Pfandbuch der Gemeinde Ulm, Band 2, 1814-1824. Gemeindearchiv Ulm).
- 126 s. Anm. 56 und 1822.X.15 J. Ketterer als Vogt (Gemeinds-Rechnung Sasbach 1822/1823, Beilage Nr. 137. Gemeindearchiv Sasbach).

## Die Deutsche Heimschule im Kloster Erlenbad/ Obersasbach 1943–1945

*Arnulf Moser*

Ab 1940 entwickelte sich die leergeräumte Heil- und Pflegeanstalt Illenau bei Achern zu einem Zentrum nationalsozialistischer Schulpolitik. Zuerst wurde eine Reichsschule für Volksdeutsche eingerichtet. Gemeint sind Südtiroler Mädchen, deren Eltern für die Auswanderung nach Deutschland optiert hatten, nachdem Hitler Mussolini Südtirol überlassen hatte. Diese Mädchen sollten in der Illenau auf das Leben in Deutschland und das deutsche Schulwesen vorbereitet werden. Hinzu kam 1941 eine Nationalpolitische Erziehungsanstalt (Napola) für Mädchen, eine Eliteschule, die aber bereits 1943 in die Schule des Klosters Hegne am Bodensee umzog, wo sie unter dem Namen Deutsche Heimschule als Versuchsschule weitermachte. Dafür wurde in der Illenau im September 1943 auch noch eine Napola für Jungen gegründet.<sup>1</sup>

Wenig bekannt ist, dass auch das nahegelegene Kloster der Kongregation der Franziskanerinnen in Erlenbad in diese Schulpolitik einbezogen wurde. Zunächst war Erlenbad von 1940 bis 1943 durch die Volksdeutsche Mittelstelle in Karlsruhe für die Unterbringung von Volksdeutschen beschlagnahmt. Aus den Berichten der Südtiroler Schule ergibt sich, dass die Südtiroler Mädchen der Illenau im April 1941 in Erlenbad einen Brauchumsabend mit Volkstumskantate sowie Südtiroler Liedern und Tänzen vor tausend Volksdeutschen aus Bessarabien durchführten. Durch einen Vertrag vom 15. Mai 1943 wurde das Kloster vom Badischen Kultusministerium ab 1. August für die Zeit des Krieges für Schulzwecke gepachtet. Bis dahin und schließlich bis zum Kriegsende gelang es dem Kultusministerium nicht, die katholische Heimschule Lender in Sasbach zu verstaatlichen. Eingerichtet wurde in Erlenbad eine Deutsche Heimschule (Oberschule für Jungen), eine Schulform, die erst 1941 in Deutschland eingeführt worden war. Die Schulen unterstanden der Inspektion der Deutschen Heimschulen im Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, die in Personalunion vom Inspekteur der staatliche Eliteschulen, der Nationalpolitischen Erziehungsanstalten (Napolas), SS-Obergruppenführer August Heißmeyer, geleitet wurde. Aufgabe sollte sein, Waisenkindern, Kindern von ausgebombten Familien, Kindern von Offizieren und Beamten in den besetzten Gebieten, später aber auch unehelichen Kindern von SS-Angehörigen eine besondere Schulbildung zu ermöglichen. Im Anspruch standen sie unter den Napolas, die die Führungskräfte in Staat, Wirtschaft und Wehrmacht stellen sollten.<sup>2</sup> Da im Krieg

keine Neubauten errichtet wurden, wurden bei diesem Programm kirchliche und private Internate unter Druck umgewandelt oder neue Schulen in geeigneten Gebäuden eingerichtet. Im September 1944 bestanden 61 Deutsche Heimschulen und 66 weitere der Inspektion unterstellte Internatsschulen. Im Mai 1941 hielt sich Heißmeyer, der die Deutschen Heimschulen als „Burgen des Führers“ bezeichnete, selber in Illenau und Sasbach auf.

Kommissarischer Leiter in Erlenbad wurde der Studienrat der Acherner Handelsschule Dr. Fritz Nolte (1909–1996). Er hatte in Heidelberg und Wien Deutsch, Französisch und Geschichte studiert. Als Lehrer war er zunächst von 1934 bis 1937 an der Heimschule Lender in Sasbach tätig gewesen und wurde dann Studienrat an der Handelsschule in Achern. Er war kurze Zeit SA-Mitglied gewesen, trat 1937 in die NSDAP ein, war Mitglied der Volkswohlfahrt NSV und des nationalsozialistischen Lehrerbundes NSLB. Er war Kreisredner, Ortsgruppenschulungsleiter, Ortspresseleiter. Bei Kriegsausbruch wurde er als Soldat bis Oktober 1940 eingezogen. Im Krieg war er vorübergehend in das besetzte Elsass nach Hagenau abgeordnet. Der Gauhauptstellenleiter der NSDAP in Karlsruhe setzte sich dafür ein, dass er Anfang 1943 wieder nach Achern zurückkehren konnte, weil er vorher „wesentlichen Anteil an der Kulturarbeit im Kreis Bühl“ geleistet habe und „für Aufgaben der HJ“ benötigt wurde.

Die wenigen Informationen über diese kurzlebige Schule stammen aus den Personalakten und Spruchkammerakten Noltés sowie aus der Literatur über die Heimschule Lender.<sup>3</sup> Die ersten Schüler in Erlenbad waren drei Klassen der Unter- und Mittelstufe aus der Lenderschen Anstalt in Sasbach. Auch einige Lehrer wurden von der Heimschule Lender nach Erlenbad versetzt. Die Schulmöbel holte Nolte zusammen mit einem SS-Untersturmführer aus Straßburg. Fest steht, dass es in Erlenbad entgegen allen ideologischen Vorgaben der Deutschen Heimschule einen freiwilligen Religionsunterricht gab, der in die Randstunden des Stundenplans gelegt wurde und im Vorraum der Klosterkirche erteilt wurde. Andererseits war Nolte durchaus in das System der Deutschen Heimschulen eingebunden. Im März 1944 war er zwei Wochen auf einem Lehrgang für Leiter und Stammerzieher Deutsche Heimschulen, der in der Napola Plön abgehalten wurde. Plön war die Führerschule der Napolas und Deutschen Heimschulen. Mehrere Tage besuchte er die Deutsche Heimschule für Mädchen in Hegne. Nach den Mitteilungen der Sekretärinnen im Entnazifizierungsverfahren war die Schule in Erlenbad in erster Linie für eltern- und heimatlose Jungen gedacht. Der Schule war das Ziel gestellt, „höchstmögliche Kenntnisse an die Schüler zu vermitteln“. Man bescheinigte Nolte, dass er keine politischen Feiern in der Schule abgehalten habe, sondern dass der aktive Violinspieler die Musik in den Mittelpunkt der Schule gestellt habe. Er wohnte mit seiner Familie in Erlenbad. Im Sommer 1944 sollte er Oberstudiendirektor und damit offizieller Leiter werden, doch ist dieser Schritt



wohl nicht mehr vollzogen worden. Der frühere Direktor der Heimschule Lender, Professor Dr. Fridolin Amann, bescheinigte ihm nach dem Krieg: „Sein Ehrgeiz war es, in Obersasbach eine Erziehungs- und Bildungsstätte aufzubauen, die in edlem Wettstreit mit der benachbarten Heimschule Lender die deutsche Jugend im Geist des christlichen Humanismus formen sollte.“ Er sei „von den Irrgängen des Nationalsozialismus bewahrt“ geblieben. Immerhin wurde Nolte in den letzten Kriegstagen noch vom Badischen Kultusministerium, das von Straßburg nach Königsfeld und Meersburg verzogen war, zum Leiter der Bodenseeschule Meersburg ernannt, was aber keine praktische Bedeutung mehr hatte. Diese nationalsozialistische Internatsschule im Meersburger Schloss gehörte ebenfalls zum Verbund der Deutschen Heimschulen, ihr Leiter Dr. Kurt Krauth war beim Herannahen der französischen Truppen Richtung Alpen geflüchtet. In den Meersburger Akten erscheint Nolte als Direktor der Napola Erlenbad.<sup>4</sup> Im Gegensatz zu Krauth hatte Nolte im Entnazifizierungsverfahren nach dem Krieg keine großen Probleme. Er wurde mit geringen Auflagen bald wieder in Lörrach in den staatlichen Schuldienst übernommen, während Krauth erst nach langer Internierung dann ebenfalls in Lörrach wieder eingestellt wurde.

Im Herbst 1944 wurde eine weitere Schule in Erlenbad einquartiert, die Adolf-Hitler-Schule Westmark. Bei diesen Eliteschulen der Partei, die der Deutschen Jugendführung und der Deutschen Arbeitsfront unterstanden, spielte wie bei den Napolas der Sport eine große Rolle, doch sollten ihre Absolventen vor allem Führungspositionen in Parteiämtern anstreben bzw. in den Ordensburgen weiter ausgebildet werden. Für jeden Gau war ein eigenes neues Gebäude vorgesehen. Da dies im Krieg aber nicht mehr verwirklicht wurde, kamen die meisten Adolf-Hitler-Schulen in den Ordensburgen, vor allem in Sonthofen, unter. Die Schule der Westmark unter der Leitung von Jupp Madert war zunächst in der Ordensburg Vogelsang in der Eifel angesiedelt und war von dort in das Kloster Finstingen (Fénétrange) im besetzten Lothringen gezogen. Dort mussten die Schüler im September 1944 Panzergräben ausheben, ehe sie beim Herannahen der Front Anfang Oktober nach Erlenbad verlegt wurden. Eine Sekretärin bescheinigte Nolte, dass er in einem sehr schlechten Verhältnis zu dieser Schule gestanden habe, dass die beiden Direktoren nur schriftlich miteinander verkehrt hätten und es oft Zwischenfälle gegeben habe. Zu den Schülern dieser Adolf-Hitler-Schule gehörte Harald Scholtz (Jahrgang 1930), der 1973 als Erziehungswissenschaftler das Standardwerk „NS-Ausleseschulen“ mit einem Kapitel über Deutsche Heimschulen schrieb. Er teilte mit, dass von seiner Schule drei Klassen nach Erlenbad kamen, während die Jüngsten ausgerechnet in die Ordensburg Krössinsee in Pommern weitergeschickt wurden. Außerdem traf auch noch die Adolf-Hitler-Schule Franken aus Vogelsang in Erlenbad ein. Das Kloster spricht von insgesamt 400 Schülern. Von

den Mädchen in Illenau und der Heimschule Lender haben sie gar nichts mitbekommen. Inwieweit überhaupt noch regulärer Unterricht durchgeführt werden konnte, ist nicht bekannt. Anfang April zogen die Adolf-Hitler-Schüler weiter in Richtung SS-Junkerschule Bad Tölz. Die Älteren sollten noch im Schwarzwald gegen die Franzosen eingesetzt werden, was der Anstaltsleiter aber verhindern konnte.<sup>5</sup>

Während beim Herannahen der Front Napolas wie Ilfeld/Harz in Illenau und Adolf-Hitler-Schulen in Erlenbad einquartiert wurden, wurden von Erlenbad ab Dezember 1944 Schüler zur Deutschen Heimschule in der Abtei Ettal in Oberbayern weitergeleitet. Mehrmals reiste Nolte Anfang 1945 nach Ettal zu Betreuung der heimat- und elternlosen Schüler. Auch Schüler der Deutschen Heimschule Rufach im besetzten Elsass kamen nach Ettal. Da die Abtei Ettal bei Kriegsende von den Amerikanern und durch ein deutsches Lazarett in Beschlag genommen war, mussten die Schüler bis zur Auflösung der Schule im September 1945 noch in das Schlosshotel Linderhof umziehen.<sup>6</sup> Angesichts dieser Schülerschaft dürfte es schwierig sein, Schüler aufzuspüren, die über den Schulalltag in Erlenbad berichten könnten. Wünschenswert wären auch Berichte aus der Jungen-Napola in der Illenau, die leichter zu beschaffen sein sollten, denn das Einzugsgebiet dieser Schule war Nordbaden. Sie hatte unter dem Anstaltsleiter Bockhacker, der von der Napola Rufach im besetzten Elsass gekommen war, bei Kriegsende fünf Klassen mit etwa 100 Schülern.

#### Anmerkungen

- 1 Moser, A.: Die Reichsschule für Volksdeutsche in Achern/Illenau 1940–44, in: Ortenau 83/2003, 107–116.
- 2 Runge, W.: Die Deutschen Heimschulen, in: Deutsche Schulerziehung 1941/42, Berlin 1943, 219–223. H. Scholtz, NS-Ausleseschulen. Internatsschulen als Herrschaftsmittel des Führerstaates, Göttingen 1973, 283–298.
- 3 Staatsarchiv Freiburg, Personalakte Fritz Nolte, L 50/1, Bd. 5456. Spruchkammerakte Fritz Nolte, D 180/2, Bd. 171630. W. Guldenfels, Hundert Jahre Heimschule Lender, Bühl 1975, 198 f., 218 f., 244 f., 250–255. W. Müller, Schwestern des heiligen Franziskus in Erlenbad, in: W. Müller (Hg.), Die Klöster der Ortenau, Ortenau 57–58/1978, 588–593.
- 4 Moser, A.: Die Bodenseeschule Meersburg. Eine Internatsschule im Dritten Reich (1936–1946), in: Leben am See 23/2006, 49–55.
- 5 Mitteilungen von Harald Scholtz und dem Kloster Erlenbad vom Mai 2002. Ein literarisches Beispiel für den Kriegseinsatz von Jugendlichen, die in Lothringen Schanzarbeiten leisteten und dann am Schwarzwaldrand im Kampf gegen die Franzosen eingesetzt wurden, in dem Jugendbuch von H. Burger, Warum warst du in der Hitler-Jugend? Vier Fragen an meinen Vater, Reinbek 1998, 71–120.
- 6 Schultz, M.: Die Deutsche Heimschule Ettal und das Kriegsende 1945, in: Ettaler Mandl 80/2001, 88–91. Die Deutschen Heimschulen hießen in Bayern zunächst Deutsche Schulheime.

## Adorno in Hornberg – oder: Was macht so einer in den Ferien?

Johannes Werner

*Langsam bohrt sich der Offenburger Personenzug durch die nahen Kulissen, die so gescheckt wie die hier beheimateten Kühe sind. Hinter Gutach, dem Stammplatz der Maler und Volkstrachten, beginnt man zu spüren, dass er hoch hinaus will, und Hornberg bereits würdigt man aus der Vogelperspektive.*

*Siegfried Kracauer, Schwarzwaldreise*

Wenn der Zug am Hornberger Bahnhof hielt, dann stand schon Jakob, der Hausknecht vom „Bären“, mit seinem einspännigen Omnibus bereit, um die Gäste mit ihrem Gepäck in Empfang zu nehmen; und dann fuhr er sie, laut mit der Peitsche knallend und im schnellsten Trab, über die Rathausbrücke vor den Haupteingang des Hotels, wo man sie erwartete.<sup>1</sup> So war es jedenfalls in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg, und so wohl auch noch im Juli 1916. Da kam, wie es scheint, aus Frankfurt am Main die Sängerin Maria Calvelli-Adorno und vielleicht auch ihre Schwester Agathe, ebenfalls eine Sängerin; vielleicht auch ihr Ehemann Oscar Wiesengrund, ein vermögender Weinhändler; und ganz gewiss ihr einziges Kind, der Sohn Theodor.

### *Teddie im „Bären“*

Theodor – oder Teddie, wie man ihn und wie er sich selber gerne nannte – war am 11. September 1903 geboren worden, war also zwölf Jahre alt. Womit brachte er, in diesem Alter, seine Ferien zu? Mit Wandern, Spielen, Lesen? In sein Tagebuch schrieb er, am 30. Juli 1916, dass er bisher recht faul gewesen sei. „Aber die Arbeit am Drama habe ich hier, im schönen Hornberg, am 26. dieses [Monats] nach langer Pause wieder aufgenommen. An diesem Tage konzipierte ich das letzte Bild des IV. Aktes. Ich kam ungefähr bis zur Mitte. Das Konzept war zwar in Versen, aber ein Rohgerüst, um das sich erst die Ausführung gleich dem Fleisch um ein Skelett legen muß. Nachdem ich diese Arbeit am 27. vollendet hatte, begann ich am 28. die Ausführung mit ganzer Kraft. Ich hatte viel Freude an ihr, am 30. war sie fertig. Sie bedarf nur noch einer letzten Feile.“<sup>2</sup> Das Drama sollte „Karl der Neunte“ heißen und war, nach „Faradjo“ und „Andreas Hofer“,



*Theodor W. Adorno, etwa 1916*



*Theodor W. Adorno 1935*

schon das dritte, das der Knabe, ein wahres Wunderkind, schrieb. Zwar brachte er es, hier und jetzt, noch nicht zu Ende, und noch in den Weihnachtsferien, am 27. Dezember, musste er sich selbst gestehen, „seit Hornberg“<sup>3</sup> nichts mehr an ihm getan zu haben; aber in den Osterferien des nächsten Jahres nahm er es wieder vor. „Ich behielt die Hornberger ‚Skelettmethode‘ bei, d. h. ich warf die wichtigsten Gedanken in Versen, aber ohne innern Zusammenhang hin, und gruppierte darum die notwendigen Zwischenglieder. Das Schwierigste dabei ist nun, die Einheit zu wahren.“<sup>4</sup>

Dieser frühreife Knabe versprach viel, und was er versprach, hielt er auch. Im Jahre 1921 nahm er, nach einem vorzeitigen Abitur als „primus omnium“, ein Studium der Philosophie, Psychologie, Soziologie und Musikwissenschaft auf, das er schon 1924 mit einer Promotion „summa cum laude“ abschloss. Dann studierte er, der bereits als Musikkritiker hervorgetreten war, bei Alban Berg in Wien und trat dann auch als Komponist hervor. Mit einer Habilitation über Kierkegaard erwarb er sich 1931 die „venia legendi“, die ihm 1933 von den neuen Machthabern wieder entzogen wurde. Nun ging er nach England, ans Merton College in Oxford, kam aber mehrmals nach Deutschland zurück; so auch 1935, als seine Tante Agathe, seine sogenannte zweite Mutter, gestorben war. Er kam nach Frankfurt und fuhr, wie er am 12. Juli an Walter Benjamin schrieb, mit seiner Mutter und





Der alte „Bären“

seiner Braut „für 3 Wochen in den Schwarzwald (Adresse Hotel Bären, Hornberg i. Schwarzwald, Schwarzwaldbahn). Ich hoffe dann endlich zu dem geschuldeten Brief zu kommen.“<sup>5</sup> Denn wieder, wie vor fast zwanzig Jahren, hatte er sich etwas vorgenommen, etwas aufgeschoben, was nun keinen weiteren Aufschub duldete. Walter Benjamin hatte ihm am 31. Mai nämlich den Entwurf seines geplanten Hauptwerks, des sagenhaften „Passagen-Werks“<sup>6</sup>, geschickt, und Teddie Wiesengrund schrieb ihm („Hornberg i. Schwarzwald. Hotel Bären. 2. August 1935–4. August 1935“<sup>7</sup>) ausführlich, was er davon hielt; und zwar auf fünf Seiten, die er „einer schwer defekten Maschine“<sup>8</sup> abringen musste, wohl der einzigen, die es im „Bären“ gab; sodass er sich für das „Aussehen dieses Briefes“<sup>9</sup> eigens entschuldigte. An eben diesem „berühmten Hornberger Brief“<sup>10</sup>, wie er seither heißt, kommt keiner vorbei, der sich sei’s mit dem Verfasser, sei’s mit dem Empfänger ernsthaft beschäftigt. Schon am 29. Juli hatte er (unter demselben Absender) an Ernst Krenek, den Wiener Komponisten und Kritiker, geschrieben und ihm u. a. schöne Ferien gewünscht – „in jedem Betracht bessere, als ich sie habe“.<sup>11</sup> Doch damit nicht genug; Teddie verfasste auch noch einen kleinen Aufsatz über Gustav Mahler, der im nächsten Jahr in einer Wiener Zeitschrift erschien.

Man weiß, wie es weiterging. Theodor Wiesengrund, der sich (auf dem Umweg über Wiesengrund-Adorno) schließlich Theodor W. Adorno nannte, emigrierte 1938 in die USA, wo er eng mit Max Horkheimer und seinem „Institut für Sozialforschung“ zusammenarbeitete. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland, nach Frankfurt, wurde er zum Vordenker und Vorläufer derer, die in Philosophie, Soziologie, Literatur und Musik neue Wege gehen wollten.<sup>12</sup> Am 6. August 1969 ist Theodor W. Adorno in Visp im Wallis gestorben; in den Ferien, die er im geliebten Gebirge verbrachte. Er sei, so sagte er, „ein Bergmensch“<sup>13</sup>; und was er „in den Ferien“<sup>14</sup> suche, sei die „Einsamkeit“<sup>15</sup>.

### *Der „Bären“ selber*

Dass die Berge „das Rechte“<sup>16</sup> für ihn waren, hatte er vielleicht in Hornberg gelernt. Und vielleicht hatten die Berge bei Hornberg (wie die bei Amorbach, wo er sonst seine Ferien verbrachte) „das Kind sacht an den Umgang mit dem Gebirge gewöhnen“<sup>17</sup> können; und gewiss gehörte auch Hornberg zu dem „Süddeutschland meiner Kindheit“<sup>18</sup>, an das er sich immer erinnerte und nach dem er sich immer sehnte. Doch was hatte ihn nach Hornberg geführt, und was, ausgerechnet, in den „Bären“?

Der „Bären“ war – 1550 erbaut, 1698 erneuert, 1892 und 1895 erweitert – das älteste und beste Haus am Ort; er hatte 56 Zimmer mit 75 Betten, einen großen und einen kleinen Saal mit einer Bibliothek, ein Badehaus; eine „Dependance“ mit Remisen, Ställen, einer Bierstube, einer Terrasse und

einem Garten; einen Gemüsegarten, eine Waschküche, ein Eishaus und in der Oberstadt einen Felsenkeller für den Wein.<sup>19</sup> (Von den vorherigen Wirten ist vor allem Gottlob Baumann zu nennen, dem Wilhelm Hausenstein, sein Enkel, ein literarisches Denkmal gesetzt hat.<sup>20</sup>) Am 8./9. Februar 1945 wurde der „Bären“ beim Bombardement von Hornberg fast völlig zerstört und 1955 bis 1957 wieder aufgebaut.<sup>21</sup> Aber die Zeiten hatten sich geändert; das Haus brachte immer weniger ein, wurde allmählich aufgegeben und 2006 schließlich abgerissen. Seither gibt es keinen „Bären“ mehr.

Dem „Hotel Messmer“ in Baden-Baden war es, ein halbes Jahrhundert zuvor, ebenso ergangen. Reinhold Schneider, dessen Elternhaus es war (so wie der „Bären“ das Großelternhaus von Wilhelm Hausenstein) –, hat, im Frühjahr 1957, den Abriss protokolliert; und ihm schien es, dass da „gewissermaßen ein Zeitalter abgeräumt“<sup>22</sup> wurde. Die Ferien sind eben auch nicht mehr das, was sie einmal waren.

### *Noch so einer*

Auch Siegfried Kracauer, der Freund und frühe Mentor von Theodor W. Adorno, liebte die Berge. Das erste, was er (mit 17 Jahren, und gleich im Feuilleton der berühmten „Frankfurter Zeitung“) veröffentlichte, hieß „Ein Abend im Hochgebirge“<sup>23</sup>. Eine „Schwarzwaldreise“<sup>24</sup> führte ihn 1924 von Offenburg über Triberg und Schönwald nach Donaueschingen. Und was er, um dieselbe Zeit, über „Das Mittelgebirge“ schrieb, trifft noch immer zu: „Das Mittelgebirge enthält Täler, in die geblickt wird, und Hügel, von denen man blickt. Die einen sind idyllisch, die andern sind sanft. Manchmal auch umgekehrt.“<sup>25</sup>

### *Anmerkungen*

- 1 Vgl. Stadler, Alfons: Hornberg im 19. und 20. Jahrhundert. Hornberg 1999, 141–146.
- 2 Zit. n. Ewenz, Gabriele u. a. (Hrsg.): Adorno. Eine Bildmonographie. Frankfurt a. M. 2003, 42.
- 3 Zit. n. ebd., 43.
- 4 Zit. n. ebd.
- 5 Adorno, Theodor W./Benjamin, Walter: Briefwechsel. 1928–1940 (= Th. W. A., Briefe und Briefwechsel 1). Hrsg. von Henri Lonitz. Frankfurt a.M. 1994, 137.
- 6 Benjamin, Walter: Das Passagen-Werk (= Gesammelte Schriften V). Hrsg. von Rolf Tiedemann. Frankfurt a.M. 1989. – Das Werk, an dem Benjamin von 1927 bis 1940 arbeitete, blieb unvollendet.
- 7 Adorno/Benjamin, a. a. O. 138 (insges. 138–154). – Das Original dieses Briefes befindet sich in der Bibliothèque Nationale in Paris.
- 8 Ebd. 151. – Vgl. Müller-Dohm, Stefan: Adorno. Eine Biographie. Frankfurt a.M. 2003, 317; allerdings irrt dieser sonst so exakte Biograph darin, dass er seinen Protagonisten nicht nach, sondern „in die Gegend von Hornberg“ fahren lässt, „um sich im Hotel ‚Bären‘ von der vorausgegangenen Erschütterung so gut wie möglich zu erholen“.

- 9 Ebd.
- 10 Ewenz u. a., a. a. O. 155.
- 11 Adorno, Theodor W./Ernst Krenek, Briefwechsel. Hrsg. von Wolfgang Rogge. Frankfurt a.M. 1974, 91–93; hier 92.
- 12 Vgl. z. B. Schweppenhäuser, Hermann: Theodor W. Adorno zum Gedächtnis. Eine Sammlung. Frankfurt a. M. 1971.
- 13 Zit. n. Jäger, Lorenz: Adorno. Eine politische Biographie. 2. Aufl. München 2003, 298. – Vgl. insgesamt auch und vor allem Claussen, Detlev: Theodor W. Adorno. Ein letztes Genie. 3. Aufl. Frankfurt a. M. 2003.
- 14 Zit. n. Ewenz u. a., 290.
- 15 Zit. ebd.
- 16 Zit. n. Jäger, a. a. O.
- 17 Adorno, Theodor W.: Amorbach. In: Th. W. A., Ohne Leitbild. Parva Aesthetica. 2. Aufl. Frankfurt a. M. 1968, 20–28; hier 20.
- 18 Adorno, Theodor W.: Wien, nach Ostern 1967. Ebd. 158–167; hier 166.
- 19 Vgl. Stadler, a. a. O.
- 20 Hausenstein, Wilhelm: Buch einer Kindheit. Zehn Erzählungen. Frankfurt a. M. 1936, 217–273; Armbruster, Johann (d. i. Wilhelm Hausenstein): Lux Perpetua. Summe eines Lebens aus dieser Zeit 1 (= Geschichte einer deutschen Jugend aus des neunzehnten Jahrhunderts Ende). München 1947, 45–52. – Vgl. Werner, Johannes: Wilhelm Hausenstein. Ein Lebenslauf. München 2005, 8–10.
- 21 Vgl. Hitzfeld, Karlleopold: Hornberg an der Schwarzwaldbahn. Vergangenheit und Gegenwart der Stadt des Hornberger Schießens. Hornberg 1970, 268–269. – Beim Bombardement gingen auch die Gästebücher unter, die nicht nur für diesen Beitrag von unschätzbarem Wert gewesen wären; frdl. Auskunft von Frau Irmgard Weiß in Hornberg, 25.10.06.
- 22 Schneider, Reinhold: Der Balkon. Aufzeichnungen eines Müßiggängers in Baden-Baden. Wiesbaden 1957, 61.
- 23 Kracauer, Siegfried: Ein Abend im Hochgebirge. In: S.K., Frankfurter Turmhäuser. Ausgewählte Feuilletons. 1906–[19]30. Hrsg. von Andreas Volk. Zürich 1997, 213–215.
- 24 Kracauer, Siegfried: Schwarzwaldreise. Ebd. 225–230 (das Motto des vorliegenden Beitrags 225); vgl. dazu den Beitrag von Karl Volk im „Schwarzwälder Boten“ vom 04. und 05./06.05.2001. – Vgl. insges. auch 230–241, 245–247, 254–261.
- 25 Kracauer, Siegfried: Das Mittelgebirge. In: S. K., Straßen in Berlin und anderswo. Frankfurt a. M. 1964, 122–123; hier auch 122–123.



## Vom Leben der Juden auf dem Lande

### Ein Rundgang mit Arnold Lederer durch Diersburg

*Martin Ruch*

28. Januar 2007: Auf dem jüdischen Friedhof Diersburg und vor dem Rathaus der Gemeinde werden zwei Gedenktafeln enthüllt, die an die lange Anwesenheit der Juden in Diersburg erinnern. Arnold Lederer, mit über 90 Jahren einer der beiden letzten noch lebenden Juden aus der Gemeinde, ist eigens zu dieser Veranstaltung, für deren Zustandekommen er sich seit Jahren engagiert hatte, von Paris angereist. In einer von vielen Gästen besuchten Feierstunde würdigen Redner aus Politik, Gemeinde, Kirchen und Vereinen die Steinsetzung als Zeichen der Erinnerung, als Aufforderung und als Hoffnungssignal. Arnold Lederer, seine Gattin und die ebenfalls angereiste Eva Mendelsson, geb. Cohn, deren Familie großmütterlicherseits mit Diersburg verbunden ist, danken allen Anwesenden in bewegenden Worten für diese Stunde. An erster Stelle nennen sie dabei Frau Gisela Stoffel, die langjährige Leiterin der Mitgliedergruppe Hohberg des Historischen Vereins für Mittelbaden.

Schon seit Jahren besucht Arnold Lederer regelmäßig in den Ferien zusammen mit seiner Frau sein Diersburg: Hier wurde er 1913 geboren! Hier hatte die Familie Lederer seit Generationen gelebt und gearbeitet, hier ging Arnold zur Volksschule, hier hatte sein Vater Moritz ein Stoffgeschäft, hier, auf dem jüdischen Friedhof unten am Dorfbach, liegen seine Vorfahren: Die Lederers gehören seit Jahrhunderten zur jüdischen Landgemeinde Diersburg.

Es war in den letzten Jahren ihres Bestehens vor 1933 nur noch eine kleine Gemeinde von ein paar Familien gewesen, die Jugend war schon abgewandert in die Städte. Auch Vater Moritz Lederer zog schon 1923 mit der Familie um nach Offenburg. Die berufliche Situation war dort besser und es gab dort höhere Schulen. Arnold Lederer machte auf der Oberrealschule (heute Schillergymnasium) sein Abitur.

Aber bereits 1933 wanderte die ganze Familie nach Straßburg aus. Vater Moritz Lederer ahnte früh, was alles noch kommen könnte in Deutschland. Beim Kriegsausbruch 1939 mussten sie dann auch Straßburg verlassen und erneut fliehen, als die Deutschen den Rhein überschritten. Nur unter großen Gefahren überlebten sie schließlich im Innern Frankreichs. Arnold Lederers Brüder, die ebenfalls in Diersburg geboren wurden, waren in der Widerstandsbewegung aktiv, der jüngste wurde von den Deutschen gefangen und gefoltert. Beide Brüder sind mittlerweile verstorben.



*Vor der Gedenktafel auf dem jüdischen Friedhof Diersburg: Arnold Lederer mit Frau, Eva Mendelsson*

Bei einem seiner Besuche machte sich Arnold Lederer mit dem Autor dieser Zeilen auf, um ihm die Spuren der jüdischen Familiengeschichte und die seiner Gemeinde, Freunde und Nachbarn zu zeigen: Erzählte Geschichte.

„Die Hebamme unseres Dorfes hieß Frau Jehle. Sie war die Großmutter des jetzigen Bürgermeisters Jehle von Hohberg. Sie hat mir auf die Welt



*Bei der Enthüllung der Gedenktafel vor dem Rathaus Diersburg*



*Zusammentreffen unter dem Bild des Dorfes: Eva Mendelsson, Arnold Lederer und Frau*



*Haus Waldrain 5*



*Haus Waldrain 8*

geholfen. Ihr Sohn Karl war ein Schulkamerad von mir und unsere Freundschaft hat den 2. Weltkrieg überdauert. Als wir das letzte Mal in Offenburg waren, haben wir ihn und seine Frau eingeladen und waren zusammen.

(Waldrain 5) Hier ist das Haus Harter, das sogenannte ‚Harterhaus‘, denn Dr. Harter hat hier seine Praxis gehabt. Wir wohnten im 1. Stock links, und rechts war das Stoffgeschäft meines Vaters bis 1923, als wir nach Offenburg übergesiedelt sind. Ich habe also in Diersburg gelebt von 1913 bis 1923. Das Elternhaus meines Vaters liegt einige Häuser weiter.“

*Wie viele Generationen Lederer sind denn in Diersburg nachzuweisen?*

„Im Jahr 1654 sind zum erstenmal Spuren der Lederer in Diersburg zu finden. Und seit dieser Zeit sind die Lederer in Diersburg geblieben.

(Waldrain 8) Das ist das Haus meiner Großeltern. Es war früher hier eine Treppe in der Mitte der Hausfront, und solange mein Großvater tätig war, hatte er hier auch sein Stoffgeschäft. Der Rest war Wohnung. Die Schlafzimmer waren oben, er hatte eine kinderreiche Familie.

(Waldrain 10) Bis zum 1. Weltkrieg oder noch etwas später wohnte hier die Familie Seeger. Herr Seeger war Bürgermeister während des 1. Weltkrieges. Zuvor hatte ein Bruder meines Großvaters hier gewohnt, bevor er ebenfalls nach Offenburg übergesiedelt ist.“

*Hier lebten auch Ihre Schulkameraden?*

„Zum Teil ja, zum Teil wohnten sie aber auch weiter hinten im Dorf. Etwa der Vater von Bürgermeister Jehle, der von der Schmiede hinten im Dorf stammt, ein Haus, das heute noch steht.

(Talstraße 22) Das Haus mit der großen Treppe war das Schulhaus, bevor die neue Schule auf der anderen Seite des Dorfes eingeweiht wurde.





*Haus Talstrasse 22: Altes Schulhaus*



*Haus Talstrasse 27, 27a: Ehemaliges Gasthaus „Badischer Hof“*

Die Schulklassen waren im Untergeschoss. Im Obergeschoss wohnten zwei Lehrer. Links wohnte bis etwa 1928, 1930 Witwe Berg mit ihrem Sohn. Ihr Mann war jüdisch-christlicher Lehrer dieser Schule. Die Witwe blieb mit ihren zwei Söhnen hier wohnen, und starb vor 1933, also bevor die Zeit sich geändert hat.

Es war eine allgemeine Volksschule. Ich selbst bin dort im neuen Gebäude zur Schule gegangen bei der katholischen Kirche.“

### *Eine jüdische Schule gab es nicht?*

„Nein. Es war um die Jahrhundertwende hier zwar eine große jüdische Gemeinde, aber die Kinder gingen in die allgemeine Volksschule. Einmal in der Woche war Religionsunterricht. Die christlichen Kinder lernten den Katechismus und wenn genügend Kinder da waren, kam der jüdische Lehrer in die Schule, wenn nicht, gingen die Kinder eben zum Lehrer. So war es auch in Offenburg: in der Realschule hatten wir zur selben Zeit wie die christlichen Kinder Religionsunterricht. Ich ging damals zu Rabbiner Zlocisti zum Unterricht in die Wohnung. Von ihm habe ich eigentlich gelernt, was ein Mensch ist, was ein Jude ist. Er hat mich auch Hebräisch gelehrt.“



*Haus Talstr. 29*



*Strittmatt 1: Eingang in die historische „Judenstadt“*

*Wer war in Diersburg der jüdische Lehrer?*

„Das war Herr Schloß, bis etwa 1926, dann war die Gemeinde zu klein geworden. Mein Onkel, der das Geschäft meines Großvaters übernommen hatte, Ludwig Lederer, war Gemeindevorsteher, und einige der Juden konnten den Vorbeter machen. Ein eigener Vorbeter war nicht mehr rentabel. Und so hat sich Herr Schloß dann versetzen lassen. Er wohnte in der sogenannten Judenstadt. Da gab es ein Gemeindehaus, das der jüdischen Gemeinde gehörte. Im Erdgeschoss waren zwei, drei Säle für den Religionsunterricht der Kinder oder für jüdische Gemeinderatssitzungen, und er hat im Stockwerk darüber gewohnt.

(Talstr. 27a) Hier befand sich der Badische Hof. Das war eine Judenwirtschaft. Auf dieser Seite war die Wirtschaft, daneben war ein Saal für Festgelegenheiten, und die Familie Valfer hat zur Sommerzeit auch Zimmer vermieten können. Der Badische Hof gehörte der Familie Valfer, Julius Valfer. Natürlich war es eine gemischte Wirtschaft, umso mehr, weil Töchter da waren, die die jungen Leute, die Klassenkameraden und auch die älteren, schon angezogen haben!

(Judenstadt = Strittmatt) Das Schild hier ‚Strittmatt‘ war die eigentliche, die ursprüngliche Bezeichnung. Aber eine zeitlang hieß das auch ‚Judenstadt‘. Die Einwohner wollten dann den Namen Judenstadt nicht behalten, und so hat man die ursprüngliche Bezeichnung wiederhergestellt.



*Die ehemalige Synagoge heute (2007)*



*Blick in die historische Synagoge. Aus: Diersburg, Die Geschichte einer jüdischen Landgemeinde, Haigerloch*

(Talstr. 29) Hier lebte Familie Meier, von der einige Angehörige auch hier in Diersburg beerdigt sind. Es ist auch ein Grabstein hier, ‚Uffz. Louis Meier‘, der hier geboren ist. Es waren zwei Brüder: der eine ist 1933 nach Frankreich ausgewandert, umso leichter, da die Frau aus dem Elsass war. Meine Frau und ich haben ihn in den 60er-Jahren in Tours besucht, wo er im Ruhestand lebte. Die Familie hatte ein kleines Spezereigeschäft.

Die Juden hier, besonders zu meiner Jugend, waren ganz kleine Juden, ich weiß nicht, ob ihre Geschäfte rentabel waren. Die Wirtschaft ja, aber viel Geld hatten die Leute bestimmt nicht gehabt. Erstens war es ein kleines Dorf, es hatte vielleicht 1000 Einwohner, und es waren mehrere kleine Geschäfte da. Auf dem Fuchsbühl war auch noch eines. Viel Geld hatten weder die Juden noch die anderen. Reiche Leute waren die Röder, Baron von Röder, und so hat es vielleicht noch zwei, drei Familien gegeben, die recht angenehm leben konnten.

Hier im Hinterhof des Badischen Hofes hatten die Leute manchmal mit Vieh gehandelt. Zum Beispiel Familie Valfer, die hatte manchmal mit Möbeln gehandelt oder ab und zu eine Kuh verkauft, die sie irgendwo eingekauft hatten. Hinter dem Haus waren die Stallungen, waren die Scheunen, das gehörte alles noch zum Badischen Hof. Der Garten ging bis zur Garage, es war eigentlich nur ein Gemüsegarten.



*Haus Strittmatt 4, historisches Gemeindehaus*

(Strittmatt 1) Das also ist die so genannte ‚Judenstadt‘. Das Gebäude rechts ist die Synagoge. Hier ging eine Treppe hinauf und oben war der Platz für die Frauen. Der Eingang war neben der Treppe, war etwa neben der rechten Seite der Türe. Die Synagoge gehört jetzt einem Herrn, der hier wohnt, ein Schreiner, der sein Gewerbe ausübt, Hermann, ein Klassenkamerad. Natürlich ist es umgebaut. Es war ein freies Gebäude, die Sitze waren ringsherum und in der Mitte war der Altar der Synagoge. Die Breite der Synagoge dürfte ungefähr 30–40 Sitzplätze gehabt haben. Es ist also keine große Synagoge gewesen.

Als ich noch nicht geboren war, vor dem 1. Weltkrieg, waren noch viel mehr Juden in Diersburg. Es gab hier auch eine jüdische Jugend und die Synagoge war immer besetzt. Aber als wir 1923 nach Offenburg umgezogen sind, machte es schon Schwierigkeiten, am Schabbat die notwendigen zehn Leute zu finden, um einen normalen Gottesdienst zu machen.

(Strittmatt 4) Hier sehen Sie das Gemeindehaus. Es ist hier noch eine Inschrift in Hebräisch, die man später angebracht hat. Die Wohnung des Kantors war über dem Erdgeschoss und im Erdgeschoss waren zwei Räume, erstens für Religionsunterricht und Gemeinderatssitzungen, der zweite war eigentlich nicht benützt. Der Kantor wohnte im 1. Stock.

(Strittmatt 6) Hier war ein jüdisches Haus: Bruchsaler. Von hier sind noch Leute, eine Tochter glaube ich, deportiert worden nach Gurs. Einer





Tafel zur Erinnerung an die Mikwe. Text: „Ich werde auf Euch reines Wasser gießen, auf dass Ihr rein werdet, von allen Unreinigkeiten und Beschmutzungen werde ich Euch reinigen“ (Hesekiel 36, 25). „Eine gottesfürchtige Frau soll gerühmt werden“ (Sprüche Salomons 31, 30). Aus den punktierten hebräischen Buchstaben ergibt sich die Jahreszahl der Steinsetzung.

von den drei Brüdern und seine Frau sind hier beerdigt. Die Tochter, die sich erst spät verheiratet hat und hier geblieben ist, die Flora, ist von hier noch deportiert worden und umgekommen in Auschwitz. Vor langer, langer Zeit haben hier im Nachbarhaus ebenfalls Juden gewohnt, es ist also nicht ohne Grund, dass man dieses Viertel Judenstadt genannt hat.

Die Feste, die religiösen Feiertage hat man natürlich in der Synagoge gefeiert. Wenn ein Ball war, Festlichkeiten oder was sonst allgemein das ‚mondäne‘ Leben angeht, so fand das im Badischen Hof statt. Dort war ein jüdisches Essen garantiert, das koscher, rein war. Denn natürlich hat man bei diesen Gelegenheiten ein jüdisches Restaurant einer anderen Wirtschaft vorgezogen. Obwohl die Beziehungen zu den anderen Wirtschaften auch sehr gut waren. Es gab Leute, die sind nur in die ‚Linde‘ gegangen, um Karten zu spielen, weil sie dort ihre Partner hatten, die jüdisch oder nicht-jüdisch waren, und genauso war es beim ‚Hirsch‘. Es war ein problemloses Zusammenleben hier.

Man muss einfach sagen: Auch wenn die Hitlerzeit nicht gekommen wäre, so weiß ich nicht, ob es heute hier noch Juden gäbe. Denn es gab eigentlich keine Jugend mehr, die Leute sind vom Dorf in die Stadt ausge-



*Im Rathaus erinnern drei Glasfenster an die Diersburger Glaubensgemeinschaften. Das Bild der „Israelitischen Gemeinde Diersburg“ von 1928 zeigt den Davidstern und zwei Löwen, die die Gesetzestafeln tragen.*

wandert, eine Entwicklung, die sich im Allgemeinen so ergeben hat. Das ist in anderen Dörfern das gleiche. Auch im Elsass ist es das gleiche Phänomen, dass in Dörfern, in denen früher viele Juden lebten, heute ebenfalls keine Juden mehr sind. Ich weiß also nicht, ob es heute noch Juden in Diersburg gäbe, Rentner vielleicht, so jemand wie mich, der sich hierher zurückgezogen hätte, weil er ein Haus von den Eltern bewohnte. Aber normalerweise? Ich weiß nicht, ob es heute noch Juden gegeben hätte.

(Talstr. 33) Hier war, ebenfalls vor 1933, eine jüdische Metzgerei. Aber schon zu meiner Kinderzeit hat der Mann schon nicht mehr die Metzgerei ausgeübt. Erstens war er zu alt, zweitens waren zu wenige Kunden da. Dort oben gab es auch noch eine Metzgerei und auch noch bei der Linde. Und so hat man abwechselnd eine Kuh oder ein Kalb nach jüdischer Art getötet. Und die

Leute sind dann abwechselnd zu dem oder jenem Metzger, um dort Fleisch, koscheres Fleisch zu kaufen. Das war also schon in den Jahren 1920–30, dass kein jüdischer Metzger mehr hier war. Aber es gab doch noch die Möglichkeit, koscheres Fleisch zu kaufen. Der Metzger hieß Meir Kahn. In diesem Haus und dem Haus dort unten lebten zwei Familien. Der hier war der ‚Dottermeier‘, warum, weiß ich nicht, der andere (unten) war der MeirMeier, denn beide hatten den Vornamen Meir.

(Talstraße, etwas oberhalb Haus 33 andere Seite bachaufwärts)

Hier war die Mikwe, die jetzt weggekommen ist. Vor einigen Jahren war sie noch hier, da steht heute ein Wohnhaus. Diese Texttafel war oben an der Mikwe, es ist eine Übersetzung darunter. Ein Badehaus besonders für Frauen, nachdem sie unwohl waren, das ist von der Religion vorgeschrieben.“

*Wie war das Verhältnis zu den Nachbarn?*

„Das Verhältnis war gut. Die Leute vor 1933 waren hier gemeinsam alt geworden. Die hier gewohnt haben, waren schon hier geboren, waren schon

immer Freunde, Nachbarn, und das Verhältnis untereinander war gut. Ich habe schon erzählt, dass bei der Familie Valfer die Nachbarn die Feste kannten, und dass meine Mutter, als sie als junges Mädchen hierher kam, gesehen hat, dass ein Mann am Freitagabend in der Abwesenheit vom Familienoberhaupt Kiddusch gemacht hat, der in Wirklichkeit der Nachbar war. Er hat den Text auswendig gekannt, hat aber nicht gewusst, was er da auf Hebräisch gesprochen hat. Der hat nur durch Hören einen Text des Kiddusch gekannt. Das heißt, die Beziehungen waren sehr, sehr freundlich. Ich erinnere mich außerdem, dass am Nachmittag des Versöhnungstages Christen dem Gottesdienst beiwohnten.“

### *Erinnern Sie sich an besondere Bräuche?*

„Man hat noch Laubhütten gebaut, z. B. beim Badischen Hof oder die Familie Bruchsaler, die einen Platz hatten im Garten. Auch bei meinen Großeltern waren Laubhütten aufgebaut. Es war aber ein mehr oder weniger symbolischer Akt. Man hat ein oder zweimal darin gegessen, aber so, wie man in Israel jetzt die Laubhütten schmückt mit Früchten usw., das habe ich eigentlich hier in Diersburg nicht gesehen. Man hat Laub in die Hütte gemacht und sie bedeckt, aber nicht so ausgeschmückt, wie es jetzt die Mode ist.“

### *Andere Bräuche?*

„Ich sagte ja bereits, schon als ich Kind war, gab es keine große Gemeinde mehr hier. Die sogenannten großen Purimbälle waren entweder in Offenburg oder in Kippenheim, wo noch mehr Juden damals lebten. Man hat Purim gefeiert. Man hat natürlich den Kindern gesagt, was Purim ist und warum und als Kind hat man sich verkleidet. Aber da es nur einige Kinder waren, hat es natürlich nicht denselben Reiz gehabt, wie beispielsweise die Fasnacht. Fasnacht hat man aber mitgefeiert, und auf diese Weise durfte man zweimal feiern!“

### *An Weihnachten war es ähnlich?*

„Ja, an Weihnachten war es ähnlich. Das fiel immer in die Zeit von Chanukka, sodass man es zusammen gefeiert hat. Umso mehr, als Weihnachten und Chanukka ja beides Lichterfeste sind. Der Tannenbaum mit den Lichtern, oder Chanukka mit dem Leuchter und den Kerzen: der Ursprung ist der gleiche. Es ist die Zeit, wo das Licht wiederkommt, in allen Religionen, und wo man mit Freude die Lichter angezündet hat.

Dann gab es noch das Chanukka-Trenderle: Das haben die Eltern an Chanukka mit den Kindern gespielt. Trenderle ist ein Kreisel. Besonders



*Unter dem Bild des Dorfes: Eva Mendelsson, Arnold Lederer, Baron Röder von Diersburg*

an Chanukka hat sich der Vater Zeit genommen, Trenderle zu spielen, und wenn ich bei den Großeltern war, hat man dort auch gespielt. Das sind Kindererinnerungen.

Dort oben ist der sogenannte Fuchsbühl. Im Winter, wenn es Schnee hatte, ging man mit dem Schlitten den Fuchsbühl herunter, das war der Wintersport für die Kinder.“

*Wie war das Verhältnis zur Familie Baron von Röder?*

„Ich glaube, die Beziehungen waren nicht schlecht, jedenfalls gab es aber keine Probleme! Ich weiß auch nicht, wie die Beziehungen der jüdischen Gemeinde zur Familie Röder war. Sie dürften normal gewesen sein. Er war natürlich ein Mann, der reich war, der viele Reben hatte und Wein. Sein Wein war schon damals bekannt. Es gab auch noch andere Bauern, die Wein hatten.“

*Hatten Sie auch Reben?*

„Außer einem kleinen Garten, den die einen oder anderen hatten, glaube ich, hatten die Juden damals hier keine Landwirtschaft. Aus einem einfa-



chen Grund: bis vor Kurzem war es ja den Juden verboten gewesen, Landwirtschaft zu treiben.

Es wohnten etwa 10 bis 12 Familien hier, es war also eine kleine Gemeinde. Ich habe Ihnen von den Bruchsalers erzählt, die zu meiner Kindheit schon ältere Personen waren. Die hatten Söhne, die in Städten wie Karlsruhe und Frankfurt und sonstwo gelernt haben und dort geblieben sind, sich dort verheiratet haben. Wahrscheinlich haben 1923 viele Leute schon mit dem Geld gelebt, das ihnen die Kinder geschickt haben, denn eine Sozialversicherung gab es zwar, aber da es Händler waren und keine Arbeiter, waren die Leute nicht sozialversichert. Es sei denn, dass sie selbst eingezahlt hätten, was, wie ich glaube, nicht der Fall war. Es gab hier eine Gewohnheit: die Familien auf den Dörfern hatten ja mehrere Kinder. Und die jüngste Tochter blieb im Allgemeinen bei den Eltern. Sei es, dass sie den Eltern geholfen hat zum Leben, sei es, dass sie das Geschäft übernommen hat, wenn sie sich nicht verheiratet hat. Das Tragische war dann, wenn diese Frau selbst alt geworden ist, hat sie nur verhungern können, denn die Eltern haben nie daran gedacht, die Tochter zu bezahlen oder zumindest in die Sozialversicherung einzuschreiben und Beiträge zu bezahlen, und viele von den alten Jüdinnen, die so gelebt haben, haben gar keine Einkünfte gehabt und waren meistens sehr arm. Es sei denn, dass die Eltern ein sehr gutes Geschäft hatten, was schon eine Ausnahme war. Denn im Gegenteil zu dem, was man glauben könnte, waren es kleine Juden, was die pekuniäre Seite anbelangt. Reiche Juden hat es hier nicht viele gegeben. Wenn sie reich waren, sind sie in die Stadt gegangen, wo die Möglichkeit sich zu entwickeln größer waren, was logisch war.

(Talstr. 17) Das war auch ein jüdisches Haus hier, eine Familie Valfer, die hatte ein kleines Spezereigeschäft. Der Eingang war hier. Sie hatten einen Sohn. Vater und Mutter sind noch von hier nach Gurs deportiert worden, der Sohn hat sich retten können. Das Haus ist natürlich umgebaut. Auch wenn die Lage anders gewesen wäre, hätte man die Häuser verschönert und verbessert und umgebaut. Nur möchte ich hinzufügen, weil ich von den Einkünften gesprochen habe: Schon 1928–29 war das ein ganz kleines Geschäft. Valfers haben in Offenburg bei Spinner, der Großhandel gemacht hat, eingekauft, und sie hatten nicht viele Kunden. Sie haben am Minimum gelebt, obwohl sie ein Geschäft hatten. Man hat manchmal glauben können, es sind Geschäftsleute – in Wirklichkeit waren das ganz kleine Leute!“

#### *Kirchensteuer an die Gemeinde wurde bezahlt?*

„Kirchensteuer ja, natürlich. Doch da die Gemeinde sich verkleinert hat, war kein Vorbeter mehr da, das Geld hat nicht genügt, einen Vorbeter zu halten. Auch wenn der Staat ihn bezahlt hat, aber es hat sich eben nicht mehr rentiert, es war keine Jugend mehr hier.

Der Dorfbach war der Spielplatz und auch die Reben oder oben der Wald. Wir waren oft als Kinder oben im Wald. In dem Haus, in dem ich geboren bin, gab es im Garten eine Türe, wenn man da hindurch ging, war man direkt im Wald. Ich habe meiner Frau gesagt heute morgen: Mein Baum ist nicht mehr da, und mein Bänkchen, das ich gehabt habe im Wald, ist auch nicht mehr da. Ich habe genau gewusst, wo es in den Reben Wald-erdbeeren gibt. Ich bin ja schon im Alter von sechs Jahren allein über den Fuchsbühl gegangen, um Heidelbeeren zu holen. Auch Haselnüsse habe ich geholt, denn über den Reben gab es Haselnussbäume, die habe ich genau gekannt. Ich erinnere mich, ich habe als Kind besonders frische Nüsse gerne gegessen. Bei der katholischen Kirche stand ein Nussbaum und ich habe immer gewartet als Kind, dass ich frisch gefallene Nüsse finde und mich daran ergötzen kann.“

### *Hatten Sie damals ein Fahrrad?*

„Es gab zwar welche, aber in Diersburg selbst hatte ich kein Fahrrad. Ich habe, glaube ich, zu meiner Barmizwa mit 13 Jahren ein Fahrrad bekommen. Meine Brüder dagegen: Da ich als der große Bruder schon ein Fahrrad hatte, wollten sie natürlich auch eines. Und so hat dann der jüngste schon mit vier, fünf Jahren ein kleines Fahrrad gehabt. So ist es eben ...

Ich war nie in Schmieheim drüben in meiner Jugend. Nach Kippenheim bin ich nur bei gewissen Gelegenheiten mit meinen Eltern gekommen, wenn eine Hochzeit oder ein Familienfest war. Die Familie von Kippenheim habe ich erst viel später kennengelernt, als ich Abiturient in Offenburg war. Und ich habe damals festgestellt, dass schöne jüdische Mädchen in Kippenheim existieren! Aber in Kippenheim war die Gemeinde noch größer. Es ist komisch gewesen: der Kreis Lahr war weit von Offenburg entfernt! Man ist eher nach Bühl oder nach Achern gekommen oder nach Freiburg. Ich glaube nicht, dass ich mehr wie einmal in meiner Jugend in Lahr war. Was zum Kreis Lahr gehörte, war eigentlich fremd. Ich weiß nicht warum.

(Gang über den Jüdischen Friedhof:) Man hat den Toten im Sarg geholt und mit dem Rabbiner oder dem Vorbeter voraus hierher geführt. Als Kind durfte ich nicht auf den Friedhof gehen, und blieb mit dem Vorbeter hier draußen stehen. Die Trauerfeier fand dann auf dem Friedhof statt. Die leidtragende Familie hat das Trauergebet, das Kaddisch, am Grab gesagt, das sie dann während des Trauerjahrs sprachen.

Wenn man über diesen Friedhof spricht und über die Gräber, muss man sagen: ich habe den Friedhof nach Ende des Krieges wiedergesehen und außer einigen Grabsteinen standen die Gräber aufrecht, aber der Friedhof war eigentlich in schlechtem Zustand. Heute ist er gepflegt. Es gab nicht die Sitte, die Gräber mit Blumen zu schmücken, das ist gegen den jüdischen

Brauch. Aber wenn sie heute in Israel über einen Friedhof gehen, sehen Sie, dass sich die Gräber von christlichen nicht unterscheiden. Auch sie haben dort Blumen oder Fotografien. Das war früher in ganz Baden nicht denkbar, in ganz Deutschland nicht. Auch das ist eine Entwicklung der Zeit.

Hier sehen Sie einen Grabstein, Louis Meyer: er ist 1922 gestorben, wahrscheinlich an Schwindsucht. Das waren kleine Menschen, die haben wahrscheinlich nicht jeden Tag richtig zu essen gehabt. Dieser Grabstein hat folgende Geschichte: Hier war eine Platte wie bei den anderen, aber diese Platte war zerstört. Als ich zum ersten Mal hier war nach dem Krieg, sagte ich deutlich: ‚Es ist nicht erstaunlich, dass man diese Platte

zerstört hat! Ein Jude als Unteroffizier, das gefiel natürlich nicht den Nazis und diese Platte musste weg.‘ Man hat dann den Text wieder geschrieben.

Hier ruht mein Großvater, und das ist das Grab meiner Schwester, und Sie sehen, deren Grabplatte steht auf dem Kopf: Der Grabstein war eigentlich hinter diesem Grabstein dort drüben, bei ihrer Großmutter. Die hat das Kind sehr lieb gehabt, man hat das Mädchen auch nach der Großmutter Karoline genannt. Das Mädchen starb und ist hier beerdigt bei der Großmutter. Als man den Bach reguliert hat, hat man die Mauer zurückgezogen, den Grabstein hat man versetzt, und schlecht versetzt, denn man hat ihn umgekehrt eingesetzt.

Totengräber waren die christlichen Totengräber, und derjenige, der den Sarg gemacht hat, war ein Zimmerman von hier. Was es als Besonderheit bei den Juden gibt: man wäscht den Toten. Das ist aber keine Pflicht, sondern eine gute Tat. Es hat immer schon in jeder jüdischen Gemeinde Leute dafür gegeben, eine Vereinigung, die als Aufgabe hat, den Toten den letzten Dienst zu erweisen, und sie zu waschen. Das wird es überall geben, wo eine jüdische Gemeinde existiert, dass ein oder zwei Personen da sind, die den Toten die letzte Ehre erweisen.



Tafel (2007) vor dem Rathaus zur Erinnerung an die jüdische Gemeinde Diersburg

Rabbiner Zlocisti hat mir in Offenburg hebräische Grammatik beigebracht. Er war ein großer Philosoph, der Zlocisti, ein großer Rabbiner, und er hat mir viel Menschliches beigebracht. Er hat mir auch die Schönheit der Sprache und von manchem Gebet gezeigt, was ich nie sonst entdeckt hätte. Aber er hat sein Amt nicht sehr lange ausgeübt, als er hierher kam und Rabbiner wurde. Später, als er hier in Offenburg war, konnte er nicht mehr arbeiten, hatte die Parkinsonsche Krankheit. Man hat ihn dann ins Altersheim nach Mannheim gebracht, und ich glaube, er ist dort noch vor 1933 gestorben.“

*Konnte Ihr Vater auch Hebräisch?*

„Er konnte, aber nicht so wie ich. Er hat das Alphabet in der Schule als Kind gelernt, um das Gebetbuch lesen zu können und auch zum Schreiben. Aber manchmal hat man zwar schreiben können und hat nicht gewusst, was man schreibt. Oder man hat abgeschrieben. Dagegen konnte mein Vater vorbeten, er hat es gelernt durch Lehrer, und die Übersetzung der Gebete konnte er absolut leicht tun. Dabei war mein Vater keine Ausnahme. Viele der Juden konnten vorbeten, weil sie es gelernt hatten, sei es durch die Eltern, sei es durch Verwandte usw. Und das Lesen der hebräischen Bücher, das gehörte eben zum Leben auf dem Lande und in der kleinen Stadt.“

*Literatur zur jüdischen Gemeinde Diersburgs*

Historischer Verein Mittelbaden (Hg.): Diersburg. Die Geschichte einer Jüdischen Landgemeinde 1738–1940. Haigerloch 2000.

Schellinger, Uwe: Aus einer „anderen Welt“: Der jüdische Bäcker von Diersburg. Bilder aus dem Ortenauer Landjudentum. In: Geroldsecker Land 48, 2006, 141–152.



## Der Kippenheimer *Höfer-Fund*: Quellen zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des Ortenauer Landjudentums im 19. Jahrhundert

*Uwe Schellinger*

Mit der offiziellen Übergabe von mehreren hundert professionell restaurierten und archivisch erschlossenen Originalunterlagen als Depositum an das Kreisarchiv des Ortenaukreises am 24. September 2004 fand ein Projekt des Fördervereins Ehemalige Synagoge Kippenheim e.V. seinen erfolgreichen Abschluss, das in Zusammenarbeit mit dem Hauptstaatsarchiv Stuttgart und durch die großzügige Förderung der Stiftung Kulturgut Baden-Württemberg einen in Form und Umfang einzigartigen Bestand zur Geschichte des Ortenauer Landjudentums der Forschung zugänglich macht.<sup>1</sup>

Mitte der 1990er-Jahre hatte der Kippenheimer Metzgermeister Hans Höfer während Renovierungsarbeiten auf dem Dachboden seines Hauses, verborgen unter alten Schindeln und teilweise eingewickelt in Einschlagpapiere, zahlreiche Dokumente und Schriftstücke gefunden, die sich der Familiengeschichte der im 19. Jahrhundert in diesem Haus lebenden jüdischen Familie Weil/Weill zuordnen ließen. Hans Höfer wandte sich mit seinem überraschenden Fund an den Förderverein Ehemalige Synagoge Kippenheim e.V.<sup>2</sup> Nach einer längeren Vorlaufphase, in der das Material erstmals gesichtet wurde und vor allem Fragen zu den Besitzverhältnissen und der endgültigen Aufbewahrung geklärt werden mussten, konnte der Bestand zwischen 2003 und 2005 archivisch aufgearbeitet werden.

### *Familien- und Hausgeschichte*

Das Material des Kippenheimer *Höfer-Funds* geht auf eine der bedeutendsten jüdischen Großfamilien im deutschen Südwesten zurück. Mitglieder der Familie Weyl (später dann Weil oder Weill) (ווייל) waren seit Ende des 17. oder Anfang des 18. Jahrhunderts im südbadischen Kippenheim ansässig.<sup>3</sup> Als Begründer der Kippenheimer Linie der über ganz Mitteleuropa verstreuten Familie gelten mit Elieser (Lazarus) Weyl (um 1680–1761) und Maharam (Marx) Weyl (†1749) zwei Rabbinersöhne aus dem fürstenbergischen Stühlingen.<sup>4</sup> Die beiden Brüder verließen Stühlingen wahrscheinlich 1692, nachdem man ihren Vater Rabbiner Naftali Weyl und ihren Onkel Isak Weyl dort ermordet hatte. Einzelne Quellen legen nahe, dass Elieser und Maharam spätestens seit 1707 bzw. 1709 in Kippenheim lebten.<sup>5</sup> Vermutlich hat der Zuzug der Stühlinger Familien die Kon-

stituierung einer jüdischen Kultusgemeinde in Kippenheim entscheidend vorangebracht. Zuvor lebten im Ort nur vereinzelt jüdische Händler, die sich dort nach Ende des Dreißigjährigen Krieges nach und nach angesiedelt hatten.<sup>6</sup> Mit Elieser Weyl ließ sich wohl erstmals ein religiöser Funktionsträger im Ort nieder. Weyl war ein Stiefbruder des berühmten Karlsruher Oberlandesrabbiners Nathanael Weil (1687–1769). Er selbst fungierte in Kippenheim – so lassen es uns Inschrift und Symbole auf seinem Grabstein wissen – als Toraschreiber (hebr. *sofer*) und Beschneider (hebr. *mohel*) und galt in der Gemeinde als „Reb“ (רבי), d. h. als besonders ehrbarer, gelehrter und frommer Mann. Zudem wird er als Synagogenvorsteher (גבאי) bezeichnet.<sup>6</sup> Auch Eliesers männliche Nachkommen standen im Ruf besonderer Ehrbarkeit.<sup>8</sup>

Während des 18. Jahrhunderts konnte sich die jüdische Gemeinschaft in Kippenheim aufgrund der strengen Niederlassungsrichtlinien der Territorialherren nur langsam entwickeln und kam nicht über elf Haushalte hinaus. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts gehörte über die Hälfte der jüdischen Familien Kippenheims zum Verbund der Weyls/Weils, die schon damals ihren Status als mitgliederstärkste Familie der jüdischen Gemeinde begründeten.<sup>9</sup> Ihren Unterhalt verdienten die Weils wie fast alle Kippenheimer Juden im 18. und 19. Jahrhundert zumeist in verschiedenen Handelssparten. In den Unterlagen des *Höfer-Fundes* tauchen als älteste Familienmitglieder der Handelsmann Lippmann Weil (1777–1842) sowie dessen aus Karlsruhe stammende Ehefrau Mina Weil, geb. Vorlouis (auch: Fortlouis) (um 1785–1857), auf. Der baden-badische „Schutzjude“<sup>10</sup> Lippmann Weil, ein Enkel von Elieser Weyl, tritt selbst allerdings nur durch einen eigenhändigen Nachtrag zum Heiratsvertrag seiner Tochter Eva von 1819 in Erscheinung. Der Handelsmann gehörte höchstwahrscheinlich zur großen Schar reisender jüdischer Händler, die sich ihren Lebensunterhalt unter größten Mühen verdienen mussten.<sup>11</sup> Allerdings ist unklar, mit welchen Waren er handelte. Zusätzlich war Lippmann Weil, wie die Unterlagen des *Höfer-Fundes* vermuten lassen, wahrscheinlich im Kredit- und Wechselgeschäft tätig, gewissermaßen als „Bank für die Landbevölkerung“.<sup>12</sup> Seine Ehefrau Mina Weil war direkt in diese Geschäfte eingebunden. Sie scheint nicht nur die Bücher geführt zu haben, sondern sie hat auch nach dem Tod ihres Mannes in nicht geringem Umfang eigenständig Finanzgeschäfte getätigt.

Ihre Tochter Eva Weil (um 1801–1858) heiratete im Jahr 1819 ihren Cousin, den Kaufmann Arie Löb Weil (1789–1853). Dieser war als Enkel von „Reb“ Naftali Weil und Sohn des Nathanael Weil ebenfalls ein direkter Nachfahre des Toraschreibers Elieser Weyl. Arie Löb Weil bekleidete – so lässt es uns seine Grabsteininschrift wissen – nicht weniger als 35 Jahre das Amt des Vorstehers der jüdischen Kultusgemeinde.<sup>13</sup> Zur Heirat ver schrieb er seiner Frau im Ehevertrag „seine an der Hauptstraße gelegene

anderhalbstöckige Behausung Scheuer und Stallung“ als Eigentum.<sup>14</sup> Mehr als 170 Jahre später wurden dort ihre Familienunterlagen aufgefunden. Auch Mina Weil wird spätestens nach dem Tod ihres Mannes im Haus von Tochter und Schweigersohn mitgelebt haben, wodurch zu erklären ist, dass auch Unterlagen von ihr dort auftauchten.

Arie Löb Weil hat in seinem Haus eine offenbar recht erfolgreiche Eisenwarenhandlung begründet oder ein schon zuvor bestehendes Geschäft weitergeführt. Wann genau dieses Unternehmen gegründet wurde, ist unklar. Die Datierung der vorliegenden Dokumente lassen an eine Etablierung spätestens in den 1840er-Jahren denken. Als sicher kann gelten, dass Arie Löb Weil mit seiner Eisenwarenhandlung die Zeiten des fahrenden Handels hinter sich lassen konnte und damit eine eindeutige Verbesserung seines gesellschaftlichen Status im Vergleich zu seinen Vorfahren erreichte.<sup>15</sup> Als jahrzehntelanger Vorsteher hat er die Entwicklung der jüdischen Gemeinde in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts maßgeblich mitgeprägt.<sup>16</sup>

Nach Arie Löb Weils Tod wurde das Familienunternehmen auf den Namen seiner Witwe Eva Weil geführt. Nach deren Tod 1858 traten schließlich ihrer drei Söhne Löb Weill jun. (1823–1887), Nathan Weill (1828–1894) und Jakob Weill (1837–?) die Nachfolge in der Geschäftsführung an.<sup>17</sup> Bei dem Eisenwarenhändler Nathan Weill handelte es sich um den Großvater des Komponisten Kurt Weill (1900–1950). Dessen Vater, Nathans Sohn Albert Weill (1867–1950), war aus der kaufmännischen Tradition seiner Kippenheimer Familie ausgeschert, hatte sich dem Lehrer- und Kantorenberuf zugewandt und seine Liebe zur Musik später an seinen danach zu einem Künstler von Weltgeltung aufgestiegenen Sohn weitergegeben.<sup>18</sup>

Die Eisenhändler-Familie Weil(l) hatte das Anwesen in der heutigen Oberen Hauptstraße mindestens acht Jahrzehnte bis ins Jahr 1900 in ihrem Besitz. Sie gaben es auf, nachdem alle männlichen Nachkommen verstorben oder in andere Orte und Städte verzogen waren. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts hörte die Geschichte der Kippenheimer Eisenwarenhandlung Weil nach zwei Generationen auf, es kam jedoch in der dritten Generation in Mannheim noch einmal zu einer Fortsetzung und Fortentwicklung.<sup>19</sup> Die Familiengeschichte der Weil(l)s steht damit exemplarisch für ein sich immer wieder anbietendes Verlaufsmuster im Wandel der Berufs- und Sozialstruktur des südbadischen Landjudentums: der oft schwierigen Existenzform als reisende Händler und Hausierer im 17., 18. Jahrhundert und frühen 19. Jahrhundert folgte seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts schrittweise die ökonomische Konsolidierung durch die Einrichtung eigener Ladengeschäfte und schließlich – nach Erlass der Emanzipationsgesetzgebung – gegen Ende des Jahrhunderts die Abwanderung erfolgreicherer Kaufleute in die Städte sowie der vermehrte Einstieg in freie oder





*Ehemaliges Haus Weill in Kippenheim in neuerer Zeit*

*(Foto: Uwe Schellinger)*

akademische Berufe, verbunden mit der Hoffnung auf weiteren sozialen Aufstieg in der bürgerlichen Gesellschaft des Kaiserreichs.<sup>20</sup>

1900 ging das Anwesen der Weils an eine weitere jüdische Familie über. Der Metzger Samuel Judas Wertheimer (geb. 1874) und seine Frau Sophie (geb. 1877) lebten dort dreieinhalb Jahrzehnte. Im Oktober 1936 zog das Ehepaar nach Stuttgart und verkaufte das Haus unmittelbar danach an den christlichen Kippenheimer Bürger Eugen Weinacker. Vermutlich 1940 wurden Samuel und Sophie Wertheimer nach Oberdorf am Ipf zwangsumgesiedelt. Von dort aus wurden beide am 22. August 1942 über den Bahnhof Stuttgart in das Konzentrationslager Theresienstadt deportiert und wahrscheinlich wenig später im Todeslager Maly Trostinec bei Minsk ermordet.<sup>21</sup>

Die Dokumente aus dem Besitz der Familie Weil(1) überdauerten jedoch vergessen und unentdeckt auf dem Speicher ihres früheren Hauses die Jahrzehnte, bis sie in den 1990er-Jahren vom heutigen Besitzer des Anwesens entdeckt wurden.<sup>22</sup>





*Der Höfer-Fund vor der Restaurierung*

*(Vorlage: Hauptstaatsarchiv Stuttgart)*

### *Sicherung und Erschließung des „Höfer-Fundes“*

Hans Höfer berichtete 1998 dem Förderverein Ehemalige Synagoge Kippenheim e.V. von seinem bemerkenswerten Fund, den er gewissenhaft und sorgfältig bei sich zu Hause aufbewahrte.<sup>23</sup> Erste Stücke waren daraufhin im Herbst 1999 in der Ausstellung des Fördervereins „Was blieb – Spuren jüdischen Lebens in der Ortenau“ zu sehen<sup>24</sup> und wurden für Publikationen herangezogen.<sup>25</sup> Allen Beteiligten war die außergewöhnliche Bedeutung des nunmehr als *Höfer-Fund* bezeichneten Materials recht schnell bewusst. Vergleichbare Funde dieses Ausmaßes in ehemals jüdischen Privathäusern sind für den historischen Kontext des Landjudentums generell äußerst selten und waren für die oberrheinische Regionalgeschichte bis dahin noch nicht bekannt.<sup>26</sup>

Aus diesem Grund wurde nach Kooperationspartnern und Möglichkeiten gesucht, um den Bestand zu sichern, sachgerecht zu restaurieren und für eine Nutzung für Forschungszwecke zu erschließen. Die Trägerschaft für ein entsprechendes Projekt übernahm mit dem Einverständnis von Hans Höfer der Förderverein Ehemalige Synagoge Kippenheim e.V., die Projektdurchführung oblag Uwe Schellinger. Ende Februar 2000 wurde bei der Stiftung Kulturgut Baden-Württemberg ein Antrag auf finanzielle Förde-

rung zur Sicherung und Erschließung der Unterlagen gestellt, der nach der Begutachtung durch Experten im Dezember 2001 erfreulicherweise positiv beschieden wurde.<sup>27</sup> Zunächst war mit dem Besitzer zu klären, wohin die Originale letztendlich zur Aufbewahrung kommen sollten; recht bald kristallisierte sich das Kreisarchiv in Offenburg als geeignete Einrichtung hierfür heraus, da eine Lagerung in einem geschützten Archiv notwendig erschien und der Fund zudem in der Region bleiben sollte.

Der Bestand selbst wurde daraufhin im März 2001 nach Stuttgart überführt und zunächst der Restaurierungswerkstatt des Hauptstaatsarchivs sowie zusätzlich einer externen Werkstatt übergeben. Dort wurden die teilweise sehr schadhafte Stücke instand gesetzt. Viele der rund 750 Einzelschriftstücke wiesen erhebliche Verschmutzungen und Schimmelspuren auf oder waren durch Risse beschädigt. Etwa 300 Dokumente waren zudem durch Schädlingsfraß und Feuchtigkeit so sehr in Mitleidenschaft gezogen, dass sie durch aufwändige Papieranfaserung gesichert werden mussten.

Nach Abschluss der restauratorischen Arbeiten begann im Januar 2003 der Archivar Johannes Renz im Hauptstaatsarchiv Stuttgart mit der Erschließung und Verzeichnung des Bestandes.<sup>28</sup> Da in dem Bestand kaum eine Ordnung festzustellen war, musste sich Renz zunächst sinnvolle Verzeichnungseinheiten überlegen. In einigen Fällen war sogar eine Einzelblattverzeichnung notwendig, sodass der Bestand trotz relativ geringem Regalumfang letztlich eine hohe Zahl an einzelnen Verzeichnungseinheiten aufweist. Auf Grund der Heterogenität der Unterlagen war kein einheitliches Ordnungssystem möglich. Teilweise wurde nach Korrespondenz- bzw. Geschäftspartnern geordnet, wenn jeweils mehrere Schriftstücke zu einem Partner anfielen. An anderen Stellen wiederum empfahl sich eine Ordnung nach Schriftguttypen. Da ursprünglich vorliegende Ordnungszusammenhänge vollständig verloren gegangen waren und deshalb die Verzeichnungseinheiten während der Erschließung „künstlich“ hergestellt werden mussten, ist im vorliegenden Findbuch bei den jeweiligen Einheiten grundsätzlich die Zahl der Schriftstücke angegeben. Nach Beendigung der Erschließungsarbeiten und Erstellung eines Ordnungsschemas wurden die Datensätze geordnet und Ordnungsnummern vergeben, auf die sich die Zahlen im Orts-, Personen- und Sachindex beziehen. Bestell- und Ordnungsnummern sind im Findbuch in einer Konkordanz gegenübergestellt. Für die Einordnung mehrerer im sogenannten *Judendeutsch* geschriebener Briefe gaben im Verlauf der Erschließung die Historikerin Monika Müller (Freiburg) sowie Aubrey Pomerance, Leiter der Dependance des Leo-Baeck-Instituts im Jüdischen Museum Berlin, wichtige Hinweise.<sup>29</sup> Der Bestand des *Höfer-Fundes* besteht nach der Verzeichnung aus insgesamt 120 Ordnungsnummern und umfasst rund 0,2 lfd. Regalmeter. Die Laufzeit reicht von 1819 bis 1867 mit einem eindeutigen Schwerpunkt auf den 1840er- und 1850er-Jahren. Ein Mikrofilm-Kopie des Bestandes verblieb

unter der Bestandssignatur „J 387“ im Hauptstaatsarchiv Stuttgart, eine weitere Filmkopie befindet sich im Staatsarchiv Freiburg. Seitens des Hauptstaatsarchivs wurde darüber hinaus dafür gesorgt, dass das erstellte Findbuch auch online recherchierbar ist.

### *Inhaltliche Aspekte*

Der *Höfer-Fund* lässt sich in zwei größere Teile gliedern. Der eine große Bestandteil beinhaltet Schriftgut der Geschäftsfrau Mina Weil, die im Bestand jedoch nie namentlich, sondern stets als „Lippmann Weils Witwe“ bezeichnet wird. Die andere, etwas größere Hälfte des Bestandes bilden die geschäftlichen Unterlagen ihrer Tochter Eva Weil, des Schwiegersohnes Arie Löb Weil sowie deren drei Söhne Löb, Nathan und Jakob Weil: das Firmenarchiv der Eisenwarenhandlung Weil(l). Zu finden sind überwiegend Geschäftsunterlagen aus der Tätigkeit von Mina Weil sowie aus dem Kontext der Kippenheimer Eisenwarenhandlung: Korrespondenzen, Lieferscheine, Mahnschreiben, Quittungen, Rechnungen, Schuldzettel, Vollstreckungsverfügungen, aber auch Unterlagen zu juristischen Auseinandersetzungen und Versteigerungssachen. Die Geschäftstätigkeit der Eisenwarenhandlung ist über einen Zeitraum von etwa zwei Jahrzehnten abgebildet. Die überlieferten Unterlagen beginnen in der ersten Hälfte der 1840er-Jahre, die letzten Dokumente stammen aus den Jahren 1860/1861.

Einen geringeren Teil macht in beiden Bestandteilen privates oder persönliches Schriftgut aus. Diese Privatkorrespondenzen der Weils – erhalten sind 35 Schriftstücke vor allem aus den 1840er- und 1850er-Jahren – kann man zu den interessantesten Fundstücken zählen.<sup>30</sup> Eine weitere Besonderheit ist der Ehevertrag von Arie Löb und Eva Weil vom 9. Februar 1819, gleichzeitig das älteste im Bestand vorhandene Dokument.<sup>31</sup> Neben dem Fragment eines „Wohltätigkeitsbuches“ der jüdischen Gemeinde Kippenheim<sup>32</sup> verdienen zudem verschiedene jüdische Kalender Beachtung.<sup>33</sup> Diese seltenen Objekte aus den Jahren 1839 bis 1854 ergänzen ähnliche Fundstücke aus dem benachbarten Ort Schmieheim, die erst vor Kurzem bekannt geworden sind.<sup>34</sup>

### *Forschung mit dem Höfer-Fund*

Mit dem nunmehr restaurierten und erschlossenen Bestand liegt für die Forschung zum Ortenauer Landjudentum ein neuer bemerkenswerter Quellenfundus bereit, der für ein ganzes Ensemble von Fragestellungen von Bedeutung sein dürfte.

Es besteht zunächst die Chance, das Wissen über die Geschichte der jüdischen Gemeinde in Kippenheim – die immer auch allgemeine Kippenheimer Ortsgeschichte ist – um einige weitere Facetten zu erweitern. Die



Quittung der Bühler Fabrik Wolf Netter für Löb Weill jun. (13. Januar 1861)  
(Kreisarchiv Ortenaukreis: Höfer-Funf, Nr. 99)

jüdische Gemeinde Kippenheim dürfte inzwischen sicherlich eine der am besten erforschten Landjudengemeinden in ganz Baden sein. Dennoch fehlt es gerade für das 19. Jahrhundert auf vielen Feldern noch an Kenntnissen, besonders, was die innergemeindliche Sozialstruktur betrifft.

Zumindest drei – sicherlich aber einige mehr – dieser Desiderate könnten mit den Inhalten des *Höfer-Fundes* untersucht werden. Zu erwähnen sind die *Wirtschaftsgeschichte* des südbadischen Landjudentums, die *Frauen- bzw. Geschlechtergeschichte* sowie die jüdische *Familiengeschichte*.

#### *Wirtschaftsgeschichte: Geschäftskontakte einer jüdischen Firma*

Da die aufgefundenen Unterlagen zu einem großen Teil aus der Geschäftstätigkeit einer im Familienbetrieb geführten Eisenwarenhandlung herrühren, haben wir einen in dieser Form und diesem Umfang noch nicht bekannten Quellenbestand zur Wirtschaftsgeschichte der auf dem Land lebenden Juden Mittel- und Südbadens vor uns. Die Geschäftspartner der Weills kamen hauptsächlich aus der umliegenden Region, die Kontakte reichten aber auch weit darüber hinaus. Die feststellbaren Geschäftspartner stammten aus rund 50 Orten, bis hin nach Frankfurt und Nürnberg oder ins niederrheinische Voerde im heutigen Ruhrgebiet. Größere Konvolute belegen Geschäfte mit der Eisenwaren-Großhandlung Wolf Netter in Bühl (1855–1861)<sup>35</sup>, dem Eisenwerk Fauler in Falkensteig (1856–1861) sowie mit der Fürstenbergischen Hüttenverwaltung in Hausach (1857–1860).



Die Erschließung des Bestandes ergab Kontakte der Eisenhandlung Weil(1) zu folgenden Unternehmen:

Badische bzw. Großherzogliche Hüttenverwaltung Hausen  
Badische bzw. Großherzogliche Hüttenverwaltung Kollnau  
Bondi & Lob, Berg- und Hüttenprodukte (Mainz)  
Dampfbrennerei, Spedition und Agentur Ernst Glock  
(Karlsruhe und Leopoldshafen)  
Drahtfabrik Hoffmann & Krust (Heilbronn)  
Drahtfabrik Theophil v. Brunn (Wieslet)  
Eisen- und Stahlfabrik Philipp Passavant & Sohn (Frankfurt)  
Eisen-, Stahl- und Blechhandlung Gebr. Noether (Bruchsal)  
Eisen-, Stahl- und Messingwarenfabrik Adolph Zeppenfeld (Voerde)  
Eisenfabrik Carl Hoffmann (Heilbronn)  
Eisenfabrik Friedrich Bader (Lahr)  
Eisengießerei Gebr. Sahler (Stromberger Neuhütte)  
Eisenhandlung J. Ettlinger & Wormser (Karlsruhe)  
Eisenwarenfabrik Carl Streißgut (Lahr)  
Eisenwarenfabrik Roth, Heck & Schwinn (Zweibrücken)  
Eisenwerk Gutach  
Eisenwerk Philipp Anton Fauler (Falkensteig und Freiburg)  
F. Meurer'sche Handlung (Lahr)  
Fa. Bender & Cie. (Cannstatt)  
Fürstenbergische Hüttenverwaltung Hausach  
Gebr. Voswinkel (Kierspe)  
Hammerwerk und Eisengießerei Louis Goerger (Rastatt)  
Holzhandlung G. Velten (Mannheim)  
Kaffee- und Tabakhandlung M. Hugo (Lahr)  
Kölnische Feuer-Versicherungs-Gesellschaft Colonia (Mannheim)  
Kuenzer & Comp. (Freiburg)  
Leinwandlieferant Matthias Huck (Lahr)  
Lichterfabrik Johann Held (Kenzingen)  
Metallwarenfabrik Wolf Netter (Bühl)  
Seifen- und Lichterfabrik Heinrich Oettinger (Hoffenheim)  
Seifen- und Lichterfabrik Johann Koch (Freiburg)  
Stahlfabrik Uechtritz & Faist (Schramberg)  
Tabakfabrik Gebr. Lotzbeck (Lahr)  
Stoff- und Papierhandlung J. G. Thoma (Freiburg)  
Tuch-, Seiden- und Modewarenhandlung L. S. Leon (Karlsruhe)  
Vaterländische Feuer-Versicherungs-Gesellschaft (Wuppertal-Elberfeld)  
Weinhandlung Friedrich Haas (Dinglingen)  
Weinhandlung Xaver Kopp (Dinglingen)  
Zigarrenfabrik Johann Georg Fries (Schwetzingen)



*Grabstein von Eva Weil auf dem Jüdischen Friedhof Schmieheim (um 1801–1858)  
(Foto: Uwe Schellinger)*

*Frauen- und Geschlechtergeschichte: Mina und Eva Weil,  
zwei jüdische Geschäftsfrauen auf dem Land*

Hauptsächliche Protagonistinnen des Gesamtbestandes des *Höfer-Fundes* sind zwei Frauen: die beiden Witwen der Handelsmänner Lippmann Weil und Arie Löb Weil, nämlich Mina Weil (um 1785–1857) und ihre Tochter Eva Weil (um 1801–1858).<sup>36</sup>

Beide Frauen treten vorrangig als Geschäftsfrauen in Erscheinung, man lernt sie durch familiäre Korrespondenzen aber auch als Privatpersonen kennen. Mina und Eva Weil führten nach dem Tod ihrer Ehemänner deren Geschäfte weiter und hatten dabei offensichtlich immer wieder Rechtsstreitigkeiten gegen säumige Kunden durchzustehen. Bislang ist aus Mangel an Quellen nur sehr wenig über die Lebensbedingungen und die Erwerbstätigkeit jüdischer Frauen auf dem Land in der Ortenau im 19. Jahrhundert bekannt.<sup>37</sup> Zwar wird angenommen, dass die Ehefrauen der jüdischen Händler in die Erwerbsarbeit miteinbezogen waren und beispielsweise für ihre oft tagelang umherreisenden Männer die Bücher führten. Auch in den im Verlauf des 19. Jahrhunderts allmählich entstandenen festen Ladengeschäften dürften die Frauen der Händler neue Betätigungsfelder gefunden oder sogar eigene Läden betrieben haben. In Einzelfällen konnten diese Sachverhalte für die Anfangsjahrzehnte nach der Jahrhundertwende belegt werden, eine dichtere Quellenbasis hierfür fehlt jedoch.<sup>38</sup> Aus weiter zurückliegenden Jahrzehnten bzw. aus der Mitte des 19. Jahrhunderts liegen für die geschäftliche Tätigkeit von Frauen hingegen nur äußerst wenige Belege vor.<sup>39</sup> Die aufgefundenen Unterlagen aus der Tätigkeit von Mina Weil und ihrer Tochter Eva Weil wecken deshalb einige Erwartungen, was einen Einblick in die spezifische Vorgehensweise und die Geschäftspraxis jüdischer Frauen, etwa in der Auseinandersetzung mit männlichen Geschäftspartnern, anbelangt.

Zu den interessantesten Stücken aus dem *Höfer-Fund* sind die Briefkontakte von Mina Weil, vornehmlich aus den 1840er- und 1850er-Jahren, mit Verwandten aus Sulzburg, Müllheim und Karlsruhe zu zählen. Diese Briefe sind allesamt im sogenannten *Judendeutsch* geschrieben und in Form und Inhalt für den südbadischen Raum ausgesprochene Besonderheiten. In Karlsruhe lebten offensichtlich Mina Weils jüngerer Bruder Löb sowie ihr Neffe Isaak (Itzik) aus der dort ansässigen Familie Fortlouis/Vorlouis<sup>40</sup>, in Sulzburg ihre seit 1830 mit Wolf Weil verheiratete gleichnamige Tochter Mina. Die Verwandtschaftsbeziehungen der Kippenheimer Weils nach Müllheim im Markgräflerland konnten unlängst schon einmal belegt werden. Eine (namentlich nicht bekannte) Tochter Mina Weils hatte sich mit Victor Bloch verheiratet, die Enkelin Charlotte (Zerle) Weil heiratete 1845 den Müllheimer Kaufmann Jakob Elias Meyer.<sup>41</sup> Eine solch große Zahl von überlieferten Privatbriefen, wie sie nun im *Höfer-Fund* festgestellt



Müllheim den 21. September 1857.

Erlauben Sie mir zu sagen, dass ich  
 sehr glücklich bin, dass Sie mir  
 die Nachricht von der Geburt  
 Ihres Sohnes mitteilen. Ich  
 hoffe, dass Sie sich alle  
 Mühe nehmen, dass er  
 gesund und glücklich  
 werde. Ich bin sehr  
 froh, dass Sie sich  
 alle Mühe nehmen,  
 dass er gesund und  
 glücklich werde. Ich  
 bin sehr froh, dass  
 Sie sich alle Mühe  
 nehmen, dass er  
 gesund und glücklich  
 werde.

Mina Weils

Brief von Mina Weils Schwiegersohn Victor Bloch aus Müllheim vom 21. September 1857, in dem dieser die Geburt eines Sohnes anzeigt und Mina Weil zur Beschneidungsfeier einlädt (Kreisarchiv Ortenaukreis: Höfer-Fund, Nr. 118).



werden konnten, war aus dem Landjudentum in der Ortenau bislang noch nicht bekannt. Bislang konnten nur einzelne Stücke dokumentiert werden.<sup>42</sup> Welche Erkenntnisse eine Auswertung der Briefe liefern, bleibt abzuwarten. Denkbar sind beispielsweise weitere Aufschlüsse über die regionalen Sprachgewohnheiten und Dialektformen der Kippenheimer bzw. Ortenauer Landjuden.<sup>43</sup>

### *Familiengeschichte: Kippenheimer Händler als Vorfahren Kurt Weills*

Die Lebenswelt der Juden in der Ortenau vermittelt sich uns immer durch die Beschäftigung mit konkreten Familienzusammenhängen und Familienschicksalen. Es hat den Anschein, dass bei den Landjuden aufgrund ihres religiösen Minderheitenstatus den familiären Kontexten – noch weit mehr als für die christliche Mehrheitsgesellschaft – eine absolut konstitutive Funktion für die Struktur der *kehilla*, der jüdischen Kultusgemeinde, zukamen.<sup>44</sup> Heiko Haumann hat vor einigen Jahren in einem programmatischen Aufsatz angeregt, durch die Rekonstruktion von Lebensschicksalen und Familiengeschichten „Wege zur Geschichte der Juden am Oberrhein“ zu finden.<sup>45</sup> Tatsächlich sind in jüngerer Zeit verstärkt familiengeschichtlich ausgerichtete Beiträge publiziert worden, in denen sich exemplarisch, aber jeweils eigenständig die Geschichte der Ortenauer Landjuden widerspiegelt.<sup>46</sup> Im Speziellen dürfte sich die Forschung zur Gesamtfamilie Weil(l) und insbesondere zur Genealogie des Komponisten Kurt Weill (1900–1950) für den Bestand des *Höfer-Fundes* interessieren.<sup>47</sup> Die genannten Mina und Eva Weil waren beide direkte Vorfahrinnen von Kurt Weill. Sein Ururgroßvater Lippmann Weil, sein Urgroßvater Löb Weil und sein Großvater Nathan Weill tauchen ebenfalls in den Unterlagen auf. Alle waren sie im Handel tätig. Kurt Weills Vater, der Kantor Albert Weill, wuchs seit 1867 in dem Kippenheimer Haus auf, in dem nun die Familienpapiere vor einigen Jahren wiederentdeckt wurden.

### *Schluss*

Am 22. Oktober 1940 wurden die meisten jüdischen Bewohner der Ortenauer Landjudendörfer sowie der Städte im Rahmen der „Aktion Bürckel“ in das südfranzösische Internierungslager Gurs deportiert.<sup>48</sup> Auch die letzten 31 noch in Kippenheim wohnhaften Jüdinnen und Juden wurden von einem Polizeitrupp verhaftet und aus ihrem Heimatort verschleppt. Ihr Abtransport war gleichbedeutend mit dem Ende der Jüdischen Gemeinde Kippenheim.<sup>49</sup> Die überraschten Jüdinnen und Juden durften bei dieser Aktion nur das Nötigste mitnehmen. Ihr zurückgelassenes bewegliches Eigentum fiel danach in die Hände von Schnäppchenjägern aus dem Dorf und der Umgebung. Wie in anderen Orten organisierte die Finanzbehörde Verstei-

gerungen, auf denen sich Kippenheimer Bürgerinnen und Bürger eifrig die Hinterlassenschaft ihrer einstigen Nachbarn aneigneten. Man war sich in Kippenheim offenbar sicher, dass die Juden nie mehr in das Dorf zurückkehren würden.<sup>50</sup> Im Wissen um Ausplünderung, Vertreibung und Vernichtung überrascht es nicht, dass sich aus den jüdischen Familien der Landgemeinden kaum Material erhalten hat, das Auskunft über sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Aspekte geben könnte. Ulrich Baumann hat diesbezüglich in seiner Dissertation *Zerstörte Nachbarschaften* die ausgesprochen schwierige Quellensituation zur privaten und beruflichen Lebenswelt der landjüdischen Händler in Südbaden angesprochen. Seitdem (2000) sind nicht allzu viele neue Quellen privater Provenienz bekannt geworden.<sup>51</sup> Dem Kippenheimer *Höfer-Fund*, dessen Rettung sich einem aufmerksamen und verantwortungsbewussten Bürger verdankt, kommt deshalb eine einzigartige Bedeutung für die Forschungs- und Erinnerungsarbeit zur jüdischen Geschichte der Ortenau zu.

#### Anmerkungen

- 1 Siehe Kreplin, Renate: Der „Höfer-Fund“ hat seinen Platz gefunden. In: Kippenheimer Chronik 28 (2004) 84 sowie Renz, Johannes: Kippenheimer Höfer-Fund im Hauptstaatsarchiv Stuttgart erschlossen, in: Archivnachrichten Nr. 30/Mai 2005, 18. Siehe zudem die Presseberichterstattung: Art. „Ein wertvoller Mosaikstein: Archiv der ehemaligen Kippenheimer Familie Weill kehrt zurück in die Ortenau“, in: Lahrer Zeitung vom 25.9.2004; Art. „Schatz hinter Schindeln: Metzgermeister Hans Höfer ist es zu verdanken, dass das Familienarchiv Weill gerettet wurde, in: Badische Zeitung vom 24.9.2004.
- 2 Der Förderverein war 1996 gegründet worden, um die Restaurierung sowie die angemessene Nutzung des früheren Kippenheimer Synagogengebäudes in die Wege zu leiten. Siehe Schellinger, Uwe (Hrsg.): Gedächtnis aus Stein. Die Synagoge in Kippenheim 1852–2002, Ubstadt/Weier-Heidelberg-Basel 2002; zur Vereinsgeschichte siehe Kreplin, Renate: Auf dem Weg zur Gedenkstätte: Der Förderverein Ehemalige Synagoge Kippenheim e.V. 1996 bis 2002. In: ebd. 271–290. Zusammenfassend Schellinger, Uwe: Eine Gedenkstätte für die Ortenau: Die Ehemalige Synagoge Kippenheim. In: Pflug, Konrad/Raab-Nicola, Ulrike/Weber, Reinhold (Hrsg.): Orte des Gedenkens und Erinnerens in Baden-Württemberg, Stuttgart 2007, 202–207.
- 3 Die Kippenheimer Weyls/Weils/Weills standen in direkter Generationenfolge zu dem berühmten Rabbiner Jakob Weil (um 1390–1453), der den Namen seines schwäbischen Heimatorts Weil der Stadt übernommen hatte. Jakob Weil gilt als einer der bedeutendsten jüdischen Gelehrten des 15. Jahrhunderts. Siehe zur gut erforschten Geschichte der Gesamtfamilie Löwenstein, Leopold: Nathanael Weil. Oberlandesrabbiner in Karlsruhe und seine Familie (Beiträge zur Geschichte der Juden in Deutschland II), Frankfurt a. M. 1898; Rosenthal, Berthold: Ahnentafel der Kinder des Nathan Weill (Sohn des Löw Weill) in Kippenheim, hrsg. von Alfred Sonder, Frankfurt/M. 1935; Ernest B. Weill: Weil – De Veil. A Genealogy 1360–1956, Scarsdale, NY 1957; mit regionalem Bezug: Schellinger, Uwe: Familienbande. Ein Brief von Müllheim nach Kippenheim als Indikator für die Genealogie und Verwandtschaft von Kurt Weill und Selma Stern. In: Das Markgräflerland 2/2004, 93–113.

- 4 Siehe Stein, Peter: Die Juden zu Stühlingen und ihre Nachkommen, Teil 1. In: Maajan. Zeitschrift für jüdische Familienforschung 13 (1999) H.53, 1507–1513; ders.: Die Juden zu Stühlingen und ihre Nachkommen, Teil 2. In: Maajan. Zeitschrift für jüdische Familienforschung 14 (2000) H.54, 1555–1561. Stein bezweifelt allerdings, dass Maharam der Bruder von Elieser war.
- 5 Siehe Boll, Günther: Marx Weil und Lazarus Weil von Kippenheim. In: Maajan. Zeitschrift für jüdische Familienforschung 15 (2001) H.60, 1835 (Nachweis anhand der Ettenheimer Bürgermeister-Rechnungen). Als weitere Quelle kann eine heute noch sichtbare Türbogeninschrift am Kippenheimer Haus Friedhofstraße 6 gelten, wo ein „Maharam Weil“ und die Jahreszahl „1713“ genannt werden. Vgl. Schellinger, Uwe: Jüdisches Kippenheim – Einladung zu einem Rundgang, Haigerloch 1999, 6f.
- 6 Eine indirekte Nachricht weist auf den Zuzug eines Juden nach Kippenheim im Jahr 1654. Mit „Jud Hirtz Levi“ wird in den Offenburger Ratsprotokollen von 1674 dann zum ersten Mal ein Kippenheimer Jude namentlich erwähnt. 1684 sind vier jüdische Familienvorstände für Kippenheim belegt, 1714 wird erstmals von einer „Kippenheimer Judenschaft“ gesprochen. Siehe zu verschiedenen Aspekten der Geschichte der jüdischen Gemeinde Kippenheim Stude, Jürgen: Geschichte der jüdischen Gemeinde Kippenheim. In: Historischer Verein für Mittelbaden/Mitgliedergruppe Ettenheim (Hrsg.): Schicksal und Geschichte der jüdischen Gemeinden Ettenheim, Altdorf, Kippenheim. Schmieheim, Rust, Orschweier, Nachdr. Ettenheim 1997 (1. Aufl. 1988) 322–362; ders.: Ein Gang durch das jüdische Kippenheim. In: Geroldsecker Land 36 (1994) 52–64; sowie Schellinger: Gedächtnis aus Stein.
- 7 Bamberger, Naftali Bar Giora: Der jüdische Friedhof in Schmieheim. Memor-Buch, Bd.II, Tübingen 1999, 569; Rosenthal: Ahnentafel, 25f.
- 8 Gemeint sind Eliesers Sohn Naftali (Hirsch) Weil (um 1715–1793) und sein Enkel Nathanael (Sandel) Weil (um 1752–1808). Keine der drei Männer dürfte allerdings ein autorisierter Rabbiner mit einer entsprechenden Ausbildung oder regelrechten Ordination gewesen sein. Zu weit geht deshalb die Darstellung bei Frankenstein, Ruben: Das religiöse Leben in der Kippenheimer Synagoge und seine Gestalter. In: Schellinger: Gedächtnis aus Stein, 111–142, bes. 111–120.
- 9 Weitere Kippenheimer Großfamilien waren die Auerbachers, die Durlachers und die Wertheimers. Es wäre sicherlich lohnend, eine genealogische Zusammenschau der Kippenheimer Familie Weyl-Weil-Weill zu erstellen. Das vorliegende „Ortssippenbuch Kippenheim“ aus dem Jahr 1979 ist für diese Zwecke leider sehr fehler- und lückenhaft. Eine wichtige Quelle liegt seit 1999 mit dem zweibändigen Memor-Buch zum jüdischen Friedhof Schmieheim, erstellt von Naftali Bar-Giora Bamberger, vor. In diesem Zuge wäre auch zu erfragen, wann und warum es zur Ausdifferenzierung der verschiedenen Namensschreibungen Weyl – Weil – Weill kam.
- 10 Im *Höfer-Fund* befindet sich die Abschrift eines Dekrets aus dem Jahr 1800 über die Festsetzung des vom Schutzjuden Lippmann Weil zu zahlenden sogenannten „Pflastergeldes“, einer zusätzlichen Abgabe an die Herrschaft (*Höfer-Fund*: Nr. 30).
- 11 Siehe zur Lebenswelt der jüdischen Händler Baumann, Ulrich: Zerstörte Nachbarschaften. Christen und Juden in badischen Landgemeinden 1862–1940, Hamburg 2000, 37–47.
- 12 Stude: Geschichte der jüdischen Gemeinde, 323.
- 13 Bamberger: Der jüdische Friedhof von Schmieheim, I, 324. Siehe auch Rosenthal: Ahnentafel, 34–36.
- 14 Bamberger: Der jüdische Friedhof von Schmieheim, II, 1076.
- 15 Baumann: Zerstörte Nachbarschaften, 43f. Die von Baumann für die Jahrhundertwen-



- de beschriebenen „positiven Entwicklungen in anderen Bereichen des Handelssektors“ neben dem Viehhandel können möglicherweise schon früher angesetzt werden.
- 16 Unter der Vorsteherschaft Arie Löb Weils wurde 1850–1852 die dritte Kippenheimer Synagoge errichtet.
  - 17 Die beiden anderen Söhne Lazarus Weill und Moritz Weill wandten sich dem Viehhandel zu.
  - 18 Siehe Schellinger, Uwe: Kantor Albert Weill und sein Lebensweg von Südbaden nach Israel 1867–1950 (Teil 1). In: Dessauer Kalender. Heimatliches Jahrbuch für Dessau und Umgebung 46 (2002) 56–69; ders.: Kantor Albert Weill und sein Lebensweg von Südbaden nach Israel 1867–1950 (Teil 2). In: Dessauer Kalender. Heimatliches Jahrbuch für Dessau und Umgebung 47 (2003) 38–51.
  - 19 Dorthin war Nathan Weills ältester Sohn Leopold Weill (1865–1940) umgezogen. Er führte die Tradition im städtischen Umfeld in größerem Stil weiter, betrieb seit 1903 eine Eisenwarenhandlung und seit 1907 eine Röhren-Großhandlung mit Sitz am Mannheimer Industriehafen. 1938 wurde die Firma Weill „arisiert“.
  - 20 Vgl. mit ähnlichem Verlauf die Geschichte einer weiteren Kippenheimer Familie: Schellinger, Uwe: Wein, Wohltätigkeit und sozialer Aufstieg: Die Geschichte der jüdischen Familie Durlacher aus Kippenheim. In: Die Ortenau 85 (2005) 379–400.
  - 21 Siehe Stude, Jürgen: Die Gedenktafel für die Kippenheimer Opfer des Nationalsozialismus. In: Geroldsecker Land 42 (2000) 64–80, hier: 79.
  - 22 Hans Höfer ist der Schwiegersohn von Eugen Weinacker, an den die Wertheimers das Haus verkauft hatten. Er ist seit 1970 im Besitz des Anwesens.
  - 23 Stude, Jürgen: Art. „Jüdische Dokumente steckten hinter den Schindeln“. In: Badische Zeitung vom 14.2.1998.
  - 24 Siehe die Presseberichterstattung zur Ausstellung: Reinbold, Wolfgang: Art. „Was blieb – Spuren jüdischen Lebens in der Ortenau“. In: Badische Zeitung vom 14.9.1999; Braun, Hildegard: Art. „Privates und Stücke von Thora-Rollen“. In: Lahrer Zeitung vom 15.9.1999.
  - 25 Siehe Schellinger: Jüdisches Kippenheim. Hier wurde als Titelblattillustration ein in hebräischen Lettern geschriebener Brief mit Neujahrsgrüßen verwendet, den im September 1843 Isaak Weil in Karlsruhe an seine Kippenheimer Großmutter Mina Weil schrieb. Siehe weiterhin Bamberger: Der jüdische Friedhof von Schmieheim, II, 1076–1077. Hier ist mit dem Heiratsvertrag von Arie Löb und Eva Weil vom 9. Februar 1819 das älteste Stück des Fundes in Transkription wiedergegeben.
  - 26 Für Auskünfte und Hinweise danke ich Stefan Pannwitz (Berlin), Stefan Litt (Düsseldorf), Christoph Cluse (Trier) und Aubrey Pomerance (Berlin).
  - 27 Ein besonderer Dank gilt dem Leiter des Hauptstaatsarchivs Stuttgart, Dr. Robert Kretzschmar, der das Projekt wohlwollend begleitet hat.
  - 28 Ich folge hier den Angaben des Bearbeiters Johannes Renz (Hauptstaatsarchiv Stuttgart), dem ausdrücklich für seine sorgfältige Arbeit zu danken ist.
  - 290 Unter „Judendeutsch“ werden mit hebräischen Lettern geschriebene deutsche Texte verstanden.
  - 30 Höfer-Fund: Nr. 37 und Nr. 118.
  - 31 Höfer-Fund: Nr. 24. Schon wiedergegeben bei Bamberger: Der jüdische Friedhof Schmieheim, II, 1076f.
  - 32 Höfer-Fund: Nr. 83.
  - 33 Höfer-Fund: Nr. 55 und Nr. 123.
  - 34 Vgl. Müller, Monika: Leben mit zwei verschiedenen Zeiten: Die jüdischen Kalender aus dem Bestand der Schmieheimer Genisa. In: Die Ortenau 86 (2006) 269–286.



- 35 Die Firma war 1833 von Wolf Netter (1783–1859) gegründet worden. Siehe Raulff, Heiner: Die Wolf Netter & Jacobi-Werke. In: Die Ortenau 62 (1982) 175–189.
- 36 Beide sind auf dem jüdischen Friedhof in Schmieheim begraben. Siehe Bamberger: Der Jüdische Friedhof in Schmieheim, I, 298 und 301. Siehe auch Rosenthal: Ahnentafel, 33–36.
- 37 Vgl. als Quellentext Rosalie Hauser (1840–1924): „In meinem Heimatdorfe Rust ...“ Erinnerungen einer badischen Jüdin an das Alltagsleben im 19. Jahrhundert, bearb. im Auftrag der Gemeinde Rust von Debacher, Karl-Heinz/Stude, Jürgen, Rust 2004.
- 38 Baumann: Zerstörte Nachbarschaften, 41–44.
- 39 Vgl. Haumann, Heiko: Wege zur Geschichte der Juden am Oberrhein. In: Allmende 13 (1993) Nr.36/37, 6–26, hier: 19.
- 40 Angaben zur Karlsruher jüdischen Familie Fortlouis/Vorlouis befinden sich in Stadtarchiv Karlsruhe, 8/Sts 17–259 bzw. Generallandesarchiv Karlsruhe, 206/2210. Ich danke dem Karlsruher Institut für Stadtgeschichte für die diesbezüglichen Auskünfte.
- 41 Vgl. Schellinger: Familienbande.
- 42 Vgl. ebd. und Haumann: Wege, 20.
- 43 Vgl. Post, Rudolf/Scheer-Nahor, Friedel: Kippenheimer Jüdischdeutsch. Zur Sprache südbadischer Landjuden. In: Die Ortenau 85 (2005) 365–378.
- 44 Vgl. Baumann: Zerstörte Nachbarschaften, 51f.
- 45 Haumann: Wege, 21.
- 46 Vgl. Boll, Günter: Die ersten Generationen der jüdischen Familien Wertheimer von Nonnenweier. In: Die Ortenau 80 (2000) 229–236; Stein, Peter: Ein Schiddusch – eine jüdische Ehevermittlung in Offenburg 1878. In: Die Ortenau 82 (2002) 469–486; Baumann, Ulrich/Guesnet, Francois: Bilder von Leben und Zerstörung. In: Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas (Hrsg.): Materialien zum Denkmal für die ermordeten Juden Europas, Berlin 2005, 94–121; Schellinger: Familienbande; ders.: Familienfoto. Zur Geschichte der jüdischen Familie Greilsheimer aus Friesenheim (Bilder aus dem Ortenauer Landjudentum 1). In: Geroldsecker Land 47 (2005) 74–89; ders.: Wein, Wohltätigkeit und sozialer Aufstieg; ders.: Aus einer „anderen Welt“: Der jüdische Bäcker von Diersburg (Bilder aus dem Ortenauer Landjudentum 2). Kurt S. Maier zum 75. Geburtstag. In: Geroldsecker Land 48 (2006) 141–152. Eine familiengeschichtliche Herangehensweise hat zudem Martin Ruch mehrfach für den städtischen Kontext der Offenburger Juden gewählt (Publikationen zu den Familien Cohn und Neu).
- 47 Vgl. zur Familiengeschichte des Komponisten Farneth, David (Hrsg.): Kurt Weill. Ein Leben in Bildern und Dokument, München 2000; Juchem, Elmar/Symonette, Lys (Hrsg.): Kurt Weill: Briefe an die Familie, Stuttgart 2000.
- 48 Zur Deportation nach Gurs siehe Toury, Jacob: Die Entstehungsgeschichte des Austreibungsbefehls gegen die Juden der Saarpfalz und Badens (22./23. Oktober 1940 – Camp de Gurs). In: Jahrbuch des Instituts für Deutsche Geschichte 15 (1986) 431–364; Wiehn, Erhardt R. (Hg.): Camp de Gurs 1940, Konstanz 2000; als Material- und Quellensammlung: Landeszentrale für Politische Bildung Baden-Württemberg (Hg.): „... es geschah am helllichten Tag!“. Die Deportation der badischen, Pfälzer und saarländischen Juden in das Lager Gurs/Pyrenäen, Stuttgart 2000; Teschner: Gerhard J.: Die Deportation der badischen und saarpfälzischen Juden am 22. Oktober 1940. Vorgeschichte und Durchführung der Deportation und das weitere Schicksal der Deportierten bis zum Kriegsende im Kontext der deutschen und französischen Judenpolitik, Frankfurt/M. 2002; für Südbaden und die Ortenau: Ruch, Martin: Bilder und Eindrücke von der Deportation der Ortenauer Juden vor 60 Jahren. In: Die Ortenau 80 (2000) 253–260; Schellinger, Uwe: Unterbelichtete Erinnerung. Fotohistorische Zugänge zur

- Deportation der badischen Juden am 22.10.1940. Vortrag. In: Arbeitsgemeinschaft für Geschichtliche Landeskunde am Oberrhein (Hrsg.): Protokoll über die Arbeitssitzung, Nr.406/2001, 1–23.
- 49 Siehe ebd. sowie Baumann, Ulrich/Schellinger, Uwe: Zwischen Konsolidierung und Zerstörung: Die jüdische Gemeinde Kippenheim und ihre Synagoge 1852 bis 1940. In: Schellinger: Gedächtnis aus Stein, 61–110, hier: 94. Teilweise fragwürdige Darstellungen liefern hierzu Groß, Martin/Krais, Robert: Wer die Erinnerung verliert, hat keine Orientierung. In: Kippenheimer Chronik Nr. 21 (1997) 82–89; Finkbeiner, Gerhard/Krais, Robert: Der Abtransport der jüdischen Bürger aus Kippenheim. Erschütternde Bilddokumente. In: Geroldsecker Land 40 (1998) 34–39; Finkbeiner, Gerhard: Erschütternde Bilddokumente von der Deportation der letzten jüdischen Familien aus Kippenheim am 22. Oktober 1940. In: Historischer Verein für Mittelbaden/Mitgliedergruppe Ettenheim: Schicksal und Geschichte, 467–469.
- 50 Vgl. etwa die Hinweise bei Epstein, Hedy: Erinnern ist nicht genug. Autobiographie, Münster 1999, 142f. Der umfassende Vorgang der „Verwertung“ des jüdischen Eigentums nach den Deportationen ist für die ländlichen Gebiete bisher kaum und für die Ortenau überhaupt nicht aufgearbeitet worden. Siehe allgemein Dreßen, Wolfgang (Hrsg.): Betrifft: „Aktion 3“. Deutsche verwerten jüdische Nachbarn. Dokumente zur Arisierung, Berlin 1998; Fritz-Bauer-Institut (Hrsg.): „Arisierung“ im Nationalsozialismus. Volksgemeinschaft, Raub und Gedächtnis, Frankfurt/M. 2000; siehe zur Regionalgeschichte Brucher-Lembach, Andrea: „... wie Hunde auf ein Stück Brot.“ Die Arisierung und der Versuch der Wiedergutmachung in Freiburg, Bremgarten 2004.
- 51 Baumann: Zerstörte Nachbarschaften, 40; siehe auch Schellinger: Familienbande, sowie ders.: Wein, Wohltätigkeit und sozialer Aufstieg.

## Die Erfassung der Kleindenkmale im Ortenaukreis – Ergebnisse des Projekts

*Gernot Kreutz*

Seit einigen Jahren ist das Projekt der landesweiten systematischen Erfassung der Kleindenkmale in Baden-Württemberg angelaufen. Von drei großen Vereinen (Schwarzwaldverein, Schwäbischer Albverein, Schwäbischer Heimatbund) mit Unterstützung der Gesellschaft zur Erhaltung und Erforschung der Kleindenkmale in Baden-Württemberg (GEEK) wurde das Vorhaben zusammen mit dem Landesdenkmalamt ins Leben gerufen. Die Kulturwissenschaftlerin Martina Blaschka betreut seither als Landeskoordinatorin das Projekt, über das sie in der „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“ ausführlich berichtet hat.<sup>1</sup> Im Ortenaukreis hat die Erfassung bemerkenswerte Ergebnisse erbracht.<sup>2</sup> Etwa 180 Personen haben tatkräftig dazu beigetragen, dass flächendeckend weit über 5600 Kleindenkmale in Wort und Bild dokumentiert werden konnten. Mitglieder von Vereinen, z. B. vom Historischen Verein für Mittelbaden oder vom Schwarzwaldverein, wie auch Personen, die außerhalb von Vereinen gewonnen werden konnten, haben sich ehrenamtlich eingebracht. Die Schirmherrschaft hat der Landrat übernommen. Hervorzuheben ist die Unterstützung, die von behördlicher Seite aus erfolgte – wie etwa von den Verwaltungsspitzen (Bürgermeister, Ortsvorsteher), vom Forst oder der Vermessung. Letztlich war es die Bereitschaft eines jeden Einzelnen, seine eigene Zeit – umgerechnet in Stunden, Tage und Wochen – für das Projekt einzusetzen.<sup>3</sup>

Messbare wie nichtmessbare Daten (z. B. Hintergründe, Erzählgeschichte) liegen für die 51 Gemeinden in der Ortenau vor. Im Folgenden werden alle Ergebnisse nicht auf die heutigen Gemeinden, sondern auf die Orte bezogen und besprochen, die 1970 vor der Gemeindeverwaltungsreform bestanden. Diese damals selbstständigen 160 Dörfer und Städte haben sich spätestens seit Anfang des 19. Jahrhunderts zu mehr oder weniger abgegrenzten Gemeinschaften im jeweiligen Dorf oder in der Stadt entwickelt. In gesellschaftlicher und kultureller Weise kam es zu einem besonderen Gefühl der Zusammengehörigkeit, das bis heute noch weitgehend anhält.

Im Sprachgebrauch verbinden wir Landschaft mehr oder weniger fest mit anderen Begriffen, so können wir auch von der „Kleindenkmallandschaft“ sprechen. Sie ist in der Ortenau nicht nur außerordentlich reichhaltig, sondern auch vielfältig. Die erfassten Objekte werden in über vierzig Kategorien eingeteilt, die nicht einer hierarchischen Ordnung unterliegen. Als Kriterien für die Einteilung wurden Form, Darstellung, die Funktion und teilweise auch der Standort zugrunde gelegt. Die Aufnahme der Kleindenkmale erfolgte ohne zeitliche Begrenzung, auch heutige Zeitzeugen sind erfasst.

Im Rahmen dieser Dokumentation blieben in dem Projekt für die Ortenau die historischen Grenzzeichen (zunächst) ausgespart. Eine an sich systematische Erfassung würde schon eine mindestens vierstellige Zahl von historischen Marksteinen ergeben, wenn alle als „einfach“ definierten Grenzsteine unberücksichtigt bleiben.<sup>4</sup>

Bei der geografischen Verteilung der Kleindenkmale gibt es keinen wesentlichen Bezug zu vorgegebenen Größen (z. B. Siedlungs- und Landschaftsstruktur) innerhalb des Untersuchungsgebietes außer zu den alten Herrschaftsgebieten, die vor der badischen Zeit (nach Beginn des 19. Jahrhunderts) bestanden. In der ehemaligen evangelischen Grafschaft Hannau-Lichtenberg (um Kehl, Rheinau und Willstätt) gibt es so gut wie keine religiösen Kleindenkmale. Ähnlich verhält es sich teilweise in der alten Herrschaft Lahr sowie in einigen ehemals ritterschaftlichen Orten. Im Ortenaukreis ist über ein Fünftel der Orte von alters her evangelischen Bekenntnisses.

### *Religiöse Kleindenkmale*

Von den fast 5700 Kleindenkmalen im eigentlichen Sinn, die als selbstständige Male frei und fest stehen, gibt es über 3000 religiöse Kleindenkmale. Von diesen sind jeweils über ein Drittel Wegkreuze (einschließlich verwandter Kreuze wie z. B. Friedhofskreuze) und Bildstöcke (einschließlich ähnlicher Male wie z. B. Bildhäuschen und Kreuzwege). Den restlichen Anteil machen Kleinkapellen sowie figürliche (Hausfiguren, Statuen und Grotten) und bildhafte Male aus.

Bildstöcke und Wegkreuze sind zahlenmäßig in einem ausgeglichenen Verhältnis. Allerdings sind die Wegkreuze (Abb. 1) eher gleichmäßig verteilt; denn in der Mehrzahl der Orte mit einer großen Zahl von Bildstöcken und Wegkreuzen überwiegen die Bildstöcke (Abb. 2), so in Oberharmersbach, Nordrach, Ödsbach, Sasbachwalden. Zu den sechs Orten, in denen sich mehr als 50 dieser Kleindenkmale befinden, gehören außer den vorgeannten auch Durbach und Mühlenbach. Bemerkenswert ist, dass in Mühlenbach bei 77 Objekten die Wegkreuze deutlich überwiegen. Diese wurden im fürstlichen Fürstenberg (heute im Verwaltungsraum Haslach und





Abb. 1: Wegkreuz aus dem 18. Jahrhundert – Oberkirch-Zusenhofen



Abb. 2: Bildstock von 2002 – Wolfach-Kinzigtal



Abb. 3: 5-Wunden-Kreuz (1859) – Oberharmersbach



Abb. 4: Arma-Christi-Kreuz (1915) – Lauf



*Abb. 5: Kreuzigungsgruppe, Anfang des 20. Jahrhunderts – Lautenbach*



*Abb. 6: Friedhofskreuz von 1996, anstelle des alten – Hohberg-Niederschopfheim*



*Abb. 7: Nischen-Bildstock, vorreformatorisch – Hornberg-Reichenbach*

Wolfach) eher etwas bevorzugt erstellt. Bildstöcke und Wegkreuze sind vor allem in der Mitte der Ortenau und im Osten (außer im ehemals württembergischen Bereich um Hornberg) zu finden. Das ehemalige Fürstbistum Straßburg hat im Süden (Ettenheim) deutlich weniger dieser religiösen Kleindenkmale aufzuweisen als die Region Oberkirch.

*Wegkreuze* sind vorwiegend aus Stein oder Holz. Allerdings wurde der Christuskörper in neuerer Zeit häufiger aus Metall geschaffen. Die Zahl der Balkenkreuze, die keinen Korpus tragen, wie etwa die 5-Wunden-Kreuze (Abb. 3), liegt unter zwei Prozent.

Als Besonderheit sind die *Arma-Christi-Kreuze* anzuführen, von denen die meisten im Kinzigtal, vor allem im hinteren, zu finden sind. Diese Kreuze tragen die sog. Marterwerkzeuge, die beim Kreuzweg und bei der Kreuzigung Christi im Neuen Testament vorkommen (Abb. 4). Vier von den 17 Arma-Christi-Kreuzen sind sog. Longinus-Kreuze (zwei davon stehen in Niederwasser). Der Lanzenstecher Longinus, ein damals geläufiger Name, gab Jesus als einem zum Tod am Kreuz Verurteilten den Gnadenstoß.

Auch die *Kreuzigungsgruppen* (33), die vor allem in und um Offenburg sowie in den Ortsteilen von Achern beheimatet sind, treten in der Ortenau als eine seltene Kleindenkmalarart auf. Hier wird ein Christuskreuz seitlich von zwei Assistenzfiguren (in der Regel Maria und Johannes Evangelist) begleitet (Abb. 5).

*Friedhofskreuze*, meist steinerne Christuskreuze, finden sich auf fast allen Friedhöfen, die in einem ehemals katholisch geprägten Herrschaftsreich liegen (Abb. 6).

Bei den meisten *Bildstöcken* handelt es sich um eine Nischenform (Abb. 7), bei der dem Stock ein Gehäuse aufsitzt oder der in einem solchen endet. In der Nische befindet sich oft eine Heiligenfigur, die im Laufe der Zeit gegebenenfalls (häufig mehrmals) ersetzt wurde. Bei den hier seltenen Tafel-Bildstöcken (Abb. 8), findet der Stock seinen Abschluss durch ein Reliefbild. Bis in die jüngste Zeit wurden und werden „Bildstöckli/e“, wie sie in der Mundart genannt werden, gefertigt. Eine große Zahl von neu erstellten Bildstöcken finden wir vor allem in Kappelrodeck.

*Kreuzwege* bestehen in der Regel aus 14 Stationen, die den Leidensweg von Jesus bildlich darstellen. In der Ortenau haben die Stationen die Form eines Bildstocks. Die Mehrzahl (10) der Kreuzwege befindet sich im Kinzigtal einschließlich seiner Seitentäler.

Bei vielen älteren Bildstöcken wird das Gehäuse von einem kleinen Kreuz bekrönt. Wenn die Proportionen sich deutlich zulasten des Bildstocks verschoben haben, sprechen wir von einem *Kreuz-Bildstock* (Abb. 9). In der Ortenau kommt etwa ein Dutzend dieser Bildstöcke vor. Übergangsformen finden wir auch zwischen Bildstöcken und *Bildhäuschen* (Abb. 10) wie auch zwischen diesen und Kleinkapellen.





Abb. 8: Tafel-Bildstock  
(um 1920) – Sasbach-Obersasbach



Abb. 9: Kreuzbildstock von  
1743 – Meißenheim-Kürzell



Abb. 10: Bildhäuschen  
(1717) – Gengenbach



Abb. 11: Hofkapelle von 1901 –  
Fischerbach





Abb. 12: Marien-Statue von 1754 – Zell-Unterentersbach



Abb. 13: Hausfigur Mariä Schmerz – Steinach-Welschensteinach

*Kleinkapellen* unterschiedlicher Funktion (wie etwa Hofkapellen oder „Kriegergedächtniskapellen“) kommen in allen Regionen vor, bevorzugt im Kinzigtal und in seinen Seitentälern (Abb. 11).

Viele der *Statuen* (Abb. 12) – fast ein Drittel – wurden früher in den Städten aufgestellt – vor allem in Offenburg, Gengenbach, Ettenheim und Haslach. Das Vorkommen von *Hausfiguren* ist recht unterschiedlich verteilt. Auffallend ist eine große Zahl (18) in dem kleinen Ort Welchensteinach (Abb. 13). Bei den Heiligenfiguren (Statuen und Hausfiguren) werden Mariendarstellungen bevorzugt. Statuen von Johannes Nepomuk (14) finden sich ursprünglich auf Brücken.

Grotten sind in der Mehrzahl in privater Hand. Die Mariengrotten stellen meist den Typ der Lourdes-Grotte dar.

Wenn ein Relief eher eine gewisse Selbstständigkeit – im Unterschied zu einer Schmuckform – vermittelt, wurden diese Male auch in die Projektdokumentation aufgenommen. Ebenso wurde mit Hausbildern verfahren. Natürlich gibt es in diesen Bereichen viele Übergangsformen, deren

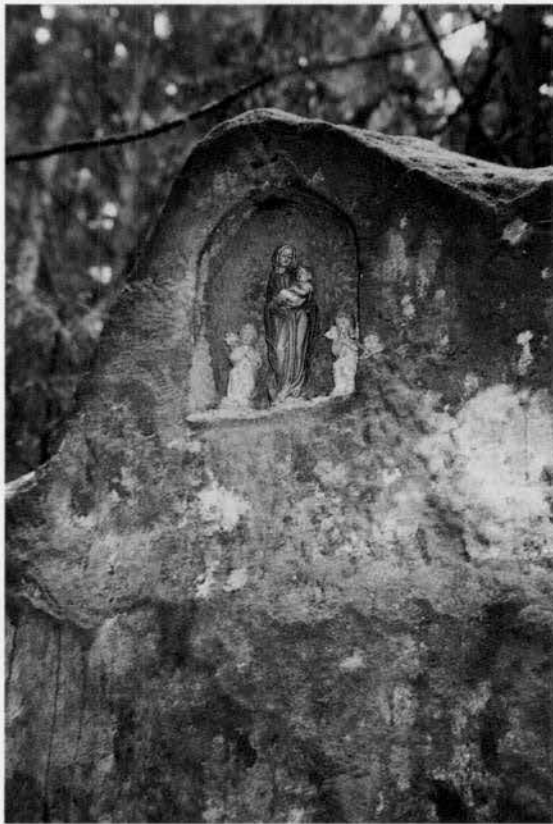


Abb. 14: Felsenbild – Nordrach



Abb. 15: Hauskreuz von 1985 –  
Lahr-Sulz

Zuordnung diskussionswürdig bleibt. Baum- und Felsen-Bilder kommen in der Ortenau selten vor (Abb. 14).

Hauskreuze (etwa 50) gibt es in allen Regionen, vier sind allein in Mühlenbach aufgenommen (Abb. 15). Gipfelkreuze (6) stehen in der mittleren Schwarzwald-Höhenlage, allerdings meist nicht auf markanten Erhebungen.

Stationenwege (z. B. Franziskuswege), Ölberge (in Offenburg und Oberkirch) und Taufsteine, die aus der Kirche ins Freie versetzt wurden, beschließen die Arten von religiösen Kleindenkmalen.

### *Erinnerungsmale, Totengedenkmale*

Über 1000 Kleindenkmale gibt es, die speziell in einer Erinnerungsabsicht aufgestellt wurden. Wir teilen sie ein in Erinnerungsmale (im engeren Sinn), Gefallenendenkmale und Totengedenkmale.

Zu den *Erinnerungsmalen* gehören Personenmale und Ereignismale. Letztere erinnern an sehr unterschiedliche Begebenheiten. Bei Eingriffen in die Landschaft wird etwa dem (Wald-)Wegebau, der Flurneuordnung



Abb. 16: Erinnerungsmal an die Reblerneuerung (2. Hälfte 20. Jh.) – Ringsheim



Abb. 17: Erinnerungsmal von 1871 – Willstätt-Legelshurst

(Abb. 16) oder einem Hochwasser gedacht. Der verwüstende Jahrhundert-Orkan von 1999 hat bleibende Spuren in der Kleindenkmallandschaft nicht nur durch seine zerstörende Kraft, sondern danach auch durch etliche Erinnerungsmale in allen Forstbezirken hinterlassen.<sup>5</sup> Auf einzelne, zu anderen Zeiten abgegangene Bäume oder Bauwerke (z. B. Brücken) stoßen wir – manchmal unerwartet – in Form von steinernen Zeugen. Immer wieder begegnen wir auch geschichtlicher Thematik (z. B. Ortsgeschichte, Militär). Viele Male erinnern heute noch an die Kriegsteilnehmer (nicht nur an die gefallenen Soldaten) von 1870/71 (Abb. 17), sogar einige an den Deutschen Krieg von 1866 (z. B. Schweighausen) oder an die Zeit von 1805 bis 1816 („Veteranen-Denkmal“ in Oppenau). Von erlittenem schweren Schicksal und Unrecht geben viele Mahnmale Zeugnis. Von positiven Ereignissen wird auf Steinen über Partnerschaften und Jubiläen berichtet. Selbst verschiedene Abiturjahrgänge haben eigene Erinnerungsstücke geschaffen.

*Gefallenendenkmale* an den 1. und 2. Weltkrieg stehen in nahezu allen Orten (Abb. 18). Neben den von der Gemeinde erstellten sind es auch Vereine, die ihrer Toten, insbesondere der Gefallenen, gedenken.



Abb. 18: Gefallenendenkmal (1. und 2. Weltkrieg) – Ettenheim-Münchweier

Zu der Gruppe der *Totengedenkmale* (Abb. 19) zählen nicht nur vereinzelt stehende Male außerhalb eines Friedhofs, sondern auch solche, wenn auf einem entwidmeten Friedhof Grabdenkmale verblieben sind. In der Regel sind es hierbei Ruhestätten, die sich im Umkreis der Kirche befanden. Auf siebzehn dieser alten Kirchhöfe ist jeweils noch eine größere Anzahl von Totengedenkmalen erhalten. Nicht aufgenommen wurde der Denkmalfriedhof von Lahr, in dem viele Epitaphen fest in die Mauer des Innenhofes eingebunden sind.

An Straßen begegnen uns häufig kleine Holz-Kreuze, die als Totengedenkmale nach tödlichen Unfällen – mit und durch Motorfahrzeuge – von privater Hand aufgestellt wurden. Nur ein kleiner Teil dieser Holz-Kreuze wurde dann aufgenommen, wenn von der Gestaltung her eine gewisse Dauerhaftigkeit vermittelt wird.

### *Friedhofsmale*

Über sechzig Friedhofsmale sind verstreut auf den Friedhöfen zu finden. Hierzu gehören die gemeinschaftlichen Male für bestimmte Personengruppen, z. B. für Pfarrer, Ehrenbürger oder neuerdings auch für anonym



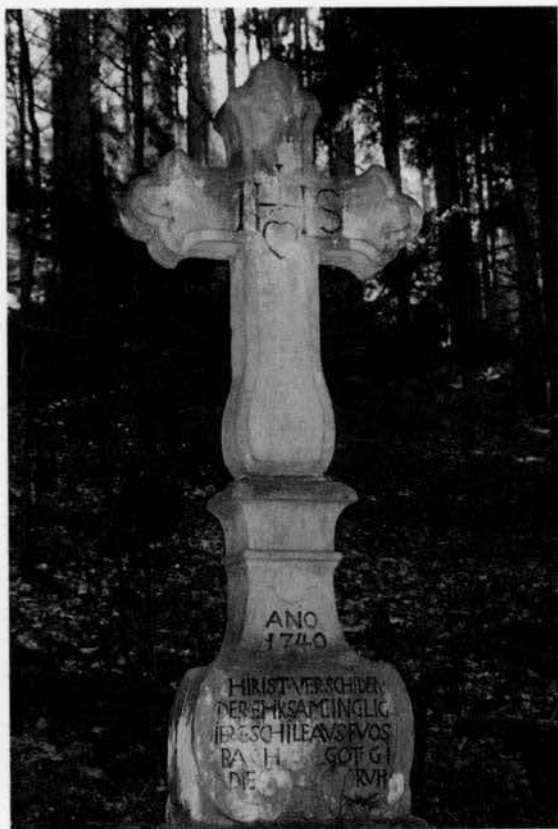


Abb. 19: Totengedenkmal als Kreuz (1740) – Gengenbach-Bermersbach



Abb. 20: Friedhofsmal („Leere Wiege“, 2001) – Offenburg-Weingarten

Bestattete und solche für Fehl- und Totgeborene (Abb. 20). Weiterhin zählen wir dazu auch ehemalige Grabmale oder Teile von ihnen, die – jetzt namenlos – zur Gestaltung eines Friedhofs bewusst beitragen sollen. Auch freistehende Glockentürme, sofern sie Inschrift oder Zeichen tragen, wurden aufgenommen.

### Steinkreuze

In den 1970er-Jahren wurden die Steinkreuze in Baden-Württemberg inventarisiert.<sup>6</sup> Der Begriff „Steinkreuz“ wird für die 55 niederen Steinkreuze in der Ortenau übernommen. Er bezieht sich auf Sühnekreuze und Gedenkkreuze (bis in die Gegenwart). Ein Steinkreuz kann entsprechend der Definition erst dann als Sühnekreuz verstanden werden, wenn für seine Erstellung ein Sühnevertrag – in der Regel nach einem Totschlag – nachgewiesen werden kann (Abb. 21). In der Umgebung von Gengenbach sind die sonst verstreut noch vorhandenen Steinkreuze etwas häufiger anzutreffen.



Abb. 21: Steinkreuz, Datierung derzeit nicht möglich – Achern-Oberachern

### *Verkehrsmale*

Historische Verkehrsmale gibt es in der Ortenau nur wenige (Abb. 22). Die auf alten topografischen Karten noch verzeichneten Wegweiser sind weitgehend verschwunden. Im hinteren Renchtal gibt es in den Wäldern niedrige behauene Buntsandsteinblöcke, auf denen Örtlichkeiten mit Richtungsangaben eingemeißelt sind. Die Aufnahme dieser Wegweiser ist noch nicht abgeschlossen.

Am Rheinufer stehen Myriametersteine, auf denen im Abstand von zehn Kilometern u. a. Angaben über die Entfernung zur badischen Landesgrenze und bis nach Rotterdam vermerkt sind.

### *Brunnen*

Die sehr große Zahl an aufgenommenen Brunnen (über 1300) spart solche aus, die (fast) keine künstlerisch-handwerkliche Gestaltung erkennen lassen. Im Wesentlichen sind es von der Form her drei Gruppen: Lauf-, Zieh- und Pump-Brunnen (Abb. 23). Wald-Brunnen, teilweise als Quellfassungen, sind gesondert ausgewiesen (Abb. 24). Öfter gibt es vor allem bei den



Abb. 22: Wegweiser als Stundenstein – Kappelrodeck



Abb. 23: Pump-Brunnen (1991 errichtet) – Kippenheim-Schmieheim



Abb. 24: Schutter-Quelle (gefasst 1904) – Schuttertal-Schweighausen

Laufbrunnen (Abb. 25) eine reiche Gestaltung und auch Beziehungen zu Kleindenkmalen verschiedener Art wie etwa zu den Statuen (z. B. Marien-, Josefs- und Nepomuk-Figuren) oder zu den Erinnerungsmalen. Ursprünglich herrschten in der Ebene die Ziehbrunnen mit Joch und Geschäl vor (Abb. 26). Da viele Brunnen heute die wassergebende Funktion nicht mehr erfüllen und „Brunnen-Formen“ als ortsbildprägende Kleindenkmale verwendet werden oder jetzt funktionslos erhalten bleiben, lässt sich eine Einteilung der verschiedenen Brunnenarten nicht sicher vornehmen. Wegen des ursprünglichen Elements Wasser sind auch Brunnen ohne dauernden Wasseranschluss hier aufgenommen. Springbrunnen sind nur in Ausnahmefällen erfasst, nämlich dann, wenn besondere gestalterische Elemente vorliegen. Unvollständige Brunnen, wie etwa die häufig anzutreffenden (teilweise bepflanzten) Tröge oder Geschäle werden nicht berücksichtigt. Fünfzehn Orte haben mehr als zwanzig Brunnen auf ihrer Gemarkung; davon acht über dreißig: Oberharmersbach (45), Ortenberg, Offenburg, Lahr, Durbach, Zell-Weierbach, Hausach und Gengenbach.

### *Sonstige Kleindenkmale*

Etwa dreißig dreidimensionale Sonnenuhren unterschiedlicher Gestaltung, vor allem aus neuerer Zeit, wurden für die Erfassung gefunden (Abb. 27).

Alle weiteren Kleindenkmalkategorien sind jeweils mit weniger als fünf Objekten vertreten. Beispielsweise gehören dazu Kreuzsteine, Steintische oder auch Relikte von Rechtsmalen (Pranger, Galgen) (Abb. 28).

### *Rück- und Ausblick*

Die vorstehende Übersicht über das Projekt der für den Ortenaukreis zunächst abgeschlossenen Erfassung dokumentiert Arten, Anzahl und regionale Verteilung der Kleindenkmale. Dabei bleiben Fragen offen, neue Gesichtspunkte tauchen auf und geben Anstoß für Diskussionswürdiges und -pflichtiges. Es lohnte sich, beispielsweise Handwerkern und Künstlern dieser Kleindenkmale nachzuspüren oder unter besonderen Gesichtspunkten bestimmte Zeiträume zu untersuchen.

Eines ist wohl unstrittig: Das Projekt weist viele interessierte Menschen auf einen beachtens- und bewahrenswerten Teil unserer Kultur-Umwelt hin und kann sie zu einer eingehenderen Beschäftigung veranlassen.

Sogenannte Alleinstellungsmerkmale hat die Arbeit in der Ortenau nicht eindeutig erbracht, andererseits konnten aber einige Besonderheiten festgestellt werden. Es gibt vielfach kennzeichnende Merkmale, die nur einen Ort oder ein kleines Gebiet betreffen, was bisher nicht allgemein bekannt war.





Abb. 25: Lauf-Brunnen –  
Oppenau

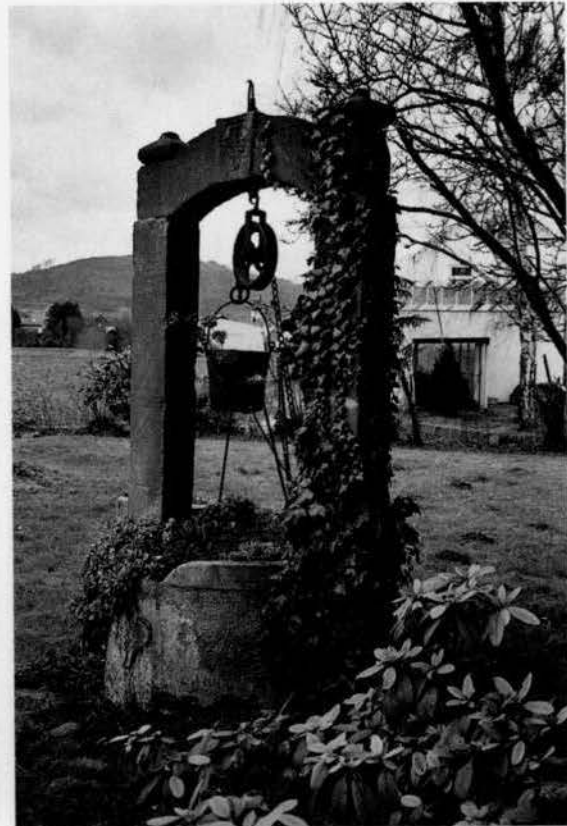


Abb. 26: Zieh-Brunnen von 1785 –  
Friesenheim



Abb. 27: Sonnenuhr (1972) – Kehl-Querbach



Abb. 28: Wettermal (1989) –  
Offenburg-Zell-Weierbach

Freistehen, Feststehen und Selbstständigkeit sind definitionsgemäß die Kriterien für ein Kleindenkmal.<sup>7</sup> Aus methodischen Gründen wurden in der Ortenau nur Kleindenkmale im engen, d. h. im eigentlich Sinn, in das Projekt einbezogen. Es entfallen somit vor allem Geländedenkmale und kleine Wirtschaftsbauten sowie Bau-Zubehör und -Ornamentik. Allerdings blieben bisher aber auch drei größere Bereiche von Kleindenkmalen unberücksichtigt: historische Grenzzeichen, Grabdenkmale auf derzeit genutzten Friedhöfen sowie figurative und abstrakte Skulpturen und Plastiken (Formwerkstücke genannt), die ohne Erinnerungsabsicht mit künstlerischem Anspruch geschaffen und im Freien aufgestellt wurden.

Alle diese nicht in das Projekt aufgenommenen Zeitzeugen haben jedoch genauso ihre Bedeutung im Rahmen der Dokumentation einer Orts- und Kulturgeschichte. Für einige der ehrenamtlich Tätigen war das Projekt schon ein Anlass, sich jener „uneigentlichen Kleindenkmale“ (wie die Zeugen der Wirtschaftsgeschichte oder unselbstständige mit dem Bau verbundene Objekte) anzunehmen, die selbstverständlich ebenfalls geschichtliche Zeugnisse sind. Ein Mitarbeiter hat bei der Erfassung – schon fast liebevoll – den Begriff Kleinod ins Spiel gebracht.

Das wesentliche Ergebnis dieser Erfassungen ist die große positive Resonanz, die das Projekt bei den vielen Erfassenden und in der Öffentlichkeit gefunden hat. Oft war es ein persönliches Anliegen, häufig verborgen und unaufdringlich, das zur Erstellung eines Kleindenkmals führte. Wie andere Gegenstände oder Ereignisse schaffen auch Kleindenkmale durch ihr Überdauern eine Verbindung zu den Menschen, die später auf sie stoßen und davon berührt werden. Nachfolgende Generationen können in diesen kleinen Malen Überliefertes wahrnehmen und es sinnvoll erleben. Es gehört zu einer verantwortlichen Haltung, dasjenige zu bewahren, was man sich vertraut gemacht hat. Eine neue Sensibilität für diesen kleinen Teil unseres Kulturgutes hat dazu geführt, dass schon in etlichen Orten praktische Maßnahmen zur Erhaltung von Kleindenkmalen ergriffen wurden und werden, wie auch Ausstellungen und Veröffentlichungen ein Beitrag für eine bewusste Erinnerungskultur sind.

#### *Anmerkungen*

- 1 Blaschka, Martina: Vielzahl und Vielfalt. Projekt zur Erfassung der Kleindenkmale in Baden-Württemberg, in: *Denkmalpflege in Baden-Württemberg* 1/2006, 2–9.
- 2 Kreutz, Gernot: Fachgruppe Kleindenkmale, in: *Die Ortenau* 2002, 775.
- 3 ders.: Fachgruppe Kleindenkmale, in: *Die Ortenau* 2006, 630.
- 4 ders.: Fachgruppe Grenzsteine, in: *Die Ortenau* 1990, 43. Ders.: Fachgruppe Grenzstein-Dokumentation, in: *Die Ortenau* 1991, 62.
- 5 ders.: Kleindenkmale um den Jahrhundertortkan von 1999, in: *Die Ortenau* 2007.
- 6 Losch, Bernhard: Sühne und Gedenken. Steinkreuze in Baden-Württemberg, 1981; dazu: Losch, Bernhard, Losch, Lina/Meier, Günter: Steinkreuze in Baden-Württemberg. Nachtrag zum Inventarband 1981, in: *Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg*, Bd. 2, 1987.
- 7 Losch, Bernhard: Der gesetzliche Schutz der Kleindenkmale, in: *Verwaltungsblätter für Baden-Württemberg* 10 (1983), 324.

## Kurzinformation über selbstständige Schriften zum Thema Kleindenkmale im Ortenaukreis

| Jahr | Gemeinde                | Autor + Titel   |
|------|-------------------------|---|
| 1978 | Zell                    | A. Ehrenfried: Bildstöcke und Wegkreuze im Kirchspiel Zell am Harmersbach   |
| 1978 | Nordrach                | A. Ehrenfried: Bildstöcke und Wegkreuze im Kirchspiel Nordrach  |
| 1983 | Sasbachwalden           | H. Schild: Bildstöckel-Wanderführer Sasbachwalden   |
| 1985 | Oberharmersbach         | Bildstöcke Wegkreuze Gedenksteine. Pfarrei St. Gallus Oberharmersbach (Hrsg.: Histor. Verein Oberharmersbach)       |
| 1986 | Bad Peterstal-Griesbach | W. + E. Doll: Stumme Zeichen am Weg   |
| 1987 | Gengenbach              | J. Roschach: Historische Denkmäler auf dem Friedhof in Gengenbach   |
| 1988 | Schuttertal             | G. Finkbeiner + G. Kreutz: Wenn Steine reden  |
| 1988 | Kappelrodeck            | A. Hirth: Kleinode am Weg   |
| 1989 | Friesenheim             | E. Klem: Quellen – Brunnen – Wasserversorgung der Gemeinde Friesenheim  |
| 1989 | Gengenbach              | J. Roschach: Religiöse Flurdenkmale in Gengenbach   |
| 1991 | Renchen                 | L. Huber: Lebendige Zeugen der Vergangenheit  |
| 1993 | Oppenau                 | H. Hoferer: Frage die Steine  |
| 1994 | Offenburg               | M. Friedmann + G. Kreutz: Verborgten und vertraut   |
| 1994 | Ringsheim               | H. Kewitz + H. Motz: Flurkreuze, Bildstöcke an den Wegen  |
| 1994 | Lahr                    | H. Stingl: Brunnen in Lahr  |
| 1993 | Lautenbach              | L. Baumann: Kleindenkmäler in Lautenbach, Band 1  |
| 1996 | Lautenbach              | L. Baumann: Kleindenkmäler in Lautenbach, Band 2  |
| 2001 | Erzbst. Freiburg        | F. Andernach + M. Ruch: Arma-Christi- und Longinus-Kreuze im Erzbistum Freiburg                                     |
| 2003 | Ohlsbach                | H. Schuck: Kleindenkmale in Ohlsbach  |
| 2005 | Rheinau                 | H. Kiefer: Kleindenkmale in Rheinau   |
| 2006 | Hofstetten              | E. Herbst: Kleindenkmale der Gemeinde Hofstetten „Marterbild und Brunnentrog“ (!) – Rezension in „Die Ortenau“ 2007 |



## Geschichte und Geschichten um ein malerisches christliches Symbol mit ernstem Hintergrund

Heinz Nienhaus

### *Das Interpretieren historischer Bilddokumente erfordert sorgfältige Recherchen*

Insbesondere das auf einer mehr als 100 Jahre alten Postkarte dominierende, sehr aufwendig gestaltete malerische Kreuz mit dem historischen Bauernhaus und der Kapelle im Hintergrund (Bild 1) machte den Verfasser dieses Beitrags neugierig. Wo war dieses Hofensemble zu finden? Wie alt mochten Haus, Kapelle und Kreuz sein? Gab es einen besonderen Anlass für das Errichten des Kreuzes, z. B. Krankheit in der Bauernfamilie, eine Seuche beim Vieh oder ein Gelöbnis? Wer gestaltete das Kreuz mit den vielen symbolischen Darstellungen aus der Leidensgeschichte Christi? Diese und viele weitere Fragen stellten sich. Um etwas Näheres hierzu in Erfahrung zu bringen, musste das Hofgut aber erst einmal gefunden werden. Da die Ansichtskarte weder den Hofnamen noch etwas über die geografische Lage des Hofes verrät, standen die Chancen, das Hofensemble jemals zu finden, von vornherein schlecht. Und so blieben auch alle Suchaktionen im gesamten mittleren Schwarzwald zunächst ohne Erfolg. Einen winzigen Lichtblick bot die Einprägung auf der Kartenrückseite: „J. G. Fleig, Photogr. Verl. Hornberg. No. 15“. Aber auch der half zunächst nicht weiter. Die Hoffnung, das Hofgut jemals zu finden, sank gegen Null. Gab es diesen Hof überhaupt noch? War er zwischenzeitlich vielleicht schon bis zur Unkenntlichkeit modernisiert, zweckentfremdet genutzt, das Kreuz verwittert, verfault und deshalb abgebrochen?

Als alle Suchaktivitäten und Hoffnungen so gut wie begraben waren, erschien im Frühjahr 2006 das reich bebilderte Buch von Andreas Beck über den Fotografen des „Suchbildes“ Johann Georg Fleig.<sup>1</sup> Neue Hoffnungen keimten auf. Und genau auf der Seite 457 dieses Buchs ist die besagte Ansichtskarte abgebildet; sie trägt die Unterschrift „Postkarte, betitelt: Schwarzwälder Bauernhof. Es handelt sich um den Feiertaghof in Hornberg-Niederwasser mit einem alten Longinuskreuz. Kolorierte Postkarte vor 1885.“ Durch diesen Hinweis angeregt, machte sich der Verfasser auf den Weg zum Feiertaghof in Niederwasser, in der Hoffnung, endlich Näheres über das Hofgut und das aufwendig gestaltete Kreuz zu erfahren. Schon hier sei verraten, dass sich dieses Unterfangen zu einer umfangreichen Spurensuche ausweitete, die über einige Um- und Irrwege, letztendlich zu



*Bild 1: Das gesuchte Hofensemble mit dem dominierenden und sehr aufwendig gestalteten Kreuz auf einer mehr als 100 Jahre alten Postkarte.*

der Erkenntnis führte, dass nicht nur dieses Bild des „Fleig-Buchs“ völlig falsch gedeutet, datiert und beschrieben ist, sondern das Buch eine Vielzahl von Fehlinformationen aufweist; doch hierzu später mehr.

Am Feiertaghof angekommen, überraschte ein auf den Grundmauern eines älteren Hofgebäudes 1972 neu erbauter sehr stattlicher Hof mit einer alten hölzernen Hofkapelle und einem vorbildlich restaurierten alten Speicher. Eine gewisse, allerdings nur grobe Ähnlichkeit mit dem Bild der Ansichtskarte ist nicht zu verkennen; dennoch wurde aufgrund der räumlichen Zuordnung der einzelnen Gebäude zueinander und der gebirgigen Umgebung relativ schnell erkannt, dass es sich bei dem im Bild 1 zu sehenden Hofensemble nicht um den Feiertaghof (auch als Oberriedergießhof bezeichnet) handeln kann. Um sicherzugehen, wurde der Hofbauer Edgar Feiertag befragt, der sehr interessiert war, aber nur mit einem Kopfschütteln reagierte und bestätigte, dass das abgebildete Hofensemble keinesfalls der Feiertaghof sei, auf dem es ganz sicher zu keiner Zeit das im Bild 1 zu sehende Kreuz gegeben habe. Die Frage, welcher Hof, wenn schon nicht seiner, er denn auf dem Bild vermute, konnte Edgar Feiertag spontan auch nicht beantworten. Sehr nachdenklich schüttelte er immer wieder den Kopf „... kenne ich nicht; der steht wohl nicht in unserer Gegend“. Schließlich bezog er seinen Sohn Martin in die „Rätselrunde“ ein – und der gab dann,

als noch eine weitere gut 100 Jahre alte Ansichtskarte aus dem Archiv des Verfassers vorgelegt wurde, die offensichtlich den gleichen Hof zeigt, allerdings ohne das abgebildete Kreuz und zu einem anderen Zeitpunkt, wie auch aus einer anderen Perspektive fotografiert, den entscheidenden Tipp. Er glaubte – primär aufgrund eines im Bild zu erkennenden Weihers –, es könne der Unterhippensbachhof in Niederwasser sein; aber das Kreuz gäbe es auch dort nicht. Nach dem Dank an Martin Feiertag und seinen Vater ging es nun weiter zum Unterhippensbachhof ins sehr einsame Hippensbachtal.

*Der Unterhippensbachhof mit Kapelle, Speicher, Mühle und Backhaus – aber ohne das gesuchte Kreuz*

Eine spontane grobe Inaugenscheinnahme des Unterhippensbachhofs ließ erkennen, dass die Zuordnung der Gebäude und das umgebende Gelände mit dem alten Postkartenbild weitgehend übereinstimmen; aber auch hier fehlte das gesuchte Hofkreuz mit dem dahinter angeordneten Gebäudeteil. Das Hofgebäude selbst sah auch sehr verändert aus; es fehlte der Vollwalm an der rechten Hofseite, ebenso der bergseitige Wohnteil, der nach der Anordnung der Fenster im Bild hier zu vermuten war. Recht schnell kam es zum Kontakt mit der Altbäuerin Lina Schwer-Beil und ihrem Sohn Albert Schwer, dem jetzigen Eigner des Unterhippensbachhofs. Beide bestätigten „Ja, das Bild zeigt unser Hofgut; aber ein solches Kreuz hat niemals hier gestanden; unser Hofkreuz hängt im Giebel unserer Kapelle.“ Interessiert und bereitwillig führten sie durch die Räume ihres Hofes und sämtliche zum Hofgut gehörenden Nebengebäude, die Kapelle, den über dem ehemaligen Speicher errichteten Schopf, die etwas abseits gelegene Mühle und das Leibgeding, das als Wohnhaus für das Altbauernpaar 1964 über einem alten Backhaus (im Bild nicht sichtbar) errichtet wurde. Nach wie vor wird aber auch heute noch etwa alle 14 Tage das beliebte Holzofenbrot im alten Backhaus gebacken. Beide berichteten aus der Historie des Hofguts, dessen Ursprung nach ihren Recherchen bis ins 17. Jahrhundert zurückreicht. Schon die alte Ansichtskarte lässt erkennen, dass das ursprüngliche Hofgebäude vom Bautyp her ein sogenanntes Heiden- oder Höhenhaus<sup>2</sup> ist, in dem Menschen und Vieh unter einem Dach leben. Bei diesem alten Haustyp stehen hölzerne Firstständer (oder auch Firstsäulen) genau in der Hausmitte, sie reichen vom Grund des Hauses bis unmittelbar unter den Dachfirst. Daher führt die Hocheinfahrt dieser Schwarzwaldhäuser nicht in die Mitte der Schmalseite der Häuser, sondern rechts oder links davon. Anders ist das bei den benachbarten Gutachtäler oder Kinzigtäler Häusern mit einem sogenannten „liegenden Dachstuhl“, bei denen aufgrund einer moderneren, statisch anderen Konstruktion des Dachstuhls auf die durch die Hausmitte verlaufenden Firstständer verzichtet werden konnte. Das erlaub-



te eine freiere Grundrissgestaltung und eine Hocheinfahrt in der Mitte der Schmalseite der Häuser.<sup>3</sup> Beim Unterhippensbachhof führt die Hocheinfahrt oberhalb des ehemaligen Wohnteils an der Bergseite des Hauses in die rechte Haushälfte. Schon der Hinweis auf einen ehemaligen Wohnteil an der Bergseite des Hauses deutet darauf hin, dass das Hofgebäude zwischenzeitlich sehr einschneidend baulich verändert wurde. Nachdem 1936 die ursprünglich hölzernen Dachschindeln mit einer neuen Dachhaut überdeckt wurden, entfernte man 1954 sämtliche hölzernen Außen- und zum Teil auch Innenwände und ersetzte sie durch Mauerwerk – währenddessen das Dach durch ein entsprechendes Stützgerüst gesichert war. Bei dieser Maßnahme wurde der Wohnteil von der Bergseite zur Talseite verlegt und unterkellert; das Vieh, das vordem an der Talseite des Hofgebäudes stand, steht heute im Stall an der Bergseite. Über dem heutigen Viehstall, dem früheren Wohnteil, sind noch die von Rußglanz überzogenen alten Balken vorhanden – ein Relikt aus der Zeit, als es in dem alten Haus noch die kaminlose Rauch- oder Schwarzküche gab. Altbäuerin Lina Schwer-Beil kann sich noch gut an diese Zeit erinnern. Vom 1956 wegen Baufälligkeit abgebrochenen Speicher ist noch ein Stein erhalten, dem neben einigen, inzwischen unleserlichen Buchstaben die Jahreszahl 171? eingemeißelt ist; die Kapelle wurde nach der ihr ebenfalls eingemeißelten Jahreszahl 1761 erbaut. Der Grund für den Kapellenbau ist bisher nicht nachgewiesen; die Hofbewohner mutmaßen, dass sie infolge eines Gelübdes im Zusammenhang mit einer Krankheit innerhalb der Bauernfamilie errichtet wurde.<sup>4</sup>

Zur Zeit wird der äußerst gepflegte Hof mit 52 ha, davon 11 ha landwirtschaftlich genutzte Fläche, der Rest Wald, im Nebenerwerb von Albert Schwer betrieben. Das ist allerdings nur mit tatkräftiger Unterstützung des noch recht rüstigen Altbauernpaares möglich. Im Durchschnitt stehen 25 Ochsen im Stall oder auf der Weide.<sup>5</sup> Soweit zum Unterhippensbachhof – offen ist nach wie vor die Antwort auf die Frage nach dem aufwendigen Kreuz, das es offenbar auch auf diesem Hof nie gegeben hat. Es musste weiter gesucht werden; die völlig falsche Bildbeschreibung im „Fleig-Buch“ bot diesbezüglich jedenfalls keine Hilfe.<sup>6</sup>

#### *Über den „Dritten Bauernhof“ zum „Vierten Bauernhof“ in Niederwasser*

Während des weiteren Suchens wurde eine zweite, ebenfalls mehr als 100 Jahre alte Postkarte mit dem „Dritten Bauernhof“ in Niederwasser und exakt dem Kreuz, das dem Unterhippensbachhof zugeordnet ist (Bild 2), bekannt, womit bewiesen war, dass das malerische christliche Symbol zur Zierde einiger unterschiedlicher Postkarten bzw. Hofgüter erhalten musste, denn auch am „Dritten Bauernhof“ hat es zu keiner Zeit ein solches Kreuz gegeben. Auch dieses Bild ist eine Fotomontage. Nicht nur das ge-





*Bild 2: Als während des Suchens nach dem in Bild 1 zu sehenden Kreuz diese ebenfalls mehr als 100 Jahre alte Postkarte mit dem „Dritten Bauernhof“ in Niederwasser und exakt dem Kreuz aus Bild 1, das es auch an diesem Hof niemals gab, bekannt wurde, stand fest, dass beide Bilder sogenannte Fotomontagen waren, d. h., dass jedes der beiden Bilder aus wenigstens zwei an verschiedenen Orten entstandenen Fotografien zusammengefügt wurde.*

suchte Kreuz wurde hier eingefügt, sondern auch die Frau vor dem Kreuz. Sie trägt nicht die Tracht, die in Niederwasser üblich war, sondern aus Bad Rippoldsau-Schapbach, Oberwolfach, den Tälern der Gemeinde Kinzigtal, St. Roman, Schenkenzell, Bergzell und Kaltbrunn bekannt ist und gelegentlich heute auch dort noch getragen wird; sie ist als Schapbacher oder Fürstenberger Tracht bekannt.<sup>7</sup>

Damit war der Standort des Kreuzes aber immer noch nicht gefunden. War es vielleicht doch schon verwittert, verfault, total verrottet und abgebrochen worden? Doch nun kam der Zufall zur Hilfe. Als anlässlich des Mühlentages am 2. Pfingsttag 2006 der „Vierte Bauer“ mit der rund 250 Jahre alten unter Denkmalschutz stehenden Mühle (Bild 3) besucht wurde, fiel auf, dass das vor dem Speicher dieses Hofes stehende Kreuz viele Gemeinsamkeiten mit dem gesuchten Kreuz aufweist, obwohl wesentliche Teile, u. a. auch der Lanzenreiter und die Heiligenfiguren unten, neben dem senkrechten Kreuzbalken, fehlten. Bei genauerem Hinsehen und exaktem Vergleich mit den Bildern 1 und 2 wurde klar, dass das gesuchte Objekt endlich gefunden war – was auch das Bild 4 belegt.



*Bild 3: Der „Vierte Bauernhof“ in Hornberg-Niederwasser. Einige Meter hinter der um 1750 erbauten, heute unter Denkmalschutz stehenden Hofmühle, links vom Hofgebäude, steht das in den Bildern 1 und 2 „hineinmontierte“ sehr aufwendig gestaltete Kreuz, dessen heutigen Zustand Bild 4 zeigt.*

Hofbauer Peter Klausmann, dessen Familie seit 1884, inzwischen in der vierten Generation, auf dem „Vierten Bauernhof“ ist, bestätigt, dass der Lanzenreiter und auch die Heiligenfiguren am unteren Längsbalken des Kreuzes schon um 1980 gestohlen wurden. Diesbezügliche polizeiliche Ermittlungen verliefen im Sande, d. h. die Täter kamen ungestraft davon. Das Alter des Kreuzes und wer der Schnitzer war, ist heute nicht mehr in Erfahrung zu bringen. Peter Klausmann vermutet, dass es wohl schon dort stand, als seine Vorfahren 1884 den „Vierten Bauernhof“ übernahmen. Auch ist nicht bekannt, ob es einen bestimmten Anlass gab, das Kreuz zu errichten. Oftmals waren es Gelöbnisse, z. B. im Zusammenhang mit Krankheiten in der Bauernfamilie, Seuchen im Stall, glückliche Heimkehr aus Kriegen oder ähnliche Ereignisse, die das Aufstellen eines Kreuzes bewirkten.

Heute wird der 91 ha große „Vierte Bauernhof“ – 6 ha Acker und Wiese, der Rest Wald mit z. T. felsigem Umland – im Nebenerwerb von den Familien des Hofbauern und seiner Schwester Lore Wolber betrieben. Im Durchschnitt werden 6 Milchkühe gehalten.<sup>8</sup> Das Hofgebäude stammt



*Bild 4: Das Kreuz aus den Bildern 1 und 2 am 2. Pfingsttag des Jahres 2006. Es steht – inzwischen um einige Teile, u. a. den Heiligenfiguren und dem Lanzenreiter, beraubt und deshalb in Teilbereichen verändert – nach wie vor an seinem ursprünglichen Standort am Speicher des „Vierten Bauernhofs“ in Hornberg-Niederwasser (Bild 3).*



*Bild 5: Das 1972 neu errichtete Longinuskreuz am Hippenseppenhof im Schwarzwälder Freilichtmuseum Gutach. An diesem Kreuz ist Longinus als blauer Dragoner dargestellt.*

nach Recherchen der Familie Klausmann aus dem 18. Jahrhundert; vielleicht wurde schon einige Jahre, nachdem der Hof erbaut war, das Kreuz aufgestellt; genaue Angaben dazu wurden nicht mehr gefunden.

*Das malerische christliche Symbol ist ein selten gewordenes Longinuskreuz*

In der Landschaft des deutschen Südwestens findet man auch heute noch eine Vielzahl von Zeugen religiöser Volkskunst. Neben Kapellen und Heiligenstatuen sind es vor allem Kreuze in recht unterschiedlichen Formen und Ausführungen. Sie alle sollen an die Leiden Christi erinnern. Eine volkskundliche und religiöse Besonderheit unter den Kreuzen sind die im Schwarzwald, insbesondere im Gebiet der ehemaligen vorderösterreichi-



schen Kameralherrschaft Triberg, – leider immer seltener – zu findenden hölzernen Longinuskreuze. Das hat seinen Grund darin, dass der letzte vorderösterreichische Obervogt Karl Theodor Huber (1758–1816), den Hansjakob respektvoll „*Beamter von Gottes Gnaden*“ nennt, sich für das Aufstellen speziell dieser Kreuze sehr einsetzte. Errichtet wurden die Kreuze in der Zeit zwischen etwa 1780 und 1850, viele sind inzwischen den Weg alles Irdischen gegangen.

Es gibt einige Legenden um den Lanzenreiter Longinus, der in den beiden Bildern 1 und 2 – etwa zu Füßen des Gekreuzigten – deutlich zu erkennen ist. Die am häufigsten verbreitetste ist wohl die, wonach Longinus als römischer Soldat beauftragt war, die Tötung des Gekreuzigten durch einen Lanzenstich ins Herz zu vollziehen. Dabei wurde er „sehend“ und ein gläubiger Christ. Später wurde er u. a. auch als einer der Bauernheiligen verehrt.

Ein Longinuskreuz soll an die Leiden Christi erinnern, sie den Beschauern vergegenwärtigen. In den Bildern 1 und 2 sind zu beiden Seiten des senkrechten Kreuzbalkens gegenständlich nachgebildete Marterwerkzeuge angebracht. Unter den Wundmalen an den Händen, Füßen und der Seite des Gekreuzigten halten Engel Kelche, um das Blut aufzufangen. Auf dem Querbalken stehen u. a. Gefäße, die an die Salbung des Leichnams erinnern. Der rechts dort stehende Kelch symbolisiert das Abendmahl. Die Laternen, links auf dem Querbalken, und die Fackel an der Leiter wie auch das Schwert am senkrechten Kreuzbalken neben Longinus deuten darauf hin, dass Jesus nachts von den Soldaten der Hohenpriester gefangen genommen wurde. Die drei Würfel und der Leibrock, unten am senkrechten Balken, erinnern daran, dass die Soldaten um den Leibrock des Gekreuzigten würfelten. Im Zentrum der Darstellung aber steht der reitende Soldat und Lanzenträger Longinus – abgeleitet aus dem griechischen: lonche = Lanze –, der Christus in die Seite sticht und dieser Kreuzdarstellung den Namen gab.

Umfangreiche Forschungsarbeiten von F. Andernach und M. Ruch über die verschiedenen historischen Kreuzformen im Erzbistum Freiburg führten zu der Erkenntnis, dass es die Longinuskreuzdarstellung als Reiter unter dem Kreuz ausschließlich im Schwarzwald gibt.<sup>9</sup> Den Grund dafür vermuten sie in der Tatsache, dass Longinus als Bauernpatron und Heiliger des Longinusegens besonders im Schwarzwald sehr beliebt war, weshalb er am Kreuz nicht fehlen sollte. Bei den Forschungsarbeiten fiel auf, dass Longinus oftmals nicht als Römer, sondern als Dragoner in schmucker, meist blauer Soldatenuniform dargestellt wurde. Hierzu geben Andernach/Ruch folgende Erklärung: „*Soldatsein hatte im 19. Jahrhundert eine ganz andere Bedeutung als heute. Wer zum Militär eingezogen wurde, war volljährig, war ein Mann. Diese Männlichkeit, so die Interpretation, bewiesen die Soldaten des Großherzogs in vier gewonnenen Kriegen (1813, 1864, 1866,*



1870). Der Erfolg dieser Kriege lag unter anderem in der Schnelligkeit der Heere begründet, und das ist wiederum eindeutig das Verdienst der berittenen Truppen. Zu Soldaten bei den ‚Berittenen und Bespannten‘ machte man hauptsächlich die Männer aus der bäuerlichen Bevölkerung, die schließlich mit Tieren umzugehen wussten. Man setzte bei ihnen gewissermaßen ‚Pferdeverstand‘ voraus. Die Schwarzwaldsöhne fanden also vorwiegend bei den berittenen Truppen in Karlsruhe Verwendung.

Nach abgeleiteter Dienstzeit beim Militär schaffte sich der Bauernsohn sein Militärandenken selbst, indem er einen Hauptmann, den heiligen Longinus, zu einem Kreuz am heimatlichen Hof stiftete. Aber er stellte ihn nicht dar als Römer, sondern als blauen Dragoner, wie er selbst einer gewesen war! Heiliger und Stifterfigur also in einer Gestalt.“<sup>10</sup>

Ob Longinus in den Bildern 1 und 2 eine blaue Uniform trägt, ist leider nicht mehr auszumachen. Mit Hilfe einer Lupe ist aber deutlich zu erkennen, dass er nicht als Römer, sondern als Dragoner mit dem typischen Helm dargestellt ist. Leider gibt es den Lanzenträger am Longinuskreuz des „Vierten Bauernhofs“ in Hornberg-Niederwasser nicht mehr, weshalb die „blaue“ Dragoneruniform für dieses Kreuz nicht nachzuweisen ist.

### *Heiteres ums Longinuskreuz*

Natürlich wollte Prof. Hermann Schilli, u. a. Gründer des im Jahre 1964 eröffneten Schwarzwälder Freilichtmuseums, auch in „seinem“ Museum ein Longinuskreuz präsentieren. Deshalb suchte er im Gebiet der ehemaligen Kameralherrschaft Triberg um 1970 nach einem geeigneten Kreuz, wobei das Objekt seiner Begierde dem Museumsstandort Gutach möglichst nahe gelegen sein sollte. Es dauerte nicht lange und schon hatte er ein geeignetes Kreuz in der „nicht all zu weiten Umgebung“ gefunden, das sich, so meinte er, fürs Museum anbot.<sup>11</sup> Seine Bemühungen, das Kreuz zu erwerben, führten zu einem interessanten, bisweilen auch heiteren Dialog mit dem Eigentümer, der der Originalität wegen im Folgenden in Teilbereichen wörtlich wiedergegeben wird. Angesichts des schon stark verwitterten Kreuzes, „der Reiter und die Engel lagen beschädigt im Speicher und die Marterwerkzeuge waren zum Teil morsch“, fragte Schilli den Bauern, „was er mit dem Kreuz vorhabe, wie er die weitere Vernichtung aufhalten wolle“. Er bekam zur Antwort: „Des versäg i nägschdens.“ Schillis Bitte, es doch ins Freilichtmuseum zu geben, führte zu der Frage: „Wa biedener?“ Schilli bot ein neues Kruzifix und dreihundert Mark Handgeld. Darauf der Bauer: „No kennenern ha, awer, here ämol, zerscht mues des Kriz usgeweiht were.“ Schilli versprach für die Ausweihung zu sorgen; per Handschlag wurde das Geschäft besiegelt. Nachdem Schilli die Ausweihung eingeleitet hatte, besuchte er den Bauern erneut, um die weitere Vorgehensweise abzustimmen. Dem Bauern aber kamen nun neue Bedenken, die

zu dem folgenden, interessanten Zwiegespräch in Offenburger (Schilli) und der Mundart des Bauern führte:

Bauer: „*Here ämol, i kann doch net de heilig Longinus in des evangelisch Guedach nab lau?*“

Schilli: „*Loset Ihr mol, de Longinus isch gar kei Heilige.*“

Bauer: „*Was sage Ihr, de heilig Longinus isch gar kei Heilige? Sin Ihr au so e Neimodische? Di sin jo verruckt, die Heilige abzschaffe. Denke an d'heilig Agath, an d'heilig Kätter, an de Wendel, an de Saudoni, nei, die schbinne, i blieb bi minem alde Glauwe.*“ Mit erhobener Stimme fuhr er fort: „*De heilig Longinus mit de Lanze schtach dem Christus in de Ranze, d'Lanze war lang u breit, in Ewigkeit Dreifaltigket. Des han i im Religionsunterricht g'lehrt u dobi bliewi.*“

Schilli: „*Loset ämol, de heilig Longinus kommt in Gutach in ä ganz katholische Umgebung. Er kummt an de Hippesepphof, un an dem un sinnere Kapell find r alli Heilige, de heilig Agath, de heilig Wendel, de Saudoni, de heilig Kätter un vieli anderi.*“

Bauer: „*Isch des de Hippesepphof usm Kazteschteig? Den kenn i. Maa, wenn des wohr isch, wa Ihr sage, no kennener de heilig Longinus ha. Awer i will mi in Guedach devo iberzeige, i wurr bi de erschde Glegeheit nabfahre.*“

Kurz danach besuchte der Bauer das Freilichtmuseum. Schilli war sich nun des Erwerbs sicher und fuhr mit einem Hornberger Bildhauermeister und einem seiner Mitarbeiter auf den Hof; er wollte gleich die wesentlichen Stücke des Kreuzes mitnehmen, bevor dem Bauern neue Einwände einfielen. Erwartungsgemäß empfing der Bauer seinen Besuch auch sehr freundlich mit den Worten: „*S'isch wohr, Maa, wa Ihr gseit hen. Ihr kenne de heilig Longinus ha, awer wa biedener?*“

Schilli: „*Ja, mir hen doch usgmacht, Ihr bikumme ä Kriz un dreihundert Mark Handgeld. Hier hab i dr Herr Kühn, Bildhauermeischter in Hornberg, mitbrocht, damit 'r Eiri Wunsch wege dem Kriz heert.*“

Bauer: „*Jo, des isch mr viel z'wenig. Onder dreidausend Mark goht er mer net vum Hof. Wissener, i loss de heilig Longinus herrichte un verkaufn deno.*“

Schilli: „*Ja, was glauwe Ihr, was des Herrichte koschdet? Herr Kühn, was meine Sie dezu?*“

Kühn: „*Nun, zweidaused Mark were nit lange.*“

Bauer: „*Sell schbielt kei Roll, s'Denkmolamt zahlt's.*“

Schilli: „*Lose Ihr mol. Wenn Ihr de heilig Longinus herrichte un widder am Hof abringe len, dann b'sorg ich Eich e Zuschuß vum Denkmolamt, der awer höschdens e Drittel der Koschde usmacht, un wenn'r de heilig Longinus verkaufe, denn miessener de Zuschuß z'ruckzahle.*“

Bauer: „*Au letz, awer wa biedener?*“

Schilli: „*Ich blieb bi minem Angebot. Ä Kriz un dreihundert Mark Handgeld. Des isch mi letschdes Wort.*“

Bauer: „*Iwerleges Eich, no schwätze mr no mol driwer.*“

Schilli machte kein neues Angebot mehr, erreichte aber später, dass nach diesem Kreuz eine „*originalgetreue Kopie*“ angefertigt wurde, die seit 1972 den Hippenseppenhof im Freilichtmuseum ziert (Bild 5).

Von nicht gerade wenigen Schwarzwäldern aus der Umgebung von Gutach/Hornberg wird gelegentlich behauptet, das Objekt der schillischen Begierde sei das Longinuskreuz auf dem „Vierten Bauernhof“ in Hornberg-Niederwasser gewesen. Alle heute auf dem Hof lebenden Erwachsenen, die Altbäuerin, der Hofbauer Peter Klausmann und auch seine Schwester Frau Lore Wolber, sind sich absolut sicher, dass es zwischen dem verstorbenen Altbauern, dem Ehemann der jetzigen Altbäuerin und Vater des jetzigen Hofbauern, und Prof. Schilli niemals ein Gespräch hinsichtlich des Verkaufs „ihres“ Longinuskreuzes gegeben hat,<sup>12</sup> womit hoffentlich alle Spekulationen und Unklarheiten ausgeräumt sind. Abgesehen davon schreibt Schilli von einer „*originalgetreuen Kopie*“<sup>13</sup> seines Wunschobjektes. Ein Vergleich des Kreuzes in den Bildern 1, 2 und 4 mit dem Kreuz im Freilichtmuseum (Bild 5) belegt eindeutig, dass das Museumskreuz keine „*originalgetreue Kopie*“ des Longinuskreuzes vom „Vierten Bauernhof“ in Hornberg-Niederwasser ist.

#### Anmerkungen

- 1 Beck, Andreas: Johann Georg Fleig/Ein kleiner Schwarzwälder Genius, Konstanz 2006. Im Folgenden wird dieses Werk kurz als „Fleig-Buch“ bezeichnet.
- 2 Der bekannte Bauforscher Prof. H. Schilli unterschied bei den historischen Schwarzwälder Bauernhäusern hinsichtlich des Bautyps nach Gutacher, Kinzigtäler und Zarterner Häuser, Schauinslandhäuser, Hotzenhäuser und Heidenhäuser jüngerer und älterer Form. Vgl. Hermann Schilli: Das Schwarzwaldhaus, Stuttgart 1953 (weitere Auflagen 1964, 1977 und 1982), 12–114. Ein Team von Wissenschaftlern um Prof. Dr. U. Schnitzer hält die Bezeichnung „Heidenhaus“ für ungeeignet. Es spezifiziert die historischen Schwarzwälder Bauernhäuser ihrem Bautyp nach noch detaillierter als Schilli und verwendet für den im 16. Jahrhundert entwickelten Haustyp, der in den hohen rauen Lagen des Schwarzwaldes Verbreitung fand, die Bezeichnung „Höhenhaus“. Vgl. Ulrich Schnitzer: Schwarzwaldhäuser von gestern für die Landwirtschaft von morgen, Stuttgart 1989, 33 ff.
- 3 Schnitzer, Ulrich: Schwarzwaldhäuser von gestern für die Landwirtschaft von morgen, Stuttgart 1989, 17–19 und 25–33. Nienhaus, Heinz: Kinzigtäler Häuser und ihre baulichen Varianten, In: Die Ortenau, 2003 (83), 143–170. Ders.: Zum Gutacher oder Gutachtäler Haustyp und historische Bauernhäuser in Gutach, In: Die Ortenau 2006 (86), 399–432.
- 4 Mündliche Information der Altbäuerin des Unterhippensbachhofs Lina Schwer-Beil.
- 5 Mündliche Information vom Bauern des Unterhippensbachhofs Albert Schwer.
- 6 Neben den dargestellten Unstimmigkeiten gibt es noch viele weitere Fehlinformationen im „Fleig-Buch“ von Andreas Beck. Hier sei nur beispielhaft auf einige hingewiesen. Die auf den zwei Tennenbronner Postkarten zu sehende evangelische Kirche – Seiten 337 und 361 des Buchs – wurde erst nach dem großen Tennenbronner Dorf-



brand im Jahre 1901 erbaut und am 9. September 1903 eingeweiht (Quelle: Paul Fütterer: Geschichte des Dorfes Tennenbronn, Selbstverlag Tennenbronn 1979, 155–169). Danach können die Karten nicht, wie in den Bildunterschriften zu lesen, schon „ca. 1885“ oder „ca. 1890“, d. h. mindestens 12 oder gar 17 Jahre, bevor die Kirche errichtet war, entstanden sein. Auch der Stöcklewaldturm – im „Fleig-Buch“, Seite 358 auf einer „Postkarte von 1885“ abgebildet – wurde erst 1894 erbaut. (Quelle: Text der Informationstafel am Stöcklewaldturm). Das hieße, die Postkarte mit dem Stöcklewaldturm wäre 9 Jahre bevor der Aussichtsturm existierte entstanden. Ähnlich irreführend sind die beiden Bilder bzw. Informationen auf den Seiten 339 und 345 des besagten Buchs. Es wird exakt dieselbe Bildpostkarte – vom Kartenabsender am 5. August 1903 geschrieben – zweimal abgebildet, wobei die Karte auf der Seite 339 mit 1902 und auf der Seite 345 mit 1890 datiert ist. Auch ist nicht zu verstehen, warum die Postkarte von Schönwald zweimal auf den Seiten 388 und 469 abgebildet und mit 1890 datiert ist, obwohl das im Bild zu sehende Kurhaus Victoria erst 1896/97 erbaut wurde (Quelle: Richard Dorer/Karl Opp: Schönwald in Vergangenheit und Gegenwart, Horb a. N., 1986, 200). Der auf der Seite 401 abgebildete Bauernhof ist nicht der Bachbauernhof – wie dort zu lesen –, sondern der um 1580 erbaute Oberbauernhof in Gutach. Die auf der Seite 554 des „Fleig-Buchs“ abgebildete Postkarte zeigt den „Vierten Bauernhof“ in Niederwasser und eine Trachtengruppe aus St. Georgen und Umgebung und nicht, wie dort geschrieben, den „Dritter Bauer oberhalb Hornbergs und eine Trachtengruppe aus dem oberen Gutachtal“ (Quelle: Wolfdieter Gramlich: St. Georgener Heimatbuch, Villingen-Schwenningen 1984, 155–169.). Die Reihe der Fehlinformationen im „Fleig-Buch“ ließe sich weiter fortsetzen, worauf aber aus Gründen des Platzbedarfs hier verzichtet werden soll.

- 7 Nienhaus, Heinz: Besonderheiten der Schapbacher Volkstracht, In: Jahrbuch des Landkreises Freudenstadt, Horb 2006, 111–118.
- 8 Mündliche Information von Hofbauer Peter Klausmann und seiner Schwester Frau Lore Wolber.
- 9 Andernach, Friedrich; Ruch, Martin: Arma Christi- und Longinuskreuze im Erzbistum Freiburg/Blauer Reiter unterm Kreuz, F 67038 Strasbourg Cedex 2, 2001, 37.
- 10 Ebd., 39/40.
- 11 Schilli, Hermann: Das Longinuskreuz am Hippenseppenhof im Freilichtmuseum Gutach/Schwarzwald, In: Badische Heimat, Heft 1, März 1973 (53), 128–130. Den Namen des Hofes oder gar des Bauern, mit dem Schilli um das Longinuskreuz verhandelte, benennt Schilli verständlicherweise nicht.
- 12 Mündliche Information von Hofbauer Peter Klausmann und seiner Schwester Frau Lore Wolber.
- 13 wie Ann. 11, 130.

*Bildnachweis: Bilder 1 bis 4: Archiv Nienhaus, Bild 5: Archiv Schwarzwälder Freilichtmuseum Vogtsbauernhof Gutach (mit freundlicher Genehmigung des Museumsdirektors Dr. J. Weisser).*



## Die Bemühungen des Herrn Stupanus in den Jahren 1740/1741 zum Bergbaubetrieb im Schutter- und Kinzigtal

*Franz Hahn und Walter Schneider*

Stupanus war ein Bergwerker aus Basel, gebürtig in Kollnau, und Eigentümer des österreichischen Eisenbergwerks zu Kollnau bei Waldkirch. Insbesondere im Hohengeroldseckischen war in dieser Zeit noch einiges Eisen vorhanden, das Stupanus angeboten wurde. Er beabsichtigte aber auch selbst, im Tal nach Eisenerz zu suchen. Die folgenden Ausführungen sind dem u. a. Fascikel aus dem Leyenschen Archiv entnommen.

Am 24. Januar 1740 wendet sich der hohengeroldseckische Rat Schmelzer an seine Grafschaft. Dabei wird zunächst darauf hingewiesen, dass einige Untertanen wie Schmiede und Nagler zur Vornahme ihres Handwerks an der Schutter und an anderen Bächen Hammerschmieden an ihre Häuser oder Höfe gebaut haben. Für die Nutzung des Wassers waren diese Handwerker bereit, eine Vereinbarung mit der Herrschaft einzugehen.

Nunmehr habe der Eigentümer des 6 Stunden entfernten Eisenbergwerks zu Kollnau, Herr Stupanus um Erlaubnis gebeten, Eisen in der Herrschaft auf Pacht niederzulegen.

Es sei Stupanus erwidert worden, dass man sich schon vorstellen könne, ihm dies zu erlauben. Dass man aber auch die Untertanen anhalte, an keinem anderen Ort als bei ihm ihr benötigtes Eisen abzunehmen, sei nur mit einem herrschaftlichen Lehen möglich. Darauf hingewiesen wird, dass vor etlichen Jahren einige Untertanen selbst um ein solches Lehen angefragt haben, die Herrschaft hierüber aber Bedenken hatte und bisher Abstand davon genommen wurde.

Herr Stupanus habe bereits einige Wagen Eisen in die Herrschaft führen lassen. Diese wurden bei dem Hammerschmied zu Reichenbach abgeladen. Die Untertanen und der Schmied würden sich weigern, ihr Eisen nur dort zu kaufen und abzuholen. Zum Handwerk in den unterschiedlichen Bergwerken sei es unmöglich, die Arbeit liegen zu lassen, um das benötigte Eisen nur bei dieser einen Niederlage abzuholen. Auch benötige man zur täglichen Arbeit einmal eher härteres oder weicheres, einmal eher kleineres oder größeres Eisen.

Darauf hingewiesen wird, dass auch zu Haslach sich eine Niederlage befinde und die Untertanen der Herrschaft auch dort Eisen abnehmen müssten. Das Eisen müsse bisher von den fürstenbergischen Bergwerken hergebracht werden. Wenn aber eine Niederlage in dieser Herrschaft erfolgen

solle, so müsse den Untertanen dieses Eisen zu guten Bedingungen angeboten werden.

Am 3. Februar 1740 richtet die Herrschaft ihr Antwortschreiben an Schmelzer. Stupanus habe um Erlaubnis gebeten, in der Herrschaft gegen eine jährliche Abgabe von 15 Gulden Eisen anbieten zu dürfen. Den Untertanen solle zugemutet werden, dass sie ihr benötigtes Eisen zu angemessenem Preis nur von Stupanus beziehen dürfen. Man habe Bedenken, dass mit dieser Privaterlaubnis auch ein Monopol eingeführt werde. Die Untertanen müssten für den Zentner Roheisen bei ihm 7 bis 8 Pfund mehr bekommen. Stupanus müsse alle Gattungen des in der Herrschaft erforderlichen Eisens anbieten können. Man solle nicht die Untertanen zu dessen Niederlassung zwingen. Diesen solle es weiterhin freigestellt sein, das Eisenerz auch an anderen Stellen verkaufen zu können.

Ein weiteres Schreiben aus Offenburg datiert auf den 23. Juni 1740. Es betrifft die Verhandlungen mit Stupanus und ist von Herrn Amtmann Solaty an die hochgräfliche Exzellenz gerichtet.

Zunächst wird darauf hingewiesen, dass man über das in der Herrschaft befindliche Vorkommen an Eisenerz bereits vor geraumer Zeit untertänig berichtete. Auch habe man Vorschläge unterbreitet, wie dieses Erz zu Nutzen gebracht werden könne. Diesen Absichten stand jedoch entgegen, dass die Erbauung einer Eisenschmelze und des dazugehörenden Hammerwerkes in wenigen Jahren ohne wesentlichen Abbau der Waldungen nicht möglich erschien.

Man sei nun aber mit einem renommierten Eisenbergwerk-Sachverständigen zu Rat gegangen. Dieser habe folgendes Gesuch gestellt:

In der angrenzenden Nachbarschaft jenseits des Kinzigflusses zwischen Gengenbach und Zell habe man auf dreißig Jahre verkäufliches Holz ausfindig machen können. Beabsichtigt sei, in der Biberachischen/Zeller Jurisdiktion längs der Kinzig eine Poche zu erbauen. Das in der Herrschaft vorgefundene Eisenerz solle dorthin transportiert und geschmolzen werden. Man habe hierzu folgende Bedingungen besprochen:

1. Der Vertrag solle bezüglich der Freijahre den Bedingungen auf den anderen Bergwerken angeglichen werden.
2. Zur Eröffnung der Bergstollen und Gruben könne das benötigte Holz frei und unentgeltlich besorgt werden. Im Übrigen erfolge eine „vergleichbare billige mäßige bezahlung“.
3. Stupanus würde sich im Übrigen verpflichten, an die Herrschaft den Zehnten des Erzes unter zulänglicher Kautio jährlich abzuführen. Lieber würde man allerdings für jeden Kübel Erz im Maß von eineinhalb Sestern 3 Kreuzer entrichten. Dies würde den Grundtatbestand lediglich ersetzen.

Nach Auffassung von Solaty sei die Entrichtung der 3 Kreuzer pro Kübel für die Herrschaft besser und profitabler als die naturale Ablieferung des Zehnten. Zu einem höheren Betrag als 3 Kreuzer konnte und wollte sich Stupanus nicht einlassen. Durch das Projekt könne sich für die herrschaftliche Kasse ein profitabler Nutzen ergeben. Auch könnten die Untertanen durch die Grabungen und Abführungen der Erze zu merklichem Verdienst und Nutzen kommen. Die hochgräfliche Exzellenz wird gebeten, dies in Bedacht und Betrachtung zu ziehen und den weiteren Verhaltensbefehl baldmöglichst auszustellen, damit man sich danach richten und regulieren könne.

Ein Antwortschreiben aus Koblenz datiert auf den 8. August 1740 (siehe Abbildung). Es ist gerichtet an „Hochedelgebohrener, sonders hochgeehrtester Cammerrath“. Das Schreiben vom 23. Juni sei erst sehr spät bei der Kammer abgegeben worden. Hinsichtlich des Vorschlages Naturalabgabe oder monetäre Bezahlung könne man sich noch nicht festlegen. Die Hüttenmeister von St. Ingbert würden für jeden Wagen 5 bis 10 Kreuzer bezahlen. Es sei aber nun nicht bekannt, wie viele Kübel zu 1 1/2 Sester auf einen Wagen gerechnet werden könnten. Auch sei nicht bekannt, wie hoch andernorts der Zentner Erz besteuert und bezahlt wird. So wird verlangt, dass eine weitere gutachterliche Auskunft eingeholt wird.

Stupanus wollte auch die Hammerschmiede des Josef Schwarz in Unterharmersbach kaufen.

Er bat um Erlaubnis, die Hammerschmiede nach Gefallen vergrößern, versetzen oder verpfänden und alle Eisensorten schmelzen und schmieden zu dürfen. Für den Fall, dass er im Tal Eisenerz finden sollte, bat er den zehnten Teil davon als Abgabe an.

Auf den 10. September 1740 datiert ein Brief eines Herrn „De Montlong“ an „Herrn Stupani, Maitre des forges auxfers a frybourg en Brisgau“. Stupanus wird mit höchstem Bedauern mitgeteilt, dass das zum Eisenwerk erforderliche Brennholz aus den Hof- und Allmendwäldungen wegen der privaten Flößerei nicht zur Verfügung gestellt werden kann.

Der Vogt und Zwölfer des alten Rats war nicht berechtigt, das Holz der Allmendwäldung, die zur Hälfte der Bürgerschaft zustand, zu verkaufen. Die Bürgerschaft, die „freyen reychs unterthanen“, war mit diesem Eigentum privilegiert. Man hatte sich zwar entschlossen, ein „eysen-magazin“ aufzurichten, doch war die Angelegenheit damit von der Bürgerschaft abhängig.

Am 27. Juli 1741 erhielt Stupanus die Genehmigung zum Kauf der Hammerschmiede unter den vorgelegten Bedingungen.

Die Eigentumsübertragung wurde wie folgt vorgenommen:

Joseph Schwarzschmidt,  
 Comites Jungfernstadter Communitatis.

Ich Joseph Schwarzschmidt in der Funkenstatt Löblichen reichs Thaal  
 Harmerspach, am 27ten July 1741, so aber erst den 3ten August  
 (ad Carcerum abgefahren) worden: (wegen eines  
 ohne meine Einwilligung in alieno territorio mich  
 zu befinden) in der Funkenstatt mich zu befinden  
 mich dem Jungfernstädter Territorio abzugeben  
 vollenden in demselben bei "Excellentissimo  
 Domino Comiti Nostro in gütlichlich Vorstellung  
 gebracht hat, worden Herr Joseph Schwarzschmidt  
 ab der Comitialen und der Jungfernstädter  
 Juden gleichsam wie ein ob defectum ex  
 experientia in der Funkenstatt mich zu befinden  
 zu verweisen nicht; <sup>aber</sup> ~~aber~~ <sup>haben</sup> ~~aber~~ <sup>mit</sup> ~~aber~~ <sup>Wohl</sup> ~~aber~~ <sup>bei</sup>  
 demselben Jungfernstädter Comunitatis mit  
 Einwilligung so auch wegen der Funkenstatt  
 die Funkenstatt gemeinlich der Jungfernstädter  
 nicht besitzt, gütlichlich rathlos sich weihen,

„Heute dato Donnerstag den 27ten July. 1741

Hat Joseph Schwarz Schmidt in der Funkenstatt Löblichen reichs Thaal  
 Harmerspach, sich resoluirt, und zu kaufen geben, dem tit: Herrn N: Stu-  
 banissen, von Basel meine eigentümblichen, so auf der allmendt stehenden  
 Hammerschmiedte, den deuch ein hammer radt, ein blasbalchh radt, ein  
 hiltzernen Tobelbalg, ein Ledernen- balg, sambt denen gehengeren, einen  
 küpfernen form, den hammer sambt der schabothen, hilß, brillring, Pfeill  
 eysen, ein Cuppen zangen, und zwei halbe Cuppen zangen, zwey stühle und



Ich habe die Verhandlung mit dem Herrn Johann Baptist  
 Camerulinteressent darüber, ob der Kavaliersvertrag  
 in <sup>dem</sup> precio accordirbar wach solten; gütlich einig  
 gemacht zu dem Ende, daß die Handlung nicht  
 oder der Grund wegen ad 5: addoratio accordi  
 2. substanz, mit der exploration ein Teil solcher  
 Kavaliersvertrag in der Handlung solten, unmöglich  
ausdrückung wegen gerichtet worden ist  
auf ein ander wege der Handlung ist  
bestand und ist zu erklären. Wie wenig  
für die Handlung unmöglich ist die Handlung  
unmöglich bestand und ist zu erklären  
is ein wenig ist

Obenerfüllungsbefehl

Coblenz d. 1740

Einflößiger Camerulinteressent  
 in particulari aber  
 Herr  
 Stupanus

eine schene zangen, ein hebeyßen, ein lesch-spiß, ein Raumbeyßen, ein  
 Amboß, ein Cuppenschlägel, ein handt hammer, sambt, ahn allen Hädteren  
 Zapfen, und ring, und dem großen wähl baum, eyßen Cueder.  
 Item, was das obere hauß anbelangen thuet, gibe ich Jhme, ein Tisch,  
 bänckh, und die Fesnter sambt dem Ziegel dach wie es sich an jetzo  
 befindet.  
 Item habe ich nit anderst Ihme solche Hammer schmidte zu kauffen  
 gaben. ...

*Solche zwey stückh, nemblich die Hammer Schmidte, sambt zu gehör wie schon vor bemeldt, und den ermelden Acker, gibe ich ver Käufern zu kaufen, ambt aller Rechte und Gerechtigkeithen, nach unseres Thals Recht, undt gerechtigkeith, wie auch nicht anderst, alß auf meine Hoch wohl vor gesetzte Obrigkeith güeth heißen hin, und solcher Khauf ist gegangen, für undt umb 600G. Saage Sechß hundert Gulden, landts Währung jeden ser selben zu 65 Krätzer und 13 Batzen, gerechnet, und nach der Währung, Paares Geld*

*Undt letztlichen, beiy dießem Kauf ist gewesen, tit: Herr Jo. Peter, De Montlong Cantzley ver walter, undt des alten raths, und herr Samson künstlin auch des alten Raths allhier, und deß verkäufers bruder Christe schwartz rösslin würth, und Christian Zambs.“*

Auch wurde Stupanus zugesichert, falls in Schottenhöfen oder an einer anderen Stelle im territorialen Bereich eine Fundgrube eröffnet werden könne, er diese gegen „billigmäßige“ Verpachtung übertragen bekomme.

Die Eigentumsübertragung der Hammerschmiede wurde ebenfalls am 27. Juli 1741 vom Vogt und Zwölfer des alten Rats im Reichstal Harmersbach bekanntgegeben. Gleichzeitig wurde kundgetan, dass man sich bezüglich des geplanten Eisenbergwerks entschlossen hat, mit Stupanus einen Vertrag in folgenden Punkten abzuschließen:

1. Ihm, seinen Erben und Nachkömmlingen werden alle Eisenbergwerke und Gruben gegen Schottenhöfen im hinteren Hambach oder auf dem sonstigen Herrschaftsgebiet verpachtet, die er finden und eröffnen lassen wird. Diese Zusicherung galt ausdrücklich nur dem Abbau von Eisenerz. Würden sich andere Mineralien „durch den Göttlichen Segen etwa hervortun“, so behielt man sich die eigene Verfügung hierüber ausdrücklich vor. Dem Bau von Wohn-, Schmelz- und Kohlhütten sowie von Weihern, verbunden mit dem diesbezüglichen Wasserrecht, wurde zugestimmt. Das Holz zum Bau und Unterhalt obiger Gebäude, der Gruben und Arbeitsbereiche wollte man unentgeltlich aus den eigenen Wäldern zur Verfügung stellen. Vorausgesetzt wurde dabei, dass das benötigte Holz in ordentlicher Weise durch „Wäldt- und allmend-schaffnere“ (Wald- und Feldhüter) angewiesen und abgezeichnet wird.
2. Keinesfalls werde dem Beständer (Pächter) und seinen Laboranten (= Berg- und Hüttenarbeiter, im Gegensatz zu den Offizianten oder Grubenbeamten (z.B. Steiger, Schichtmeister)) es gestattet, ein „excecitium publicum“ seiner reformierten Religion zu treiben und zu halten. An Sonntagen und hohen Feier- und Festtagen der römisch-katholischen Kirche dürfe weder im Bergwerk noch in der Schmiede gearbeitet werden.
3. Das kaiserlich und königlich privilegierte Recht des freien Weinschanks werde zu dem im Tal üblichen Schenck- oder Wirtsmaß an den Pächter

für seine Arbeiter übertragen. Er hatte darauf zu achten, dass er sonst keinem Fremden oder Einheimischen etwas abgeben durfte. Jeglichem Waren- und Gütertransport über die territorialen Grenzen werde freie Aus- und Einfuhr erteilt.

4. Sollte es Streithändel, Zwiespalt oder Frevel unter den Arbeitern im Bergwerk, den Fundgruben oder auf der Schmelze geben, so dürfe der Pächter selbst keine rechtlichen Maßnahmen ergreifen und umsetzen. Dies gebührt allein der rechtmäßigen Obrigkeit und wird ausdrücklich vorbehalten. Man werde gegebenenfalls die entsprechenden, im Tal üblichen Strafen einführen.
5. Sollte der Pächter durch „force Majeur“ (höhere Gewalt) oder andere Unglücksfälle im Betrieb behindert werden, so würde der Vertrag um diese Zeit verlängert werden. Würde dagegen der Pächter den Betrieb ein ganzes Jahr liegen lassen, so würden die Gruben und Betriebe wieder an den Verpächter zurückfallen.
6. Ab dem Zeitpunkt der Inbetriebnahme des Betriebes ist an den Verpächter je „ano canone“ (12 Monate) ein Betrag von 100 sl (= Gulden) zu entrichten. Außerdem sind jährlich 10 Zentner geschlagenen Hammers eisens nach Auswahl des Verpächters an diesen abzuliefern.
7. Statt des schuldigen Zehnten wird beiderseits dahingehend abgesprochen, verglichen und beschlossen, dass für jeden Zentner aus den Gruben kommenden Erzes zwei Kreuzer zu entrichten sind.
8. Bezüglich des benötigten Brenn- und Kohlholzes, das aus dem angewiesenen Distriktwald schlagweise mit bester „menage“ (Rücksicht) aufzumachen ist, erfolgt die Vereinbarung, dass der Pächter für jedes Klafter zu 7 Nürnberger Schuh eine bestimmte Vergütung abfolgen solle.

Die Bergwerksbelehnung und Mietung sollte nach diesen Bedingungen und Vereinbarungen auf zwanzig Jahre abgeschlossen werden.

Am 23. August 1741 richtet Stupanus ein eigenhändiges Schreiben an „Hoch edel gebohrner Hochgelehrtester herr und Patron“. Darin weist er darauf hin, dass nachdem am Vortag (Dienstag) nicht wie vereinbart ein Bote ihm eine Nachricht gebracht hat, er nun nicht wisse, wie es mit dem Kauf der Hammerschmiede aussehe. Da er eine notwendige Reise in das Unterland unternehmen müsse, hat er sich dazu entschlossen, sich auf das Neue zu erkundigen, ob die Angelegenheit in Ordnung gehe oder nicht.

Das Schreiben wird im Original auf lateinisch fortgesetzt: *„Damit ich meine Planungen einrichten kann, werde ich niemals versäumen, Ihnen für die wertvollen Dienste, die Sie mir in dieser erfolgreichen Sache geleistet haben, meine wahrhaft Anerkennung entgegen zu bringen. Ich habe die Ehre, Euer Hoch edel gebohren sehr demütiger und gehorsamer Diener zu sein.“*

Am 12. September 1741 erfolgt eine nochmalige Bewerbung um sich hervortuendes Eisenerz. Auf den 28. September datiert ein Antwortschreiben, in dem man sich zunächst für die unterbliebene Rückantwort entschuldigt. Nach dem Harmersbachschen Rat könne der „Contract des Eysen hammers und flotz weesens halber“ mit Herrn Stupanus eventuell geschlossen werden. Bedenken lagen insbesondere im Hinblick möglicherweise sich auftuender Verdrießlichkeiten und Unpässlichkeiten vor. Auch die allgemeine Notwendigkeit zur Eröffnung des Eisenbergwerkes in Schottenhöfen und eines Eisenwerkes entweder am Standort der Papiermühle oder der Hammerschmiede wurde bestritten.

#### *Literatur*

Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA): Fascikel 111P/A145

Hahn Franz und Schneider Walter: Bergbauliche Aufzeichnungen des unteren Kinzigtales; Band 2: Nordrach-Schottenhöfen, Zell-Unterharmersbach; Oberwolfach 2002.



## Jahrhundertsturm Lothar und seine Auswirkungen

*Heiko Isenmann*

### *Vorwort*

Ich kam zu diesem Thema, weil ich von einem Bauernhof komme und uns das Aufarbeiten von Sturmflächen monatelang beschäftigt hat.

Außerdem habe ich so viel an diesem Tag erlebt, als der Sturm Lothar über ganz Baden-Württemberg gefegt ist, dass ich es wohl nie mehr vergessen werde.

Ich finde es sehr interessant, wie so ein Sturm entsteht. Und die großen Forstgeräte, die aus Schweden, Belgien und Österreich ankamen, um die Sturmflächen aufzuarbeiten, faszinierten mich.

Für die Bauern, deren Wald zerstört wurde, war das natürlich nicht so erfreulich. Sie haben zum Teil ihre „Sparkasse“, die sie jahrzehntelang gehegt und gepflegt hatten, auf einmal verloren. Der Preis des Holzes ist rapide gefallen und es war plötzlich nichts oder nur noch die Hälfte wert. Meine Familie und ich halfen bei meinem Onkel Hubert in Nordrach, die Sturmflächen aufzuarbeiten. Mir hat das Arbeiten im Wald viel Spaß gemacht. Wir haben auch oft Wanderungen und Fahrradtouren zu anderen Sturmflächen unternommen. Dabei sahen wir viele interessante Forstgeräte, wie z. B. Vollernter, Rückezug, Seilkran und Bagger.

Da der Fotoapparat unser ständiger Begleiter war und in der Badischen Bauernzeitung immer wieder Artikel zum Thema zu lesen waren, hatte ich bald genug Material zusammen, um diesen Bildsteinaufsatz schreiben zu können.

### *Wie entsteht eigentlich ein Sturm?*

Orkane sind Sturmtiefs und treten meist im Winter oder Herbst auf, so wie Vivian und Wiebke (beide 1990) und Lothar (Stephanstag 1999). Für die Entstehung müssen starke Temperaturunterschiede zwischen den Subtropen und den Polargebieten herrschen. Je größer der Temperaturunterschied ist, desto gewaltiger werden die Stürme. Die vom Pol strömende Kaltluft und die vom Süden kommende Warmluft treffen aufeinander. Dabei dreht die Kaltluft nach Westen ab und die warme Luft nach Osten. Die sogenannte Polarfront, wo kalte und warme Luftmassen aneinander vorbeigleiten, zieht sich um den ganzen Erdball. Da die Warmluft sich über die kalte Luft schiebt, entstehen an diesen Stellen Drehbewegungen mit starkem Luftdruckabfall. Weiträumige Tiefdruckwirbel bringen heftige Winde mit

sich. Ein Wirbelsturm, der sich über ganz Mitteleuropa erstreckt, kann die Folge sein.

Der Sturm Lothar zog am 26.12.1999 über Frankreich, Süd-Deutschland, die Schweiz, einen Teil von Österreich und Tschechien. Es wurden Böen mit Geschwindigkeiten von über 200km/h gemessen. Dabei kamen 60 Menschen ums Leben.

Der Sachschaden in Süddeutschland wurde auf etliche Milliarden DM geschätzt.

### *Wie ich den Sturm erlebt habe*

Ich schaute gerade Fernsehen, als ich ein Geräusch hörte, wie wenn ein Ziegel zerbricht. Dann schaute ich aus dem Fenster. Ich sah vor dem Haus viele zerbrochene Ziegel, die auf dem Boden lagen. Gleich rannte ich zu meinem Vater und berichtete ihm alles. Er ging auf den Speicher und da sah er ein riesiges Loch in unserem Dach. Es befand sich über der Wohnung von Oma. Dort war der älteste Teil des Daches, den wir noch nicht erneuert hatten. Er rief gleich seinen Bruder Karl an, der auch in Stöcken wohnt und Zimmermann ist.

Bei meiner Oma waren gerade meine Tante Maria und ihr Freund Klaus zu Besuch. Als Karl eintraf, gingen wir alle gemeinsam auf die Bühne. Mein Bruder und ich mussten unsere Fahrradhelme anziehen, falls Ziegelstücke herumfliegen würden. Wir mussten von einem Stapel neue Ziegel zum Decken des Daches holen. Karl stieg vorsichtig auf das Dach und Papa, Mama und die anderen streckten sich die Ziegel zu, bis sie bei Karl angekommen waren und der langsam, aber sicher das Loch versuchte wieder zu schließen.

Während wir so voller Angst arbeiteten, flogen auf der anderen Seite des Daches immer wieder erneut Ziegel hinunter. Wir mussten auch, wenn der Sturm ganz schlimm wurde, aufhören, weil sich Karl dann mit aller Kraft festhalten musste. Aber er machte immer wieder weiter, weil wir alle Angst hatten, der Wind würde, wenn wir das Loch nicht zubekämen, noch das ganze Dach mitnehmen.

Aus dem Loch im Dach konnten wir sehen, wie es einige unserer Obstbäume vor dem Haus auswurzelt und wir sahen in Richtung Steinach einen Strommasten, der auf einen Tannenbaum fiel. Da wo das Stromkabel am Baum hing, züngelten Flammen empor. Maria rief den Notruf an und sagte, dass in Stöcken ein Baum brennen würde. Nach einiger Zeit kam ein VW-Bus von der Entersbacher Feuerwehr und schaute nach dem Baum. Aber die Feuerwehr konnte nichts machen, weil zuerst der Strom ausgeschaltet werden musste. Nach einer Stunde hatten wir das Dach notdürftig gedeckt. Da kam auf einmal mit Tatütata ein großes Feuerwehrauto von Zell mit Leiter und mit Atemschutzträgern vors Haus gefahren. Sie sagten,

dass sie eine Meldung bekommen hätten: „Wohnhausbrand Stöcken 4“. Das war wahrscheinlich eine Folge der vielen Hilferufe, die über den Notruf hereinkamen und zu Chaoszuständen führten.

Eigentlich wollten wir an diesem Tag ja zu meinen Großeltern Georg und Josefa Bruder nach Nordrach, um unsere Geschenke abzuholen. Aber dann kam dieser vernichtende Sturm. Meine Mutter wollte bei ihren Eltern auf der „Flacken“ anrufen, aber die Leitung war tot. Von ihren vier Geschwistern in Nordrach erreichte sie ebenfalls niemanden über Telefon. So entschlossen wir uns mit gemischten Gefühlen nach Nordrach zu fahren. Mein Vater blieb zu Hause, weil er Angst hatte, dass noch einmal ein Sturm ausbrechen könnte.

Dann fuhren meine Mutter, mein Bruder Martin und ich zur Omi auf die „Flacken“. In Zell hörten wir im Autoradio, dass in der Umgebung viele Bäume umgerissen und Dächer abgedeckt wurden. Wir hatten aber keine wirkliche Vorstellung davon. In Neuhausen bekamen wir zum ersten Mal einen großen Schreck. Wir sahen auf der rechten Seite lauter Obstbäume umgeknickt auf den Wiesen und Feldern liegen. Dann sahen wir ein großes Waldstück rechts von „s' Letschen-Machers“ (Anwesen Lehmann), das der Sturm Lothar plattgemacht hatte. Wir bekamen Angst.

Auf der Bind fiel unser Blick wieder auf ein großes Waldstück oberhalb des Wohnhauses von Herrn Förster Uhl, welches der Sturm niedergefegt hatte. Während wir vor lauter ungläubigem Staunen langsam über den Huberhof weiterfuhren, sahen wir neben den Wohnhäusern immer wieder Bäume umgeknickt in den Gärten liegen. Die Feuerwehr war gerade dabei, Dachziegel von der Straße wegzuräumen. Nach dem „CDU-Stich“, oberhalb des Tennis-Platzes, sah man, dass zahlreiche Bäume über der Straße gelegen haben mussten, aber schon weggeräumt waren. Dann auf einmal stand das Auto meines Onkels Franz am Wegrand. Unser Schreck wurde immer größer. Von ihm war weit und breit nichts zu sehen.

Langsam fuhren wir weiter. Meine Mutter vermutete, dass Franz nur bis hierher fahren konnte, weil der Weg noch nicht weiter freigesägt war und dass er sich dann einfach zu Fuß auf den Weg gemacht hatte.

In der „Nauet“, wo „Cherif“ (Klaus Spitzmüller) Wald hat, war auch alles vom Lothar zerstört.

Da, wo es sonst immer ganz dunkel war, war es jetzt schön hell. Weiter oben stand das Auto von Tante Waltraud. Wir sahen kurz vor der Abzweigung zur Omi zwei Waldarbeiter mit Traktoren, die mit Aufräumen beschäftigt waren. Wir kamen nicht weiter, weil kreuz und quer die Bäume über der Straße lagen. Also mussten wir warten. Wir stiegen aus und liefen zur Familie Welle, die uns bereits gesehen hatte und auf uns wartete. Auf einmal kamen Franz und „Cherif“. Mein Onkel Franz war schon bei Omi und Opa oben gewesen und wollte nun das Auto holen, weil da die Geschenke drin waren.



*Langholzwagen beim Abladen in Stöcken*

Omi und Opa waren während des Sturmes alleine zu Hause. Sie sahen, wie all die Bäume ums Haus herum fielen. Zum Glück war kein Schaden am neu gedeckten Haus entstanden. Doch von den 4 ha Wald, die mein Onkel Hubert besitzt, hatte der Sturm ca. 2 ha umgeweht. Auf der ganzen „Flacken“ hatten sie keinen Strom und kein Telefon, weil viele Bäume auf das Stromkabel gefallen waren. Zwei Tage waren sie ohne Strom und eine Woche ohne Telefon.

Was war das für ein Weihnachten bei Omi gegenüber dem anderer Jahre!

Sonst tobten wir Kinder immer im Haus herum und die Erwachsenen redeten wild durcheinander. Wir aßen alle mit Freuden Kuchen oder tranken Kaffee. Aber an diesem Nachmittag war uns allen der Appetit vergangen. Sprachlos und niedergeschlagen über diese Urgewalt der Natur betreten wir das Haus.

In der Küche, nur spärlich von einer Kerze auf dem Tisch erleuchtet, fanden wir unsere Großeltern. Omi saß geknickt in ihrem Sessel.

Sie wollte uns trotz allem Kaffee und Kuchen anbieten, aber keiner von uns hatte richtigen Hunger, jedem stand noch die Angst im Gesicht geschrieben.



Kuchen essen bei Kerzenlicht! Keiner dachte mehr an die Geschenke! Jeder wollte gleich wieder heim!

Hubert, dem der Hof gehört, versuchte mit Traktor und Motorsäge ganz allein den Weg zum Nachbarn freizumachen. Dabei muss er einmal nicht richtig aufgepasst haben und schon war er vom Traktor gefallen und hatte sich den Brustkorb geprellt.

Franz, der in Wolfach-Kirnbach den „Röcklehof“ mit 80 ha Wald bewirtschaftet, meinte, dass es bei ihm nicht viel gemacht hätte, aber später stellte sich heraus, dass der Sturm auch bei ihm über 2 ha zerstört hatte.

Weil Onkel Hubert lange Zeit starke Schmerzen gehabt hat und nicht viel arbeiten konnte, halfen ihm seine Geschwister mit Familien beim Aufarbeiten des Sturmholzes. Allen voran mein Pate, der „Flacken-Sepp“, der als einziger von den sechs Geschwistern noch ledig ist und darum auch die längste Zeit zu Hause gewohnt hatte. Er fühlte sich immer noch sehr mit der Heimat verbunden und bearbeitete meinen Vater so lange, bis der einwilligte, ihm zu helfen.

So kam es, dass wir fortan öfter am Samstag, unterstützt von Familie Welle, auf der „Flacken“ waren, um Sturmholz aufzuarbeiten. Mein Vater nahm unseren Traktor und die Seilwinde mit, damit wir die abgesägten Stämme auch aus dem Wald in die Wege transportieren konnten. Hubert hatte zwar auch einen Traktor, aber keine Seilwinde. Mein Gedi und mein Vater hatten Schnitenschutz-Hosen, -Jacken, -Schuhe und Helm an, damit ihnen nichts passieren sollte. Aber eines Tages schnellte ein unter Spannung stehender Baumstamm beim Absägen nach oben und traf meinen Gedi am Kopf. Er wurde mit einer Gehirnerschütterung ins Krankenhaus gebracht, welches er aber nach kurzer Zeit wieder verlassen durfte. Wer weiß, was geschehen wäre, wenn er keinen Helm getragen hätte.

Die Frauen und die Kinder mussten auch mithelfen, z. B. die „Kinnbengel“ (dünnere Äste) vom Reisig befreien und das Reisig verfeuern. Da meine Mutter immer Beschwerden im Arm bekam, wenn sie längere Zeit mit dem „Säble“ Bengel rauhauen musste, kaufte sie sich eine kleine Motorsäge. Das brachte natürlich viele Vorteile mit sich, denn oft war es so, dass unter einem Haufen Reisig plötzlich so große Äste zum Vorschein kamen, die man unmöglich mit dem „Säble“ bearbeiten konnte. Und da die Männer meist schon mit dem Entasten der Stämme viel weiter im Wirrwarr der umgestürzten Bäume vorgedrungen waren, war es praktisch, wenn die Frauen selbst mit der kleinen Motorsäge umgehen konnten. Natürlich dauerte es nicht lange, da beherrschten auch wir großen Jungs, mein Bruder, mein Cousin Florian Welle und ich, den Umgang mit der leichten Motorsäge, was zwar nicht immer ungefährlich war, aber doch wahnsinnig viel Spaß machte. Um jeden Streitereien um die Motorsäge aus dem Weg zu gehen, kaufte Ingeborg, die Frau meines Onkels Hubert, sich ebenfalls eine eigene Säge.

Ich musste oft meinem Vater beim Herausziehen der Baumstämme helfen. Dabei war es meine Aufgabe, Ketten um die Bäume zu hängen und anschließend in die Ketten das Seil von der Seilwinde. Waren die Stämme aus dem Durcheinander heraus und auf dem Holzpolder angelangt, musste ich die Ketten wieder abhängen.

Wir brauchten wochenlang, bis wir das ganze Holz aufgearbeitet hatten. Als wir im Juni immer noch nicht fertig waren, durften wir nicht einmal mehr das Reisig verfeuern, weil es heiß und trocken war. Die Gefahr eines Waldbrandes war zu groß. Doch das war auch gar nicht so schlimm, denn das Reisig verrottet ja und düngt damit wieder den Waldboden.

Das Holz, das nicht mehr zum Verkauf geeignet war (Brennholz), wurde an den Weg geschleift, in Meterrollen zersägt, gespalten und aufgesetzt. Dabei entstanden riesengroße Holzstapel und jeden Abend, wenn wir Feierabend machten, durften wir Kinder abmessen und ausrechnen, wie viel m<sup>3</sup> (Ster) Holz wir am Tag aufgesetzt hatten und wie viel wohl insgesamt am Wegesrand saß. Als wir die 100 Ster erreicht hatten, fiel uns ein, wie oft wir mit unserem Wagen fahren müssen, bis wir das ganze Holz einmal zu Hause in Stöcken haben. Da wir nämlich selber nicht viel Wald besitzen und immer auf „Selbstwerber“ angewiesen sind, hatten wir beschlossen, auch noch ein Stück Gemeindewald, welches genau neben dem Waldstück meines Onkels lag, aufzuarbeiten.

Die rettende Idee hatte ein Kumpel meines Vaters. Er ist Waldarbeiter im Staatswald in der Moos und ließ sich sein Brennholz mit dem Langholzwagen nach Entersbach fahren. Erst dort zersägte und spaltete er es und setzte es auf seinem Grund und Boden zum Trocknen auf. In der Folgezeit taten es ihm manche Bauern gleich. Auch wir fragten einen Langholzwagenfahrer, ob er uns bei Gelegenheit, wenn er z. B. leer nach Hause fahren würde, eine Fuhre von unserem Holzpolder mitbringen könnte.

Einige Tage nach „Lothar“ stand in der Zeitung, wo der Sturm überall am stärksten gewütet hatte, so z. B. auf der Moos, dem Siedikopf, in Reichenbach, Ohlsbach, Diersburg und auf dem Ruhestein.

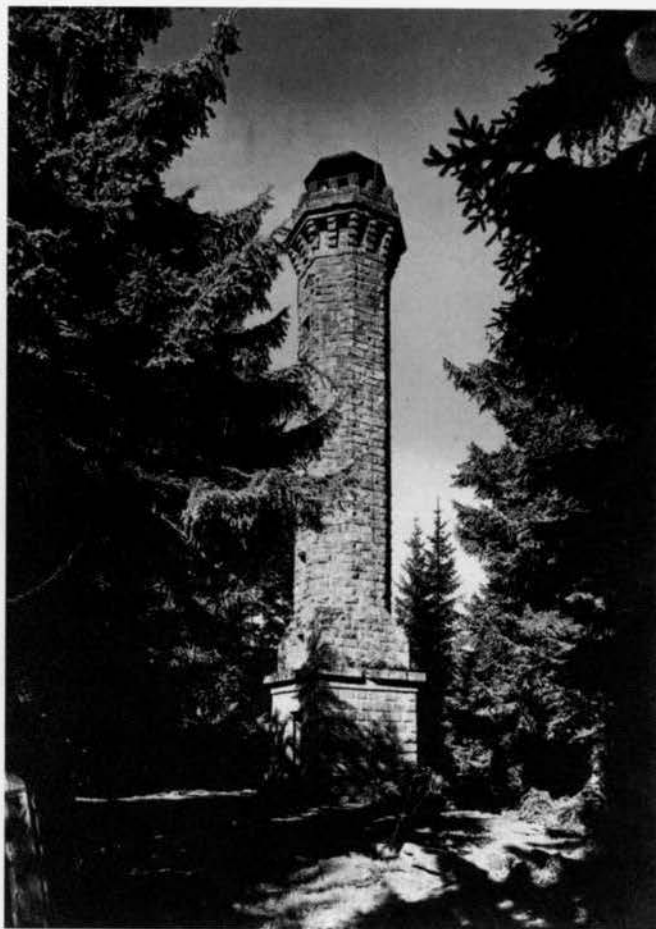
Da man von uns daheim plötzlich den Moosturm mit bloßen Augen sehen konnte, weil der ganze Bergrücken kahl war, entschlossen wir uns im März 2000, als noch Schnee lag, eine Wanderung zum Mooskopf zu machen, um zu schauen, wie es dort aussah. Die meisten Bäume, die die Wald- und Wanderwege versperrten, waren schon weggeräumt. Auf dem Weg zur Kornebene sahen wir immer wieder größere kahle Flächen, die der Sturm in den Wald gerissen hatte.

Doch auf der Kornebene angelangt, trauten wir unseren Augen kaum. Es bot sich uns ein Ausblick weit über die Rheinebene hinaus ins Elsass. Noch schlimmer war es rund um den Moosturm.

Früher waren überall Bäume wohin man sah, aber nach dem Jahrhundertsturm Lothar waren weite Flächen des Waldes um den Turm herum kahl.

Viele Leute waren auf dem Weg zum Moosturm. Sie wollten alle die Ausmaße des Sturmes sehen.

Oben auf dem Turm angelangt, erkannten wir erst die großen zerstörten weiten Flächen, die ringherum zu sehen waren. Alle Bäume lagen in eine Richtung. Wir sahen die kahlen Flächen in Reichenbach und Ohlsbach, überwiegend auf der Ostseite der Täler. Ja, und dann konnten wir klar und deutlich unsere Heimat Stöcken erkennen. Man hatte eine tolle Aussicht. Endlich erkannte auch ich, welches das Nordrachtal war und wo das Harmersbachtal lag. Ein großes Vorteil, den da der Sturm mit sich brachte, aber wahrscheinlich auch der einzige.



*Moosturm vor dem Sturm*



*Ausblick vom Moosturm nach dem Sturm*





*Timberjack mit Sonntagsruhe*



*Rückzug aus Belgien beim Arbeitseinsatz*





*Holzpolder mit Bagger auf der Moos*



*Moosturm nach Aufarbeitung des Sturmholzes*



*Seilzug aus Österreich*

An Pfingsten 2000 fuhren wir zum Gasthaus „Brandecklinde“ und sahen große Forstgeräte, die schon das meiste der großen Sturmflächen um das Gasthaus herum aufgearbeitet hatten.

Eines Tages besichtigten wir auch das Nasslager in Gengenbach. Es war das größte Nasslager weit und breit. Selbst am Sonntag fuhren die Langholzwagen. Sie hatten eine Extra-Genehmigung bekommen, weil sie nicht mehr mit dem Abtransportieren aus den Sturmflächen hinterherkamen.

Als wir dann am 23. Juli eine Radtour vom Schäfersfeld aus starteten, fuhren wir über den Bärenweg zum Moosurm, dann auf die Kornebene und von dort über die Hilseckhütte zurück zum Auto.

Wir hatten Glück, dass eben Mittagspause war, weil auch die Aufarbeitungstrupps mit Saisonarbeitskräften aus Polen am Sonntag arbeiteten. So kamen wir gerade noch durch den Bärenweg, bevor sie wieder mit ihren Forstgeräten den Weg versperrten. Meine Familie und ich sahen einen Harvester, der die Bäume absägte und entastete, einen Rückezug von Timberjack, der die Stämme sortierte und an den Weg brachte und einen Bagger, der die Bäume auf die meterhohen Polder legte, die noch abgefahren werden mussten.

Das meiste Holz auf der Moos war schon aufgearbeitet. Dann fuhren wir weiter, begegneten aber unterwegs noch einmal einem Vollernter und einem Rückezug, die gerade im Arbeitseinsatz waren.

Direkt auf dem Mooskopf war die Sturmfläche um den Turm herum schon sauber aufgearbeitet und fast alles Holz schon abgefahren.

Auf dem Rückweg über die Hilseck sahen wir dann noch einen Seilzug aus Österreich. In Österreich ist es sehr steil an den Hängen. So einen Seilzug kann man sogar über Täler spannen. Da wo also Vollernter nicht eingesetzt werden können, kann so ein Seilzug eine große Hilfe sein. Man sägt einfach die Bäume ab, hängt sie an das Seil und zieht sie nach oben. Dort



*Nassholzlager bei Gengenbach*

kann man sie dann in ebenen Wegen entasten und mit normalen Geräten weiter transportieren.

Zur Aufarbeitung der Sturmflächen kamen viele Polen ins Land. Bei den Betreibern der großen Forstmaschinen handelte es sich überwiegend um Finnen, Belgier und Schweden. Sie waren dafür ausgerüstet, sehr schnell alles aufzuarbeiten. So ein Arbeitstrupp bestand vielfach aus einem Vollernter, einem Rückezug und zwei Arbeitern mit Motorsägen.

Dann eines Tages hörte ich, dass ein Belgier seinen Vollernter in Nordrach umgeworfen hatte. Es musste extra ein Weg für den Kranwagen gebaut werden, damit er die Maschine wieder aufrichten konnte.

Auf der Moos ist sogar ein polnischer Arbeiter ums Leben gekommen. Die Gemeinde Nordrach sammelte Spenden für die zurückgebliebene Familie in Polen. Dann wurde noch ein Gedenkstein an der Unglücksstelle aufgestellt.

*Auswirkungen auf den Holzmarkt, bzw. wie wurde den Privatwaldbesitzern in ihrer Not geholfen?*

Das viele aufgearbeitete Sturmholz im Jahr 2000 und das anfallende Käferholz von 2001 haben natürlich den Holzpreis enorm gesenkt. Der Preis ist von 70 € auf 30–40 € / Fm gefallen. Für viele Bauern stand die Existenz auf dem Spiel. Vielen hatte es fast den ganzen Wald niedergerissen. Alleine konnten sie die Flächen unmöglich schnell aufarbeiten und der Einsatz



*Naturschutzfläche beim Lotharpfad*

eines Holzvollernters mit Rücken kostete rund 20–25 € / Fm. Bei einer Sturmfläche von 25 ha mit ca. 2400 Fm Holz machte das alleine fast eine halbe Millionen €. Dazu kamen noch die Kosten für den Transport und die Wiederaufforstung, welche bei 25 ha noch einmal rund 225 000 € ausmachten. Die Waldbesitzer konnten nur hoffen, dass sie wenigstens einen Teil ihres Verlustes ersetzt bekamen.

Die Wasserwirtschaftsämter genehmigten schnell Nasslagerplätze, für deren Bau und Unterhaltung Zuschüsse gewährt wurden. Das Sonntagsfahrverbot für Holz-LKWs wurde aufgehoben und eine Förderung der späteren Weginstandsetzung beschlossen.

Unmittelbar nach dem Orkan schloss die Forstwirtschaftliche Vereinigung Mittlerer Schwarzwald (FMS) mit Sägewerken und Holz verarbeitenden Betrieben aus unserer Region Verträge mit teilweise bis zu vierjähriger Laufzeit ab. Die dabei vereinbarten Preise waren Grundlage für die weitere Holzvermarktung im gesamten Gebiet. In Gengenbach haben sich 218 Privatwaldbesitzer der FBG (Forstbetriebsgemeinschaft) und drei Gemeinden zusammengeschlossen und das größte Nasslager Europas errichtet.





*Naturschutzgebiet auf dem Ruhestein*

### *Naturschutzgebiete*

Nach dem Sturm beschlossen das Land Baden-Württemberg und die Landesforstverwaltung, ein neues Naturschutzgebiet auf dem Ruhestein im Nordschwarzwald anzulegen.

Der Sturmwurferlebnispfad (Lotharpfad) ist besonders für die Wissenschaftler, die die natürliche Entwicklung des Waldes beobachten, sehr aufschlussreich. Es wurden auch schon bei den Stürmen Vivian und Wiebke 1990 Waldschutzgebiete angelegt.

In diesen Gebieten ließ man alles Holz liegen, um zu beobachten, wie sich die Natur selbst hilft. Der Pfad ist für jedermann zugänglich.

Über Stege, Treppen und Leitern kann man das Wirrwarr der umgestürzten Bäume und Wurzelteller überwinden.

Die Zahl der Kleintiere nahm enorm zu, weil sie durch die umgestürzten Bäume und das grobe Reisig einen geschützten Lebensraum erhalten haben. So entstanden z. B. Pfützen, in denen Amphibien leben, oder eine Vielzahl neuer Pflanzen entwickelte sich unter diesem Schutz. Die Vögel finden zahlreiche Brutplätze und viele Schmetterlinge erfreuen an einem warmen Sommertag die Besucher.

*Literaturhinweise*

- 1 BBZ (Badische Bauernzeitung) Nr. 1, 08.01.2000: Sturmschäden wie niemals zuvor, 9–10.
- 2 BBZ, Nr. 51, 23.12.2000: Diesen Winter bleibt es ruhig im Wald, 24–28.
- 3 BBZ, Nr. 30, 29.07.2000: Not macht Waldbauern erfinderisch, 20.
- 4 BBZ, Nr. 1, 08.01.2000: Sturmholz jetzt unfallfrei aufarbeiten, 11.
- 5 BBZ, Nr. 50, 13.12.2003: FMS hat ihr letztes Nasslagerholz ausgelagert, 22.
- 6 BBZ, Nr. 45, 09.11.2002: Nasslagerung gerecht bewerten, 24.
- 7 BBZ, Nr. 23, 08.06.2002: Nasslager im Kleinprivatwald kann man verschieden managen, 24–27.
- 8 BBZ, Nr. 45, 11.11.2000: Eine Alternative zur Nasslagerung? 22–23.
- 9 BBZ, Nr. 20, 19.05.2001: Die Borkenkäfergefahr im sturmgeschädigten Wald, 19–20.
- 10 BBZ, Nr. 24, 16.06.2001: Borkenkäferbäume erkennen und Gefahren rasch beseitigen, 15–16.
- 11 BBZ Nr. 36, 06.09.2003: Kontrollieren, einschlagen, aufarbeiten, abtransportieren, 21.
- 12 BBZ, Nr. 15, 12.04.2001: Nach der Sturm- droht nun die Borkenkäfer-Katastrophe, 18–21.
- 13 Broschüre, Forstdirektion Freiburg, Sturmwurf-Erlebnis auf dem „Lothar“-Pfad, August 2003.
- 14 Encarta Enzyklopädie 2004, Windstärken nach der Beaufort-Skala.

Außerdem habe ich folgende Internetseiten zuhelfe genommen:  
[www.fazmattenhof.og.bw.schule.de](http://www.fazmattenhof.og.bw.schule.de)

Folgende Personen waren mir bei Ausarbeitung der Arbeit behilflich: Ursula Isenmann

## Institut für Sportgeschichte Baden-Württemberg e.V.: Bibliothek über das Internet recherchierbar

In den vergangenen Monaten wurden beim Institut für Sportgeschichte Baden-Württemberg e.V. (IfSG) in Maulbronn die über Jahre gesammelten Bücher und Zeitschriften in die bereits 2003 angelegte Spezialbibliothek eingearbeitet. Kernstück der Bibliothek ist eine einmalige Sammlung an Vereins- und Ortschroniken, Festschriften, Publikationen zur Sportwissenschaft sowie -geschichte, Nachschlagewerken und Zeitungsbeständen (u. a. die „Deutsche Turnzeitung“ von 1856–1943, die „Deutsche Turnzeitung für Frauen von 1899–1902“ oder der „Sportbericht der Stuttgarter Zeitung“ von 1946–1970). Die in Maulbronn aufgebaute Spezialbibliothek wird ständig erweitert und ist dabei vor allem auf die Zusendung von Jubiläums- sowie Festschriften und Vereinschroniken der Sportvereine und -verbände in Baden-Württemberg angewiesen. Deshalb geht die Bitte an die Vereine und Verbände, dem IfSG für die Erweiterung der Bibliothek nicht nur die aktuellen Festschriften und Chroniken unentgeltlich zukommen zu lassen, sondern auch ältere Exemplare (Kontaktadresse folgt am Ende des Beitrags). Für die Vereine und Verbände bieten sich dadurch die Möglichkeiten, zum einen ihre eigene Geschichte bekannter zu machen, und zum anderen werden die Bücher zentral an einem Ort gesammelt und gesichert. Bei der Katalogisierung und Erschließung der Buchbestände ging es dem IfSG vor allem um die Recherchierbarkeit der Bibliothek über das Internet, damit Interessierte einen leichten Zugang zu der Spezialbibliothek von zu Hause aus haben. Die Institutsbibliothek ist zwar in erster Linie als Präsenzbibliothek angelegt, doch können bei Bedarf die meisten Titel – ausgenommen davon sind besonders wertvolle Werke – über eine der Fernleihe angeschlossenen Bibliothek beim IfSG für vier Wochen kostenlos ausgeliehen werden.

Sämtliche beim IfSG vorliegende Titel sind über das Bibliotheksservice-Zentrum Baden-Württemberg (BSZ) in Konstanz zu finden. Um an die IfSG-Buchbestände zu gelangen, sind folgende Schritte notwendig:

Eingabe der Internet-Adresse [www.bsz-bw.de](http://www.bsz-bw.de) (Startseite).

In der linken Leiste das Feld „Recherche“ und dort die Kategorie „SWB-Online Katalog“ anklicken.

In der oberen Leiste (Mitte) „Erweiterte Suche“ anklicken.

Wählen Sie auf einem der vier links stehenden Menüfelder „Bibliothekssigel [SGE]“ aus und tragen Sie rechts parallel dazu in der freien Fläche „Mau 2“ (bitte Leerschritt beachten) ein.

Zu „Suche über alles [ALL]“ tragen Sie rechts parallel dazu den gesuchten Buchtitel bzw. Stichworte aus dem Buchtitel ein.

Suchen Sie Autoren, geben Sie bei „Personennamen [PER]“ zuerst den Nachnamen, dann (dazwischen Komma) den Vornamen ein. – Dann auf „suchen“ klicken.

Bei erfolgreicher Recherche werden die Suchergebnisse angezeigt.

Sollte mehr als ein Ergebnis angezeigt werden, klicken Sie den von Ihnen gesuchten Titel an, um zu vollständigen Angaben zu kommen.

Klicken Sie auf Nachweisinformation, um den Standort bzw. die Signatur des gewünschten Titels zu erfahren. Sollten mehrere Bibliotheken den Titel besitzen, klicken Sie auf „Maulbronn, Institut für Sportgeschichte Baden-Württemberg <Mau 2>“.

Alle Fragen beantwortet gerne das IfSG in Maulbronn.

Institut für Sportgeschichte Baden-Württemberg e.V., c/o Stadtverwaltung Maulbronn

Klosterhof 31, 75433 Maulbronn, Tel.: 07043/103-16, Fax: 07043/10345,

E-Mail: [ifs@maulbronn.de](mailto:ifs@maulbronn.de)

## Ein neuer Suchpfad zu Fotobeständen im Landesarchiv

Jeder kennt die großen Fotografennachlässe in den Staatsarchiven: Pragher und Allgeier in Freiburg, Kugler in Sigmaringen – die „Archivnachrichten“ haben sie und andere vorgestellt und sie zählen zu den wichtigsten Bildarchiven in Baden-Württemberg. Aber wer weiß wirklich, wie viele Fotobestände im Landesarchiv vorhanden sind? Es muss ja auch nicht immer Kaviar oder der Nachlass eines Berufsfotografen sein: Es gibt erstaunlich reichhaltige private Sammlungen und es gibt vor allem Fotobestände aus Behörden, die direkt aus deren Arbeit entstanden und doch oft nahezu unbekannt sind, da man sie gar nicht erst im Archiv erwartet. Der 66. Südwestdeutsche Archivtag in Karlsruhe hat sich mit dem Generalthema Fotos im Internet beschäftigt. Gewissermaßen als Beigeschenk dazu hat das Landesarchiv termingerecht ein Inventar der Inventare ins Netz gestellt, das dem Nutzer den direkten Zugang zu den Fotobeständen und -teilbeständen im Landesarchiv eröffnet (<http://www.la-bw.de/fotoinventar>).

Rund eine 3/4 Million Fotografien stehen dahinter. Das Inventar führt zu etwa 150 Beständen aus den Abteilungen des Landesarchivs. Es ist das erste Inventar, das alle baden-württembergischen Staatsarchive seit Bestehen des Landesarchivs zusammen erarbeitet haben; die Redaktion lag beim Generallandesarchiv, die Internetdarstellung übernahm Abteilung 1. Jedes Archiv hat seine Auswahl selbst getroffen und seine Bestände in der eigenen Tradition beschrieben. Daraus ist ein gemeinsames Portal zu Archivgut entstanden, dessen Bedeutung weit über Baden-Württemberg hinausreicht. Denn wer vermutet Bilder des japanischen Brückenbaus à la River Quai im Fotobestand einer badischen Baubehörde? Oder Fotografien der deutschen Kolonialverwaltung in Togo im hohenlohischen Neuenstein? Weniger exotisch heißt nicht weniger wertvoll. Die Zusammenschau zeigt, dass im Ersten Weltkrieg nicht nur Feldpostkarten-Idyllen, sondern auch private Fotografien des Grauens von den Fronten in Frankreich und Belgien schon fast massenhaft verbreitet waren; erst mit diesem Befund lässt sich einschätzen, wie gespenstisch groß die Bereitschaft der Nachkriegszeit war, das Deutschlandbild autosuggestiv zu verklären.

Da die Themen die Archivsprengel oft übergreifen, auf ihre Art grenzenlos sind, ordnet das Fotoinventar die Bestände nicht nach den Lagerorten, sondern nach Fotografen-Nachlässen, Sammlungen (staatliche Ressorts wie Inneres, Kultus/nichtstaatliche Provenienzen wie Adel, Vereine und so weiter) und Sammlungen der Staatsarchive. Sachverwandte Bestände erscheinen so nebeneinander. Jeder Bestand wird mit Texten und mit Bildbeispielen vorgestellt. Der Durchklick zur jeweiligen Beständeübersicht des Staatsarchivs, zum Einzelfindbuch oder – bisher nur selten – zum digitalisierten Foto ist in wenigen Schritten möglich.

Die einzelnen Fotografien können in einem besonderen Modul betrachtet werden. Es ermöglicht eine genaue Untersuchung des Bildes in jedem Detail und verhindert gleichzeitig, dass die Fotografie als Ganzes in hoher Auflösung heruntergeladen werden kann. Das Gesamtbild kann, wie mit einer Lupe, ausschnittsweise untersucht werden. Der gewählte Bildausschnitt ist in einem Ausschnittfenster neben dem Gesamtbild zu sehen, sodass der Betrachter beim Fokussieren einzelner Bildbereiche den Überblick über das Gesamtbild behält. Indem das Bild in Ausschnitten betrachtet wird, verändern sich auch die optischen Bezüge. Details werden intensiver wahrgenommen. Im Ausschnittfenster entsteht jedes Mal eine neue kleine Fotografie mit eigener ästhetischer Qualität. Die Bildausschnitte und die reduzierte Gesamtansicht werden serverseitig on-the-fly generiert und als JPG übertragen, sodass die an den Nutzer zu schickende Datenmenge so gering wie möglich gehalten wird.

Im Inventar nicht erfasst sind Bestände, bei denen Fotografien im Aktenzusammenhang verwahrt werden. Das klingt harmloser, als es ist, denn damit fehlen im Fotoinventar große,



wichtige Quellengruppen wie Beweisfotos in Prozessunterlagen oder Passbilder in jüdischen Ausreisepässen der NS-Zeit. Der Aufbau des Fotoinventars wäre damit aber zeitlich ausgeföhrt, und so bleibt für diese Fotografien die systematische Suche im Bestände-kontext der richtige Weg.

Die zeitnahe Realisierung des Fotoinventars wurde nicht zuletzt dadurch möglich, dass die Erschließungsdaten des Landesarchivs im Rahmen des Projekts MIDOSA21 neu organisiert und in einem großen Datenpool zusammengefasst wurden. Nur so konnten Verzeichnungseinheiten unterschiedlichster Art nach sachthematischen Gesichtspunkten in einer gesonderten Internetanwendung zusammengeführt und geordnet werden, ohne Redundanzen zu erzeugen.

Die neue Internet-Anwendung kann auch für weitere Inventare ohne großen technischen Zusatzaufwand genutzt werden. Es wird in Zukunft kein Problem mehr sein, dem interessierten Nutzer im Internet sachthematische Zusammenstellungen unterschiedlichster Ausrichtung anzubieten. Solche Inventare ermöglichen im Vergleich zu normalen archivischen, dem Provenienzprinzip folgenden Findmitteln einen direkteren und intuitiveren Zugang zum Archivgut, vor allem wenn sie digitale Reproduktionen enthalten. Besonders interessante Archivalien, gewissermaßen die geheimen Schätze des Archivs, zu denen auch die Fotografien gehören, sind nun dem Publikum leichter nahezubringen.

Das Fotoinventar öffnet also eine weitere Tür zum Landesarchiv, zu Fotobeständen, die allgemein zugänglich sind. Für die, die Bildquellen suchen, bedeutet es eine erhebliche Erleichterung. Ließen sich noch andere Türen dieser Art öffnen? Fotobestände gibt es nicht nur in Staatsarchiven. Ob es auch einmal ein Inventar der Fotobestände in Baden-Württemberg geben wird – darüber sollte man nachdenken.

(Konrad Krimm/Thomas Fricke: Ein neuer Suchpfad zu Fotobeständen im Landesarchiv. In: Archiv-Nachrichten Nr. 33, Dezember 2006. Hg. Landesarchiv Baden-Württemberg, Stuttgart.)

## Hellseher, Medien und Wunderheiler: Wirken und Wahrnehmung von Personen mit „paranormalen“ Fähigkeiten im regionalen Kontext (Beispiel: Mittelbaden und Ortenau im 19. und 20. Jahrhundert)

Ein Forschungsauftrag des Instituts für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene e.V. Freiburg (IGPP)

Die „Neue Kulturgeschichte“ oder auch der „cultural turn“ in den 1990er-Jahren haben den Blick der Geschichtswissenschaft erheblich geweitet und in diesem Zuge viele zuvor marginal erscheinende Untersuchungsgegenstände ins Blickfeld gerückt. Als ein besonderer Teilaspekt dieser Perspektivenerweiterung wurde angeregt, in verstärktem Maße kulturelle, soziale oder wissenschaftliche Grenzgänger, oder um es mit dem Ethnologen Werner F. Bonin auszudrücken, „Wunderlinge, Sonderlinge, Käuze“ und ihre „Funktion in der Gesellschaft“ in die wissenschaftliche Betrachtung mit einzubeziehen.<sup>1</sup> Zu diesen (vermeintlichen) Exoten zählen insbesondere die Protagonisten der neuerdings von der Geschichtswissenschaft ausgewiesenen „verzauberten Moderne“.<sup>2</sup> Es sind Personen und Gruppen am (vermeintlichen) Rand der Gesellschaft, die der Sozialhistoriker Ulrich Linse vor über einem Jahrzehnt in seiner Pionierstudie *Geisterseher und Wunderwirker* erstmals ausführlicher für das 19. und 20. Jahrhundert beschrieben hat: Hellseher, Magier, Medien, Somnambule, Spiritisten, Visionäre, Wunderheiler. Das heißt: Personen mit selbst- oder fremdzugeschriebenen „paranormalen“ Fähigkeiten oder Vertreter des „okkulten Untergrund des Abendlandes“.<sup>3</sup> Während die englischsprachige Forschung diesbezüglich schon auf eine längere Tradition zurückblicken kann, entdeckt die Geschichtswissenschaft in Deutschland diese oft nur schwer einzuordnenden Lebensläufe und die mit ihnen verbundenen Lebenswelten nur zögerlich, wenn auch inzwischen mit ansteigendem Interesse.<sup>4</sup> Nils Freytag und Diethard Sawicki, zwei Wegbereiter dieses Forschungsschwerpunktes, vertreten die Ansicht, als Historiker/Historikerin müsse man sich „zunächst auf das Andere, Merkwürdige, Marginale in seinen Quellen einlassen, um dann langsam ‚von innen‘ die Vergangenheit zu verstehen und zu erklären.“<sup>5</sup> Auf diesem Weg stößt man schnell auf zunächst fremd wirkende Biographien, die aber alle „Teil jenes magischen Aufschwungs [waren], den spätestens die Wilhelminische Gesellschaft erlebte.“<sup>6</sup>

Im Kontext der mittelbadischen oder Ortenauer Regionalgeschichte sind inzwischen eine Reihe solcher Personen beschrieben und ihre Lebensläufe rekonstruiert worden, allerdings in unterschiedlich ausführlicher und fundierter Weise. Aus Offenburg stammte Ludwig Kahn alias „Professor Alkadar“ (1873–1966), der im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts europaweit als „Hellseher“ von sich reden machte und dabei besonders auch die Wissenschaft zu Stellungnahmen herausforderte.<sup>7</sup> Besondere Aufmerksamkeit erlangten in der Region eine ganze Reihe von Personen, denen man spezifische Fähigkeiten als Heiler/Heilerin zugesprochen hat, so etwa Wilhelm Böhler (gest. 1924) aus dem Dorf Haueneberstein bei Baden-Baden, mit dessen Fall sich von 1904 bis 1906 die Rastatter Justizbehörden befassten.<sup>8</sup> Eine weitere Gestalt war der „Lorenzbur“ aus Seebach, Andreas Huber (1884–1954), der seit Mitte der 1920er-Jahre mehrere Jahrzehnte in den Achertalgemeinden und in der nördlichen Ortenau als „Geistheiler“ wirkte.<sup>9</sup> Im Hanauerland praktizierte lange Zeit mit ungewöhnlichen Methoden der Laienheiler Daniel Lacker (1877–1953) aus Memprechtshofen<sup>10</sup>, aus der Riedgemeinde Altenheim stammten der „Wunderheiler“ Johann Ge-

org Nierlin (1839–1927) sowie die Laienheilerin Christine Duchilio (1888–1972).<sup>11</sup> In der ländlichen Bevölkerung des Harmersbachtals sind ebenfalls zahlreiche Erinnerungen an verschiedene Heilerpersönlichkeiten („Sympathiedoktoren“) überliefert. Zu diesem Kreis gehörte der in Nordrach geborene und vom Knecht zum „Wunderdoktor“ aufgestiegene Bernhard Benz (1867–1930). Dieser wirkte seit den 1890er-Jahren im Tal und weit darüber hinaus, der Legende nach durch Konsultation eines „Zauberspiegels“. Über den „Professor Benz“, der später in seinem eigenen Gasthaus in Zell am Harmersbach Sprechstunden abhielt, existierten in der regionalen Bevölkerung unzählige Erzählungen.<sup>12</sup> In der gleichen Region wirkten über viele Jahrzehnte hinweg der „Hättichsbur“ oder „Billersberger“ Wilhelm Pfundstein (1820–1903)<sup>13</sup>, danach sein 1951 verstorbener Enkel Josef Breig I. („de alt Dokter“) und zuletzt bis 1981 sein Urenkel Josef Breig II. („Dokter Sepp“) als Laienheiler.<sup>14</sup> Ein weiterer Heiler, der geradezu Völkerwanderungen aus dem mittelbadischen Raum in Richtung seines Bauernhofes auslöste, war Jakob Friedrich Morlok (1835–1910) aus Baiersbronn-Mitteltal im Murgtal. Seine Lebens- und Wirkungsgeschichte findet derzeit durch einen spektakulären Fund verstärkte Beachtung. Ihm folgten ebenfalls Sohn und Enkel als Laienheiler nach.<sup>15</sup> Als wohl bekannteste Heilerpersönlichkeit in der Region in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts kann der „Schloofer“ Julius Seiler (1906–1972) aus Ottenheim gelten, der seit 1920 ein halbes Jahrhundert lang von unzähligen Menschen konsultiert und schon früh durch den „Lahrer Hellseherprozess“ von 1927 republikweit bekannt wurde.<sup>16</sup> Enorme Besucherströme löste schließlich Mitte der 1970er-Jahre Josef Weber (geb. 1945), der „Wunderheiler von Schutterwald“, aus. Sein Wohnsitz in Schutterwald geriet über mehrere Monate zum Anlaufpunkt für Scharen von Heilung suchenden Patienten. Eine Analyse der Geschehnisse um den „Wunderheiler“ hat ergeben, dass die ausschließliche Beurteilung Josef Webers als Geschäfte machender Scharlatan das damals auftretende Massenphänomen nicht umfassend zu erklären vermag.<sup>17</sup> Es wäre zu untersuchen, ob das vermehrte Auftreten von Heiler-Persönlichkeiten im mittelbadischen Raum ein regionalgeschichtliches Spezifikum darstellt.

Zukünftig sollen weitere, bislang noch unbekannt gebliebene Personen aus dem Bereich der unorthodoxen Heilmethoden sowie aus anderen als „paranormal“ beurteilten Kontexten aufgefunden gemacht werden. Die Beschäftigung mit den Lebensgeschichten sowie der jeweiligen konkreten Praxis solcher Grenzgänger und Sonderlinge kann im besten Fall Erkenntnisse über Eingliederungs- oder Marginalisierungsprozesse sowie Mentalitäten oder Positionierungen der umgebenden Gesellschaft liefern. Es bietet sich deshalb an, vorhandene Strukturen im Rahmen einer konzentrierten regionalgeschichtlichen Erfassung zu betrachten. Dabei kann auf vergleichbare Forschungen zurückgegriffen werden, vor allem im vielfältigen Bereich der Laienmedizin. Diese hat schon in den 1970er-Jahren der Theologe Ebermut Rudolph auf regionalgeschichtlicher Ebene in einem breiteren Rahmen untersucht.<sup>18</sup> Eine weitere größere Referenzstudie liegt mit einer Dissertation der Volkskundlerin Anita Chmielewski-Hagius über Oberschwaben vor.<sup>19</sup>

Worin bestanden die tatsächliche Fähigkeiten, aber auch die sozialen Funktionen dieser Menschen? Wie sah konkret ihre Handlungspraxis aus, welche Methoden wandten sie an? Waren sie tatsächlich randständig oder wurde ihr Wirken vielleicht sogar als selbstverständlicher oder notwendiger Bestandteil der Alltagskultur angesehen? Wie wurde jemand zum „Hellseher“ oder zum „Wunderheiler“? Waren es lebenslange oder nur kurzfristige „Karrieren“? Wie reagierte das lokale Umfeld, wie die Behörden, die Wissenschaft?

Die Abteilung *Kulturwissenschaftliche und wissenschaftshistorische Studien* des IGPP ist deshalb sehr interessiert daran, weitere Biographien aus der Region Mittelbaden/Ortenau in Erfahrung zu bringen, zu dokumentieren und vergleichend zu analysieren. Auf diese Weise wäre es möglich, lokal- oder regionalgeschichtliche Kenntnisse in einen größeren



*Bernhard Bischler, der „Seher vom Kinzigtal“ mit Verwandten  
(Vorlage: privat)*

Zusammenhang einzuordnen, beispielsweise in den allgemeinen Forschungskontext zur Geschichte des „wissenschaftlichen Okkultismus“ bzw. der Parapsychologie in Deutschland<sup>20</sup>, zur Geschichte von Okkultismus und Spiritismus<sup>21</sup> oder zur Geschichte unorthodoxer Heilmethoden im Rahmen der Medizingeschichte.<sup>22</sup> Angaben über lokalgeschichtliche Literatur, etwa zu bibliographisch oft schwer ermittelbaren Beiträgen in den Ortschroniken, werden deshalb ebenso dankbar aufgegriffen wie Hinweise auf relevantes Archivmaterial in öffentlichem oder privatem Besitz. Im Archiv des IGPP<sup>23</sup> selber befinden sich unter anderem Archivalien zum Fall des Ottenheimer „Schloofers“<sup>24</sup>, Unterlagen über zeitgenössische Untersuchungen zum Schutterwälder „Wunderheiler“<sup>25</sup> oder Materialien zum Wirken des heute kaum mehr bekannten „Sehers vom Kinzigtal“, Bernhard Bischler (1884–1965) aus Fußbach, der in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg eine besondere Funktion im lokalen Umfeld innehatte.<sup>26</sup> Es ist zu vermuten, dass sich in den Archiven und Sammlungen auf der kommunalen und möglicherweise auch der kirchlichen Ebene<sup>27</sup> weiteres aussagekräftiges Material zum gestellten Thema finden lässt. Andererseits kann das IGPP interessierten Lokalhistoriker/innen möglicherweise wichtige Hilfestellungen bei entsprechenden Forschungen geben, beispielsweise durch den Zugriff auf die vorhandene reichhaltige Spezialbibliothek (über 48 000 Bände und fast 2000 Zeitschriftentitel) sowie natürlich die Archivbestände des Freiburger Instituts.

Freytag und Sawicki haben, nicht zuletzt auf dem Hintergrund ihrer eigenen ausführlichen Forschungen, darauf hingewiesen, dass sich „die Szenerie des Zeitraums zwischen dem späten 18. und 20. Jahrhundert unter [...] kulturgeschichtlichem Blickwinkel erheblich widersprüchlicher und zerklüfteter ausnimmt, als zumeist dargestellt.“<sup>28</sup> Diese möglicher-



weise das eine oder andere Weltbild beunruhigende „Zerklüftung“ soziokultureller Praktiken und Sinnangebote einmal auf einer ausgesuchten regionalgeschichtlichen Ebene intensiver zu erfassen und verstehen zu lernen, ist das Ziel dieses Forschungsauftrags zu *Hellsehern, Medien und Wunderheilern im regionalen Kontext*.

Uwe Schellinger M.A., Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene e.V. (IGPP), Institutsarchiv, Wilhelmstraße 3a, 79098 Freiburg i.Br., 0761/2072161  
schellinger@igpp.de, <http://www.igpp.de>

*Uwe Schellinger*

### Anmerkungen

- 1 Bonin, Werner F.: Über Wunderlinge, Sonderlinge, Käuze. Zu ihrer Funktion in der Gemeinschaft und zur Konnotation der Begriffe. In: *Grenzgebiete der Wissenschaft* 38 (1989) 337–355.
- 1 Freytag, Nils/Sawicki, Diethard: *Verzauberte Moderne. Kulturgeschichtliche Perspektiven auf das 19. und 20. Jahrhundert*. In: dies. (Hrsg.): *Wunderwelten. Religiöse Ekstase und Magie in der Moderne*. München 2006, 7–24.
- 3 Vgl. Webb, James: *The occult underground*, La Salle, Ill. 1974; Möller, Helmut/Howe, Ellic: *Merlin Peregrinus: vom Untergrund des Abendlandes*, Würzburg 1986.
- 4 Vgl. als ersten Forschungsüberblick Zander, Helmut: *Spiritismus in Deutschland*. In: *Aries. Journal for the Study of Western Esotericism* 3 (2003) Nr.1, 82–93. Die biographische Forschung zu einzelnen parapsychologischen, in Deutschland wirkenden „Medien“ des 19. und 20. Jahrhunderts hält sich beispielsweise noch immer in Grenzen. Es sind erst wenige Monographien erschienen, die sich zudem hinsichtlich ihrer Quellenstärke und -tiefe sehr unterscheiden und mitunter geschichtswissenschaftlichen Standards nicht genügen. Vgl. Pollack, Jack Harrison: *Croiset, der Hellseher*, Freiburg i. Br. 1965; Gregory, Anita: *The strange case of Rudi Schneider, Scarecrow*, NJ 1985; Kugel, Winfried: *Hanussen. Die wahre Geschichte des Hermann Steinschneider*, Düsseldorf 1998; Margolis, Jonathan: *Uri Geller: Magician or Mystic*, London 1998.
- 5 Freytag/Sawicki: *Verzauberte Moderne* (wie Anm. 2) 11. Beide Forscher haben entsprechende Dissertationen vorgelegt. Vgl. Freytag, Nils: *Aberglauben im 19. Jahrhundert. Preußen und seine Rheinprovinz zwischen Tradition und Moderne (1815–1918)*, Berlin 2002 sowie Sawicki, Diethard: *Leben mit den Toten. Geisterglauben und die Entstehung des Spiritismus in Deutschland 1770–1900*, Paderborn u.a. 2002.
- 6 Freytag/Sawicki: *Verzauberte Moderne* (wie Anm. 2) 16.
- 7 Schellinger, Uwe: *Faszinosum, Filou und Forschungsobjekt: Das erstaunliche Leben des Hellsehers Ludwig Kahn (1873–ca. 1966)*. In: *Die Ortenau* 82 (2002) 429–468.
- 8 Hochstuhl, Kurt/Senft, Erwin: *Der „heilige Mann“ von Haueneberstein – Wunderheiler oder Scharlatan?* In: Dies. (Hrsg.): *Haueneberstein, Haueneberstein 1994*, 149–151.
- 9 Vgl. Gschwind, Elmar: *Der Lorenzbur aus Seebach. Bauer – Geistheiler – Original*, Achern 1997 bzw. ders.: *Der Lorenzbur aus Seebach: Bauer – Geistheiler – Original*, in: ders.: *„Rose, Rose, rühre dich ...!“ Vom Lorenzbur aus Seebach und anderen Heilern zwischen Schwarzwald und Rhein*, Kappelrodeck 1999, 62–120.
- 10 Ebd. 132–147.
- 11 Marx, Wilhelm: *Die Volksmedizin in Altenheim*. In: *Die Ortenau* 66 (1986) 481–489, bes. 491–498; Merklinger, Sieglinde: *Art. „Rezept aus Altenheim: Die Heilerin Duchilio“*. In: *Offenburger Tageblatt* vom 16.3.2005.

- 12 Buß, Hedwig: Was die Alten einst erzählten ...Von Sympathiedoktoren, Hexen und Schräcksli. Geschichten aus dem mittleren Schwarzwald, Bd.1, Waldkirch 1994, 32–57. Über Benz berichtete der Volksschriftsteller Heinrich Hansjakob 1896 in seiner Erzählung Lorenz in den Buchen. Vgl. Hansjakob, Heinrich: Bauernblut, Heidelberg, 21896, 175–240, bes. 211–224.
- 13 Wilhelm Pfundstein ist einer der „Sympathiedoktoren“, die Hansjakob in seiner Erzählung *Sympathie und Geheimnisse* beschrieb. Siehe Hansjakob, Heinrich: Wilde Kirschen, Heidelberg 1888, 284–326, bes. 323–325. An den „Billersberger“ erinnern heute Tafeln in der Nähe seiner Wohnsitz am sogenannten Hansjakobweg. Siehe Klein, Kurt: Der Große Hansjakobweg. Ein Wanderführer durch das Kinzig-, Wolf- und Harmersbachtal, Haslach i.K. 2003, 76–78.
- 14 Buß: Was die Alten einst erzählten (wie Anm. 12) 58–83.
- 15 Ebd. 84–111, Zit. 88. Siehe auch Kistler, Petra: Art. „Das Schatzkästlein vom Morlokhof. In einem Gehöft in Baiersbronn-Mitteltal wurden bei Renovierungsarbeiten Geheimschriften alter Wunderheiler entdeckt“. In: Badische Zeitung vom 29.3.2005 sowie Morawitzky, Thomas: Von Traktaten und Phiolen. In: Damals 38 (2006) Nr. 12, 38f.
- 16 Frenk, Martin: Rudolf und Julius Seiler. Vom Heilkundigen mit besonderen transmedialen Fähigkeiten zum staatlich anerkannten Heilpraktiker. In: Geroldsecker Land 39 (1997) 103–123; ders.: Rudolf und Julius Seiler. Heilkundige mit transmedialen Fähigkeiten. In: ders.: Riedprofile. 15 Porträts aus dem Ried, Allmannsweier 2004, 98–124.
- 17 Schellinger, Uwe/Mayer, Gerhard: Webers Hände: Wirken und Wirkungen des „Wunderheilers von Schutterwald“. In: Die Ortenau 86 (2006) 11–42.
- 18 Vgl. Rudolph, Ebermut: Die geheimnisvollen Ärzte: Von Gesundbetern und Spruchheilern, Olten–Freiburg/Br. 1977. Rudolph untersuchte mehr als 300 traditionelle Heiler im deutschsprachigen Süden, in Vorarlberg und den Alpenländern sowie in Norddeutschland. Seine Forschungen wurden danach Gegenstand einer scharf geführten Debatte, die unter dem Stichwort „Parapsychologische Volkskunde“ firmierte.
- 19 Vgl. Chmielewski-Hagius, Anita: Heilkundige auf dem Dorf. Studien über laienmedizinisches Wirken von Heilern in Oberschwaben, Diss. Freiburg 1993.
- 20 Die Entwicklungsgeschichte des sogenannten wissenschaftlichen Okkultismus und der Parapsychologie in Deutschland ist in ihren großen Verlaufslinien weitgehend bekannt, in sehr vielen Teilbereichen aber noch unerforscht. Dies gilt insbesondere für das gesamte 20. Jahrhundert. Bis in die 1990er-Jahre existierte nur eine einzige Überblicksdarstellung: Tischner, Rudolf: Geschichte der Parapsychologie, Bd.II: Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum ersten Drittel des 20. Jahrhunderts, Tittmoning 1960. Als frühe Pionierstudie gilt Kurzweg, Adolf: Die Geschichte der Berliner „Gesellschaft für Experimental-Psychologie“ mit besonderer Berücksichtigung ihrer Ausgangssituation und des Wirkens von Max Dessoir, Diss. Berlin 1976; danach: Bauer, Eberhard: Periods of Historical Development of Parapsychology in Germany – an Overview. In: The Parapsychological Association. Proceedings and Presented Papers of the Annual Convention 34 (1991) 8–34; ders.: Die Welt des Paranormalen und ihre wissenschaftliche Erforschung. In: Andreas Resch (Hg.): Aspekte der Paranormologie: Die Welt des Außergewöhnlichen, Innsbruck 1992, 243–284, bes. 255–265. Siehe neuerdings Treitel, Corinna: A Science for the Soul. Occultism and the Genesis of the German Modern, Baltimore/London 2004; Geppert, Alexander C.T./Braidt, Andrea: Moderne Magie: Orte des Okkulten und die Epistemologie des Übersinnlichen, 1880–1930. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 13 (2004) Nr. 4, 7–36; Wolfram,

- Heather: *On the Borders of Science: Psychical Research and Parapsychology in Germany, c. 1870–1939*, Diss. University of Queensland 2005.
- 21 Siehe Bauer, Eberhard: *Spiritismus und Okkultismus*. In: Schirn-Kunsthalle Frankfurt/M. (Hrsg.): *Okkultismus und Avantgarde. Von Munch bis Mondrian, Ostfildern 1995*, 61–81; Sawicki: *Leben mit den Toten* (wie Anm. 5); ders.: *Spiritismus und das Okkulte in Deutschland 1880–1930*. In: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 13 (2004) Nr.4, 53–71; Pytlik, Priska: *Okkultismus und Moderne. Ein kulturhistorisches Phänomen und seine Bedeutung für die Literatur um 1900*, Paderborn u. a. 2005; dies. (Hrsg.): *Spiritismus und ästhetische Moderne – Berlin und München um 1900. Dokumente und Kommentare*, Tübingen 2006.
  - 22 Zur Geschichte von Geistheilung und Wunderheilung siehe Schott, Heinz: *Formen der Geistheilung in Geschichte und Gegenwart*. In: Resch, Andreas (Hrsg.): *Paranormologie und Religion*, Innsbruck 1997, 323–341 bzw. Wolf-Braun, Barbara: *Zur Geschichte der Geistigen Heilung*. In: Olbrecht, Andreas J. (Hrsg.): *Die Welt der Geistheiler. Die Renaissance magischer Weltbilder*, Wien-Köln-Weimar 1999, 207–225.
  - 23 Zur Einführung siehe Schellinger, Uwe: *Das Archiv des „Instituts für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene e.V.“ in Freiburg: Prämissen, Probleme und Perspektiven*, in: *Forum Qualitative Sozialforschung [Online-Journal]* 1 (2000) Nr. 3 [42 Absätze], verfügbar über: <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/3-00/3-00schellinger-d.htm> bzw. in Kurzform Schellinger, Uwe: *Das Archiv der paranormalen Phänomene in Freiburg*. In: *Momente. Beiträge zur Landeskunde von Baden-Württemberg* 2 (2005) 21.
  - 24 In den beiden Nachlässen des Mediziners Albert von Schrenck-Notzing (= IGPP-Archiv, Bestand 10/1) und des Juristen Albert Hellwig (= IGPP-Archiv, Bestand 10/4).
  - 25 IGPP-Archiv, Bestand 20/17. Es handelt sich um Forschungsunterlagen des Mediziners Holger Schleip für seine Dissertation über Josef Weber. Vgl. Schleip, Holger: *Zur Praktik des Handauflegens durch Heiler. Fragebogenuntersuchung am Patientengut zweier Heiler*, Diss. Freiburg 1980. In der Zusammenfassung ders.: *Heilen durch Handauflegen. Über eine Extremform medizinischen Außenseitertums*. In: *Grenzgebiete der Wissenschaft* 30 (1981) Nr. 1, 1–19.
  - 26 IGPP-Archiv, Bestand 10/16.
  - 27 Zur Auswertung von Beständen des Erzbischöflichen Archivs Freiburg für Fälle aus Südbaden siehe Heimerdinger, Timo: *Tischlein rück' dich. Das Tischrücken in Deutschland um 1850. Eine Mode zwischen Spiritismus, Wissenschaft und Geselligkeit*, München-Berlin 2001 und Sawicki: *Leben mit den Toten* (wie Anm. 5) 100–114 und 254–267. Weitere Quellen sind in den Pfarrarchiven vor Ort zu vermuten.
  - 28 Freytag/Sawicki: *Verzauberte Moderne* (wie Anm. 2) 14.



## 50 Jahre Südbadische Sportschule Steinbach

Im Juni 1954 trafen sich im Gasthaus „Zum Sternen“ der Vorsitzende des Fremdenverkehrsvereins Alfred Hettler, der Vorsitzende des Sportring Yburg Fritz Herrmann und der Bürgermeister der Stadt Steinbach Fritz Matthes, um gemeinsam Vorstellungen zu entwickeln, wie die Stadt Steinbach für den Fremdenverkehr und die sporttreibende Jugend attraktiver gemacht werden könnte. Bald wurde man sich darüber klar, dass Steinbach sowohl eine Freisportanlage wie auch ein Freischwimmbad und eine Sport- und Festhalle benötigte. Bürgermeister Matthes versprach im Stadtrat diese Vorstellungen vorzutragen.

Bei einer Bürgerversammlung trugen Max Rinkenburger vom Südbadischen Handballverband, Fritz Herrmann und der inzwischen beauftragte Architekt Stoll aus Gernsbach die Planungen vor. Bereits zu diesem Zeitpunkt hatte man die Unterbringung der Südbadischen Sportschule in der geplanten Anlage im Blick. Bei der Abstimmung ergab sich ein einstimmiges Votum für den Bau eines Freischwimmbades mit 10-m-Sprungturm und einer Sport- und Festhalle mit Gastronomie sowie eines Trakts für 39 Betten inkl. Nebenräume.

Der erste Spatenstich erfolgte im Herbst 1955, die Grundsteinlegung im Frühjahr 1956 und das Richtfest am 26.1.1957. Die Einweihung dann fand am 14. Juli im Rahmen einer Feierstunde statt. Ab diesem Tag begannen auch die ersten Lehrgänge an der Sportschule. Bereits eine Woche vor der Halleneinweihung wurde am 7. Juli 1957 das Freibad seiner Bestimmung übergeben. Der Hartplatz mit 400 m Aschenrundbahn wurde im darauf folgenden Jahr fertiggestellt.

Zu diesem Zeitpunkt gab es noch keine Zuschussmittel zum Haushalt der Sportschule, sodass die Stadt Steinbach die großen finanziellen Lasten des Unterhalts trug. Sowohl die Personalkosten wie auch die Sachkosten für die Meister-Erwin-Halle und das Freischwimmbad gingen zu Lasten der Stadt. Da die Sportschule an die Stadtkasse für die Benutzung der Unterkunft nur 1 DM pro Person und Tag zahlte, war der Verwaltungsrat – bestehend aus fünf Vertretern der Stadt Steinbach und fünf Vertretern des Südbadischen Handballverbandes – gezwungen, möglichst viele Großveranstaltungen, wie Betriebsausflüge, Tanzabende, Winzerfeste sowie Veranstaltungen des Südwestfunks, durchzuführen, um die Mittel zur Kostendeckung hereinzubekommen.

Es wurde immer schwieriger, die steigenden Kosten zu tragen, und so entschloss man sich im September 1960 zur Gründung des Vereins Südbadische Sportschule e.V., der Verwaltungsrat wurde aufgelöst. Die Mitglieder des Vereins waren der Badische Sportbund e.V., Freiburg, Fachverbände des Badischen Sportbundes, die Stadt Steinbach sowie auf Antrag der Bezirksjugendring Südbaden. Zu Streitigkeiten in Kenntnis der Tatsache, dass nun öffentliche Mittel für den Bau und Unterhalt der der Sportschule von Seiten des Landes Baden-Württemberg fließen würden, kam es in den Jahren 1961/62 zwischen Freiburg, das ebenfalls den Bau einer Sportschule anstrebte, und Steinbach. Kultusminister Storz entschied aber am 15. August 1962, dass die Sportschule in Steinbach verbleiben werde und dorthin die Fördermittel vergeben würden.

Nach zweijähriger Bauzeit wurden im September 1965 ein Erweiterungsbau (Haus 2) mit vierzig Betten, einem Athletikraum, zwei Lehrsälen, einem Aufenthaltsraum sowie einer Kleinst-Schwimmhalle ihrer Bestimmung übergeben.

Im Jahre 1971 entschloss man sich zur Auflösung des Vereins Südbadische Sportschule, da durch die räumliche Trennung – Verwaltung in Freiburg und Schulleitung in Steinbach – unnötige Kosten entstanden und die starke Bürokratisierung einer notwendig gewordenen Rationalisierung im Wege stand. Der Badische Sportbund e.V. Freiburg wurde Träger und Eigentümer der Südbadischen Sportschule Steinbach. Die gesamte Verwaltung der Sport-



schule kam nach Steinbach und der Schulleiter wurde ständiges Mitglied im Vorstand des BSB.

Man begann noch im gleichen Jahr mit einer Erweiterung der Sportschule. Am 13. Oktober 1972 wurde die neue Sporthalle in Anwesenheit von Kultusminister Hahn eingeweiht. In den folgenden Jahren wurde die Sportschule stetig erweitert und bei Bedarf saniert. So kam 1988 die Sporthalle 3 hinzu, ihr folgte 1989 ein neues Unterkunftsgebäude (Haus 3). 2000 wurde ein neuer Tennenplatz erstellt und der bestehende des FC Neuweiler in einen Rasenplatz umgewandelt. Haus 4 mit Gymnastikhalle wurde 2001 in Betrieb genommen.

Der Badische Sportbund kaufte die „Meister-Erwin-Halle“, das Sportplatzgelände sowie die Erbbaugrundstücke von Haus 2 von der Stadt Baden-Baden, die nach der Eingemeindung der Stadt Steinbach im Jahre 1972 Eigentümer geworden war.

Heutige Schwerpunkte der Sportschule Steinbach sind die Aus- und Fortbildung von Übungsleitern, Trainern, Mitarbeitern für den Bereich der Vereinsjugend, die Schulung von Führungskräften für die Vereine und Verbände sowie die Durchführung von Trainings- und Lehrgangsmaßnahmen als Landesleistungszentrum für verschiedene Sportarten. Ebenso finden hier regelmäßig regionale und überregionale Tagungen statt. Viele Vereine und Nationalmannschaften bereiten sich in der Sportschule, die durch mehrere Sporthallen, Seminarräume und Freigelände sehr gute Rahmenbedingungen für zahlreiche Sportarten bietet, auf Wettkämpfe vor.

Das Jubiläumsjahr wird mit zahlreichen Veranstaltungen, unter anderem einem „Tag der offenen Tür“ am 14. Juli 2007, begangen.

### *Quellen*

25 Jahre Südbadische Sportschule Steinbach. 1957–1982. Festschrift hrsg. von der Südbadischen Sportschule, 1982.

Grußworte von Herrn Gundolf Fleischer, Präsident BSB-Freiburg, auf der Homepage der Südbadischen Sportschule Steinbach, 2007.

Artikel „Geschichte“ auf der Homepage der Südbadischen Sportschule Steinbach, 2007.

*Heike Schnitzer*

## www.historischer-verein-mittelbaden.de Unsere neue Präsenz im Internet

Seit einigen Jahren verzeichnet unser Verein sinkende Mitgliederzahlen. Es mangelt an neuen, vorwiegend jüngeren Geschichtsinteressierten. Dieser Entwicklung möchte der Vorstand des Hauptvereins entgegenwirken. Unsere satzungsgemäß bestimmten Aktivitäten sollen in der Öffentlichkeit wieder vermehrt wahrgenommen werden. Es gilt das Interesse an der Geschichte zu „wecken“ und aufzuzeigen, dass jeder dazu eingeladen ist, mit uns über die Vergangenheit zu diskutieren, sie zu dokumentieren und selbst Erfahrungen über das Leben von „Früher“ zu sammeln.

Ein Bestandteil dieser Maßnahmen bildet die Neugestaltung unserer Homepage. Das Erscheinungsbild wird modernisiert, die einzelnen Mitglieder- und Fachgruppen erhalten die Gelegenheit, sich selbst darzustellen. Außerdem soll ein Mehrwert in Form von Datenbanken und Foren entstehen. Einen ersten Entwurf des neuen Internet-Auftritts präsentierte der Vorstand am 03. März 2007 während der Frühjahrsversammlung des Historischen Vereins im Handwerker-Museum in Kehl-Kork. Alle Anwesenden wurden dazu aufgefordert, sich an der Gestaltung der zukünftigen Internet-Präsenz zu beteiligen.

Anhand der zahlreichen Anregungen und Wünsche ergaben sich die nachstehend aufgeführten Neuerungen/Veränderungen: Künftig präsentieren sich die Mitglieder- und Fachgruppen mit eigenem Bild und Text. (Bisher gab es lediglich Informationen über die Existenz einer Gruppe sowie deren Kontaktperson.) Artikel, die in der Ortenau erscheinen, sind online in Form einer Leseprobe abrufbar. Für eine Internet-Recherche werden die Registerbände als Datenbank mit Such-Funktion bereitgestellt. Ebenso werden die in der Bibliothek gelisteten Publikationen für eine Vorab-Suche veröffentlicht. Unter „Aktuelles“ werden alle Veranstaltungen des Historischen Vereins, der Fach- und Mitgliedergruppen chronologisch dargestellt. Des Weiteren soll ein Forum als öffentliche Diskussionsplattform entstehen – sowohl für Mitglieder als auch Nicht-Mitglieder. Ein Online-Shop ermöglicht den Vertrieb unserer Jahrbücher per Mausklick. Die bisherige Zweisprachigkeit (Deutsch und Französisch) wird um die Fremdsprache Englisch erweitert.

Die Veröffentlichung ist in zwei Schritten vorgesehen. Bis zur Hauptversammlung, am 14. Oktober 2007 in Hausach, soll der neue Internet-Auftritt erstmals verfügbar sein. Besonders aufwendige Neuerungen wie z. B. das Forum sind bis zur Hauptversammlung 2008 zu realisieren.

*Alexander Vallendor*

Historischer Verein für Mittelbaden e.V. Das Geschichtsportal für die Ortenau



|                   |
|-------------------|
| Startseite        |
| Wir über uns      |
| Jahrbuch          |
| Mitgliedergruppen |
| Fachgruppen       |
| Bibliothek        |
| Aktuelles         |
| Kontakt           |
| Forum             |
| Mitglied werden   |
| Links             |
| Impressum         |



## Rezensionen

### **D'r Windschläger Bott. 2006. Hrsg. Förderverein Dorfgeschichte Windschläg. Heft 19, 59 Seiten.**

Eingerahmt von der Chronik über das Dorfgeschehen und dem Rückblick auf das Vereinsleben berichtet der Bott über das Thema „Auswanderer nach Nordamerika“, das seit Jahren von Vera Joggerst und Miriam Schwarz-Graf intensiv mit sehr großem Erfolg bearbeitet wird. Die mit Daten angefüllte Auswandererliste umfasst hier 145 Namen. Grabdenkmale aus dem 19. Jahrhundert tragen zur Illustration bei. An einem ähnlich alten, jetzt restaurierten Grabdenkmal auf dem hiesigen Friedhof wird die Geschichte um den ersten Gastwirt „Zum Dreiangel“ beleuchtet. Ein weiteres Kleindenkmal, das mit einer Lourdes-Marienfigur ausgestattete Bildhäuschen – 1749 „weg Scheiden Capelle“, heute „Wolfental-Kapelle“ genannt –, fand Beachtung durch seine Einweihung nach dem Neuaufbau. Bemerkenswert ist, dass viele Arbeiten kostenlos ausgeführt wurden. Die Geschichte der hiesigen Bäckerei – in der 4. Generation – ist eines der Themen, die die Vergangenheit mit der Gegenwart verbinden – ebenso wie das „Profil“ von Theo Schaufler, der sich jahrzehntelang um den „Historischen Verein für Mittelbaden“ verdient gemacht hat. Auch in diesem „Bott“ ist die Zusammenfügung von Aktuellem und Vergangenen wieder einmal gut gelungen.

*Gernot Kreutz*

### **Geroldsecker Land. Heft 49, „Arbeit“, 2007. 197 Seiten.**

Über das Thema „Arbeit“ in der Römerzeit wird von M. Reuter berichtet. Funde aus damaliger Zeit in der südlichen Ortenau lassen aber meist nur mittelbare

Schlussfolgerungen auf das Arbeitsleben zu. – Thorsten Mietzner befasst sich mit der Arbeitsmarktpolitik bezogen auf Arbeitslosigkeit. Dabei werden für das untersuchte halbe Jahrhundert vor 1940 die stark wechselnden Tatbestände, z. B. auch hinsichtlich der Statistik, die eine durchgängige Beurteilung erschweren, angesprochen. – Ein Lebensbild anhand einer Familien- und Firmenchronik zeichnet Gerhard Finkbeiner von dem 1910 verstorbenen Zigarrenfabrikanten Christian Himmelsbach aus Seelbach. Unter seinem gleichnamigen Sohn entstand 1913 in Seelbach eine Arbeitersiedlung, über deren Entwicklung Monika Korak schreibt. Dieser Siedlung aus Einzel- und Doppelhäusern konnte auch überregional eine Vorbildfunktion zugesprochen werden, wobei auch eine positive soziale Komponente mitbestimmend ist. – Helmuth Lehmann stellt eine Tuchhändlerfamilie aus Lahr vor. Als Beigabe erfahren wir dabei aus der Mitte des 19. Jahrhunderts eine Reihe von Flurnamen, von denen einige heute nicht im offiziellen Verzeichnis stehen. – Unter dem Titel „Erst die Arbeit, dann das Vergnügen“ entnimmt C. Seidensticker aus Anzeigen des Lahrer Wochenblatts, wie das Leben nach Feierabend um 1800 sich hätte abspielen können und teilweise abgelaufen ist. – Zumindest recht fraglich ist es, ob die Darstellung alter Waldberufe aus den Wäldern um Rippoldsau (von R. B. Herden) auf die südliche Ortenau übertragen werden kann. – Der Schutter-Entlastungskanal, der nach langjährigen vergeblichen Versuchen 1934 gebaut wurde, wird von Martin Frenk gewürdigt. Besonders erwähnt sei die Methode „Erzählgeschichte“, indem der Autor auch Augenzeugen zu Wort kommen lässt.

In einem Kaufbrief von 1312 werden viele Flurnamen aus dem Bereich um Ettenheim erschlossen (E. Singrün). – Über den Flurnamen „Amerika“ in Rust berichtet Karl-Heinz Debacher. Leider ist die Bildqualität des alten Kartenausschnitts unzureichend. – In Friesenheim wurde ein Mahnmal zur Erinnerung an die 1940 erfolgte Verschleppung von Juden nach Gurs aufgestellt. Ekkehard Klem geht dabei auf jüdische Familien aus Friesenheim ein.

G. Finkbeiner berichtet von der Grafenschaft Hohengeroldseck, die 1815 ihre Selbstständigkeit zugunsten von Österreich aufgeben musste und vier Jahre später an Baden fiel. Die Residenz dieser Herrschaft war das Schloss Dautenstein. J. Landerer stellt die Wappengeschichte des Schlosses zusammen mit 13 farbigen Abbildungen vor. – M. Isele stellt in einer Arbeit über die Geschichte der Herrschaft Mahlberg eine neue Theorie über den angeblichen badischen Erbprinzen Kaspar Hauser auf, der zehn Jahre auf Schloss Mahlberg gelebt haben soll.

In einem Werkstattbericht über die Einwohner von Lahr im 18. Jahrhundert berichtet Karl Kopp. Trotz Quellen und vergleichender Literatur sind Versuche einer Rekonstruktion von verlässlichen Daten nicht immer zufriedenstellend. Dieser interessante Bericht, entstanden aus dem Arbeitskreis des Stadtarchivs Lahr, gibt Anregung, auch andernorts Quellenmaterial zu bearbeiten. – W. E. Schäfer erinnert mit der Literaturgattung „Komisches Epos“ an den Lahrer Friedrich Geßler, der mit dem – leider meist abwertenden – Begriff Epigonentum verbunden wird. – T. Mietzner versucht im Rahmen eines Zeitbildes nach dem 1. Weltkrieg einer reinen Schwarz-Weiß-Malerei bei der Lahrer Kommunistin Frieda Unger entgegenzutreten. – Der alljährliche Bericht über die Kreispolitik und zwei Kalendergeschichten vervollständigen den Überblick über den Band von 2007.

Gernot Kreutz

**Fuchs, François-Joseph: Nouvelles sources illustrant le rayonnement artistique de Strasbourg au début du XVIIIe siècle. Suite des procès verbaux de la corporation de l'Echasse (1725–1732).**

François-Joseph Fuchs, der frühere Direktor des Stadtarchivs in Straßburg, veröffentlicht seit 2003 die langen Listen von Lehrlingen und Gesellen, die im 18. Jahrhundert bei Straßburger Handwerksmeistern (Goldschmieden, Steinmetzen, Malern, Buchbindern, Buchhändlern, Buchmalern, Glasern, Graphikern) ausgebildet worden sind. Grundlage sind die Bücher der Straßburger Zunft zur Stelz (échasse). Die ersten Teile veröffentlichte François-Joseph Fuchs in den Cahiers alsaciens d'archéologie, d'art et d'histoire Bd. 46 (2003), S. 55–85. Ein zweiter Teil ist jetzt in Cahiers alsaciens d'archéologie, d'art et d'histoire Bd. 49 (2006), S. 115–145 erschienen, gruppiert nach Handwerken, mit einem Namensregister. Namen aus mittelbadischen Gemeinden sind zahlreich vertreten. Sie können bei genealogischen und wirtschaftshistorischen Studien hilfreich sein.

Als Beispiel ein Eintrag (S. 134): *Theophilus Samuel Silberling, buchbinder, erscheint und stellt vor seinen angenommenen lehrknaben Johann Jacob Steinruckh, weiland Michel Steinrucks gewesenen ackermann: und burgers zu Waldulm über Rhein hinterlassenen ehelichen sohn denselben vom 1. martij anno 1730 biß eodem.*

Walter E. Schäfer

**Herbst, Erich: Marterbild und Brunnentrog. Kleindenkmale der Gemeinde Hofstetten. Hrsg.: Gemeinde Hofstetten 2006, 127 Seiten.**

Nach der Vorarbeit über die Wegkreuze von Pia Mickenautsch (Die Ortenau 2003) stellt E. Herbst die fünfzig Kleindenkmale – zumeist religiöse – der Gemeinde vor. Besonders hervorzuheben sind die zwei Arma-Christi-Kreuze und



die Hansjakob-Kapelle, die zusammen mit drei weiteren Kleindenkmalen in ihrem Bereich eingehend beschrieben wird. Insgesamt ist es eine gute Zusammenstellung in Wort (mit Hintergrundinformationen) und Bild (mit Detailaufnahmen). Ein eigenes Kapitel ist auch verschollenen Kleindenkmalen gewidmet.

Leider ist der Haupttitel missverständlich und irreführend: Bei uns in der Ortenau gibt es den Begriff „Marter-“ nicht. Die vier Brunnen in Hofstetten sind weit mehr als nur Tröge. Vor allem die beiden Brunnenhäuschen in der Ortsmitte haben von der Gestaltung her im Ortenaukreis kein vergleichbares Gegenstück; sie wären auch nicht mit den Milchhäusle auf alten Bauernhöfen in eine Reihe zu stellen.

*Gernot Kreutz*

**Petri, Dieter K.: Franz Joseph Ritter von Buß. Professor, Politiker und Katholik im Spiegel seiner Schriften. Zell a. H. 2007, 409 S., 14 Abb.**

Erklärte Absicht dieser Biografie über den Wissenschaftler, Politiker, Juristen und Kirchenmann Franz Joseph Ritter von Buß (1803–1878) ist es, einem breiten Leserkreis dessen Leben, die Ideen und sein Wirken näher zu bringen. Ist dies dem Autor des Buches Dieter K. Petri gelungen, darf man sich kritisch fragen angesichts eines Oeuvres von über fünfzig umfangreichen Werken und einer komplexen biografischen Entwicklung des streitbaren Franz Joseph Buß? Die Intention ist in der Tat in überzeugendem Maße verwirklicht, weil sich Petri streng an die Chronologie von Leben und Werk gehalten hat und beides dabei immer wieder geschickt miteinander verbindet. Nur so lassen sich die politischen, juristischen und theologischen Entwicklungslinien dieses bedeutenden Sohnes der Stadt Zell anschaulich und nachvollziehbar darstellen und begreifen. Der Autor rechnet jedoch dabei durchaus nicht nur mit einem Leser, der das Buch in einem Zug durchliest, son-

dern hat sich in Stil und Präsentation des Stoffes auch auf den selektiven Leser eingestellt, der einzelne, ihn interessierende Kapitel herausgreifen und einen ungetrübten Erkenntnisgewinn erreichen will. Und genau das ist auch möglich.

Petri ist weit davon entfernt, eine idealisierende Huldigung abzuliefern. Ganz offen ergreift er Partei und kritisiert Buß – unter Berücksichtigung der historischen Distanz –, wo immer dieser zu Entgleisungen und Fehlurteilen kommt in seinen intellektuellen Entwicklungen. Er deckt deren Widersprüche auf, scheut aber auch nicht die andere Seite der Buß'schen Leistungen, seine soziale Weitsicht, deutlich herauszuarbeiten. So geht er mit den antisemitischen Äußerungen hart ins Gericht und begründet deren Haltlosigkeit, allerdings differenziert er auch die Stellung von Buß gegenüber dem Judentum, wenn er dessen Bewunderung für die mosaischen Gesetze eben auch berücksichtigt. Petri deckt die rassistischen und nationalistischen Züge auf, beleuchtet aber auch den von Buß für unverzichtbar gehaltenen Kosmopolitismus. So wird Stück für Stück die widerspruchsvolle und kontroverse Entwicklung des streitbaren Professors in Richtung politischer Praxis mit seinen Mandaten vom Karlsruher Ständehaus bis zum Berliner Reichstag ausgearbeitet und für den Leser verständlich aufbereitet. Wo immer dies möglich war, holte sich Buß Anregungen für sein politisches und theologisches Denken im europäischen Ausland, besonders bei Hepp, Constant und Alletz in Frankreich für die Staats- und Demokratietheorie. Mit der Hinwendung zu aktivem, jedoch für ihn mit vielen Enttäuschungen verbundenem politischem Handeln ging immer stärker einher die soziale Komponente seines Wirkens, angefangen mit der berühmten Fabrikrede, seiner Jungferrede im badischen Landtag. Auch hier werden die innovativen, wahrhaft sozialen Ansätze, wie die Forderung des Arbeitsschutzes, von Petri unterschieden von den eher fabrikbe-

sitzerfreundlichen, die sich eben auch in der Fabrikrede befinden (die Ehefrau von Buß entstammte einer Unternehmerfamilie). Der Einsatz von Buß für die Barmherzigen Schwestern in Krankenhäusern oder für die Verbreitung von Sparkassengründungen werden als weitere Beispiele sozialen Wirkens erläutert. Hochinteressant sind auch die oft erfolglosen Bemühungen, den Katholizismus zu stärken, bei seinem Einsatz für die katholische Position, wie in England, als er sich 1850 in den Streit mit der anglikanischen Kirche einmischt, und in Tirol bei der von ihm empfohlenen Abwehr protestantischer Neubürger.

Selektiv oder zusammenhängend gelesen, erweist sich die neue Biografie von Petri über Buß als spannender exemplarischer Gang durch die Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts, der also im exemplum Buß die großen theologischen, philosophischen und politischen Auseinandersetzungen der Zeit widerzuspiegeln vermag. Der besondere Vorzug des Buches darüber hinaus ist jedoch, dass der Autor auch immer wieder gedankliche Parallelen zu heute noch oder wieder bestehenden Problemen ermöglicht, wie es sich zum Beispiel im Schlagwort von Buß einer „unehrenhaften Verschuldung der Nachgeschlechter“ zeigt.

Insgesamt also eine in klarer Sprache verfasste, über den biografischen Horizont weit hinaus weisende Gesamtdarstellung von Leben und Werk des Franz Josef Buß auf dem neusten Stand.

*Bertram Sandfuchs*

**Ruch, Martin: 50 Jahre Dienst am Nächsten. Chronik der St. Josefsklinik Offenburg 1956–2006. Offenburg, 2006. 184 S., viele Abb.**

Diese Festschrift gilt einem Krankenhaus, das von Anfang an in kirchlicher Trägerschaft ist und auch heute noch von den Franziskanerinnen vom göttlichen Herzen Jesu in Gengenbach geleitet wird.

Diese in der Mitte des 19. Jahrhunderts von Pfarrer Wilhelm Berger (1834–1901) gegründete Kongregation hatte bei dessen Ableben schon 678 Schwestern in 171 Niederlassungen. 1904 wurde sie dem Franziskanerorden angegliedert, nachdem sie vorher schon die Regel des hl. Franziskus für den Regulierten Dritten Orden angenommen hatte. 1936 sandte das Mutterhaus in Gengenbach die ersten Missionarinnen nach Chile, wo sie in Pucón 1947 den Grundstein für ein heute weit hin bekanntes Krankenhaus legten. Von dort kommt auch ein Gruß an das Geburtstagskind in Deutschland, der im Buch nach den offiziellen Grußworten steht.

Der Autor unterlässt es nicht, in seinem historischen Rückblick den Bogen zu schlagen bis zu den ersten Franziskanern, die schon 1280 nach Offenburg kamen. Bis zur zwangsweisen Auflösung ihres Klosters durch den badischen Staat im Jahr 1803 haben sie segensreich gewirkt. Und in ihrem Umfeld sammelten sich Beginen, die hernach Tertiärinnen wurden mit der Drittordensregel des hl. Franz. Hundert Jahre später, als männliche Orden in Baden wieder zugelassen wurden, kamen dann die Kapuziner nach Offenburg; sie blieben bis 2002, und einer der Patres hatte auch die Seelsorge am Josefskrankenhaus.

Weil die Stadt Konkurrenz befürchtete zu ihrer eigenen Klinik, waren die Anfänge für eine Klinik des Ordens schwierig. Doch die Schwestern siegten und hatten die Gunst der Bevölkerung hinter sich. Mit Absicht wurde im Rosenkranzmonat Oktober des Marianischen Jahres 1954 der Grundstein gelegt (Text der Urkunde S. 25), Anfang Juni 1956 erhält das Haus seine kirchliche Weihe. Von Anfang an gehört eine Krankenpflegeschule zu dem Krankenhaus; es erhält in den 1960er-Jahren eine Abteilung für Gynäkologie, wird in den 1990er-Jahren erweitert und umgebaut, ist inzwischen mit Fachärzten von außerhalb und mit Kliniken der Umge-

bung vernetzt und durch die Weltgesundheitsorganisation (WHO) ausgezeichnet.

Die rasante Entwicklung der Institution wird in dieser Gedenkschrift durch viele Zeugnisse von Ärzten, Schwestern, Angestellten und Patienten anschaulich geschildert. Das macht die Lektüre kurzweilig; man lese nur die humorvolle Rede, die Dr. Fritz Kaiser, Chefarzt der Chirurgie von 1956 bis 1978, zum Abschied gehalten hat (S. 56–59), oder die Erinnerungen von Sr. Viktorina, die von 1959 bis 2004 in der Küche tätig war: „Es war viel Arbeit. Aber es war schön, die ganzen 45 Jahre“ (S. 120–124). So zieht die erste, zweite und dritte Ärzte- und Schwesterngeneration am Leser vorüber, Pressestimmen und Fotos veranschaulichen das Ganze. Eine Kantate und ein Gedicht zu „40 Jahre St. Josefskrankenhaus“ (S. 85), Einblicke in Feste und Kunstausstellungen, der Garten für Patienten, die Hausbibliothek, ein Ethik-Symposium und weitere Initiativen machen deutlich, dass es der Klinik immer um den ganzen Menschen ging und geht. Dies ist auch in einem 2003 erarbeiteten Leitbild für die Klinik und in einem solchen für die Pflege festgehalten (vgl. S. 95).

Natürlich gehörte zum Krankenhaus von Anfang an auch eine Kapelle; sie wurde 1993/94 durch eine größere ersetzt, in der auch Patienten im Bett am Gottesdienst teilnehmen können. Ihre neue Ausstattung stammt vom Bildhauer Leonhard Eder und Glasmaler Valentin Feuerstein. Unter den Seelsorgern seien die Kapuziner P. Frowin Müller († 2001), der „20 Jahre lang der St. Josefsklinik als Seelsorger im wahrsten Sinne des Wortes diente“ (S. 93 mit Foto), und P. Burkhard Volkmann (S. 152 Foto) erwähnt, der seit dem Jahre 2000 mit Sr. Benedikta für die Seelsorge zuständig ist. Auch evangelische Pfarrer(innen) arbeiten mit.

Diese in allem gelungene Festschrift hält bewegte Jahre des Aufbaus und der Veränderung fest. Möge sie auch dazu beitragen, die am Ende (S. 165f.) berich-

tete Vision der Generaloberin Sr. Gebharda für das Jahr 2056 in die Tat umzusetzen.

*P. Leonhard Lehmann,  
Historisches Institut der Kapuziner in Rom*

**Hennl, Rainer: Gernsbach im Murgtal. Strukturen und Entwicklung bis zum Ende des badisch-ebersteinischen Kondominats im Jahre 1660. Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B: Forschungen, Band 165. Kohlhammer. 307 Seiten, Abbildungen, Karte, Stammtafeln.**

Gernsbach, der Verwaltungsmittelpunkt der Grafschaft Eberstein, umfasste um 1500 neben der Kernstadt sechs Vorstädte und erwirtschaftete etwa ein Drittel der Gesamtsteuer der Grafschaft. Vier Tore, eine von Türmen geschützte Stadtmauer, die Brücke über die Murg, die beiden Kirchen St. Jakob und Liebfrauenkirche, Amts- und Wirtschaftsgebäude und adelige Höfe und Keller prägten neben zahlreichen bürgerlichen Bauten das damalige Stadtbild.

Die Heidelberger Dissertation des Karlsruher Gymnasiallehrers Rainer Hennl fußt auf intensiven Recherchen in Gernsbach, im Generallandesarchiv Karlsruhe, im Stadtarchiv Straßburg und im Hauptstaatsarchiv Stuttgart. Die gedruckten Quellen und die einschlägige landeskundliche Literatur werden behutsam ausgewertet und zu einem in sich stimmigen Gesamtbild zusammengefügt.

In dem in drei Teilen gegliederten Werk erläutert der Autor die Etappen der Stadtwerdung Gernsbachs als spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Kleinstadt „zum wirtschaftlichen Mittelpunkt des Murgtals“.

Zur Zeit der religiösen Umbrüche von Reformation und Gegenreformation erweitern die Markgrafen von Baden zunehmend auf Kosten der Ebersteiner ihre Befugnisse in dem komplizierten „Kondomi-



nat“ an der Murg. Hennl schildert dabei minutiös die kirchlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse und geht ausführlich auf das Sozialgefüge der Bevölkerung und den Anteil der Bürger an den politischen Entscheidungsprozessen in der „landesherrlichen Kleinstadt“ ein.

Der Schlussteil des Buchs bringt eine prägnante Zusammenfassung der Ergebnisse und einen Ausblick auf die weitere Entwicklung Gernsbachs bis zum Ende des Alten Reiches. Im Anhang finden sich nicht nur eine Stammtafel der Ebersteiner, eine Übersicht zu den Orts- und Stadtherren von Gernsbach, eine Liste der Gernsbacher Vögte, Bürgermeister, Pfarrer und Schulmeister, sondern dankenswerterweise auch ein umfassendes Orts- und Personenregister.

Rainer Hennl hat in seiner Heidelberger Dissertation nicht nur die Grundlage für eine Stadtgeschichte von Gernsbach gelegt, sondern dabei auch umfangreiches bislang unbekanntes Material zur Geschichte der Ebersteiner und deren Herrschaft im Murgtal sowie den religiösen Umgestaltungen im 16. und 17. Jahrhundert zusammengetragen.

Seine Heidelberger Dissertation stellt durch ihre fundierte Quellenarbeit, ihre anschauliche und übersichtliche Darstellung sowie die zahlreichen personengeschichtlichen Daten einen Meilenstein in der Geschichte des Murgtals und seiner Bewohner dar.

*Suso Gartner*

**Baumann, Renate: *Erinnerte Geschichte. Bühlertal und seine Einwohner im Zweiten Weltkrieg und in der Nachkriegszeit. Aufarbeitung eines Stücks Dorfgeschichte mit Hilfe von Zeitzeugen.***

Die Bühlertäler Realschullehrerin Renate Baumann hat über 60 Zeitzeugen über ihre Erlebnisse befragt, ihre Aussagen und Erinnerungen auf Kassette protokolliert und die Aufnahmen nach Korrek-

tur und Besprechung in der Diktion der Befragten zu einem übersichtlich gegliederten und mit zahlreichen Fotografien bebilderten Buch zusammengestellt.

Im einleitenden Kapitel werden der Alltag und das Arbeitsleben in Bühlertal vorgestellt. Man erfährt von den Mühen des im Wesentlichen von der Landwirtschaft und kleinen Handwerksbetrieben und Geschäften geprägten Unter- und Oberbühlertals.

Der Beginn des Zweiten Weltkriegs bringt dann einschneidende Veränderungen in der großen Talgemeinde. Die Nachrichten von den gefallenen Soldaten, ein kurzer Heimaturlaub und die zunehmende Bedrohung durch den Bombenkrieg läuten das Ende der Gewaltherrschaft ein.

Im Kapitel 3 „kurz vor Kriegsende“ wird der überraschende Einmarsch der Franzosen von der Wintereck (aus Richtung Baden-Baden) geschildert. Sinnlose Widerstandsversuche abziehender Soldaten, Erschießungen von deutscher Seite wegen Fahnenflucht, das Vordringen der französischen Panzer, vereinzelt Schießereien, das Verhalten von Volkssturmmännern und der in Todesangst in den Häusern und Verstecken das Ende abwartenden Bevölkerung kennzeichnen die Tage um den 14. April 1945. Plünderungen und Vergewaltigungen, aber auch unerwartetes menschliches Verhalten der Besatzer sowie das Eintreten von einigen ehemaligen Kriegsgefangenen für Bühlertäler Familien finden sich in den folgenden Protokollen.

Das Kapitel „Nachkriegszeit“ handelt von den Hungerjahren unter der Besatzung, der Sorge um die Gefangenen und Vermissten und dem Neubeginn, der für manche kriegsverletzten Heimkehrer beträchtliche Umstellungen mit sich brachte.

Die einzelnen Gesprächsprotokolle sind jeweils mit erläuternden Anmerkungen versehen. Kurze Überleitungen verbinden die Kapitel und führen in die behandelten Themen ein. Eine Liste der be-



fragten Zeitzeugen, Nachweise der Bilder und Briefe, der Sterbefälle, der vermissten Soldaten und Zivilisten runden die für die Geschichte der Talgemeinde unentbehrliche Chronik ab.

Der Autorin ist es in mühevoller und akribischer Detektivarbeit gelungen, anhand der Protokolle ein eindrucksvolles Bild vom Leben und Leiden in dieser Zeit dem Vergessenwerden zu entreißen.

Das schnell vergriffene Buch wurde in der Zweitaufgabe durch weitere Zeitzeugnisse und 50 neue Fotos ergänzt. Es ist u. a. bei der Ortsverwaltung Bühlertal und in Bühler Buchhandlungen erhältlich. Die 305 Seiten kosten 15 Euro.

*Suso Gartner*

**Landesarchiv Baden-Württemberg: Die Bestände des Generallandesarchivs Karlsruhe Teil 6. Bestände des Alten Reiches, insbesondere Generalakten (71–228). Bearbeitet von Rainer Brüning und Gabriele Wüst, Kohlhammer Stuttgart 2006, 504 Seiten.**

Mit diesem Buch liegt eine weitere Beständeübersicht des Generallandesarchivs Karlsruhe vor. Diesmal werden die Generalakten aus der Zeit des Alten Deutschen Reiches vorgestellt, die nach 1803 nach Karlsruhe gelangten und dort seitdem als Archivbestände verwahrt werden.

In der Einleitung des Buches werden zunächst Aufbau und Gliederung der Bestände allgemein beschrieben. Der Leser erfährt außerdem einiges über deren Erschließung sowie die Bearbeitungsgrundsätze, die dabei angewendet wurden. Der Hauptteil enthält dann die wesentlichen Angaben über die einzelnen Archivbestände. Diese werden (sortiert nach Bestandsnummer) einzeln vorgestellt und nach Laufzeit, Bestandsumfang und Inhalt beschrieben. Außerdem erfährt der Leser etwas zur Überlieferungsgeschichte und erhält anhand einer Liste der Sachbetreffende konkrete Hinweise zum Inhalt der Bestände. Nach der Beschreibung der Archivbe-

stände wird die Beständeübersicht dann mit einem Orts- und einem Personenindex abgeschlossen.

Aufgeführt sind die Archive der geistlichen und weltlichen Herrschaften, die in der napoleonischen Zeit im neuen Großherzogtum Baden aufgegangen sind: größere Territorien (Markgrafschaft Baden, Kurpfalz, Vorderösterreich, Konstanz und andere), kleinere geistliche Territorien (vorwiegend Klöster), kleinere weltliche Territorien (darunter Geroldseck, Hanau-Lichtenberg, Lahr-Mahlberg, Landvogtei Ortenau und Herrschaft Triberg), ritterschaftliche Bezirke und Kantone (darunter auch der Ritterkanton Ortenau), Lehen- und Adelsbestände, Städte (wie Baden-Baden, Gengenbach, Kehl, Lahr, Oberkirch, Offenburg und Zell a. H.) sowie Archivalien der früheren Ämter und Waldgenossenschaften. Darunter befinden sich auch Akten mittelbadischer Ämter (wie Bühl, Ettenheim, Lahr, Oberkirch, Offenburg oder Wolfach) und Akten von alten Waldgenossenschaften (beispielsweise vom Korcker Wald, Maiwald oder Mooswald). Außerdem enthält der Bestand 71 (Reichskammergericht) ca. 2400 Prozessakten aus der Zeit zwischen 1495 und 1806. Von besonderem Interesse dürften ferner die badischen Dienerakten aus dem Bestand 76 sein, die bis ins 20. Jahrhundert hineinreichen. Insgesamt umfassen die Archivalien des Alten Reiches aber den Zeitraum vom frühen Mittelalter bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts.

Die Kurzübersicht dient vor allem als Vorinformation für mögliche Archivbenutzer. Anhand des Verzeichnisses können sich Heimatforscher selbst informieren, ob sich Quellen zu ihrem Thema im Generallandesarchiv befinden und in welchem Archivbestand sie zunächst nachschauen sollten. Anhand der Findbücher des Archivs kann man dann vor Ort die entsprechenden Archivalien bestellen und einsehen. Es ist nur schade, dass die Kurzübersicht nur wenige Querverweise auf weitere Archivbestände enthält. Insgesamt

ist die Veröffentlichung des Landesarchivs aber ein brauchbares Hilfsmittel bei der historischen Quellensuche.

*Cornelius Gorka*

**Brüning, Rainer/Bock, Michael (Bearb.): Die Bestände des Generallandesarchivs Karlsruhe. Teil 8: Landtag, Oberste Landesbehörden, Neuere Urkunden. Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg, Bd. 39/8. Stuttgart: Kohlhammer, 2007, 458 S.**

Der vorliegende achte Teilband der Gesamtübersicht über die Bestände des Generallandesarchivs in Karlsruhe beschreibt die zentrale Überlieferung des badischen Staats in der Zeit des Großherzogtums, des Freistaats und des Dritten Reichs von 1803/1806 bis 1945. Er umfasst die General- und Spezialakten des Badischen Landtags, der Oberrechnungskammer sowie der Regierung und der Ministerien, dazu auch den Auswahlbestand der Neueren Urkunden. Für die Historiker der Ortenau ergeben sich mit Hilfe des Bandes wichtige Zugänge zu relevanten Beständen, die zwar nach wie vor nur über die Einzeleinträge in den Zettelreper-torien zugänglich sind, aber nun doch leichter im Überblick erfasst werden können. Ein wichtiges Hilfsmittel, das man mit Gewinn benutzen wird.

*Martin Ruch*

**Hahn, Joachim/Krüger, Jürgen: Synagogen in Baden-Württemberg. Bd. 1: Geschichte und Architektur, Bd. 2: Orte und Einrichtungen. Hrsg. Von Rüdiger Schmidt, Badische Landesbibliothek Karlsruhe und Meier Schwarz, Synagogue Memorial Jerusalem. Stuttgart: Theiss, 2007, 398 S., 576 S., viele Abb.**

Mit der Zerstörung vieler Synagogen in der Pogromnacht vom November 1938 riss eine jahrhundertealte Tradition ab, auch in den Gemeinden Mittelbadens fie-

len viele Gotteshäuser diesem Wahnsinn zum Opfer. Andere blieben zunächst als Ruinen stehen und wurden erst nach dem Krieg abgerissen oder zur Unkenntlichkeit umgebaut und umgenutzt. Nur in seltenen Fällen gelang die Rekonstruktion oder gar die Neubelebung (siehe Kippenheim).

Es ist ein großes Verdienst der Autoren, hier in zwei voluminösen, hervorragend gestalteten Bänden umfassend dieses Thema vorgestellt zu haben. Es bleiben kaum Wünsche offen: Der erste Band wendet sich den allgemeinen Aspekten der Synagogengeschichte zu, schildert die Anfänge jüdischen Lebens im Südwesten und die ersten Spuren im mittelalterlichen Stadtbild, wo Judengasse, Judenschul und Mikwe in vielen Gemeinden anzutreffen waren. Die Kapitel Barock und Klassizismus, Reformgemeinde und Historismus, Pogrom und Neubeginn bieten wichtige Informationen, die dem interessierten Leser gut lesbar vorgestellt werden. Der zweite Band ist ein alphabetisch geordnetes Kompendium aller Orte, in denen sich Synagogen befanden oder befinden. Reiches, wichtiges Bildmaterial ergänzt die fundierten Texte. Allerdings muss man sich an das Register erst gewöhnen. Es ist nur dem ersten Band beigegeben, und die früher selbstständigen kleinen Landgemeinden (z. B. Schmieheim) sind nur über ihre heutigen Dachgemeinden (z. B. Ortsteil von Kippenheim) zu finden, was allerdings den Gebrauch nur unwesentlich erschwert. Etwas ärgerlich ist die Situation beim Artikel Offenburg, spukt hier doch immer noch die Legende von den zwei Synagogen des 17. Jahrhunderts im Text, eine nach wie vor nicht belegbare Behauptung. Nachweise der angeblich zwei Gotteshäuser kommen in den mittlerweile mehrmals untersuchten Quellen (Schwanke, Ruch) nicht vor. Auch starben die Offenburg-Juden nicht „vermutlich“ 1349 den Feuertod, sondern faktisch. Es war der Rat der Stadt selbst, der zeitnah schrieb: „So wollten wir sie gerne heißen ein Feuer machen. Aber wir wollten sie

nicht zwingen, hineinzugehen. Tun sie es doch, so geschieht es aus ihrem eigenen Antrieb. Da gingen sie auch hinein.“ Und schließlich wird die Mikwe in Band 2 (S. 373) noch als mittelalterlich beschrieben („wurde gegen 1300 angelegt“), während sie in Band 1 (S.105) als erheblich jüngeres Zeugnis jüdischen Lebens nach dem Dreißigjährigen Krieg vorgestellt wird. Joachim Hahn ist dabei der „überzeugenden Umdatierung“ (S. 294) durch Monika Porsche (2004) aufgesessen, einer spekulativen Arbeit, die keine Beweise, sondern nur Vermutungen bietet. Das Landesdenkmalamt ist bis heute von der alten Datierung (13. Jahrhundert) überzeugt, was durch die Existenz von Judenschul und Judengasse in unmittelbarer Nähe gestützt wird. – Wohlgermerkt: Diese Einwände betreffen nur den Fall Offenburg. Es ist zu hoffen, dass sie ein Ausrutscher sind. Das Werk im Ganzen betrachtet ist eine großartige Leistung und eine sinnvolle und umfassende Ausweitung jener Publikation „Synagogen in Baden-Württemberg“, die der Autor Joachim Hahn bereits 1987 im Theiss-Verlag vorgelegt hat.

*Martin Ruch*

**Gartner, Suso: Altschweier. Gestern und Heute. Hg. vom Heimat- und Verkehrsverein Altschweier. Bühl 2006, 340 S., viele Abb.**

Eine Ortsgeschichte mit Vorbildcharakter ist hier vorzustellen. Suso Gartner, seit seiner Dissertation über das säkularisierte Benediktinerkloster Schwarzach erwiesener Kenner der Geschichte im Umkreis Bühl und Verfasser zahlreicher Publikationen und Aufsätze zur Regionalgeschichte, lässt mit dieser umfangreichen Chronik keine Wünsche offen. Sie versucht, auf breiterer Quellenbasis als die Vorgängerarbeiten von Alfons Duffner (1958) und Arnold Huber (1973) ein neues Fundament zu legen und vieles zu ergänzen. Dies gilt sowohl bei der Suche nach den ersten Anfängen des Ortes wie

vor allem auch für die Zeit des Nationalsozialismus und die Nachkriegszeit. Brauchtum und Alltagskultur kommen gebührend zu Wort. Die politischen Entwicklungen werden vorurteilslos geschildert, die Namen von Parteimitgliedern nicht schamhaft verschwiegen. Euthanasie und Zwangssterilisation sind Fakten der Ortsgeschichte und werden mit Belegen versehen. Gerade bei letzterem Punkt zeigt sich die aktive Unterstützung der NS-Maßnahmen durch die Bevölkerung in Form von Meldungen und Denunziationen, zeigt sich aber auch der heftige Kampf gegen diese „Verhütung erbkranken Nachwuchses“. Dem Bühler Medizinalrat Dr. Moog wurde später vorgeworfen, „Tausende von Menschen für immer ruiniert“ zu haben (S. 183). Ein sprachgeschichtlicher Teil schließt sich an, der Leiter der Fachgruppe Flurnamen und Mundart hat darin Landschaft und Kultur im Spiegel der Flurnamen vorgestellt und ein hervorragendes Ortslexikon dieser wichtigen Sprachzeugnisse geschaffen. Die beigegebene CD enthält den Gesamttext, darüber hinaus auf 200 Seiten weitere historische Aufzeichnungen und Tabellen und schließlich als musikalische Beigabe das Altschwierier Heimatlied. Das großformatige Buch bietet viele Fotografien und Reproduktionen und wird auch dadurch zum unverzichtbaren, sehr gut lesbaren Quellenwerk, zu dem man Autor und Herausgeber nur gratulieren kann.

*Martin Ruch*

**Hanß, Karl: Geschichte der Ortenau, Band 6: Alltag 2. Offenburg: Schwarzwaldverlag, 400 Seiten, gebunden, viele Abb., ISBN 3-922 663-91-5**

Das nun vorliegende Lesebuch zum Alltag, zum Leben mit Brauchtum, mit Gesundheit und Krankheit, zur reichen Sport- und Vereinsgeschichte und zu allen Aspekten der Volkskultur ist ein ausgezeichnetes und unterhaltsames „Muss“ für alle an der Ortenauer Landschaft interes-



sierten Leser. Es markiert den Schlussstein einer außerordentlich fleißigen Suche und Sammlung. Der Band ist zusammen mit seinen Vorgängern für die kommunale Bibliothek so unentbehrlich wie für die Lehrbuchsammlung der Schulen. Auch in Hotels und touristischen Einrichtungen sollte man diesen Lesestoff den Gästen und Einheimischen anbieten. Dabei ist besonders zu betonen, dass die Sammlung nicht nur historisch angelegt ist, sondern sich bis in die unmittelbare Gegenwart erstreckt. So darf man nun das Gesamtwerk auch „Geschichte und Gegenwart der Ortenau“ nennen, durchaus mit enzyklopädischem Charakter. Es bleibt lediglich ein Wunsch offen, nämlich der nach einem abschließenden Werk mit Skizzen, Plänen, Karten, Bildern der Ortenau. Wie zu hören ist, hat der Autor diesbezüglich durchaus Absichten – uns Lesern bleibt, ihn dazu zu ermuntern!

*Martin Ruch*

**Kohnle, Armin: Kleine Geschichte der Markgrafschaft Baden. Karlsruhe: Braun, 2006. 208 S. mit Abb., Karten und Tafeln.**

Nach der „Kleinen Geschichte der Kurpfalz“ legt der Heidelberger Historiker Armin Kohnle sein zweites Buch in der Reihe „Regionalgeschichte – fundiert und kompakt“ des G. Braun Buchverlags vor. Anschaulich und verständlich beschreibt der Autor die Anfänge der badischen Geschichte, den Aufbau des Territoriums, die Markgrafschaft im Mittelalter, die Entwicklung Badens bis zur Landesteilung von 1535 und dem Entstehen der evangelischen und katholischen Zweige. Dreißigjähriger Krieg, die Beziehungen zu Frankreich, Wiederaufbau und barocke Kultur, endlich auch das Großherzogtum – eine kurzgefasste, immer gut lesbare Gesamtschau ist hier vorzustellen und zu empfehlen.

*Martin Ruch*

**Weis, Dieter: Zur Geschichte des Ettenheimer Freihofs. Einst Schaffnei des Klosters Ettenheimmünster. Ettenheim 2006, 64 S., viele Abb.**

Ein Stück Ettenheimer Stadtgeschichte wird mit dieser hervorragend recherchierten Hauschronik in Erinnerung gerufen: „Dieser alte Kasten sei nicht mehr schutzwürdig“, urteilte das Landratsamt im Jahr 1960 über ein markantes und ortsbildprägendes Gebäude Ettenheims. Der Abriss erfolgte 1962. Zuvor ließ die zuständige Denkmalschutz-Behörde wenigstens noch Aufnahmen anfertigen, wichtige Architekturteile wie die barocken Fenster- und Türgewände in rotem Sandstein dagegen wurden nicht registriert. Es ist ein trauriges Kapitel in der Geschichte des Umgangs mit Baudenkmalern, das Dieter Weis in dieser fundierten Studie aufgeschlagen hat. Es ist auch ein Stück Klostergeschichte: Freihöfe hatten nicht nur wirtschaftliche, sondern auch rechtliche Bedeutung. Der Ettenheimer Freihof war herrschaftliches, freies Stiftungsgut des Klosters Ettenheimmünster, und das lt. Urkunde des Papstes Honorius III. seit dem 29.4.1226. Über die Schaffner im Freihof und ihre Tätigkeiten für das Kloster, über den barocken Neubau um 1720, über seine Säkularisierung zur Brauerei mit Bierhalle, seine Kommunalisierung und schließlich den Verkauf durch die Stadt an einen privaten Investor 1960 – das Buch enthält eine Fülle lesenswerter Details, ist mit historischen und aktuellen Fotografien reich ausgestattet und letztlich zu einer beispielhaften historischen Dokumentation geworden, der man viele Nachahmer wünscht.

*Martin Ruch*



**Herden, Ralf Bernd: Roter Hahn und Rotes Kreuz. Chronik der Geschichte des Feuerlösch- und Rettungswesens. Norderstedt 2005, 290 S. (= Diskussionspapiere der Hochschule für öffentliche Verwaltung in Kehl, Bd. 2004/2)**

Einen weiten Bogen hat der Verfasser (von 1991–2007 Bürgermeister der Gemeinde Bad Rippoldsau/Schapbach; Beirat des Historischen Vereins für Mittelbaden) hier geschlagen von den „Syphonari“ der römischen Kaiser über die dienenden Brüder der Hospitaliter-Ritterorden bis zu den Feuerwehren und Sanitätsdiensten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Es ist ein Lesebuch zur Geschichte des europäischen Alltags, eine Chronik der Brände und Katastrophen, aber auch eine Chronik der Hilfe und Fürsorge. Der Autor hat die mittelbadische Landschaft bei seiner Auswahl der Beispiele besonders im Auge gehabt, sodass sich das Buch auch als begrüßenswerter und willkommener Beitrag zur Geschichte der Ortenau verstehen darf. Ein Literaturverzeichnis ist dem Band beigegeben.

*Martin Ruch*

**Almanach 2007, Heimatbuch des Schwarzwald-Baar-Kreises, 31. Folge.**

Erstmals hier vorgestellt, weil reich an Themen, Bebilderung und der Verbindung von Moderne und Geschichte, sei das Heimatbuch des Schwarzwald-Baar-Kreises. Neugierig könnten folgende Beiträge machen.

Nack, Christiana: Kirchdorf – ältestes Dorf der Baar, S. 42–47

Kahlert, Helmut: Das Uhrengewerbe im Spiegel volkstümlicher Bilder, S. 112–149

Werner, Johannes: Ein Meister aus dem Schwarzwald. Klaus Ringwald und sein Werk, S. 160–173

Hockenjos, Wolf: Baumoriginale im Schwarzwald und auf der Baar, S. 212–217. Ein zweiter Teil folgt.

Sturm, Joachim: Zeichen von Sühne, Gewalt und Tod, S. 307–309

*Dieter Kaufß*

**Freiburger Diözesan-Archiv, 126. Band, 2006**

Folgende Beiträge aus diesem Band erscheinen als wichtig und allgemein bedeutend:

Hug, Wolfgang: Sinn und Form. Das Freiburger Münster in seiner Symbolik, S. 25–48

Braun, Karl-Heinz: Das Erzbistum Freiburg – ein großherzoglich-badisches Erbe?, S. 77–92

Schneider, Stefanie: Neunzig Jahre Konradsblatt, S. 149–162

Günther, Hans-Jürgen: Markgraf Jacob III von Baden (1562–1590). Ein konfessioneller Konflikt und sein Opfer, S. 201–269

*Dieter Kaufß*

**Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“, 124. Jahreshft 2005**

Dieser Jahresband ist durchweg mit Beiträgen bestückt, die exemplarisch auch für die Ortenau wichtig und methodisch beispielhaft sind. Herausheben und hier aufführen möchte ich:

Himmelsbach, Iso: Zur Entstehung und Frühgeschichte der Wiehre bis 1350, S. 7–23

Nienhaus, Heinz: Das „Himmelreich“ am Eingang zum Höllental und der „Engel“ im Glottertal. Zur Geschichte, Typologie und Bauzeit von zwei historischen Bauerngasthäusern, S. 71–89

Brudzynska-Neméc, Gabriela: Frauen – Polenvereine in Freiburg und Lahr 1832, S. 115–134

Manasse, Christoph: Flugschriften der badischen Revolution von 1848/49, Teil II, S. 135–169. Der erste Teil erschien in: Schau-ins-Land 123, 2004, S. 59–88

*Dieter Kaufß*

**Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“, 125. Jahreshft 2006**

Für die Ortenau beispielhaft und anregend könnten sich folgende Beiträge erweisen:

Kuner, Bernadette: Das Freiburger Gutleuthaus im Spätmittelalter, S. 7–24

Hellwig, Edgar: Hanfanbau, -verarbeitung und -handel am Oberrhein in der frühen Neuzeit, S. 73–102

Volk, Helmut: Der Oberrhein als Spielball der Politik. Beiträge zur Kulturgeschichte der französisch-badischen Rheinaue, S. 135–153

*Dieter Kauf*

**Simpliciana. Schriften der Grimmelshausen-Gesellschaft, in Verbindung mit dem Vorstand der Grimmelshausen-Gesellschaft herausgegeben von Dieter Breuer. XXVIII. Jahrgang, 2006, 288 S.**

Der Band enthält die Beiträge des Kolloquiums „Grimmelshausens Wunderbarliches Vogel-Nest“, das vom 22.–24. Juni 2006 in Oberkirch stattfand. Damit stand der Schlussstein des simplicianischen Zehn-Bücher-Zyklus auf dem Programm der Tagung, zu der Italo Michele Battafarano (Trento) und Dieter Martin (Freiburg) eingeladen hatten. Grimmelshausen als Literaturkritiker, sein Verhältnis zum Geld und zu Gefühlen, das Titelkupfer des zweiten Vogel-Nestes, Magie und Wunderglaube, das Judenbild des Dichters – die Vielfalt der Zugangsmöglichkeiten zum bedeutendsten deutschsprachigen Barockschriftsteller ist erstaunlich und spiegelt sich in dem in hohem Maße lesenswerten Jahresband. Über das Tagungsthema hinausgehende Fragestellungen werden in weiteren Beiträgen vorgestellt, darunter auch eine Studie von Walter E. Schäfer über Abraham Exter, einen Freund Moscheroschs.

*Martin Ruch*

**Liegibel, Werner: Am Kehl-Straßburger Rhein. Rheinreisen in vergangenen Jahrhunderten. Eigenverlag Liegibel, Kehl, 2007, 52 S., Abb. (Bezug über den Verfasser, R. Schickele-Str. 1, 77694 Kehl)**

Von Kaisern und Königen, Heiligen, Pilgern und Gaunern, von Rheinschiffern, Kaufleuten und Reisenden handelt diese schmale, lesenswerte Publikation. Auch jene Literatur gewordenen Episoden der „Hirsebreifahrt“ der Züricher Schiffer nach Straßburg (Fischart) oder die vom abenteuerlichen Simplicissimus nach seinem Sturz in den Rhein (Grimmelshausen) finden Erwähnung. Fischer und Flößer, Unfälle und Dampfschiffahrt, Quellenberichte und Tagebuchaufzeichnungen – der Autor hat es verstanden, interessante Textfunde zu einem bedeutenden Thema, der Rheinschiffahrt nämlich, vorzustellen.

*Martin Ruch*

**Karl Friedrich Linnebach. Lebenserinnerungen eines badischen Bahnbeamten 1849–1944. Herausgegeben vom Haus der Geschichte Baden-Württemberg (Reihe: Südwestdeutsche Persönlichkeiten). Karlsruhe: Braun, 2007, 276 S., 39 s/w-Abb.**

Der Autor war badischer Staatsbeamter und lebte u. a. in Karlsruhe, Appenweier, Rastatt, Mannheim, Schaffhausen und Pforzheim. Geboren wurde er in Triberg, die ersten Kinderjahre verbrachte er in Gengenbach. Linnebach berichtet in seinen spannend geschriebenen Lebenserinnerungen über die Entwicklung des Eisenbahnwesens, aber auch über sein Familienleben und vor allem über die Zustände seiner Zeit. Nach seiner Zurrücksetzung durchwanderte er Deutschland und schrieb auf, was ihm begegnete. Ein wacher, interessierter Zeitgenosse hat hier Tagebuch geführt. Seine Erinnerungen sind ein bedeutendes Dokument bürgerlichen Lebens in Baden und in Deutsch-

land über einen Zeitraum von beinahe 100 Jahren hinweg. Aus der Sicht eines politisch denkenden Bürgers wird die wirtschaftliche, soziale und gesellschaftliche Wandlung vom Großherzogtum bis zum Dritten Reich deutlich. Gerade bei diesem Punkt lässt Linnebach seine Aversion gegen das Hitler-Regime erkennen. Denn er weiß von den KZ, weiß von den Aggressionen gegen Juden und andere Mitbürger und ist eindeutiger und mutiger Gegner des Systems. „Es besteht ein organisiertes Spitzelsystem ...!“

Die mittelbadische Landschaft wird mehrmals (Appenweier, Gengenbach, Hornberg, Triberg), und zwar in besonders warmen Sätzen angesprochen, etwa, wenn er die Gengenbacher Jugendzeit anspricht: „Diese glückselige Zeit in dem schönen Kinzigtal und dem heiteren, lieblichen und traulichen Städtchen Gengenbach – sie war die schönste Zeit meines Lebens, ich bewahrte dem Ort immer ein Heimatgefühl“. Bemerkenswerte Aufzeichnungen eines wachen Bürgers, zur Lektüre wärmstens empfohlen.

*Martin Ruch*

**Wege aus der Armut. Baden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Hg. von Rainer Brüning und Peter Exner. Karlsruhe: Förderverein des Generallandesarchivs Karlsruhe e.V. 2007. 60 S., viele Abb.**

„Es kommt nicht darauf an, ob die Sonne in eines Monarchen Staat nicht untergeht, wie sich Spanien ehemals rühmte, sondern was sie während ihres

Verlaufs in diesen Staaten zu sehen bekommt“, meinte einst Georg Christoph Lichtenberg. Die vorliegende Publikation zeigt, dass die Sonne in Baden während des 19. Jahrhunderts nicht nur Glänzendes zu sehen bekam. Illustriert und sachkundig untermauert mit Quellen und Texten aus den schier unerschöpflichen Beständen des Generallandesarchivs haben die Herausgeber hier ein Heft zusammengestellt, das sich den vielfältigen Erscheinungsformen des Pauperismus, der Massenarmut im badischen Großherzogtum zuwendet. Kinderarbeit und Hütetkinder, Hungerkrise und Missernten, Bevölkerungsexplosion und Wohnungsnot, – zahlreich sind die Facetten des bedrückenden Themas aufgelistet. Eine besondere Würdigung erfährt der junge Landtagsabgeordnete Franz Joseph Buß, der 1837 in seiner mutigen „Fabrikrede“ vor dem Karlsruher Ständehaus – wenn auch letztlich folgenlos – für Arbeiterschutz und Sozialversicherung votierte (vgl. Rezension in dieser Ortenau über die Publikation von Dieter Petri). Oder die antisemitischen Ausschreitungen 1819 und 1848, die ökonomisch motiviert waren. Den Juden brachte der Märzaufstand 1848 die Aussicht auf rechtliche Gleichstellung, aber auch Angst und Schrecken. In Bühl plünderte „ein nicht zu bändigem gewesener Volkshaufen“ die Häuser wohlhabender Juden. Eine seltene Lithografie von 1819 illustriert einen solchen früheren „Hep-Hep!“-Aufstand. Karrikaturen, technische Pläne, Veduten und Skizzen machen diese Broschüre zum visuellen Erlebnis, die fundierten Texte sind informativ, relevant und gut geschrieben!

*Martin Ruch*

## Jahresversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden in Renchen

Am 15. Oktober 2006 fand im Rathaus Renchen die Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V. statt. Präsident Dr. Wolfgang Matthias Gall konnte dabei Vertreter aus allen Mitgliedergruppen des Vereins begrüßen. Er freute sich, dass auch das Präsidium der Fédération des Sociétés d'Histoire et d'Archéologie d'Alsace der Einladung gefolgt war. Auch dankte er der Mitgliedergruppe Renchen, die ihr fünfjähriges Bestehen feierte, für die Gastfreundschaft.

In seinem Jahresbericht berichtete Präsident Wolfgang Gall von den wichtigsten Angelegenheiten und Tätigkeiten des Vorstands im vergangenen Geschäftsjahr. Dabei betonte er die Notwendigkeit, die Außenwirkung des Vereins zu verbessern. Der Vorstand beschäftigte sich dabei intensiv mit neuen Werbemitteln. Als erstes Ergebnis dieser Planungen konnte er der Versammlung einen neuen Flyer des Gesamtvereins vorstellen. Neben dem neuen Faltblatt werde man sich auch mit einer Neugestaltung von Vereinshomepage und Layout der „Ortenau“ befassen.

Geschäftsführer Alexander Vallendor berichtete anschließend in seinem ersten Jahresbericht über die finanzielle Lage und die Mitgliederentwicklung des Vereins. Mit derzeit etwa 3300 Mitgliedern ist ein weiterer Rückgang festzustellen. Der Verein müsse seine Werbung verstärken und attraktiver für neue Mitglieder werden. Die Kassenprüfer bescheinigten dem Geschäftsführer eine einwandfreie Kassenführung und beantragten die Entlastung, die auch einstimmig erfolgte.

Redakteur Dr. Martin Ruch stellte den neuen Ortenau-Band vor, dessen Aufsätze sich diesmal mit dem Themenschwerpunkt „Gesundheit und Krankheit“ befassen. Er ermunterte die Mitglieder, auch weiterhin interessante Beiträge zu liefern. Der Jahresband 2007 wird sich dem Thema „Wald und Forst“ widmen.

Der Koordinator für grenzüberschreitende Aktivitäten René Siegrist berichtete von der Zusammenarbeit mit elsässischen Historikern und ist Ansprechpartner bei der Quellensuche in linksrheinischen Archiven. Uwe Schellinger regte die Gründung eines Arbeitskreises „Sportgeschichte“ an.

Im Anschluss an die Berichte hatte sich die Versammlung mit einem aktuellen Thema zu befassen: Dem geplanten Handschriftenverkauf durch die baden-württembergische Landesregierung. In den letzten Wochen hatten sich viele Mitglieder wegen des beabsichtigten Verkaufs bestürzt an das Vereinspräsidium gewandt. Die Versammlung war der Ansicht, dass diese Handschriften grundsätzlich wichtige Quellen zur Geschichte des oberrheinischen Raumes seien, die auch weiterhin für Forschungen und Ausstellungen zur Verfügung stehen müssten. Bei einem Verkauf wäre zu befürchten, dass die Handschriften in alle Winde zerstreut und der allgemeinen Nutzung entzogen würden. Auf Antrag der Mitgliedergruppe Offenburg verabschiedete die Hauptversammlung daher einstimmig eine Resolution an die Landesregierung, mit der sich der Historische Verein für Mittelbaden den Protesten gegen die geplante Veräußerung anschloss. Der Verband der elsässischen Geschichtsvereine mit etwa 120 Mitgliedsvereinen unterstützte die Resolution. Diese wurde danach versendet und auch im Internet veröffentlicht.

Im Anschluss an die Sitzung folgte ein Empfang der Stadt Renchen und ein Festvortrag von Ehrenpräsident Dr. Dieter Kauß über die Auflösung der alten Gemeindegerichte und die Bildung neuer selbstständiger Gemeinden und Pfarreien im Acher- und Renchtal zwischen 1802 und 1830.

*Cornelius Gorka*



## Frühjahrsversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden

Am 3. März 2007 fand im Handwerkermuseum in Kork die Frühjahrsversammlung des Historischen Vereins statt. Vertreter aller Mitgliedergruppen des Geschichtsvereins waren zusammengekommen, um sich zu informieren und aktuelle Fragen zu besprechen. Vereinspräsident Wolfgang Matthias Gall berichtete den Vereinsdelegierten zunächst von aktuellen Angelegenheiten und von der Arbeit des Vorstands seit der vergangenen Mitgliederversammlung. Zur Verbesserung der Außenwirkung des Vereins arbeitet der Vorstand an einer Neugestaltung der Vereinshomepage. Einen ersten Entwurf der neuen Internetseiten stellte Geschäftsführer Alexander Vallendor danach der Versammlung vor. Die Vereinsdelegierten besprachen die Vorlage und machten einige Verbesserungsvorschläge.

Geschäftsführer Alexander Vallendor berichtete außerdem über den Kassenstand im abgelaufenen Kalenderjahr. Der Redakteur der „Ortenau“ Martin Ruch freute sich, dass für die nächste Ortenau viele interessante Beiträge eingegangen seien. Das Schwerpunktthema „Wald, Forst Bäume“ erweise sich zunehmend als „Volltreffer“. Die Versammlung wählte für das Jahrbuch 2008 das Thema „Brauchtum“ und für das Jahrbuch 2009 das Thema „Sportgeschichte“. Mit letzterem Thema soll die Gründung einer sporthistorischen Fachgruppe unterstützt werden.

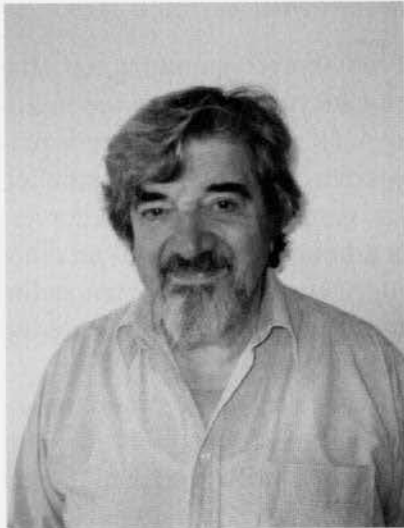
Anschließend folgten die Berichte der Fachgruppen und des Bibliotheksverantwortlichen. Sämtliche bestehenden Fachgruppen konnten unterschiedliche Aktivitäten vorweisen: Die Fachgruppe „Archäologie“ untersuchte unter anderem eine römische Wasserleitung im Hornberger Tunnel. Bei den Tagungen der Fachgruppe „Archive“ wurde die Lagerung und Pflege von Archivbeständen sowie die Verwaltung von Ortsteilarchiven besprochen. Die Fachgruppe „Jüdische Geschichte“ plant einen virtuellen „Führer durch die jüdische Geschichte“ im Internet. Die Museumsfachgruppe erstellte ein neues Museumsprospekt. Der grenzüberschreitende Beauftragte pflegte den Kontakt zu den elsässischen Vereinen und half Heimatforschern bei der Quellensuche. Außerdem berichtete Gernot Kreuz über den erfolgreichen Abschluss der Erfassung der Kleindenkmäler. Sämtliche Berichte werden in der „Ortenau“ abgedruckt.

Bibliotheksbeauftragter Dieter Kauß freute sich, dass die Vereinsbibliothek 2006 mit 144 Benutzern die höchste Nutzerzahl seit 10 Jahren erreicht habe. Man bemühe sich um eine Ergänzung und Inventarisierung der Bestände. Die Bibliothek in Kork wird ehrenamtlich verwaltet und ist gewöhnlich samstags geöffnet.

Die Frühjahrsversammlung sprach außerdem über ihr Verhältnis zu den Ortsgeschichtsvereinen, die sich seit einigen Jahren zahlreich gegründet haben. Der Historische Verein für Mittelbaden will hier eine partnerschaftliche Zusammenarbeit suchen. Bestehende Kontakte von Mitglieder- oder Fachgruppen sollten genutzt werden. Das Thema wird den Verein aber noch weiter beschäftigen. Die nächste Mitgliederversammlung wird am 14. Oktober 2007 in Hausach stattfinden.

*Cornelius Gorka*

## Franz Breig zum Fünfundsiebzigsten



Offizielle Ehrungen hat er sich dieses Mal verboten. Trotzdem sei mir gestattet, zumindest an dieser Stelle, einen Mann der Tat und seine Taten anlässlich seines runden Geburtstags ehrend ins Bewusstsein zu rücken: Franz Breig oder, wie er in seinem Zell genannt wird, „de Breige Franz“. Wenn ein Zeller das sagt, verbinden sich damit in seinem Gedächtnis unzählige Bilder von konkretem, kontinuierlichem, uneigennützigem Wirken Breigs zum Wohl der Stadt Zell im Stadtrat, in der Narrenzunft und – bestimmt nicht zuletzt in der Bedeutung – im Historischen Verein.

Franz Breig packt an und sein Wort gilt etwas. Als vor zwölf Jahren die Erweiterung des Storchenturm-Museums anstand, schaffte er es, für 2500 Arbeitsstunden freiwillige Helfer zu mobilisieren und damit unter Führung des Historischen Vereins den lange gehegten

Wunsch in die Tat umzusetzen. Ein als Ersatzhandlung betriebenes historisches Herumgezetere liegt ihm dagegen nicht. Er setzte den Anfang für die Zusammenarbeit mit in den Zielen verwandten Vereinen, wie dem Schwarzwaldverein, mit Grenzsteinwanderungen. Er verstärkte die Zusammenarbeit mit den Zeller Schulen, am besten ablesbar in der Förderung der Bildstein-Aufsätze und deren Publikation in Sonderheften und in „Die Ortenau“. Unter seiner Verantwortung ging der Verein in die Öffentlichkeit mit Ausstellungen (Ernst Peter Huber, in Zusammenarbeit mit der Familie) und einem vielbeachteten Workshop über Franz Joseph Ritter von Buß.

Den immer auch mit seinem sprichwörtlichen Humor gewürzten gemeinschaftlichen Taten stehen höchst individuelle Leistungen gegenüber, mit denen Franz Breig den historischen Kenntnisstand der ganzen Region des Harmersbachtals um Meilensteine voranbrachte. Auf 500 Erfassungsbögen und Karteikarten hat er in fleißiger Sammelarbeit Flurnamen gesichert. Die Grenzen der Raumschaft Zell ist er nicht nur abgesprochen, sondern hat sämtliche erhaltenen Grenzsteine, auch fotografisch, erfasst. Außerdem archivierte er 200 Kleinoddenkmale. Vierzehn Felsenkeller und acht Eisweiher wurden kartiert und dokumentiert. Über das Notgeld der Stadt Zell und der Keramik-Fabrik fertigte er eine aufschlussreiche Ausstellung. 147 Straßennamen wurden mit Erklärungen erschlossen. Einige dieser Feldforschungsprojekte waren beispielgebend für entsprechende Vorhaben des Gesamtvereins.

Wir haben also allen Grund, Franz Breig für sein vielfältiges Schaffen von Herzen zu danken und für sein geplantes weiteres Wirken für die Raumschaft Zell und Harmersbachtal die beste Gesundheit zu wünschen!

*Bertram Sandfuchs*

## Nachruf Eugène Kurtz, Strasbourg

Am 15.11.2006 ist Herr Eugène Kurtz im Alter vom 85 Jahren in Strasbourg gestorben. Im Oktober 1990 verlieh ihm der Historische Verein für Mittelbaden die Auszeichnung der Ehrenmitgliedschaft. Diese galt sowohl seiner Persönlichkeit, 1921 geboren, ein bewegtes und schicksalhaftes Leben zwischen Frankreich und Deutschland führend, ein Mensch mit großer Erfahrung, zudem sehr kontaktfreudig, hilfsbereit und in Freundschaften treu sowie verlässlich. Er war Mitglied in der Mitgliedergruppe Meißenheim des Historischen Vereins für Mittelbaden sowie Präsidiumsmitglied der Société d'histoire et d'archéologie d'Alsace.

Ferner zeigte Eugène Kurtz ein großes Interesse an der Geschichte, Archäologie und Lebenskultur des Elsass; er erforschte intensiv die Geschichte der Kelten im Gebiet der Vogesengepfele, mittelalterliche Befestigungen und Burgen des Elsass; Ausgrabungen wurden unter seiner Regie besonders im elsässischen Ried bei Benfeld und Erstein durchgeführt und er war der Antrieb und der Durchführende für die Inventarisierung der Grenzsteine des Landes in den Vogesen und am Rhein.

Für uns waren die Kontakte von Eugène Kurtz zur Ortenau, zum Historischen Verein für Mittelbaden wichtig und auch befruchtend. In diesem Bereich war er ein glühender Verfechter der französisch/deutschen Zusammenarbeit allgemein, verbunden mit dem leidenschaftlichen Plädoyer für die gemeinsame Aufarbeitung der Geschichte und der Archäologie. So wurde er auch ein Vermittler von Kontakten zwischen dem Geschichtsverein der Vier Kantone im Elsass und den Mitgliedergruppen des Historischen Vereins in der südlichen Ortenau. Er konnte dies gut und intensiv realisieren, da er auch ein profunder Kenner des mittleren Schwarzwalds, der Rheingrenzregion und der Grenzsteine rechts des Rheins war. Als solcher Kontaktsuchender und Vermittler gab er den direkten Anstoß zur Bildung einer Arbeitsgemeinschaft „Grenzsteine rechts des Rheins“ innerhalb des Historischen Vereins für Mittelbaden in den Jahren 1987 bis 1989, die insbesondere für den Historischen Verein für Mittelbaden drei nennenswerte und bis heute bedeutende Ergebnisse brachte: die Dokumentation der Grenzsteine rechts des Rheins, dauerhafte Begegnungen zwischen der Société d'histoire et d'archéologie d'Alsace und dem Historischen Verein, sowie die Bildung einer Fachgruppe „Grenzsteine und Kleindenkmale“ im Bereich des Historischen Vereins für Mittelbaden.

Wir in der Ortenau danken daher mit vollem Recht Eugène Kurtz als Ehrenmitglied unseres Vereins, als dem Kenner der Archäologie rechts und links des Rheins, der noch bis 2005 sich rege und inspirierend an gemeinsamen Fundbegehungen in den Vogesen und im Schwarzwald beteiligte, sowie als Initiator für den Historischen Verein. In diesem Danken und Gedenken seien noch markante Daten und Fakten genannt.

- 1983 E. Kurtz stößt zur Fachgruppe „Archäologie“ des Hist. Vereins.
- 1986 Dokumentation der Rheingrenze links des Rheins durch die Société d'histoire et d'archéologie d'Alsace und Ausstellung darüber in Strasbourg
- 1987 E. Kurtz und die Fachgruppe „Archäologie“ im Hist. Verein regen die Schaffung einer Arbeitsgemeinschaft „Grenzsteine“ im Hist. Verein an.
- 05.03.1988 Gemeinsames informatives Treffen mit Erfahrungsaustausch aus dem Elsass. E. Kurtz hält einen informativen und kenntnisreichen Vortrag über die Geschichte des Rheins als Grenze, vor allem im späten 18. und im 19. Jahrhundert. Claus Leser wird Leiter der Arbeitsgemeinschaft.
- 26.03.1988 erste Arbeitssitzung
- 04.11.1988 zweite Arbeitssitzung mit Anlieferung von letzten Unterlagen und Formblättern.

- 23.09.1989 Der für Ende 1988 geplante Abschluss der Dokumentation bedurfte noch verschiedener Arbeiten. Die Arbeitsgemeinschaft schließt die Erstellung der Dokumentation ab.
- 25.11.1989 Die Dokumentation der Grenzsteine rechts des Rheins wird vom Hist. Verein für Mittelbaden an die Société d'histoire et d'archéologie d'Alsace übergeben.
- 21.10.1990 Eugène Kurtz wird die Ehrenmitgliedschafts-Urkunde überreicht. Die Arbeitsgemeinschaft Grenzsteine wird offiziell mit einer Fachgruppe „Grenzsteine“ fortgeführt.

Die Dokumentation „Grenzsteine rechts des Rheins“ selbst wurde vom März 1988 bis Mai 1989 erstellt; sie betrifft die Strecke von Oberhausen im Süden bis Freistett/Greffern im Norden. Die Dokumentation enthält ein Mitarbeiterverzeichnis, eine Kopie des Grenzvertrages von 05. Mai 1840 sowie ein Protokoll über die Rheingrenze innerhalb der Gemeinde Kappel von 1840, verschiedene zeitgenössische Landkarten in Kopie sowie 52 Formblätter der einzelnen Grenzsteine mit Fotos und Beschreibungen.

Die Dokumentation ist heute einsehbar in der Bibliothek des Vereins in Kehl-Kork, die jeweils am Samstag von 10.00 bis 16.00 Uhr geöffnet ist.

*Dr. Dieter Kauß, Ehrenpräsident des Hist. Vereins für Mittelbaden*

## Nachruf Gerhard Hertel (22.6.1924–5.2.2007)

Mit Trauer haben die Freunde vom Historischen Verein für Mittelbaden die Nachricht vom Ableben Gerhard Hertels vernommen. Der Freudenstädter Stadthistoriker war in seiner Heimatstadt eine Institution, denn niemand kannte die Geschichte Freudenstadts besser als er. Die Berufsunfähigkeit des Vaters und die Einberufung in den Krieg verhinderten, dass der schon in der Schule als „Geschichtspräsident“ achtungsvoll bezeichnete hochbegabte Junge ein Studium aufnehmen konnte. Hertel lernte als junger Wehrmachtssoldat die Schrecken des Krieges kennen, wurde aber vor Kriegsende wegen Tuberkulose aus der Wehrmacht entlassen. In seiner Heimatstadt Freudenstadt erlebte er die apokalyptischen Bilder des Kriegsendes mit.

Der Krieg war für Hertel Anstoß für eine lebenslänglich wache Zeitzeugenschaft. Er traf 1952 auf Martin Niemöller und fand in dessen pazifistischem Engagement in der Gesamtdeutschen Volkspartei sein eigenes Anliegen verwirklicht. Erhard Eppler, Johannes Rau und Gustav Heinemann waren seine Weggefährten und persönlichen politischen Freunde. Mit ihnen stieß er 1957 zur SPD, für die er sich mit respektablem Ergebnis, aber ohne Erfolg für ein Bundestagsmandat bewarb. So blieb sein politisches Wirken auf die Kommunalpolitik beschränkt. Die eigene Erfahrung sozialer Benachteiligung auf dem Bildungsweg, die Kriegserfahrungen und die engagierte Ausprägung eines weltoffenen protestantischen Christentums waren die Wurzeln seines politischen Engagements.

Seine große Leidenschaft war aber die Stadt- und Landesgeschichte. Er erforschte die Gründung Freudenstadts im Jahr 1599 und revidierte alte Legenden: Freudenstadt war weder als Bergmannsiedlung noch als Zufluchtsort für Glaubensflüchtlinge gegründet worden, sondern als Residenz eines nach Westen orientierten Württemberg. Die intensive Beschäftigung mit der Person des Stadtgründers Herzog Friedrich I. von Württemberg schloss Hertel mit einer viel beachteten Monografie ab. Er erkannte die Bedeutung der linksrheinischen Besitzungen und die Bedeutung der württembergischen Pfandschaft der Herrschaft Ober-





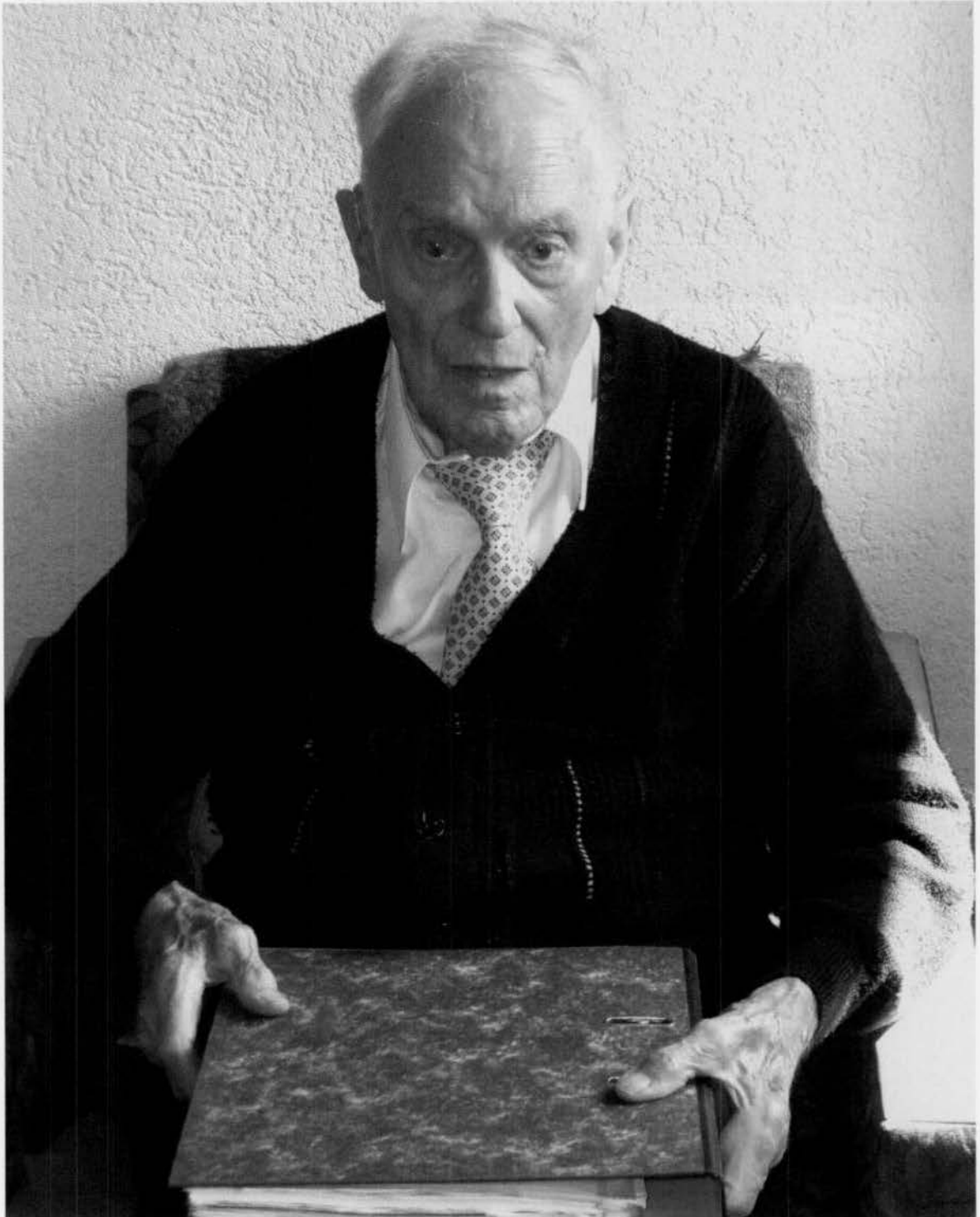
kirch. Das führte zur Verbindung mit dem Historischen Verein und zu Freundschaften mit Lokalhistorikern jenseits des Kniebis.

Hertel initiierte auch aus genauer historischer Kenntnis des Freudenstädter Stadtplaners Heinrich Schickhardt die Schickhardtstraße, die Wirkungsorte des „schwäbischen Leonardo“ verbindet. Im Renchtal wurde das 1615 niedergebrannte Oppenau nach den Plänen Schickhardts wieder aufgebaut, es ist ebenso Station der Schickhardtstraße wie die linksrheinischen Gebiete um Mömpelgard, Reichenweiher und Horburg. Das Projekt Schickhardtstraße wurde zu einem Brückenschlag über den Rhein. Gerhard Hertel war jahrzehntelang Kustos des Freudenstädter Museums, Geschäftsführer des Heimatvereins und Herausgeber der Freudenstädter Heimatblätter. Die Landesbibliografie Baden-Württemberg verzeichnet 201 Titel von ihm. Das letzte seiner zahlreichen Bücher, eine Art Vermächtnis mit historischen Beiträgen, erschien wenige Monate vor seinem Tod (Gerhard Hertel, *Erlebnisse, Ansichten, Einsichten*. Aus 80 Jahren, Geiger Verlag Horb, 340 Seiten). Mit höchsten Auszeichnungen wie dem Bundesverdienstkreuz, der Heimatmedaille Baden-Württemberg und der Bürgermedaille der Stadt Freudenstadt wurden Hertels Tätigkeiten gewürdigt. Die Historikerfreunde der Ortenau haben mit ihm nicht nur einen äußerst kompetenten Gesprächspartner verloren, sondern auch einen lieben Freund.

*Heinz G. Huber*

## Emil Schwendemann aus Münchweier wurde 100 Jahre alt

Oberregierungslandwirtschaftsrat i. R. Emil Schwendemann, der am 23. April 1907 in Münchweier zur Welt kam, ist das älteste Mitglied der Ettenheimer Mitgliedergruppe, möglicherweise sogar das älteste Mitglied des Historischen Vereins für Mittelbaden. In Murg am Hochrhein konnte er im Kreise seiner Familie seinen 100. Geburtstag feiern. Der Orts-



vorsteher von Münchweier, ein Vertreter des Vereins zur Kultur- und Heimatpflege Münchweier, dessen Ehrenmitglied er seit 1993 ist, und der Vorsitzende des Historischen Vereins Ettenheim überbrachten dem geistig noch sehr regen Jubilar die Glückwünsche aus der Heimat verbunden mit dem Dank für seine zahlreichen Veröffentlichungen zum Brauchtum, zur Mundart und zur Geschichte seines Geburtsortes. Aus Anlass seines 90. Geburtstages wurden seine großen Verdienste schon in der „Ortenau“ 1977, Seite 18–19, ausführlich gewürdigt.

Die berufliche Laufbahn hatte Emil Schwendemann 1951 an das Landwirtschaftsamt Säckingen und die Landwirtschaftsschule Laufenburg geführt. Nach seiner Pensionierung 1969 begann eine lang anhaltende Periode ehrenamtlichen Schaffens. Die ersten Jahre seines Ruhestandes verbrachte er in Münchweier, dann zog er nach Murg in die Nähe seines früheren beruflichen Wirkungsortes,

Für beide Gemeinden verfasste er zahlreiche heimatgeschichtliche Aufsätze. Er schrieb über die Flurbereinigung, die Geschichte des Weinbaus und das bäuerliche Leben in Münchweier und legte Verzeichnisse der Kleindenkmale und Flurnamen an. Aufschlussreich ist auch seine Geschichte der alten Klosterhöfe in Ettenheimmünster. Aus der langen Liste seiner Veröffentlichungen seien einige besonders hervorgehoben: Daten aus dem Leben der Gemeinde Münchweier (1976), Dialektwörterbuch mit 7000 Mundartwörtern (1985, 1992), Bibliographie zur Geschichte Ettenheims (1987, 1995), Chronik des Chorgesangs in Münchweier (1995), Festschrift zum 900-jährigen Weihejubiläum der Münchweierer Kirche (1998). In dieser Aufzählung sind die vielen Themen noch nicht enthalten, die er für die „Barocke Landschaft“ (1981), die Ortssippenbücher von Münchweier und Ettenheimmünster und das „Badische Wörterbuch“ bearbeitet hat.

Auf Grund seiner ersten Veröffentlichungen zur örtlichen Geschichte und der volkskundlichen Darstellung des bäuerlichen Lebens von Münchweier, insbesondere aber auch wegen seiner Verdienste um den Rebaufbau und die Flurbereinigung in seiner Heimatgemeinde wurde er 1978 mit der Verdienstmedaille der Stadt Ettenheim ausgezeichnet.

An seinem 75. Geburtstag 1982 erhielt er das Bundesverdienstkreuz. Der Geehrte, so der damalige baden-württembergische Wirtschaftsminister Dr. Eberle in einer Feierstunde in Murg, habe sich auch als Stadt- und Kreisrat in besonderem Maße vorbildlich für die Belange der Landschaft des Hotzenwaldes und der dort lebenden Menschen eingesetzt. Der Waldshuter Landrat Dr. Wurz bezeichnete Schwendemann als „Sachwalter der Landschaft“ und zollte ihm höchstes Lob mit der Aussage „Männer wie Sie fordern nicht, sondern arbeiten am Zustandekommen der Gemeinschaft“. Dazu gehörte auch seine ehrenamtliche Mitarbeit im Altenwerk und in der Pfarrgemeinde in Murg.

Trotz seiner beruflichen und ehrenamtlichen Erfolge blieb er ein bescheidener und liebenswürdiger Mensch. Emil Schwendemann hat sich nicht nur um seine Heimat Münchweier, sondern auch um seine Wahlheimat am Hochrhein verdient gemacht.

*Bernhard Uttenweiler*

## Zum 100. Geburtstag von Wilhelm Mechler



*Foto: Kurt Klein*

Am 10. September 2007 wäre Wilhelm Mechler 100 Jahre alt geworden. Von 1954 bis zu seinem Tod am 4. November 1982 war er Vorsitzender der Mitgliedergruppe Kehl/Hanauerland. 1971 übernahm er den Vorsitz des Gesamtvereins. 1982 erhielt er für seine Verdienste die Ehrenmitgliedschaft unseres Vereins.

Oberstudiendirektor Wilhelm Mechler leitete von 1968 bis 1973 das Kehler Einstein-Gymnasium und war zudem seit 1959 Mitglied des Kreistages, zunächst des Landkreises Kehl und nach der Kreisreform des Ortenaukreises.

Er hielt eine Vielzahl historischer Vorträge über die Geschichte der Ortenau und engagierte sich als Autor unseres Jahrbuchs – insbesondere über Kehl und seine Brücken – sowie Porträtist wichtiger Vereinspersönlichkeiten.

Besonders wichtig war ihm der Brückenschlag nach Frankreich. Unvergessen sind seine zahlreichen Aktivitäten zur deutsch-französischen Völkerverständigung, für die er auf seinen Führungen durch Straßburg warb.

In Würdigung seiner besonderen Verdienste im kulturellen Bereich wurde Wilhelm Mechler 1976 das Bundesverdienstkreuz verliehen.

*Wolfgang M. Gall*



## 50 Jahre Historischer Verein Yburg

Im Jahre 1957 warf in Steinbach ein großes Ereignis seine Schatten voraus. Im darauffolgenden Jahr sollte die 700-Jahrfeier der Verleihung der Stadtrechte an Steinbach begangen werden.

Dieses Jubiläum nahmen im November 1957 historisch interessierte Menschen aus dem Rebland zum Anlass, in einer konstituierenden Sitzung in Anwesenheit des Präsidenten des „Historischen Vereins für Mittelbaden“ Dr. Otto Kähni sowie Mitgliedern der Ortsgruppe Oppenau eine neue Mitgliedergruppe im Historischen Verein für Mittelbaden mit dem Namen „Historischer Verein Yburg“ zu gründen.

Am 5. Dezember 1957 wurde im Gasthaus Sternen in Steinbach dann ein Vorstand für diese Mitgliedergruppe gewählt. Oberlehrer i. R. Franz Hassmann aus Steinbach wurde zum Vorsitzenden des „Historischen Verein Yburg“ gewählt, Ratsschreiber Karl Seiter aus Neuweier wurde sein Stellvertreter. Als Rechner fungierte Erich Arnold Huber aus Neuweier, ein im Renchtal gebürtiger Heimatforscher. Zum Schriftführer wurde Albert Schuler, Steinbach, gewählt. Laut Protokoll bestand die Gruppe an diesem Tag aus 26 Mitgliedern, wuchs aber bereits im folgenden Jahr auf 53 Mitglieder an.

Die erste Aufgabe war die Vorbereitung und Mitgestaltung der Feierlichkeiten anlässlich der 700-Jahrfeier der Verleihung der Stadtrechte. Zu diesem Ereignis wurde u. a. eine Ausstellung, bestehend aus historischen Dokumenten und Gegenständen, zusammengetragen. Franz Hassmann stellte eine Dorfchronik zusammen, die als Festschrift gestaltet und unter dem Titel „1200 Jahre Steinbach – 700 Jahre Stadtrecht“ von der Stadtverwaltung Steinbach herausgegeben wurde. Das Theaterstück „Unsterbliche Heimat“ in sieben Zeitabschnitten, gespielt von 24 Laienspielern, wurde von E. A. Huber geschrieben.

Zwei Busfahrten wurden durchgeführt, nach Allerheiligen und Oppenau, sowie Schauenburg, Staufenberg und Hohengeroldseck. Großes Interesse fanden auch die Vorträge, beispielsweise „Die Lautenbacher Altarbilder“ oder „Kirchliche Kunst in Burgund“. Bis zu 60 Besucher konnte man damals zählen.

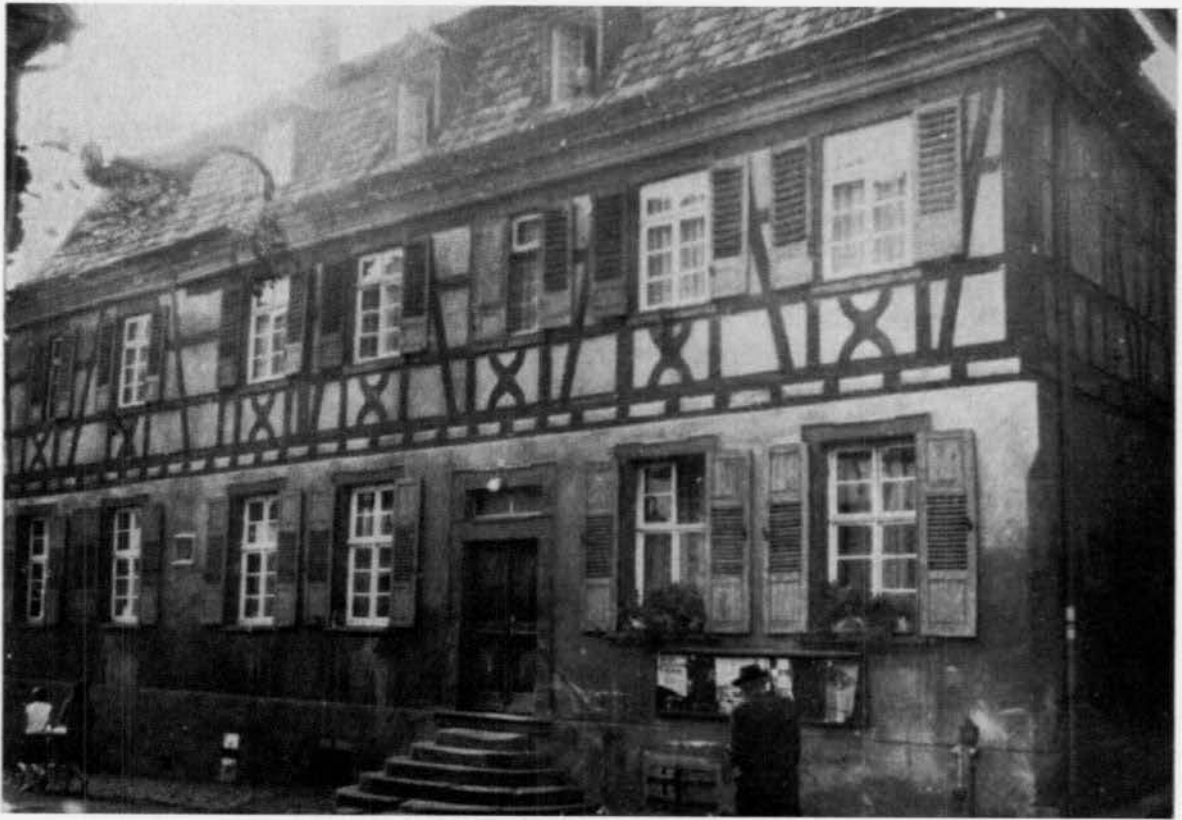
Ein weiterer Höhepunkt des Jubiläumsjahres war die Organisation und Veranstaltung der Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden in Steinbach.

Überraschend verstarb im Sommer 1959 der erste Vorsitzende Franz Hassmann. Mit ihm verlor die Gruppe ihren Gründer, Initiator und eifrigen Forscher. Altbürgermeister Friedrich Mattes übernahm das verwaiste Amt, Erich A. Huber wurde als sein Stellvertreter gewählt. Neu in den Vorstand gewählt wurde Luise Nitsche, die das Amt des Kassenwarts übernahm und es 22 Jahre innehatte.

Fünf Jahre später dann wurde Friedrich Hettler zum ersten Vorsitzenden gewählt. Zum Schriftführer wurde Karl Schwab gewählt, ein Mann, der bis heute aktiv im Vorstand als Museumsleiter tätig ist. Der zweite Vorsitzende, Erich A. Huber, übernahm in den nächsten neun Jahren einen Großteil der Planungen von Fahrten und Vorträgen, da der erste Vorsitzende beruflich stark belastet und gesundheitlich angeschlagen war. Huber organisierte etwa 16 Fahrten und Vorträge zu historischen Stätten in Mittelbaden und im Unterelsass. Diese waren bei Mitgliedern und Gästen sehr beliebt, die Omnibusse immer gut gefüllt.

Erich Arnold Huber verstarb 1973. Bei den Neuwahlen wurde Landwirtschaftsschulrat i. R. Hermann Oser, ein gebürtiger Offenburger und schon lange in Steinbach lebend, zum Vorsitzenden gewählt. Als Beisitzer kamen Clara Meyer aus Steinbach, Karl Kist aus Neuweier und Peter Velten aus Sinzheim neu in den Vorstand.

Wie auch sein Vorgänger war Hermann Oser neun Jahre im Amt. Es stellte sich bald heraus, dass man mit ihm eine gute Wahl getroffen hatte. Ruhig, fleißig und konsequent



*Das ehemalige Amtshaus in Steinbach um 1950 mit der Barocktreppe*

forschte er nach den Quellen unserer Geschichte. Unter seiner Ära wurden fast 50 Vorträge, Fahrten und Besichtigungen angeboten. Jedes Jahr am Pfingstsonntag fanden größere Jahresausflüge statt, beispielsweise nach Kaiseraugst und Schaffhausen, Bad Kreuznach und Sponheim, Kloster Lorsch und Neresheim, zur Stauferausstellung nach Stuttgart u. v. m.

Er war Mitbegründer des Steinbacher Heimatmuseums, das 1978 eröffnet und 1992 in „Reblandmuseum Baden-Baden“ umbenannt wurde.

Im Jahre 1978 wurde unter der Redaktion von Hermann Oser der Band 16 des Arbeitskreises für Stadtgeschichte Baden-Baden unter dem Titel „Zur Stadtgeschichte von Steinbach“ herausgebracht. Das über 250 Seiten umfassende Buch ist in erster Linie eine Sammlung, eine Zusammenfassung aller historischen Forschungen über Steinbach sowohl aus seiner Hand wie auch frühere Publikationen z. B. in Gemeindemitteilungsblättern von Franz Hassmann u. a. Innerhalb weniger Jahre war das Buch vergriffen.

Ebenso veranlasste Hermann Oser 1978, ein Jahr nach der Versetzung des Meister-Erwin-Denkmal, die Nachprägung einer 1844 bei der Einweihung des Meister-Erwin-Denkmal geschaffenen Gedenkmünze. Lange Zeit hatte er nach dem Original geforscht, das bereits einen Tag nach dem Freimaurertreffen in Steinbach vergriffen war, und es dann im Münzkabinett von Karlsruhe entdeckt.

Die Steinbacher Eingemeindung nach Baden-Baden im Jahre 1972 brachte es mit sich, dass im früheren Amtshaus – im 19. Jahrhundert Forsthaus – drei Räume im Erdgeschoss, in denen bis zu diesem Zeitpunkt das Bauamt untergebracht war, frei wurden. Es kam der Gedanke auf, in diesem um 1700 wieder aufgebauten Barockgebäude ein Ortsmuseum einzurichten. 1974 wurde in einer Vorstandssitzung der Einrichtung eines solchen mehrheitlich zugestimmt. Zwei Jahre später renovierte die Stadt Baden-Baden drei Räume für diesen



*Das Reblandmuseum 1988, Bild von Karl Schwab*

Zweck. Der künftige Museumsleiter Karl Schwab bekam tatkräftige Unterstützung vom Vereinsvorsitzenden sowie von Ratsschreiber Rudi Liebich. Nachdem die Stadt fünf alte Vitrinen zur Verfügung gestellt hatte, konnte im März 1977 die Arbeit in den straßenseitigen Räumen im Erdgeschoss beginnen. Beim Erwinsfest im September 1978 war die Eröffnung. Erst im Jahre 2007 konnte auch das letzte Zimmer im Obergeschoss, in dem sich noch bis Ende der 1980er-Jahre Sozialwohnungen befanden, dem Publikum als Sonderausstellungsraum präsentiert werden. Es würde den Rahmen gewaltig sprengen, hier über die fast 30-jährige ehrenamtliche Aufbauzeit zu berichten. Das Haus besitzt jetzt 16 Ausstellungsräume, einschließlich der Flure.

Hermann Oser wurde 1980 zum Ehrenvorsitzenden ernannt. Den ersten Vorsitz übernahm nochmals Friedrich Wilhelm Hettler, der jedoch bereits zwei Jahre später verstarb. Da Rudi Liebich, der zweite Vorsitzende, aus beruflichen und gesundheitlichen Gründen den ersten Vorsitz nicht übernehmen konnte, wurde die Situation prekär. Auch die Kassenführung war vakant, Luise Nitsche war schwer erkrankt. Für ein Jahr übernahm Karl Kist aus Neuweier das Amt des Kassenwarts, ihm folgte 1982 Konrad Velten (ebenfalls Neuweier), der dieses Amt heute noch innehat.

Die Suche nach einem Vorsitzenden gestaltete sich schwierig. Da kam man auf eine Frau, die erst kurze Zeit Mitglied im Verein war, dynamisch, kultur- und kunstbeflissen mit Durchsetzungsvermögen: Ursula Schäfer. Nach anfänglichem Zögern sagte sie ja. Die Vorstandschaft konnte aufatmen.

Fast 23 Jahre – von Februar 1983 bis November 2005 – war Ursula Schäfer Vorsitzende des Historischen Verein Yburg. Dies war bei weitem die längste Amtszeit in der Geschichte unserer Ortsgruppe. Ihr besonderes Verdienst war es, die Mitgliederzahl innerhalb von drei



Jahren von 48 Mitgliedern auf fast 100 zu erhöhen. Noch bis heute (Oktober 2006) konnte der Stand von 98 Mitgliedern erhalten werden. Von ihr ging auch die Initiative aus, der Mitgliedergruppe eine Satzung zu geben und sie ins Vereinsregister eintragen zu lassen.

In Ursula Schäfers Amtszeit fanden fast 40 Fahrten zu geschichtlichen Stätten statt, zum Teil mit dem Bildungswerk Rebland, zum Teil mit dem Schwarzwaldverein. An Burgenfahrten und Wanderungen wären zu nennen: Yburg, Hohenbaden, Dautenstein, Landeck und Hochburg, Hohenzollern. Im Elsass besuchte man Fleckenstein, Lichtenberg, Falkenstein, Waldeck, Bernstein, Ortenburg und Ramstein. Auch die ehemaligen Klöster Hirsau, Frauenalb, Herrenalb, Maulbronn, Schwarzach, Gengenbach und Alpirsbach, Tennenbach, St. Peter und St. Märgen wurden besichtigt.

Auch Baden-Badens antike und mittelalterliche Sehenswürdigkeiten kamen an die Reihe: Badruinen, Stiftskirche, Kloster Lichtenthal u. a., Führungen meist von Ursula Schäfer.

Museen in Bühl, Weitenung, Lichtenau, Freistett, Sasbach, Kork, Haslach, Waldkirch, Rastatt, Haueneberstein, Ottersdorf, Karlsruhe und Speyer standen auf dem Programm.

Für Vorträge konnten folgende Chronisten gewonnen werden: Dr. Dieter Kauß, Kurt Klein, Inge Jockers, Margot Fuß, Emilie Ruf, Eleonore Gauges, Petra Simon, Dieter Bäuerle, Adolf Hirth und Hans Wehrle. Doch es gab auch Vortragende aus den eigenen Reihen: Willi Daferner, Rudi Liebich, Konrad Velten, Doris Steffens, Karlheinz Darweger sowie die Chronisten Ursula Schäfer und Karl Schwab.

1987 gab der Verein eine Broschüre über die Yburg mit 20 Seiten, acht Fotos und drei Zeichnungen heraus, bearbeitet von Doris Steffens.

Währenddessen arbeiteten 22 Autoren an der Schaffung eines neuen Heimatbuches mit dem Titel „Das Baden-Badener Rebland unter der Yburg – Steinbach, Neuweier, Varnhalt“. Redaktionell bearbeitet wurde das 478 Seiten starke Buch, das im November 1989 herausgegeben wurde, von Ursula Schäfer, Karin Rogge und Heinz Bischof.

In der Zeit von Ursula Schäfers Vorstandschaft wuchs auch das Museum immer weiter. Besonders während des seit 1978 im Juni stattfindenden Stadtfestes „Mittelalterliche Winzertage“ in Steinbach wurde das Museum immer gut besucht. In den 1980er-Jahren zimmerte Karl Burkart aus Weitenung eine Bude, die neben dem Eingang aufgestellt wurde. Ein Museumsquiz, gestaltet von der Vorsitzenden, fand mehrere Jahre großen Anklang bei Kindern und Erwachsenen. Am 23. April 1992 unterzeichneten der damalige Bürgermeister Jörg Zwosta und Ursula Schäfer einen Nutzungsvertrag für das „Alte Amtshaus“ zwischen der Stadt Baden-Baden und dem Historischen Verein, Mitgliedergruppe Yburg, als Museumsträger. Der Verein erhielt hiermit Schlüsselgewalt. Schon Jahre zuvor war aus dem Heimatmuseum Steinbach das Baden-Badener Reblandmuseum geworden.

Die inzwischen 14 Vorstandsmitglieder betreuen das Haus an den Öffnungstagen, jeweils dem ersten Sonntag eines jeden Monats sowie an den Winzertagen und am Katharinenmarkt, abwechselnd. Vergessen werden dürfen aber auch nicht die unzähligen Stunden handwerklicher Arbeit, die ehrenamtlich geleistet wurden, sei es bei der Renovation der Räume, dem Restaurieren der Exponate und der Reinhaltung des Gebäudes. Genannt werden daher hier (in alphabetischer Reihenfolge): Michael Binz, Karl Burkart, Waltraud und Albert Fritz, Wolfgang Riekenberg, Irene Sackmann, Karl Schwab, Tirza und Konrad Velten sowie Erika Weiser. Auch die monatlichen Stammtischabende im Museum, welche seit 1994 von Tirza und Konrad Velten ausgerichtet werden, erfreuen sich wachsender Beliebtheit. Nicht nur Vereinsmitglieder, auch Gäste sind stets herzlich willkommen.

Archäologische Nachforschungen – zum Teil unter Aufsicht des Denkmalamtes – konnten wichtige baugeschichtliche Erkenntnisse hervorbringen. So wurde vor über 40 Jahren bei Kanalisationsarbeiten im „Städtl“ die Fundamente der Stadttor-Türme und der Wände des Stadtgrabens angeschnitten (vgl. „Die Ortenau 1966“).



Beim Fußboden-Heizungseinbau in der Pfarrkirche St. Jakobus 1972 wurden Mauerreste von drei Vorgängerkirchen entdeckt (vgl. „Die Ortenau 2005“) und 1973 und 1975 neben der Kirche im Kirchhof die Fundamente der Gernerkapelle (Beinhaus) aufgenommen und im Modell rekonstruiert.

Im heutigen Bürgergarten (ehemals Kühn'scher Garten) erkundeten 1987 Willi Daferner mit Schülern der Hauptschule Steinbach und Karl Schwab den nördlichen Verlauf der Stadtmauer und des Spitzgrabens.

In Neuweier wurde 1997 beim Bau der Pfarrhalle ein Teil der Fundamente mit Graben des ehemaligen oberen Schlosses, welches 1783 wegen Baufälligkeit abgerissen wurde, wiederentdeckt.

Zurück zur Vereingeschichte: Im September 1999 verstarb Ehrenmitglied Rudi Liebich, der seit der Gründung Mitarbeiter und Ratgeber in historischen Fragen zur Heimatgeschichte war.

Im November 2005 fanden Neuwahlen statt. Ursula Schäfer, die inzwischen auch das Amt der Ersten stellvertretenden Präsidentin im Historischen Verein für Mittelbaden innehatte, trat den Vorsitz in der Mitgliedergruppe Yburg an Heike Schnitzer, Konrektorin der Grund- und Hauptschule Steinbach, ab. Mit ihr hat der Verein eine gute Wahl getroffen, da sie die Fähigkeit hat, Schülern Heimatgeschichte altersgerecht zu vermitteln und sich darum bemüht, diese für das Museum zu interessieren. Zweiter Vorsitzender wurde Ulrich Hildner, der Ortsvorsteher der Reblandgemeinden Neuweier, Steinbach und Varnhalt, der den bisherigen Zweiten Vorsitzenden Michael Stockenberger, jetzt Bürgermeister in Bühlertal, ablöste. Kassensführer blieb Konrad Velten, Schriftführer Herbert Hauser, Museumsleiter Karl Schwab. Die Namen der Beisitzer sind Karl Burkart (Weitenung), Willi Daferner (Varnhalt), Waltraud und Albert Fritz (Steinbach), Wolfgang Riekenberg (Steinbach), Irene Sackmann (Neuweier), Peter Velten (Sinzheim), Tirza Velten (Neuweier) und Erika Weiser (Neuweier).

Die Ereignisse wiederholen sich. Wie im Jahr der Gründung der Mitgliedergruppe Yburg stehen auch im folgenden Jahr – 2008 – Jubiläumsfeierlichkeiten an. 750 Jahr Stadtrecht Steinbach sollen gebührend gefeiert werden. Der Historische Verein beteiligt sich aktiv bei den Planungen durch die Teilnahme am Arbeitskreis „750 Jahre Stadt Steinbach 2008“.

Unsere Schwerpunkte im Jubiläumsjahr 2008 werden die Herausgabe eines Wandkalenders mit historischen Motiven, wechselnde Sonderausstellungen im Reblandmuseum sowie museumspädagogische Aktivitäten sein. Außerdem recherchiert Willi Daferner für einen Beitrag für die Ortenau 2008 zum Thema „750 Jahre Stadtrecht Steinbach“. Und wie auch im Jahr 1958 werden wir die Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden ausrichten.

*Karl Schwab und Heike Schnitzer*

### *Quellen*

Protokolle im Archiv Reblandmuseum

Zeitungsberichte und Tätigkeitsberichte in der „Ortenau“

Bild des Amtshauses um 1950 aus „Die Ortenau“ 1969, S. 327

Manuskript: „30 Jahre Mitgliedergruppe Yburg“ von Ursula Schäfer

## Vor 175 Jahren: Philipp Jakob Siebenpfeiffer (1789–1845) aus Lahr und das Hambacher Fest von 1832

Der deutsche Südwesten hat im Umkreis der Revolution von 1848/49 eine Vorreiterrolle gespielt. Aufgrund dieser großen freiheitlichen Tradition ist die Region daher besonders aufgefordert, diese freiheitlich-demokratische Tradition zu pflegen und in die Zukunft Europas zu tragen. Von Frankfurt am Main über Mainz bis Lörrach wird es zukünftig möglich sein, auf den Spuren der Freiheitsbewegung – von der Französischen Revolution bis in die Gegenwart – den deutschen Südwesten bereisen zu können und anhand von Gebäuden, Museen, Plätzen und anderen Erinnerungsorten die gemeinsamen freiheitlich-demokratischen Traditionserfahrungen kennenzulernen: Am 7. September 2007 wurde in Hambach der Startschuss für die „Straße der Demokratie“ gegeben. Die Städte Karlsruhe und Offenburg hatten diese Initiative bereits vor Jahren ergriffen. Sie entstand während der Jubiläumsfeierlichkeiten „150 Jahre Revolution von 1848/49“ in den Jahren 1997 bis 1999. Der Initiative sind in einer Arbeitsgruppe elf Städte, zwei Erinnerungsstätten und die Landeszentralen für politische Bildung Baden-Württemberg und Rheinland-Pfalz gefolgt. Mit einem Reiseführer „Straße der Demokratie – Revolution, Verfassung und Recht“ wurde nun der Startschuss für eine touristische Umsetzung gegeben.

Die eine oder andere Stadt oder Stätte fehlt zwar noch, wird sich aber sicher noch einreihen in dieses begrüßenswerte Projekt. Nehmen wir nur Lahr: Hier wurde die treibende Kraft des Hambacher Festes von 1832 geboren: Philipp Jakob Siebenpfeiffer. Von ihm stammt der Aufruf zum Fest: „Auf, ihr deutschen Männer und Jünglinge jeden Standes, die der heilige Funke des Vaterlandes und der Freiheit durchglüht, strömet herbei! Deutsche Frauen und Jungfrauen, deren politische Mißachtung ein Fehler ist, schmücket und belebet die Versammlung durch eure Gegenwart!“ Und oben auf dem Schloss erklang dann vor einer gewaltigen Volksmenge das von Siebenpfeiffer gedichtete Festlied: „Hinauf, Patrioten! Zum Schloß, zum Schloß! Hoch flattern die deutschen Farben!“ Die letzte Zeile des grandiosen Aufrufes lautete: „Wir pflanzen die Freiheit, das Vaterland auf!“ Man sieht: die Offenburger Freunde der Verfassung von 1847 hatten in der unmittelbaren Nachbarschaft mutige Vorfahren. Siebenpfeiffer wurde sofort vor Gericht gestellt – und zunächst freigesprochen, dann aber wegen „Beleidigung in- und ausländischer Behörden“ verurteilt. Siebenpfeiffer seilte sich aus dem Gefängnis ab und floh in die Schweiz, nach Zürich, wo man ihm und vielen anderen Asyl gewährte. Die Schweiz, das bewährte Exil deutscher Demokraten, wird die Straße der Demokratie ebenso vervollständigen wie der Anschluss an den im Juni 2006 im Elsass eröffnete „Chemin de la Mémoire et des Droits de l’Homme“ (Straße des Erinnerns und der Menschenrechte).

(Literatur zu Siebenpfeiffer: Geroldsecker Land 3 (1960), 15 (1973); Die Ortenau 65 (1985); Ein Leben für die Freiheit. Philipp Jakob Siebenpfeiffer 1789–1845. Konstanz 1989).

*Martin Ruch*

## Berichte der Mitgliedergruppen

### *Achern*

In Baden-Württemberg fand 2005 das große „Römerjahr“ mit zwei ins Jahr 2006 hineinreichenden großen Landesausstellungen in Stuttgart und Karlsruhe statt. Dies war Anlass für unsere Mitgliedergruppe, thematisch anzuknüpfen. Mit einigen darauf bezogenen Veranstaltungen im Jahresprogramm wurden Schlaglichter auf die faszinierende Geschichte unserer Region in den Jahrzehnten vor und in rund vier Jahrhunderten nach Christi Geburt geworfen.

Der zweite Programmteil brachte die Fortsetzung von zwei in den Vorjahren begonnenen Vortragsreihen: Die Themenfolge „Häuser und Menschen in Achern“ stellt unmittelbare orts- und personengeschichtliche Bezüge her und mit der Veranstaltungsreihe „Baumeister und Bauwerke am Oberrhein“ sollen Zeugnisse der Baukunst unserer Region schrittweise erschlossen werden.

Leitthema 2006: „Der Oberrhein als Grenzregion des Imperium Romanum“

Der Auftakt ins „Acherener Römerjahr“ erfolgte bereits 2005 mit einem Sondertermin:

1. Mittwoch, 26. Oktober 2005  
„Römerfunde in Achern“: Besuch der Ausstellung im Sensen- und Heimatmuseum Achern mit Sonderführung und Vortrag durch Herrn Horst Brombacher, der die Acherener Situation zur Römerzeit anschaulich darlegte.
2. Donnerstag, 12. Januar 2006  
Generalversammlung der Mitgliedergruppe Achern  
(Verabschiedung des bisherigen Vorstandes Horst Brombacher und Elmar Gschwind, Wahl des neuen Vorstandes Johannes Mühlan, Helmut Decker, Wolfgang Schultze und Michael Karle)  
anschließend Vortrag (mit Dias) von Gerhard Hoffmann, Rastatt:  
„Die Römer in Mittelbaden“ – Ein Überblick zur Einführung
3. Mittwoch, 1. Februar 2006  
Halbtagesexkursion (mit Bus) zur Großen Landesausstellung  
„Imperium Romanum – Römer, Christen, Alamannen – Die Spätantike am Oberrhein“  
im Badischen Landesmuseum in Karlsruhe (mit fachlicher Führung)
4. Mittwoch, 5. April 2006  
Vortrag mit Bildern, Plänen und Karten (digitale Präsentation) von Johannes Mühlan:  
„Entscheidungsschlacht vor Alesia“: Julius Caesar erobert Gallien  
Dramatische und schicksalhafte Ereignisse gallo-römischer Geschichte mit Auftakt am Oberrhein, mit der Schlacht bei Mulhouse im Jahre 58 v. Chr.
5. Donnerstag, 29. Juni 2006  
Ganztagesexkursion (mit Bus) zu bedeutenden Zeugnissen römischer Geschichte und römischen Lebens am Oberrhein: Kaiseraugst, das römische Augusta Raurica (mit Führung), mit Römermuseum/Römerhaus und die erst 1989 durch Luftbilder entdeckte „villa urbana“ in Heitersheim (mit Führung)

6. Donnerstag, 12. Oktober 2006  
In der Reihe „Häuser und Menschen in Achern“ Vortrag (mit digitaler Präsentation) von Dr. Gerhard Lötsch: „Gang durch die Oberstadt – Menschen und Schicksale“
7. Donnerstag, 9. November 2006  
Fortsetzung der Reihe „Große Baumeister und Bauwerke am Oberrhein“ mit einem Vortrag (mit Dias) von Frau Dr. Barbara Memheld, Illkirch-Graffenstaden:  
„Die Baumeisterfamilie Thumb – Barocke Sakralarchitektur zwischen Oberrhein und Vorarlberg“

Daneben wurden kurzfristig zwei Sonderveranstaltungen ins Programm aufgenommen: Mit einem Kurzseminar an fünf Abenden

„Alte Handschriften schreiben und lesen lernen“

unter der Leitung von Frau Renate Demuth, Rheinau-Freistett, wurde einer konkreten Nachfrage entsprochen, und ein Besichtigungstermin im Ausbildungszentrum Bau in Bühl (gemeinsam mit dem Historischen Verein in Bühl) bot Gelegenheit, das vereinsinterne Römerthema durch die dortige Ausstellung (mit Führung)

„Opus Caementitium – Bautechnik der Römer“

zu ergänzen.

*Johannes Mühlan*

### *Bühl*

Vorträge, Exkursionen, Ausstellungsbesuche und Aufklärung über denkmalgeschützte Bühler Denkmäler standen im Mittelpunkt der Arbeit der Bühler Mitgliedergruppe.

Nach einem vorbereitenden Lichtbildervortrag über „Die Römer in Mittelbaden“ von Gerhard Hoffmann, Rastatt, besuchten wir die Landesausstellung „Römer, Christen und Alamannen am Oberrhein“ in Karlsruhe.

Der Exkursion ins Oberelsass im April zu den drei Exenburgen und dem Städtchen Kaysersberg ging eine umfassende Powerpointpräsentation von Johannes Mühlan, Achern, voraus, bei der er einen fundierten Überblick über die Burgen des Elsass gab. Von Klaus Föhr minutiös vorbereitet und geleitet fand im Mai die Exkursion in den Odenwald nach Fürstenau, zur Einhardsbasilika, nach Amorbach und zur Burg Wildenberg regen Zuspruch. Er war es auch, der in einer Powerpointpräsentation die Manessehandschrift mit ihren mittelalterlichen Wappenbildern in Bild und Ton vorstellte und erläuterte. Reges Interesse fanden schließlich auch die Vorträge des Dialektologen und Leiters der Fachgruppe Dr. Ewald E. Hall über die Mundart der Bühler Region und das Koreferat von Thomas Beierle und Thomas Kohler über die Mittelbadische Eisenbahn (MEG) und ihre Geschichte mit zahlreichen alten Fotos.

Zusammen mit Interessenten der Mitgliedergruppe Achern konnten wir zwischendurch eine kleine Ausstellung über die Baukunst der Römer „Opus caementitium“ im Bühler Bauhof besichtigen.

Auf dem Programm standen zudem zahlreiche Führungen über den Bühler Stadtfriedhof und seine alten Grabdenkmäler und der Versuch, ein altes Bühler Gasthaus vor dem Abbruch zu bewahren.

*Suso Gartner*



*Ettenheim*

Im Juni 2006 fand in Ettenheim eine Tagung des „Arbeitskreises Alemannische Heimat“ statt, zu der Bürgermeister a. D. Erich Birkle, der Vorsitzende des Arbeitskreises, auch den Ettenheimer Bürgermeister Bruno Metz, Bernhard Uttenweiler vom Historischen Verein und Thomas Dees vom Museumsverein eingeladen hatte. Im Anschluss an die Sitzung, in der Bernhard Uttenweiler eine Zusage zur Anschaffung eines Buches von Bischof Erasmus erhielt, führte Thomas Dees die Tagungsteilnehmer durch das im Aufbau befindliche Museum der Stadt Ettenheim.

Eine große Ehrung wurde posthum dem aus Ettenheim stammenden Singener Stadtpfarrer August Ruf zuteil, der im Dezember 1943 von der Gestapo verhaftet worden war, weil er einer Jüdin „Beihilfe zum unerlaubten Grenzübertritt“ geleistet hatte. Wenige Tage vor seinem Tod am 8. April 1944 wurde er entlassen. Ihm und Eugen Weiler, seinem früheren Vikar, wurde von YAD VASHEM der Ehrentitel „Gerechter unter den Völkern“, die höchste Auszeichnung des Staates Israel für Nicht-Juden, verliehen. Den Bemühungen von Bernhard Uttenweiler ist es zu verdanken, dass am 25. Juli 2006, einen Tag nach dem eigentlichen Festakt in Singen, auch in Ettenheim eine Feierstunde stattfand, die von Schülern des August-Ruf-Bildungszentrums gestaltet wurde. Eine Vertreterin der Israelischen Botschaft überreichte die Urkunde und die Medaille von YAD VASHEM an Frau Margarete Riegger, eine Verwandte des Geehrten, die beide Dokumente dem August-Ruf-Bildungszentrum übergab.

Am 20. August 2006 konnte Bernhard Uttenweiler in einer kleinen Feier im Pfarrheim in Ettenheimmünster, zu der Pfarrer Otto Braun und Manuela Gwarys, die Vorsitzende des Pfarrgemeinderates, eingeladen hatten, seinen Kirchenführer „Die Verehrung des heiligen Märtyrers Landelin und die Wallfahrtskirche in Ettenheimmünster“ vorstellen. Der mit ausgezeichneten Farbbildern ausgestattete 56-seitige Führer erschien im Kunstverlag Josef Fink, Lindenberg.

Seit dem 29. Oktober 2006 hat Ettenheim ein stadtgeschichtliches Museum. Es wurde von Kultusminister Helmut Rau im Gewölbekeller des ehemaligen herrschaftlichen Speichers und heutigen Vereinshauses eröffnet. Der 1999 gegründete Förderkreis Museum e.V. hat das Museum unter dem Vorsitz von Thomas Dees konzipiert und verwirklicht. Fast alle aktiv im Museumsverein mitarbeitenden Mitglieder sind schon seit Jahren auch im Historischen Verein tätig. Neben Thomas Dees sind dies Dr. Franz Michael Hecht, Dr. Reinhard Jäger, Helmut Ridder, Wolfgang Schwab †, Bernhard Uttenweiler, Eugen Weber, Dieter Weis und Ingrid Zehnle. Das von Bürgermeister Bruno Metz angeregte Museum fand auch beim Stadtrat wohlwollende Unterstützung. An dieser Stelle soll noch voll Dankbarkeit an Wolfgang Schwab erinnert werden, der trotz schwerer Krankheit bis zu seinem allzu frühen Tod am 11. Februar 2007 am Aufbau des Museums tatkräftig mitgewirkt hat.

Der Historische Verein hat das Entstehen des Museums des Förderkreises mit zahlreichen kostbaren Exponaten unterstützt. Dazu zählen insbesondere die beiden vom Ehepaar Erich Winefeld finanzierten Knoblochzer-Inkunabeln (1478), die Oberrheinkarte aus dem Jahre 1513 von Martin Waldseemüller und die Statuten der Diözese Straßburg von 1566 mit dem Bildnis von Bischof Erasmus von Limburg. Beide Anschaffungen wurden durch den „Arbeitskreis Alemannische Heimat e.V.“ gefördert. Dann die Rohan-Bibel von 1734, deren Erwerb 2001 Sparkassendirektor Hans Jörg Seibert von der Sparkasse Lahr-Ettenheim ermöglichte. Weiterhin übergab der Historische Verein dem Museum zwei Ausgaben der von Pater Germanus Cartier aus Ettenheimmünster übersetzten „Biblia Sacra“ (1751 und 1763) und mehrere von Kardinal Rohan 1790 in Ettenheimmünster und Ettenheim verfasste Hirtenbriefe. Außerdem eine 22-bändige Weltgeschichte von Johann Baptist von Weiß (1820

Ettenheim – 1899 Graz) und die Original-Steindruckplatte, von welcher der Ettenheimer Geometer Vinzenz Jäger (1822–1908) bald nach 1881 die Lithographie mit der bekannten Stadtansicht gedruckt hatte. Die Druckplatte wurde von Frau Andrea Eichhorn geb. Jäger, einer Urenkelin von Vinzenz Jäger, dem Vorsitzenden des Historischen Vereins überlassen.

Bei der Museumseröffnung erhielt Museumsleiter Thomas Dees aus den Händen von Margret Oelhoff, der Vorsitzenden der Bürgerstiftung Ettenheim, eine bedeutende Handschrift mit rund 500 Rezepten des 1784 in Ettenheim verstorbenen Scharfrichters Jakob Mengis.

Auf folgende Publikationen sei hingewiesen: Dieter Weis, „Zur Geschichte des Freihofs – Einst Schaffnei des Klosters Ettenheimmünster“. Herausgeber dieser Broschüre ist Karl Peter Schwarz, Ettenheim, dem es ein Bedürfnis war, die Geschichte um den „Freihof“ lebendig zu erhalten.

Im „Geroldsecker Land“ 49 (2007) berichtet Ernst Singrün über einen Kaufbrief des Amtmanns Burckhardt von 1312 (Archives Départementales du Bas-Rhin in Straßburg). In dieser Urkunde sind zahlreiche, noch heute existierende Gewannnamen aufgeführt. Im selben Heft erklärt Karl-Heinz Debacher die Entstehung des Flurnamens „Amerika“ auf der Ruster Gemarkung, und Max Isele veröffentlicht den Aufsatz „Vom Stauferkaiser Friedrich II. zum Findling Kaspar Hauser. Berühmte Gäste auf Schloss Mahlberg“. Max Isele ist auch Autor des Buches „Mahlberg – Kaspar Hausers Traumschloss“, Basel 2006.

Der Zweckverband Abfallbeseitigung Kahlenberg (ZAK) gab 2006 das Buch „Blickpunkt Kahlenberg“ heraus. Von unserem Mitglied Klaus Bosch aus Ringsheim stammen die Kapitel „Der Eisenerzbergbau“ mit historischen Aufnahmen und „Geologie und Fossilien“ mit einmalig schönen Abbildungen. Andere Autoren stellen die Deponie, die Abfallbeseitigung und die Orchideen, Schmetterlinge, Reptilien und Vogelarten des Kahlenberges vor.

Schließlich sei noch das Buch „Napoleon – Kriege – Revolution“ von Joachim Kannicht erwähnt, der hierfür das Tagebuch des aus Ettenheim stammenden badischen Obristen Georg Sartori (1784–1858) auswertete. Sartori war in seiner Jugend auch mit dem Herzog von Enghien befreundet und hatte in dessen Gesellschaft sogar das Schlittschuhlaufen erlernt.

Das Online-Projekt von Dr. Jörg Sieger ([www.joerg-sieger.de](http://www.joerg-sieger.de)) wird ständig ergänzt und bietet inzwischen den Abonnenten auch direkten Zugriff auf zahlreiche Handschriften aus dem Kloster Ettenheimmünster.

*Bernhard Uttenweiler*

### *Gengenbach*

Am 11. Mai konnte eine Idee umgesetzt werden, an der die Mitgliedergruppe Gengenbach lange gearbeitet hatte: die Anbringung einer Geschichtstafel mit Lageplan auf dem Mercy'schen Hof zur Erinnerung an den im 14. Jahrhundert erwähnten schlossähnlichen Ritterbau („Steinernes Haus“), der 1826 wegen Baufälligkeit abgerissen wurde. Die Topografie des Areals und der Grundriss der Anlage mit Wohngebäude, Scheune, Stallung, Brunnen und Garten sind aus einem Plan von 1919 bekannt und von Bruno Lehmann weiter untersucht worden; die Grundmauern liegen unter dem Platz, Teile der Stützmauer des aufgeschütteten Geländes sind noch sichtbar. Das Schloss war von 1625 bis 1670 im Besitz des Freiherrn Franz von Mercy bzw. seiner Witwe. Mercy war nicht nur ein überaus fähiger Heerführer im 30-jährigen Krieg, sondern auch Mitglied der „Fruchtbringenden Gesellschaft“, der wichtigsten Sprachgesellschaft des Barock. Grimmelshausen setzte ihm im 18. Kapitel des „Springinsfeld“ ein kleines Denkmal.

Am 6. Juli fand die letzte Sitzung der „Bürgerlichen Fördergemeinschaft zur Erhaltung historischer Denkmäler“ statt. Die später als eingetragener Verein geführte Bürgervereinigung hatte sich Ende der 1970er-Jahre aus dem Historischen Verein heraus entwickelt und unter ihren Vorsitzenden Julius Roschach und ab 1995 Gerold Glatz mit bewundernswertem Elan und nicht ermüdendem Engagement ganz der praktischen Denkmalpflege zugewandt. Sie restaurierte aus Zuschüssen und vor allem Spendengeldern über 100 Objekte, darunter als dickste Brocken den Prälatenturm sowie Abschnitte des Wehrgangs und der Stadtmauer. Da Gerold Glatz aus gesundheitlichen Gründen den Vorsitz nicht weiterführen konnte und kein Nachfolger in Sicht war, wurde der Verein aufgelöst. Die Mitglieder werden ihre Aufgaben und Ziele jetzt wieder gemeinsam mit dem Historischen Verein verfolgen.

„Rasen, Rosen und Rabatten“ lautete das Leitthema zum diesjährigen Tag des offenen Denkmals. Eugen Lang führte die Besucher durch den normalerweise nicht zugänglichen Löwenberg'schen Park, heute im Besitz der Franziskanerinnen, und flocht in seine Erklärungen zu Architektur und Baumbestand viel Anekdotisches über die Familie von Bender/von Löwenberg ein, während Bernhard Wink auf die um 1780 geschaffenen Skulpturen von Fidelis Sporer einging. In der Annenkapelle der gegenüberliegenden Leutkirche St. Martin waren die fünf Teile des um 1600 entstandenen Passionsteppichs aus dem Besitz des ehemaligen Klosters ausgestellt, die hier auf Initiative des Historischen Vereins ein würdiges neues Domizil gefunden haben. Heiner Steinmann hatte zu den Tapisserien, auf denen gut sichtbar vielerlei Kräuter abgebildet sind, eine Begleitschau zu mittelalterlicher Pflanzendarstellung, christlicher Symbolik und Maltechniken mit Naturfarben aufgebaut.

In Gengenbach stehen entlang der Bahnlinie zahlreiche denkmalgeschützte Häuser der Jahrhundertwende. Eines der ältesten, die „Villa Felseneck“, konnte auf Anregung des Historischen Vereins nach ihrer Innenrestaurierung besichtigt werden. Der älteste Teil, 1886 im renaissance-nahen Jugendstil vom Offenburger Architekten Abel gebaut, erhielt 1906 einen passenden Anbau mit Ballsaal. Im Innern ging Architekt Michael Roth bei der Renovierung sehr behutsam vor: Deckengemälde, Kachelöfen, Türbeschläge, Böden, Wintergarten im Originalzustand. Für diesen Beitrag zum Denkmalschutz gebührt den Franziskanerinnen Dank und Anerkennung, die das Gebäude als Fachschule für Heilpädagogik nutzen.

Zum Ausklang des Jahres fuhr die Mitgliedergruppe Gengenbach nach Lahr zur hochkarätigen Ausstellung „Kirchenarchäologie in der Ortenau“ mit ihren kostbaren frühmittelalterlichen Funden. Anschließend ging es weiter zur Burgheimer Kirche. Ausstellungsmacher Niklot Krohn führte die Besucher mit verständlichem Stolz durch sein Werk.

*Hans-Jochen Schuck*

### *Lahr-Friesenheim*

Die archäologischen Ausgrabungen in der Burgheimer Kirche in Lahr, deren Wiedereinweihung sich im Jahr 2006 zum fünfzigsten Mal jährte, zählen zu den besonderen kirchenarchäologischen Untersuchungen in der Nachkriegszeit. 50 Jahre Kirchenarchäologie war daher auch das Thema einer Ausstellung im Lahrer Stadtpark. Aufgrund dieses Jubiläums veranstaltete das Alemannische Institut Freiburg e.V. eine internationale wissenschaftliche Fachtagung in Lahr. Die Mitgliedergruppe Lahr-Friesenheim des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. konnte die Veranstaltung finanziell unterstützen.

Vor 200 Jahren, am 31.8.1806, wurde das Benediktinerkloster Schuttern aufgelöst. In einem gut besuchten Vortrag in Schuttern erläuterte der Vorsitzende der Mitgliedergruppe am Beispiel des Klosters Schuttern die Geschichte der Säkularisation.



Im Jahre 2003 feierte Schuttern das 1400-jährige Bestehen des Benediktinerklosters. In diesem Zusammenhang wurde man auf zwei Bilder des letzten Schutterner Abtes Placidius III. Bacheberle im Stadtarchiv Offenburg aufmerksam. Anlässlich der Sonderausstellung „200 Jahre Aufhebung des Reichsklosters Schuttern“ in der Sparkasse in Lahr gelang es der Mitgliedergruppe, die finanziellen Mittel zur Restaurierung des Ölgemäldes aufzubringen. Eine Reproduktion des Gemäldes hat im Rathaus Schuttern inzwischen einen würdigen Platz gefunden.

Im Rahmen der Erfassung der Kleindenkmale in der Gemeinde Friesenheim konnte ein Portalstein mit der Jahreszahl 1740 aus dem Kloster Schuttern kartiert werden. Der Stein konnte durch Vermittlung des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V. inzwischen einen würdigen Platz im Denkmalfeld des Klosters in Schuttern erhalten. Die Eigentümer, das Ehepaar Kurt und Anneliese Vogt, Friesenheim, stellen das Kleindenkmal als Dauerleihgabe zur Präsentation zur Verfügung.

Der Orkan Lothar hatte das Friesenheimer Friedhofskreuz aus dem Jahre 1760 zerstört. Die Steinmetzarbeiten wurden im Auftrag der Gemeinde Friesenheim durch den Steinmetz Marco Gehring, Lahr, durchgeführt. Die farbliche Restaurierung und Neufassung im barocken Stil konnte über eine Spendenaktion der Mitgliedergruppe finanziert werden. Diese Arbeiten wurden von Restaurator Baldzhun, Offenburg, ausgeführt. Das Kreuz lässt sich aufgrund des Abtswappens, auf dem ein Einhorn abgebildet ist, dem Stifter Abt Placidius II., Schuttern, zuordnen. Das Wappen konnte anhand einer Vorlage aus der St. Thomaskirche, Betzenhausen, farblich richtig erfasst werden.

Im Rahmen eines ökumenischen Jugendprojektes werden in 137 badischen Gemeinden Gedenksteine geschaffen zur Erinnerung an die Deportation jüdischer Mitbürgerinnen und Mitbürger nach Gurs in Südfrankreich am 22.10.1940. Der Friesenheimer Gedenkstein wurde in einer gemeinsamen Aktion der beiden Kirchengemeinden, der Gemeindeverwaltung und des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V. am 28.9.2006 aufgestellt. Der Erinnerungsstein soll noch durch eine Namenstafel ergänzt werden. Diese Aufgabe möchte die Mitgliedergruppe im Jahr 2006 erledigen.

Jeden ersten Dienstag im Monat trifft sich im Stadtarchiv Lahr unter Federführung von Stadthistoriker Thorsten Mietzner der Arbeitskreis 18. Jahrhundert in Lahr. Der Arbeitskreis macht Archivarbeit und arbeitet an der Aufarbeitung der Geschichte der Stadt Lahr.

Die Mitgliedergruppe Lahr-Friesenheim zählt derzeit 98 Mitglieder.

*Ekkehard Klem*

### *Haslach*

Unsere Vorträge finden in Zusammenarbeit mit der VHS Ortenau statt.

- |            |   |
|------------|---|
| 16.10.2006 | Vortrag von Dr. Johannes Werner, Elchesheim<br>„Über die Kindheit Hansjakobs und seiner Zeitgenossen“   |
| 13.11.2006 | Vortrag von Martin Straßburger, Bollschweil<br>„Montanarchäologische Untersuchungen in der Grube ‚Segen Gottes‘ in Haslach-Schnellingen“        |
| 22.01.2007 | Vortrag von Bürgermeister Ralf-Bernd Herden, Bad Rippoldsau-Schapbach<br>„Das ‚dutzendjährige Reich‘, über Aufenthalte Hitlers auf dem Kniebis“ |



- 19.3.2007      Jahreshauptversammlung der Mitgliedergruppe im Refektorium des alten Kapuzinerklosters, Haslach  
Kurzvortrag des Vorsitzenden Klaus G. Kaufmann:  
„Dreizehn Worte Jenisch“, ein Versuch, sich den Spuren des „Jenischen“ in der Umgangssprache zu nähern. Das „Jenische“ ist eine aussterbende Sondersprache ehemals „fahrender Händler“

### *Gedenkstätte Vulkan*

Für Schulklassen und andere Gruppierungen werden nach vorheriger Anmeldung das ganze Jahr hindurch Führungen und Besichtigungen der Gedenkstätte „Vulkan“ angeboten. Verantwortlich hierfür zeichnet der Leiter unserer Fachgruppe „Gedenkstätte Vulkan“, Sören Fuss. Im Haslacher „Urenwald“, nahe der Mülldeponie, erinnert die „Gedenkstätte Vulkan“ an die drei nationalsozialistischen Lager in Haslach, in denen von September 1944 bis April 1945 über 1700 Männer aus 19 Ländern litten und viele starben.

### *Patenschaft „Haus Schwendemann“ Innerer Graben, Haslach*

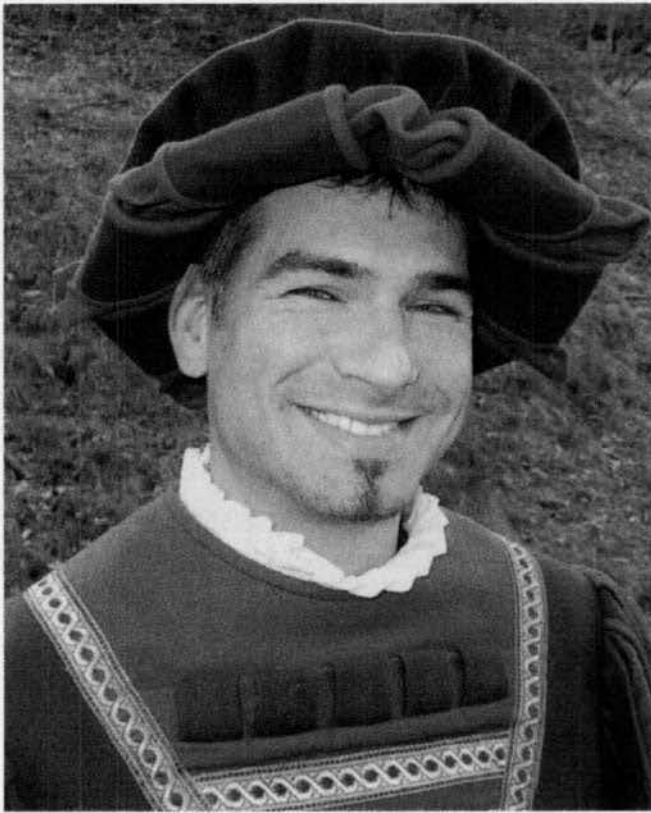
Das „Haus Schwendemann“ ist das letzte in Haslach verbliebene Tagelöhnerhaus, von denen es in Haslach im 19. Jahrhundert viele gegeben hatte. Es ist ein Stück Haslacher Geschichte. Nachdem die Eigentümerin des Hauses verstorben war, stand ein Verkauf des Anwesens und dessen Abriss zur Debatte. Nach Gesprächen des Bürgermeisters, Heinz Winkler, mit dem „Historischen Verein, Haslach“ kam man überein, vonseiten der Stadt, das Haus zu kaufen, vonseiten des Vereins, eine Patenschaft zu übernehmen. Die Patenschaft sieht vor, nach einer aufwändigen Entrümpelungsaktion, das Hausinnere einem zeitgenössischen Zustand des ausgehenden 19. Jahrhunderts bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts zu nähern. Von städtischer Seite wird Dach und Fach instand gehalten. Nach Fertigstellung und Wiedereinrichtung des Hauses wird es bei Stadtführungen der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

*Klaus G. Kaufmann*

### *Hornberg-Triberg*

#### Bericht über das Vereinsjahr 2006

Obwohl der Historische Verein Hornberg in der Spielsaison des Sommers von den sechs geplanten Aufführungen des traditionsreichen Heimatspiels „Das Hornberger Schießen“ von Erwin Leisinger zwei wegen schlechten Wetters ausfallen lassen musste und obgleich außerdem eine der sechs vorgesehenen Inszenierungen des spannenden Krimis „Das Geld liegt auf der Bank“ von Curth Flatow aus dem selben Grund nicht aufgeführt werden konnte, zeigte sich der neue Vorsitzende des Vereins, Patrick Schweizer, mit dem Verlauf und Ergebnis der Saison auf der Freilichtbühne im Storenwald zufrieden. Ins Gewicht fiel nämlich auch, dass – wie im Programm angekündigt – alle zehn Aufführungen des bekannten Märchenspiels „Pinocchio“ von Carlo Collodi stattfinden konnten, jeweils vor vollen Rängen und begeistertem, vorwiegend jungem Publikum.



*Seit März 2006 steht Patrick Schweizer als Nachfolger des aus Gesundheitsgründen zurückgetretenen Vorsitzenden Wilhelm Brüstle an der Spitze des Historischen Vereins Hornberg*



*Im Rahmen des Kinderferienprogramms der Stadt Hornberg besuchte eine Gruppe von Jungen und Mädchen das Stadtmuseum. Die Sammlung Wertvollen Bildergeschirrs der früheren Schwarzwälder Steingutfabrik (heute Duravit) fand das besondere Interesse der Kinder  
Aufnahme: Stadtmuseum*



*Nach der Weinprobe bei der Winzergenossenschaft Bickensohl im Kaiserstuhl fanden sich die Ausflügler des Fördervereins Stadtmuseum zu einem Gruppenfoto ein. Ganz rechts steht der Leiter der Exkursion und Vorsitzende des Vereins, Wolfgang Neuß*

*Aufnahme: Adolf Heß*

So konnte sich die Bilanz schließlich doch sehen lassen: Etwa 10.000 Besucher waren den Sommer über in den Storenwald gekommen, um sich am Spiel der Akteure zu erfreuen, zählen doch die „Historischen“ mit ihren 217 aktiven und 109 passiven Mitgliedern zu den größten und für den Tourismus bedeutendsten Vereinen der Stadt an der Schwarzwaldbahn. Dass auch das „innerbetriebliche Klima“ stimmt, beweist die hohe Zahl derer, die schon jahrzehntelang der Gemeinschaft die Treue halten und von denen viele in dieser Zeit zweihundert bis dreihundert Spieleinsätze hinter sich gebracht haben.

Es soll nicht unerwähnt bleiben, dass auch die Trachtentanzgruppe, die von Else Reeb betreut wird, mit ihren anmutigen Auftritten Augen und Ohren der Zuschauer erfreute.

Es sei schon jetzt vermerkt, dass auch das Jahr 2007 mit einem vollen Programm aufwartet: Sechsmal wird das „Hornberger Schießen“ von Erwin Leisinger aufgeführt, zehnmal das Märchenspiel „Die Bremer Stadtmusikanten“ nach den Gebrüder Grimm und sechsmal steht der Comedy-Thriller „Schau nicht unters Rosenbeet“ von Norman Robbins in der deutschen Fassung von Axel von Koss auf dem Spielplan.

Auch der Förderverein Stadtmuseum Hornberg/Verein für Heimatgeschichte e. V. kann auf ein arbeits- und ereignisreiches Jahr zurückblicken. Wie der Name schon sagt, widmen sich seine Mitglieder zum einen der alljährlichen Betreuung des Stadtmuseums von April bis September und zum anderen der Erforschung und Dokumentation der Heimatgeschichte.

Dem Museum wäre nach wie vor eine größere Zahl von Besuchern zu wünschen, waren es im Jahr 2006 außer einer Gruppe von Schulkindern doch nur 180 Erwachsene und 17 Ju-



*Die Teilnehmer am Jahresausflug 2006 des Fördervereins Stadtmuseum besuchten auch das Tabakmuseum in Mahlberg, wo sie in dessen Leiter Josef Naudascher einen besonders kompetenten Führer hatten*

*Aufnahme: Adolf Heß*

gendliche, die registriert wurden, und das, obwohl die Zusammenarbeit mit der städtischen Tourist-Info intensiviert worden war. Den Löwenanteil der Gäste stellten zum wiederholten Male Jahrgangs- oder Klassentreffen und die Besuchergruppen am „Tag der offenen Tür“.

Als besonders erwähnenswert sollen genannt werden: die Stiftung von wertvollem Steingutgeschirr durch die Familie Hettich in Schönwald und der Besuch einer Schar von Jungen und Mädchen im Rahmen des Kinderferienprogramms der Stadt Hornberg.

Einige Einträge im Gästebuch tragen sicherlich zur weiteren Motivation der Verantwortlichen bei, wenn es da heißt: „Es war hochinteressant!“ oder „Die Führung war sehr gut!“ oder „Danke für dieses schöne Museum!“ Ein Gast aus England schrieb: „Charming museum – and people!“

- Das Vereinsjahr begann mit der Hauptversammlung am 31. März.
- Während des Monats Juni fanden Kontaktgespräche mit den Heimat- und Geschichtsfreunden aus Schonach statt zum Zweck einer engeren Zusammenarbeit auf dem Tätigkeitsfeld „Frühgeschichtliche Spuren in unserer Raumschaft“.



- Am 1. und 2. Juli beteiligte sich der Verein mit einem Informationsstand an den Feierlichkeiten anlässlich der Tunneleinweihung in Hornberg.
- Vorsitzender Wolfgang Neuß hielt am 11. Juli einen Lichtbildervortrag mit dem Thema „Auf frühgeschichtlichen Spuren“.
- Der Jahresausflug am 23. September führte zum Tabakmuseum in Mahlberg und zur Weinprobe bei der Winzergenossenschaft Bickensohl.
- Ein weiterer Lichtbildervortrag von Wolfgang Neuß befasste sich mit dem Thema „Der Windkapf – Spuren zur Geschichte“.
- Am 25. November verstarb im Alter von 80 Jahren das Gründungs- und langjährige Vorstandsmitglied Alfons Stadler. Mit ihm verlor nicht nur der Verein, sondern auch die Stadt Hornberg und die ganze Raumschaft eine der profiliertesten Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens und einen tiefen Kenner seiner Heimat und ihrer Geschichte.
- Drei Heimattreffs, verteilt über das Jahr, dienten der gegenseitigen Information und vor allem der Pflege der Geselligkeit.
- Mit einer vorweihnachtlichen Feier am 15. Dezember fand das Vereinsjahr seinen würdigen Abschluss.

*Adolf Heß*

### *Neuried*

#### *Arbeitskreis Altenheim*

Anfang Februar wurde der historische Verein Neuried mit dem Heimatmuseum in einer Sonntagmorgen-Sendung des Regionalsenders Hitradio Ohr vorgestellt. Man konnte Wissenswertes über die Aktivitäten des Vereins und das Museum erfahren. Die Zuhörer konnten bei einem Preisrätsel mitmachen. Gewonnen hatte eine Familie aus Sulz, die bei einer Museumsführung und Ortsbesichtigung mit anschließender Vesper den Ort Altenheim besser kennenlernen konnte.

Durch die Sonderausstellung „Schule anno dazumal“ im Heimatmuseum Neuried wurden Kontakte zum Schulmuseum in Zell-Weierbach geknüpft. Am 13. Mai fuhr eine Gruppe interessierter Personen nach Zell-Weierbach, um das Schulmuseum zu besichtigen. Nach einem beeindruckenden Rundgang, der auch die Bibliothek mit über 10 000 Büchern und eine Lehrerwohnung aus der Kaiserzeit umfasste, fand eine historische Schulstunde statt. Museumsdirektor Bernd A. Schneider hielt die Schulstunde in seiner unnachahmlichen Art, was die älteren Besucher an ihre eigene Schulzeit erinnerte.

Am 22. Oktober wurde eine Fahrt ins Turenne-Museum nach Sasbach organisiert. Am Turenne-Denkmal wurde die 23-köpfige Gruppe vom Museumsbeauftragten Kurt Degen empfangen. Herr Degen informierte anschaulich über das Leben des französischen Nationalhelden, dem im 17. Jahrhundert große militärische Erfolge gelangen (Befreier des Elsass). Auch der Ort Altenheim hat Beziehungspunkte zu Marshall Turenne. Er hatte im Kriegsverlauf zeitweise sein Hauptquartier in der „Krone“, dem heute noch bestehenden ältesten Gasthaus in Altenheim.

Nach einer ordentlichen Stärkung in einem Sasbacher Gasthaus zogen die Ausflügler weiter zur Kühnerhofmühle, wo bei herrlichem Herbstwetter eine jahrhundertealte Mahl- und die 1833 errichtete Sägemühle besichtigt werden konnten. Seniorchef Rolf Kühner war die Begeisterung über die Funktionsfähigkeit der Mühlen sichtlich anzumerken, und auch die Besucher stellten an ihn viele Fragen.

Ende des Jahres konnte das Buch „Das Ende des zweiten Weltkrieges in Neuried“ fertiggestellt werden und wurde im Rahmen des Altenheimer Adventsmarktes vorgestellt. Die 70-seitige Lektüre enthält Zeitzeugenberichte und Bilder über die letzten Kriegsjahre und

das Kriegsende aus allen Ortsteilen der Gemeinde Neuried. Dank dem Redaktionsteam, bestehend aus Beate Adam, Jochen Strosack und Christian Adam, konnte die Idee zu diesem Buch, die durch das große Interesse an den Zeitzeugenberichten im Jahr 2005 entstand, verwirklicht werden. Die Präsentation des Buches war die erste Veranstaltung in den neuen Räumen des Museums, dem ehemaligen Farrenstall, in dem in Zukunft das Thema Landwirtschaft untergebracht werden soll.

Dank großer Unterstützung seitens der Gemeinde und dreihundert Stunden Eigenleistung, die Mitglieder und Förderer des Vereins einbrachten, konnte der Umbau des Stalles so weit voranschreiten, dass in nächster Zeit die Gestaltung und Einrichtung des Raumes verwirklicht werden kann.

### *Museum*

Im Jahr 2006 war das Heimatmuseum an 37 Sonntagen geöffnet.

Es fanden zusätzlich 11 Sonderführungen statt.

Da die Klassentreffen letztes Jahr so erfolgreich waren, wurde auch in diesem Jahr wieder ein Klassentreffen im Museum organisiert. Die Jahrgänge 1938–1942 konnten nach der Führung durch die Sonderausstellung „Schule anno dazumal“ noch das gesamte Heimatmuseum besichtigen. Anschließend fand ein gemütliches Beisammensein im Arbeitsraum statt.

*Karin Oßwald*

### *Trachtengruppe*

Im Januar fand eine Sitzung der Trachtengruppe statt, da man zur Organisation und Leitung der Gruppe jemanden wählen wollte. Einstimmig wurde Ute Scheidecker zur Leiterin der Gruppe gewählt. Als ersten Termin der Gruppe fand Ende Mai ein gemeinsames Essen im Arbeitsraum statt. Weiter wurden folgende Termine wahrgenommen:

- |               |  |
|---------------|--|
| 16. Juli      | 30. Ortenauer Kreistrachtenfest in Kappelrodeck                    |
| 27. August    | 21. Kreistrachtenfest des „Bund Heimat und Volksleben“ in Breisach |
| 10. September | Landesfesttage in Wertheim   |

*Karin Oßwald*

### *Arbeitskreis Dundenheim*

2006 Aufarbeiten der Dorfgeschichte

1. Sichten der Dokumente, Besprechung, Berichte von Zeitzeugen, Vertonung des im Zweiten Weltkrieg aufgenommenen Dorffilmes über Evakuierung der Kinder, Frauen, Kranken und alten Leute bei Kriegsausbruch 1939, Aufenthalte in Lahr-Owingen, Ostendorf (Hohenzollern) und Mertingen in Bayern. Totale Evakuierung im Mai 1940 mit gesamtem Viehbestand für 14 Tage nach Hofweier. Ergänzend dazu eine Schilderung über die Folgen und Verluste im Dreißigjährigen Krieg und in den beiden Weltkriegen.
2. Darstellung „Dundenheim Dorfbild im Wandel“  
Eine historische Betrachtung der Entwicklung des heimischen Handwerks, der Dorfschmieden und Wagnereien, die infolge der strukturellen Veränderungen in der heimischen Landwirtschaft ihre Existenz einbüßten.
3. Historischer Überblick über das bis heute lebendige Dorf-Theater
4. Kirchengeschichtliche Darstellung der amtierenden Pfarrherren ab 1216 bis zur Auflösung des eigenständigen Katholischen Pfarrortes Ichenheim mit den Filialen Dundenheim und Schutterzell zum 1. Oktober 2006.

5. Darstellung des geschichtlichen Bildes des markanten katholischen Pfarrhauses in Ichenheim. Beschreibung des symbolischen Wappens über dem Eingangsportal 1787.
6. Dokumentation über das älteste Bauernhaus mit Laube aus dem Jahre 1716 im Kirchweg. 1936 wurde es von der Höheren Technischen Lehranstalt Karlsruhe in kunstgeschichtlicher Hinsicht untersucht.

*Hans Mild*

#### *Arbeitskreis Schutterzell*

Der Arbeitskreis Schutterzell als Abteilung des Historischen Vereins Neuried hat sich im Jahr 2005 gebildet. Am 7. April 2006 fand in der Sportgaststätte Schutterzell ein Dia-Abend statt, an dem ca. 80 alte Bilder von Schutterzell aus der Zeit von 1920 bis 1960 gezeigt wurden. Gegenstand des Dia-Vortrags waren die Schwerpunkte Kindergarten, Schule, Landwirtschaft und das Ortsbild selbst. Ca. 70 Personen haben die Veranstaltung besucht.

Der Arbeitskreis hat sich zur Konstituierung und Formulierung von Zielen danach noch einmal getroffen. Die Arbeit wird in diesem Jahr fortgesetzt.

*Lothar Gissler*

#### *Arbeitskreis Müllen*

Wie in vielen Orten finden auch in dem kleinen Ort Müllen kontinuierliche Veränderungen statt, die als geschichtliches Ereignis nur begrenzt wahrgenommen werden. Die Arbeit der Ortsgruppe besteht darin, die ortsgeschichtlich bedeutsame Situation nach dem Zweiten Weltkrieg zu erfassen und die Veränderungen zu dokumentieren.

*Claus-J. Flaith*

#### *Ichenheim*

- |             |  |
|-------------|--|
| 25. Februar | Kameradschaftskegeln in der Schutterzeller Mühle   |
| 1. März     | Jährliches Heringessen   |
| 11. März    | Besuch der archäologischen Versammlung in Kork   |
| 25. März    | Teilnahme an der Frühjahrsversammlung des Historischen Vereins Mittelbaden                   |
| 20. April   | Treffen des Historischen Vereins Neuried im Sportheim in Schutterzell zur Generalversammlung |
| 28. April   | Ausstellungseröffnung mit Vortrag von Herrn Torsten Mietzner, Stadthistoriker von Lahr       |
- Die diesjährige Ausstellung „Ichenheim in den 30er und 40er Jahren“ fand vom 28.4. bis 6.6.2006 in den Räumen der Volksbank in Ichenheim statt. Anstatt das Kriegsende in Ichenheim zu dokumentieren, entschloss sich der AK Ichenheim, das Leben während der NS-Zeit in einer Ausstellung darzustellen. Es war uns wichtig, der jetzigen Generation die Veränderungen des Dorflebens durch die Machtergreifung der NSDAP vor Augen zu führen. Anhand der Akten konnten wir den Bau des Westwalls, Abschnitt Ichenheim, nachvollziehen. Die Jugendorganisationen und deren Beliebtheit haben wir für die heutige Jugend verständlicher gemacht. Die menschlichen Verluste dieser Zeit wurden durch die Ausstellung der 172 Kriegsgefallenen und Vermissten unterstrichen. 158 Fotos konnten gesammelt und ausgestellt werden. Außerdem erinnerten wir daran, dass in den zahlreichen Bombenangriffen 1944 und 1945 68 Gebäude beschädigt wurden. Es folgte die Be-

- satzung durch die Franzosen, verbunden mit Beschlagnahmen und Schikarnierungen. Es gab aber auch Verständnis und menschliches Miteinander. Auch das Schicksal der vielen Flüchtlinge, die sich teilweise in Ichenheim ansiedelten, wurde beschrieben.
25. Mai Besuch des Tabakmuseums mit anschließender Führung durch das Rathaus, das Mahlberger Schloss und die Innenstadt durch Herrn Naudascher
25. Juni Jährliches Grillfest bei Familie Lacombe
- August– Zahlreiche Besuche in anderen Museen zur Beschaffung diverser  
September Ausstellungsgegenstände
- 10./17. und Erweiterte Ausstellung „Ichenheim in den 30er und 40er Jahren“ in der  
24. Septem. alten Schule. Lic. Dekan Hermann Greiner, Pfarrer in Ichenheim in den Jahren 1900–1901, wohnhaft in Ichenheim von 1932 bis 1943. Auszüge aus seinen Briefen, die er seinen Töchtern geschrieben hatte, waren authentische Zeitzeugenberichte, die die Vorkommnisse dieser Zeit erläutern.
5. Oktober Die Schlussveranstaltung der Ausstellung „Ichenheim in den 30er und 40er Jahren“ mit dem Thema „Schutzhafte des Herrn Lic. Dekan Hermann Greiner“, vorgetragen durch seinen Enkel Dekan Zillessen, fand im Foyer der Langerothalle statt.  
Der Arbeitskreis dankt allen, die Fotos und sonstige zum Thema passende Leihgaben zur Verfügung stellten. Besonderer Dank gilt Herrn Buttenmüller aus Schuttern.
22. Oktober Tagesexkursion in das Turenne-Museum in Sasbach bei Bühl.
5. Dezember Weihnachtsfeier des Arbeitskreises

*Inge Roth*

### *Oberkirch*

- Samstag, 14. Januar Jahresabschlussveranstaltung für 2005  
Im „Gaisbacher Hof“ Oberkirch Rückblick auf die Studienreisen im vergangenen Jahr mit Film über die Fahrt nach Südmähren, sowie Vorstellung des Programms für 2006
- Samstag, 28. Januar Tagesfahrt nach Karlsruhe  
Führung im Badischen Landesmuseum durch die Ausstellung ‚Imperium Romanum‘. Nachmittags Führung in der Kunsthalle durch die Ausstellung David Teniers – Alltag und Vergnügen in Flandern
- Mittwoch, 1. März Aschermittwochs-Halbtages-Rätselfahrt  
Rätselziel Handwerkermuseum Kork mit Führung durch Herrn Schneider
- Samstag, 1. April Tagesfahrt in die Pfalz  
Besuch des Hambacher Schlosses sowie der Klosterruine Limburg
- Dienstag, 25. April Halbtagesfahrt nach Karlsruhe  
Besichtigung der Glockengießerei Firma Bachert
- Samstag, 6. Mai Tagesfahrt und Führung in Bad Wimpfen  
sowie auf Burg Guttenberg mit Flugvorführungen von Greifvögeln



- Sonntag – Samstag  
18.–24. Juni 7-Tagereise nach Österreich – Wien und Umgebung
1. Tag Anreise mit Besichtigung des Doms in Regensburg
  2. Tag Wien Stadtrundfahrt und Rundgang, Garten des Schlosses Belvedere, Stephansdom, Besichtigung der Schatzkammer in der alten Hofburg
  3. Tag Donaufahrt durch die Wachau von Melk nach Dürnstein. Nachmittags Fahrt nach St. Pölten, dort zur freien Verfügung
  4. Tag Besuch des Schlosses Fertöd der Familie Esterhazy in Ungarn. Nachmittags Besichtigung des Stiftes Klosterneuburg bei Wien
  5. Tag Besichtigung in Wien (Albertina, Palais Liechtenstein)
  6. Tag Besichtigung von Stift Heiligenkreuz Mayerling (Freitod des Kronprinzen), Führung in Baden mit Beethovenhaus
  7. Tag Rückreise, Mittagessen und Führung in Metten, Besichtigung der dortigen Benediktinerabtei
- Samstag, 15. Juli Tagesfahrt in die Schweiz  
Besuch des Klosters Rheinau auf einer Rheininsel, sowie Stein am Rhein mit Stadtbesichtigung
- Sonntag, 2. September Tagesfahrt nach Mettlach  
Stadtführung und Besuch des Museums der Firma Villeroy & Boch, Feinkeramik mit Führung
- Samstag, 7. Oktober Tagesfahrt nach Worms und Speyer  
Vergleichende Führungen in den beiden Domen
- Samstag, 14. Oktober Lichtbildervortrag „Für Auge und Seele ein Fest“ – Freiburg und sein gotisches Münster  
Referent: Johannes Mühlán, Sasbach
- Samstag, 4. November Führung im Freiburger Münster; Mittags zu den Resten der ehemaligen Keltensiedlung „Taro dunum“ bei Kirchzarten, geführt durch Herrn Dr. Wagner.
- Samstag, 2. Dezember Jahresabschluss  
Im Hotel-Gasthaus „Renchtalblick“ Oberkirch Rückblick auf 2006 mit Film und Dias der 7-Tagereise nach Wien, sowie Ausblick auf das Programm 2007

*Horst Schneider*

*Grimmelshausen – Gesprächsrunde in Oberkirch – Gaisbach*

208. / 16.01.2006 Das Bildnis von Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen  
Hans Galen, Greven
209. / 06.02.2006 Utopie, Ideal und Wirklichkeit – Heinrich Schickardt als Städteplaner der Renaissance  
Johannes Mühlán, Sasbach
210. / 06.03.2006 Die bürgerliche Baukunst unter dem Einfluss von Cluny  
Hans-Jörg Mussler, Ortenberg
211. / 03.04.2006 Von den barocken Raubkriegen bis zur deutsch-französischen Verständigung  
Frank-Joachim Lankoff, Achern

212. / 08.05.2006 Quirin Moscherosch, Bruder des Johann Michael Moscherosch  
Prof. Dr. Walter Schäfer, Baden-Baden
213. / 12.06.2006 Johann Rist, ein Geistesverwandter von Grimmelshausen  
Dr. Eberhard Mannack-Heikendorf, Kiel
214. / 03.07.2006 Die Schicksalsfürstin Amalia Zephyrine von Hohenzollern  
Gunter Haug, Schwaigern
215. / 07.08.2006 Wie keusch ist Thomas Manns Joseph?  
Prof. Dr. Babara Molinelli-Stein, Mailand
- 02.10.2006 Vortrag entfiel
216. / 06.11.2006 Oberkirch – Straßburg, die französischen Revolutions- und na-  
poleonischen Truppen auf dem Marsch durch den Schwarzwald;  
nach den Memoiren eines Zeitzeugen  
Prof. Dr. Louis Brunet, Oberkirch-Straßburg
217. / 04.12.2006 Darstellung des 30-jährigen Krieges in der Literatur am Beispiel  
von Wilhelm Raabes „Else von der Tann“  
Götz Bubenhofer, Achern

*Dr. Heermann*

### *Offenburg*

Die Mitgliederversammlung des Historischen Vereins Offenburg fand am 4. Oktober 2006 im Café im Ritterhaus statt. Im Anschluss daran stellte Dr. Wolfgang Gall die Ausstellung „Neue Welt und Altes Wissen. Wie Amerika zu seinem Namen kam“ vor. Der Gedenktag an die Opfer des Nationalsozialismus wurde am 27. Januar im Offenburger „Salmen“ mit einer Lesung Bruno Epples begangen. Vorgetragen wurden Passagen aus dem Werk Jacob Picards „Der Gezeichnete“, in dem der Autor dem süddeutschen Landjudentum ein literarisches Denkmal setzte. In Kooperation mit der Volkshochschule Offenburg fanden Vorträge zur Kulturgeschichte des Wassers statt. Dr. Bernhard Klär zeichnete im Ritterhausmuseum das Leben und Werk des Barockkomponisten P. Ildefons Haas nach (5. Dezember). „Von Römerruinen und Adelsgräbern. Archäologie unter der Peterskirche von Lahr-Burgheim“ lautete eine Exkursion unter der Leitung von Dr. Niklot Krohn (25. November, in Zusammenarbeit mit der VHS). Ingrid Götz leitete den Ahnenforscherstammtisch.

*Dr. Wolfgang Reinbold*

### *Oppenau*

- Januar Mitgliederversammlung  
Nach dem geschäftlichen Teil  
Diavortrag: Mexico, Land der Pyramiden
- Februar Museumsbesuch in Oppenau  
Vorstellung der neu gestalteten Räume im Rathaus durch die Herren Hofe-  
rer und Brümmer
- März Vortrag von R. Fettig  
Martin Gugger, ein Pensionär macht sich Gedanken
- April Halbtagesfahrt  
Fahrt über die Schwarzwaldhochstraße nach Baden-Baden

|           |  |
|-----------|--|
|           | Führung durch das Kloster Lichtenthal Juni Halbtagesfahrt<br>Meißenheim: Kirchenführung und Besuch des Grabes von Friederike Brion<br>Führung durch das Tabakmuseum in Mahlberg  |
| Juli      | Exkursion auf die Moos<br>Was findet man noch von den ehemaligen Höhenhöfen und den Glashütten<br>Glashütten auf der Moos?   |
| September | Tagesfahrt in das südliche Elsass<br>In Mulhouse: Führung durch das Musée EDF Electropolis<br>In Soultz: Besichtigung des Spielzeugmuseums in der ehemaligen Johanniter Kommende |
| Oktober   | Halbtagesfahrt nach Haslach im Kinzigtal: Stadtführung und Besichtigung<br>des Schwarzwälder Trachtenmuseums<br>Stadtrundgang durch Gengenbach                                   |
| November  | Vortrag von J. Mühlan: „Burg und Herrschaft“ dargestellt an Beispielen der<br>Burgen im Renchtal   |
| Dezember  | Übergabe der von der Mitgliedergruppe Oppenau gespendeten Vitrinen an<br>das Heimatmuseum Oppenau  |

*Rainer Fettig*

#### *Renchen*

|            |  |
|------------|--|
| 22.03.2006 | Fahrt zur Eröffnung der Ausstellung „Bonhoeffer“ im Ritterhausmu-<br>seum in Offenburg |
| 15.10.2006 | Jahreshauptversammlung in Renchen  |

*Doris Schlecht*

#### *Rheinau*

|                   |   |
|-------------------|---|
| 26. Januar 2006   | Fahrt nach Karlsruhe zur Ausstellung „Imperium Romanum – Römer,<br>Christen, Alemannen – Die Spätantike am Oberrhein“   |
| 3. März 2006      | Mitgliederversammlung mit Vortrag von Hermann Kiefer „Rheinau in<br>fünf Variationen“   |
| 30. März 2006     | Vortrag von Realschulrektor a. D. Helmut Mink „Syrien – Schatzkam-<br>mer des Orients“  |
| 22. April 2006    | Studienfahrt nach Michelstadt   |
| 18. Mai 2006      | Vortrag von Johannes Mühlen „Freiburg und sein Münster – Für Auge<br>und Seele ein Fest“  |
| 10. Juni 2006     | Fahrt nach Mannheim zur Ausstellung „Der geschmiedete Himmel –<br>Die Himmelscheibe von Nebra“  |
| 8.–10. Sept. 2006 | Studienfahrt nach Volkach, Würzburg und Veitshöchheim   |
| 7. Oktober 2006   | Studienfahrt nach Pechelbronn/Merkwiler und Bauernmuseum Kut-<br>zenhausen (Elsass)   |
| 21. Oktober 2006  | Fahrt nach Mannheim zur Ausstellung „Saladin und die Kreuzfahrer“   |
| 26. Oktober 2006  | Vortrag von Dr. Dieter Kauß „Vom Bischofsland zum Großherzogtum –<br>Das Acher- und Renchtal von 1802–1830“   |
| 16. November 2006 | Vortrag von Prof. Dr. Hans-Manfred Niedetzky „Denglisch – Hat die<br>deutsche Sprache im Zeitalter der Globalisierung noch eine Chance?“<br>Herausgabe der Broschüre „Aus der Stadt Rheinau“: „Die Fischerei<br>am Oberrhein“ |

*Renate Demuth*

*Seelbach-Schuttertal*

## Publikationen

1. Gerhard Finkbeiner: Christian Himmelsbach – Vom Hütebub zum Zigarrenfabrikanten und Bürgermeister der Gemeinde Seelbach. In: Geroldsecker Land 49/2007
2. Gerhard Finkbeiner: Von Napoleon gefürstet. Philipp Franz Wilhelm Ignaz, Graf von der Leyen und zu Hohengeroldseck (1766–1829). Das „Fürstentum Hohengeroldseck“ war der kleinste Rheinbundstaat. In: Geroldsecker Land 49/2007
3. Monika Korak: 1910 bis 1913 baute die „Firma Christian Himmelsbach Cigarrenfabriken“ in Seelbach eine Arbeitersiedlung. In: Geroldsecker Land 49/2007
4. Gerhard Finkbeiner: Jesus Christus, behüte mich vor böse Hund und Blutvergießen. „Schutzbriefe“ – Ausdruck einer magisch-religiösen Geisteshaltung. In: Die Ortenau 86/2006

*Jahresversammlung*

Dienstag, den 21. März 2006, 20.00 Uhr im alten Rathaus in der „Modoscher Heimatstube“ in Schuttertal. Keine Neuwahlen. Im Anschluss an die Tagesordnung hat Herr Klaus Kaufmann, Haslach, einen Dia-Vortrag gehalten zum Thema „Scharfrichter und Abdecker, ein Leben am Rande der Gesellschaft“.

*Vorträge*

Gerhard Finkbeiner: „Herrschaftsverhältnisse, Wanderungsbewegungssequenzen und Eheschließungen im oberen Schuttertal“ (Informationsveranstaltung am 9. Dezember 2006 für Patienten, Angehörige und betreuende Ärzte im Großen Hörsaal der medizinischen Universitätsklinik Freiburg zum Thema „Von Hippel-Lindau-Syndrom – eine erbliche Tumorerkrankung oder Die Schwarzwaldmutation“. Leitung Prof. Dr. Hartmut Neumann).

*Ausstellungen*

1. 14. Mai bis 28. Mai 2006 – Ausstellung im „Bahnhöfle Seelbach“: „s Bähnle und 's Bahnhofhotel Löhr“ (Dokumentation)
2. 23. Juli bis 8. August 2006 – „Was in Seelbach kreucht und fleucht“ (Ausstellung der AG „Nachhaltigkeit“ der Realschule Seelbach)
3. 17. September bis 1. Oktober 2006 – „Wanderung durch die Jahreszeiten“ (Fotoimpressionen aus dem Schuttertal von Stefan Arendt)

*Gerhard Finkbeiner*

*Steinach**Veranstaltungen*

- a) Gemeinschaftswanderung „Auf historischen Pfaden“ in langjähriger Kooperation mit dem Verschönerungsverein Steinach. Die Route führte über einen Teilbereich der Gemarkung Steinach und vermittelte den interessierten Teilnehmern wissenswerte, spannende und geschichtliche Informationen über viele Flurnamen sowie über römische Spuren entlang der Wanderstrecke.  
Die gewohnt gute Resonanz dieser gemeinschaftlichen Aktion wird für die Veranstalter wieder Anlass genug sein, auch künftig eine „historische“ Wanderung durchzuführen.



- b) Teilnahme an verschiedenen Veranstaltungen des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V.:
  - Frühjahrstagung in Kehl-Kork
  - Jahresversammlung in Renchen
  - Herbsttagung der Fachgruppe „Museen“ in Gutach
- c) Einladung an die Museumsdienstmitarbeiter zu einem geselligen Abend ins „Vögeles Mühle“ als Dank für ihren ehrenamtlichen Dienst im Heimat- und Kleinbrennermuseum

#### *Diverse Arbeitseinsätze: Heimat- und Kleinbrennermuseum Steinach*

- a) Sauberhaltung des Gebäudes innen und außen, Reparaturen, Konservierungs- und Säuberungsarbeiten an verschiedenen Utensilien und Integration neu erhaltener Exponate
- b) Auf- und Abbau der saisonal wechselnden Sonderausstellung zum Thema „Steinach im Blickwinkel – gestern und heute“, eine sehenswerte und historisch interessante Dokumentation über die positiven, aber auch negativen Veränderungen des Orts- und Landschaftsbildes
- c) Auf- und Abbau einer zusätzlichen Sonderausstellung in der Advents- und Weihnachtszeit mit verschiedenen kleinen und großen Weihnachtskrippen sowie alten Adventskalendern
- d) Museumsdienst (Sonntag/Mittwoch/Freitag/Sonderführungen)

#### *Brauchtum; Planung, Vorbereitung und Durchführung von*

- a) „Die Drei Weisen mit König Herodes“: Altes Krippenspiel, Aufführung in der Hl. Kreuz-Kirche in Steinach am 6. Januar (vor dem Hauptgottesdienst)
- b) Mitwirkung bei der Herstellung kunstvoll gestalteter großer „Palmstangen“ – einem alten christlichen Brauch
- c) „Klausenbigger“: Umgang vom 3. bis 5. Dezember in Steinach mit zwei Gruppen
  - Altes und urwüchsiges Brauchtum in Steinach

*Bernd Obert*

#### *Wolfach/Oberwolfach*

##### *Sitzungen der Vorstandschaft*

Die Vorstandschaft, d. h. der Vorstand und die Leiter der Fachgruppen, tagten am 11.10.2006 im Nebenzimmer des Gasthauses „Hecht“, um die zukünftigen Aufgaben des Vereins zu besprechen und zu beschließen.

##### *Jahresversammlungen*

2006: Am 17.3.2006 wurde die Jahresversammlung der Mitgliedergruppe Wolfach/Oberwolfach im Gasthaus „Kirnbacher Hof“, Wolfach-Kirnbach, durchgeführt. Den einführenden Sachvortrag hielt Kreisarchivar Dr. Gorka mit dem Thema „Geschichte des Wolfacher Schlosses“. In der anschließenden Mitgliederversammlung wurden die Tätigkeitsberichte des Vorstandes vorgetragen. Der gesamte Vorstand wurde anschließend einstimmig entlassen. Es folgten die Berichte der Fachgruppenleiter. Für den ausgeschiedenen 2. Vorsitzenden wurde Herr Heiner Oberle einstimmig für ein Jahr gewählt. Ferner wurde das Bulletin Nr. 9 [2006] vorgestellt und an die anwesenden Mitglieder ausgegeben sowie das Exkursionsprogramm für das Jahr 2006 besprochen.

2007: Am 2.2.2007 fand die Jahresversammlung im Konferenzraum des Gasthauses „3-Könige“ in Oberwolfach statt. Den Vortrag vor Beginn der Versammlung hielt H. Hildenbrand über das Thema „Heinrich Hansjakob“ (1837–1916), Pfarrer, Schriftsteller, Politiker – Rebell im Priesterrock“. Auf der Tagesordnung der anschließenden Mitgliederversammlung standen die Tätigkeitsberichte und einstimmige Entlastung des Vorstandes. Turnusmäßig wurde der gesamte Vorstand in seiner bisherigen Besetzung wiedergewählt:

- |                  |                               |
|------------------|-------------------------------|
| 1. Vorsitzender: | Prof. Dr.-Ing. Rolf Pfefferle |
| 2. Vorsitzender: | Heiner Oberle                 |
| Schriftwart:     | Ernst Bächle                  |
| Schatzmeister:   | Hubert Springmann             |

Es wurden das Bulletin Nr. 10 [2007] und das Exkursionsprogramm für das Jahr 2007 vorgestellt.

#### *Exkursionen*

Im Jahr 2006 wurden insgesamt 3 Exkursionen mit sachkundiger Führung durchgeführt:

- Am 7. Mai nach Donaueschingen zur Besichtigung des fürstenbergischen Schlosses und des fürstenbergischen Archiv
- Am 11. Juni nach Lahr zusammen mit Fachgruppe Archäologie zu einer Stadtführung mit Besichtigung von historischen Gebäuden
- Am 1. Oktober nach Mutzig im Elsass zur Besichtigung von „Fort de Mutzig“, einer Festungsanlage aus der Zeit Kaiser Wilhelm II.

Wie jedes Jahr wurde im Heimat- und Flößermuseum, Schloss Wolfach, während der Öffnungszeiten von Mitgliedern des Vereins Aufsicht geführt.

#### *Internetdarstellung der Mitgliedergruppe*

Die Mitgliedergruppe Wolfgang/Oberwolfach besitzt im Internet eine Homepage, die über den Link [www.rolf-pfefferle.net](http://www.rolf-pfefferle.net) aufgerufen werden kann. In dieser „homepage“ können auch die Bulletins der Mitgliedergruppe Nr. 7 [2004], 8 [2005], 9 [2006] und 10 [2007] mit farbigen Darstellungen eingesehen werden.

*Rolf Pfefferle*

#### *Yburg*

##### *Veranstaltungen*

Die Stammtischrunde im Reblandmuseum jeden 2. Dienstag im Monat wurde gut besucht und wirkte belebend auf das Vereinsgeschehen. Betreuung: Tirza Velten

- |                 |   |
|-----------------|---|
| 13. und 20. Mai | Zum 100-jährigen Jubiläum der Steinbacher Pfarrkirche St. Jakobus referierte Karl Schwab über die Kirchengeschichte   |
| 28. Mai         | Besuch der ehemaligen Bundesfestung Rastatt. Der Historische Verein Rastatt führte durch die Bastion 27. Anschließend geschichtlicher Rundgang um das Schloss mit Abschluss |
| 26. Juli        | Mitgliederversammlung mit Dia-Vortrag „Pfälzer Burgenfahrt vor 40 Jahren – vom Trifels bis Neuleiningen“ von Karl Schwab  |

17. September Tagesfahrt nach Neustadt/Weinstraße mit geschichtlicher Führung  
 17. Dezember Führung des Schwarzwaldvereins „Yburg“ durch das Städtchen Steinbach und durch das Reblandmuseum mit Konrad Velten

*Reblandmuseum (Steinbach, Neuweiler, Varnhalt)*

30. und 31. Mai Führung der Kinder des Kindergartens St. Jakobus durch das Museum mit Karl Schwab und Konrad Velten  
 9.–11. Juni Steinbacher Winzertage. Das Reblandmuseum war an diesen Tagen geöffnet und wurde von der Bevölkerung rege besucht  
 31. Juli Zwei Führungen für die Grundschulkinder der Klassen 3 a/b der Grundschule Steinbach mit Konrad Velten  
 13. September Führung einer Gruppe aus Maulbronn  
 2. November Einladung der Viertklässler der Grundschule Steinbach mit Eltern. Ein Museumsquiz mit anschließender Preisverleihung, organisiert von der 1. Vorsitzenden Heike Schnitzer, erhöhte das Interesse der Kinder und der Eltern  
 Oktober/November Die ehemalige mechanische Kirchturmuhre aus der Steinbacher Pfarrkirche St. Jakobus wurde funktionell erweitert. Die Seillänge der Antriebsgewichte wurde durch Umlenkrollen erheblich verlängert. Wolfgang Riekenberg verstand es hervorragend, auch die Glockenschlagtechnik auf entsprechend abgestimmte Kupferrohre zu steuern  
 9. Dezember Am Weihnachtsmarkt war auch das Reblandmuseum geöffnet. Irene Sackmann zeigte und erklärte die Kunst, Kerzen zu schmücken  
*Konrad Velten*

*Zell am Harmersbach*

Vorsitzender Breig, der das Archiv der Stadt ordnet, hat an einem „Schnellkurs“ für die Behandlung alter Papiere teilgenommen.

Der stellvertretende Vorsitzende, Studiendirektor Bertram Sandfuchs, führte in Zusammenarbeit mit der Volkshochschule eine Studienfahrt in die Schweiz durch. Stationen waren die Kyburg (Stammburg der Habsburger), das mittelalterliche Städtchen Diessenhofen und das Kloster Rheinau. Ebenso gab er einer Gruppe des Schwarzwaldvereins Unterharmersbach auf einer Wanderung von St. Georgen nach Triberg natur- und kulturgeschichtliche Hinweise.

Schriftführer Dr. Dieter Petri hielt in der ehemaligen Synagoge von Ettenheim-Altdorf einen Vortrag über die Geschichte der Israelitischen Schule von Altdorf. Ebenso hielt er in der Evangelischen Erwachsenenbildung von Zell a. H. einen Vortrag über Franz Joseph Ritter von Buß.

*Dieter Petri*

## Fachgruppe Flurnamen

Das Flurnamenbuch der Stadt Lichtenau wurde erneut auf Lücken geprüft. Der endgültige Abschluss des Manuskripts wird nunmehr für das Jahr 2008 ins Auge gefasst, da die umfangreichen Nacharbeiten und Erhebungen von Herrn Ludwig Uibel (Freiburg) noch eingearbeitet werden müssen. Nach der Fertigstellung des Flurnamenbuches der Stadt Lichtenau läge zusammen mit den Flurnamenbüchern der Stadt Kehl, der Gemeinde Willstätt und der Stadt Rheinau eine flächendeckende Untersuchung aller Flurnamen des badischen Hanauerlandes vor.

Für das laufende Jahr 2007 sind Flurnamenerhebungen in der Gemeinde Neuried geplant. Ausgehend von den badischen Vermessungskarten sollen die Flurnamen von Altenheim, Dundenheim, Ichenheim, Müllen und Schutterzell in ihrer mundartlichen Aussprache notiert und die heutigen Nutzungsformen der Flurstücke dokumentiert werden. Somit würde die Flurnamendokumentation des badischen Hanauerlandes mit den „badischen Riedorten“ eine nahtlose Fortsetzung rheinaufwärts erfahren.

Nach längerer Pause ist für November 2007 ein Treffen interessierter Mitarbeiter im Kinzigtal geplant, für Februar 2008 ein zweites Treffen in Bühl.

*Ewald Hall*

## Fachgruppe Mundart

Die im Juli 2005 durchgeführte zweitägige Mundarterhebung im Bühler Stadtteil Altschweier wurde in der ersten Hälfte des Jahres 2006 ausgewertet. Die Ergebnisse können in der neuen Ortsgeschichte „Altschweier – gestern und heute“ nachgelesen werden. Wesentliche Teile des Buches verfasste Dr. Suso Gartner, erster Vorsitzender der Ortsgruppe Bühl des Historischen Vereins für Mittelbaden, der zwei Jahre intensiver Nachforschungen in diese Ortsgeschichte investiert hatte. Bei der öffentlichen Vorstellung des Buches am 2. Dezember 2006 hielt der Fachgruppenleiter einen Vortrag über die Mundart von Altschweier. Hierin führte er aus, dass die Altschweierer Mundart sich geographisch einerseits als Schnittstelle zwischen Schwarzwald und Rheinebene deuten lässt, andererseits in die Nord-Süd-Staffelung zwischen Südfränkisch und Oberrhein-Alemannisch eingebettet werden muss. Beobachtet werden können aber auch neuere regionalsprachliche Tendenzen, die sich durch die starke Orientierung Richtung Rheinebene, d.h. hin zur Stadt Bühl erklären lassen. In dieser Hinsicht erwies sich diese Erhebung als spannender Einblick in die nur schwer festzuhaltenden Veränderungen mundartlichen Sprachgebrauchs.

Am 26. Oktober 2007 hielt der Fachgruppenleiter auf Einladung der Mitgliedergruppe Bühl einen PowerPoint-Vortrag über die Stellung der Mundarten rund um Bühl im Spannungsfeld zwischen Südfränkisch und Oberrhein-Alemannisch.

*Ewald Hall*



## Fachgruppe Archäologie

### *Übergang der Landesdenkmalämter an die Regierungspräsidien:*

In Baden-Württemberg wurden mit der Verwaltungsreform am 1. Januar 2005 die vier Landesdenkmalämter aufgelöst. Das Personal und ihre Aufgaben gingen auf die vier Regierungspräsidien über.

### *Referat 25:*

Zuständig für die Denkmalpflege im Regierungspräsidium Freiburg ist das Referat 25. Referatsleiter ist Herr Dr. Bernhard Laule, Hauptkonservator.

### *Fachbereich Archäologie:*

Im Referat 25 ist der Fachbereich Archäologie für unsere Fachgruppe zuständig. Fachbereichsleiterin ist Frau Dr. Andrea Bräuning, Hauptkonservatorin, und Frau Dr. Klug-Treppe betreut speziell den Ortenaukreis.

Das Jahr 2006 war dadurch geprägt, dass die Leiterin des Fachbereiches Archäologie, Frau Dr. Bräuning, keine archäologischen Aufschluss- oder Suchgrabungen der ehrenamtlichen Mitarbeiter auf Grund der Gesetzeslage mehr genehmigen darf. Alle von ihrem Amtsvorgänger Hauptkonservator Prof. Dr. Fingerlin in Auftrag gegebenen Suchgrabungen sind inzwischen eingestellt worden.

### *Exkursionen:*

Die Fachgruppe hat im Jahr 2006 zwei Exkursionen durchgeführt:

Am Sonntag, den 11.06. eine Stadtführung in der historischen Lahrer Innenstadt.

Am Sonntag, den 03.09. wurden alte Bergbaugruben und Pingen in den Giesen bei Lahr-Kubach besichtigt. Beide Exkursionen werden von Herrn Klaus Kaltenbach aus Lahr geführt.

Für das Jahr 2007 sind wiederum zwei Exkursionen geplant:

Am Samstag, den 18.04. wurden die Reste der mutmaßlichen römischen Kinzigtalstraße ab dem Galgenbühl bis zur Sankt Jakobskapelle bei Wolfach besichtigt. Die Führung hatte Prof. Dr.-Ing. Rolf Pfefferle.

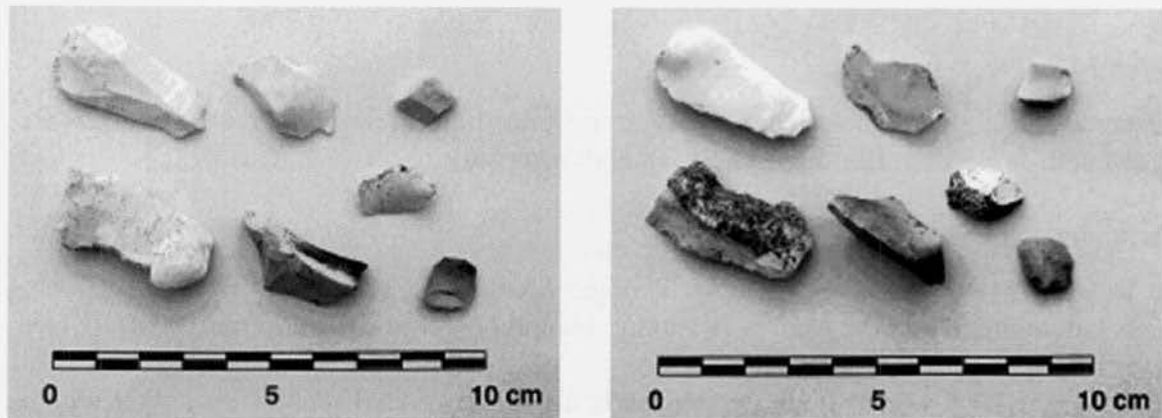
Am Sonntag, den 21.10. fand eine Besichtigung von Offenburg, Stadt- und Bauge-schichte sowie die Besichtigung des Pfalz-kellers, der Stadtbefestigung und des jüdischen Bades mit fachkundiger Führung vor Ort statt.

### *Jahresversammlung:*

Am Samstag, den 10.3.2007 fand die Jahresversammlung der Fachgruppe im Handwerker-museum Kehl/Kork statt. Zuerst gab der Leiter der Arbeitsgruppe seinen Geschäftsbericht für das vergangene Jahr 2006. Anschließend hielt die Archäologin Frau Dr. Klug-Treppe einen Lichtbildvortrag mit dem Thema: „Das frühmittelalterliche Gräberfeld von Sasbach a. K., Kreis Emmendingen. – Überblick über die aktuellen Grabungsergebnisse“. Danach konnten die Mitarbeiter über ihre Aktivitäten berichten und ihre Lesefunde vorstellen.

*Fundmeldung und Tätigkeiten der Mitarbeiter:**Steinzeit:*

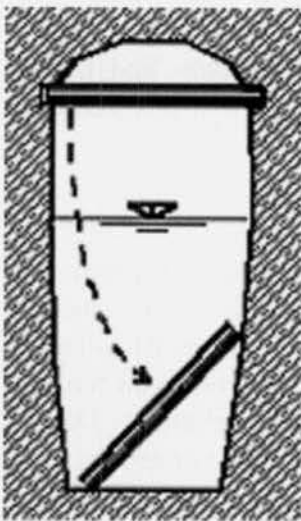
*Mühlenbach/Haslach:* Bei Feldbegehungen hat Herr Alois Schneider aus Haslach, wiederum am Flachenberg, Steinwerkzeuge und Abschläge als Lesefunde sicherstellen können.



*Steinwerkzeuge und Steinabschläge aus Feuerstein vom Flachenberg bei Haslach i. K. (Vorder- und Rückseite).*

*Unbekannte Zeitstellung:*

*Hornberg:* In der „Ortenau“, 85. Jahresband 2005, Seite 645, wurde in Bild 5 die Bauähnlichkeit eines Aquädukttunnels der Wasserleitung nach Nimes (F) mit dem aufgefundenen Quellstollen der Brauerei Ketterer in Hornberg gezeigt. Bei einer Exkursion zur römischen Wasserleitung nach Nimes wurden bei den zwei Aquädukttunnels diese Vortriebsart über die gesamte Tunnellänge vorgefunden, beidseitige Auflagerlöcher in Firsthöhe der Tunnelwände zum Einlegen von Querhölzern.



*Schematischer Querschnitt des Quellstollens der Brauerei Ketterer. Im Abstand von 40–60 cm waren im Firstbereich des Stollens kurze Löcher in den Fels geschlagen worden, in denen die etwa unterarmdicken Hölzer lagen. Durch Versandung des Abflusses staute sich das Wasser im Stollen an. Die Hölzer fielen im Laufe der Zeit ins Wasser und blieben dort gut erhalten. Die Hölzer dienten vermutlich zum Aufhängen von Grubenlampen vor Ort bzw. an der Vortriebstelle und in größeren Abständen zur Tunnelbeleuchtung für den Abtransport des Abraumes.*

Bei der Besichtigung von zwei Aquädukttunnels des römischen „Aqeduc de Gier“, Länge etwa 86 km, nach Nimes (F), war der durch die Tunnels gemauerte Wasserkanal fast bis zum Tunnelmund noch erhalten, sodass die Vortriebsart nicht studiert werden konnte.

*Rolf Pfefferle*

## Fachgruppe Denkmalpflege/Ortsgeschichte

### Jahresbericht 2006

Auch im Jahr 2006 fanden wieder zwei Sitzungen der Fachgruppe Denkmalpflege/Ortsgeschichte statt, in denen schwerpunktmäßig Themen der Denkmalpflege und der Ortsgeschichte behandelt und diskutiert wurden. Die wechselnden Tagungsorte und die der Sitzung jeweils vorgeschalteten Führungen haben sich bewährt. Auf diese Weise konnten wir bereits eine ganze Reihe Ortenauer Städte kennenlernen und von den kompetenten Führern vor Ort über spezielle örtliche Themen und Probleme der Denkmalpflege informiert werden.

Die Frühjahrstagung fand am 1. Juni im Prälaturturm in Gengenbach statt. Der Tagung ging eine ca. einstündige Führung durch die ehemalige Benediktinerabtei Gengenbach voraus. Unter dem Thema „*Die Benediktinerabtei Gengenbach – bauliche Veränderungen im 18. Jahrhundert*“ führte uns Herr Bernhard Wink durch das Treppenhaus, das ehem. Refektorium und andere Räume mit historischer Ausstattung der heutigen Fachhochschule. Bei der anschließenden Sitzung im Prälaturturm standen im Rahmen des Kurzvortrags von Restaurator Bernhard Wink zu dem Thema Restaurierung von Wandgemälden Restaurierungstheorien und Retuschiermethoden im Mittelpunkt des Interesses.

Dem Hauptthema folgt ein Bericht zum Thema „Westwall“, der inzwischen, auf die Initiative des Historischen Vereins Mittelbaden hin, vom Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege als Sachgesamtheit unter Denkmalschutz gestellt wurde. Der systematische Abbau und die Zerstörung von Bunkeranlagen und Ruinen des Geschichtsdenkmals „Westwall“ dürfte damit beendet sein.

Das Herbsttreffen fand am 24. November 2006 in Oberkirch statt.

Im knapp einstündigen Vorprogramm führte uns Herr Dr. Heermann durch sehenswerte Bereiche der Oberkircher Altstadt. Am Kirchplatz konnten wir das neu restaurierte Fachwerkhaus von Herrn Zillgith besichtigen und uns die Restaurierungs- und Sanierungsmaßnahmen erläutern lassen. Bei der anschließenden Tagung im Sitzungssaal des Oberkircher Rathauses stand diesmal ein ortsgeschichtliches Thema im Mittelpunkt.

Dr. Dieter Kauß stellte in seinem Vortrag über „*Lücken in der Ortsgeschichte: Die Gemeinde von 1802/1806 bis 1820*“ die frühe, wenig bekannte Zeit gemeindlicher Selbstverwaltung nach der Gebietsneuordnung durch Napoleon dar.

Bei unserem nächsten Treffen am 20. März 2007 in Offenburg, zu dem ich heute schon einladen darf, wird das Thema „*Amtshäuser Rathäuser – historische Gebäude in der Nutzung durch Behörden*“ im Mittelpunkt stehen.

*Heinrich Meyer*

## Jahresbericht der Fachgruppe „Archive“ für 2006

Die Fachgruppe hat 2006 ihre beiden halbjährlichen Sitzungen abgehalten, bei denen archivfachliche Fragen besprochen wurden. Teilnehmer waren vor allem ehrenamtliche Betreuer von kleinen Ortsarchiven oder Sammlungen sowie weitere interessierte Personen. Am 28. März 2006 ging es bei der Frühjahrssitzung im Ritterhaus Offenburg um das Thema „Fachgerechte Lagerung und Pflege von Archiv- und Sammlungsbeständen“. Dabei führte der Herr Tycho Klettner durch die Werkstatt des Ritterhauses und sprach anschließend über die geeignete Lagerung von Archivalien und die Verwendung alterungsbeständiger Archivprodukte. Ich habe ebenfalls meine Erfahrungen in die Besprechung eingebracht. Die anschließende Diskussion rundete die Sitzung ab.

Die Herbstsitzung fand am 24. Oktober im Rathaus Achern-Önsbach statt. Hier ging es um das Thema „Ortsteilarchive“, das wir exemplarisch anhand des Ortsarchivs Önsbach erläutern wollten. Ortsarchive werden oft ehrenamtlich von Archivpflegern in Absprache mit der Ortsverwaltung betreut, in diesem Falle vom örtlichen Verein für Ortsgeschichte. Deren 1. Vorsitzende und frühere Ortsvorsteher Gerhard Bär führte uns durch die Archivräume und erläuterte seine Arbeit. Dabei kam bereits ein interessanter Meinungsaustausch zustande. Anschließend wurde noch allgemein über die Situation der (oft vernachlässigten) Ortsteilarchive gesprochen. Die nächste Sitzung sollte dann im Kreisarchiv in Offenburg stattfinden und sich mit der Lagerung, Nutzung und Präsentation von alten Filmen beschäftigen.

An den Sitzungen der Fachgruppe „Archive“ nahmen in der Regel zwischen 15 und 20 Personen aus dem Historischen Verein und aus anderen örtlichen Geschichtsvereinen teil. Den Teilnehmern bietet die Fachgruppe dabei eine gute Gelegenheit zum Erfahrungsaustausch und zu gegenseitigen Anregungen.

*Cornelius Gorka*



## Bericht der Fachgruppe Museen 2006

Die Interessenten der Fachgruppe Museen trafen sich am 18. März 2006 im Puppenmuseum in Nordrach zu ihrer Frühjahrstagung. Nach der Begrüßung durch den Nordrachter Bürgermeister Herbert Vollmer, der die Bedeutung des Puppenmuseums für den Tourismus hervorhob, führte die Museumsinitiatorin und -leiterin Gaby Spitzmüller persönlich durch das über 250 qm große Museum, das in 31 Großvitrinen über 1500 meist selbstgearbeitete Puppen und Teddys präsentiert. Puppen, Spiele, historische Fotografien und Dokumente bilden dabei den Hintergrund für Szenen wie „Schwarzwälder Trachtenhochzeit“ oder „dörfliche Schulklasse“.

Anschließend begann die eigentliche Museumsfachtagung. Erster Tagesordnungspunkt war der Museumsprospekt der Ortenauer Museen, der, wie Initiator Alfons End vom Schulmuseum Zell-Weierbach berichtete, in einer Auflage von 30 000 Stück in Druck gehen sollte. Da – wie sich später herausstellte – ein Sponsor absprang, ist der Museumsprospekt zwar fertig gesetzt, aber in 2006 noch nicht in Druck gegangen.

Den zweiten Tagungsordnungspunkt bestritt die Diplomtextilrestauratorin Diana Lanz aus Emmendingen. In ihrem Vortrag gab sie Hinweise zur Pflege und Lagerung und damit zur Erhaltung von Textilien. Dabei ging sie vor allem auf Licht, chemische Einflüsse und Schädlinge ein und verdeutlichte dies in ihrem Vortrag durch zahlreiche Beispiele. Die anschließende Fragerunde wurde von den Museumsmitarbeitern intensiv genutzt, da in jedem Museum auch textile Gegenstände gesammelt und ausgestellt werden. Besonders wichtig waren konkrete Hinweise über geeignete Wasch- und Leuchtmittel sowie die Bekämpfung von Schädlingen wie Käfer und Motten.

Am Samstag, den 21. Oktober traf sich die Fachgruppe zur ihrer Herbsttagung im Schwarzwälder Freilichtmuseum Vogtsbauernhof. Nach kurzer Begrüßung führte Museumsleiter Dr. Jürgen Weisser seine Kollegen durch das neue Empfangs- und Ausstellungsgebäude, das im Frühjahr 2006 eröffnet wurde. Er erklärte dabei die Funktionen der einzelnen Bereiche und die Vorteile des neuen Gebäudes für die Mitarbeiter und für die Besucher, die den Bau mit Begeisterung annehmen.

Erster Tagesordnungspunkt der anschließenden Tagung war die Vorstellung der wichtigsten deutschen Museumsberatungsstellen. Diese wurden von Dr. Weisser anhand ihrer Internetseiten präsentiert, die anschaulich mit einem Beamer auf eine Großleinwand geworfen wurden. So konnten die Teilnehmer die Homepages der Beratungsstellen „live“ erleben und sich von der Fülle der Informationen überzeugen, die dort abgerufen werden können.

Eine wichtige Adresse für die Ortenauer Museen ist dabei die Homepage der Landesstelle für Museumsbetreuung in Stuttgart ([www.landesstelle.de](http://www.landesstelle.de)). Dort kann man u. a. die kostenlose Inventarisierungssoftware [Johann@Hilf](mailto:Johann@Hilf) abrufen, die Basis für die Inventarisierung des eigenen Museumsgut sein kann.

Der dritte Tagungsordnungspunkt widmete sich der Inventarisierung, d. h. Bestände eines Museums schriftlich zu erfassen, zu beschreiben und zu fotografieren. Die langjährigen Museumsmitarbeiter kennen meist die Geschichte der Objekte, die sie gesammelt haben und wissen daher, woher sie kommen und warum sie für das Museum so wertvoll sind. Die nächste Generation von Mitarbeitern kann diese besondere Objektgeschichte, wenn sie nicht schriftlich festgehalten worden ist, nicht mehr nachvollziehen. Dadurch verliert das Museumsgut viel von seinem ursprünglichen Wert.

Das Inventarisierungsprogramm [Johann@Hilf](mailto:Johann@Hilf), das nun in der Tagung ausführlich vorgestellt wurde, wird seit drei Jahren auch im Freilichtmuseum Vogtsbauernhof eingesetzt. Stefanie Graf, die das Museum bei der Inventarisierung unterstützt, erklärte an der Groß-

leinwand an Hand von Beispielen die Vorteile der leicht zu nutzenden Software. Nahezu 10 000 Objekte wurden im Freilichtmuseum in drei Jahren erfasst, beschrieben und fotografiert und damit für die Zukunft nutzbar gemacht. Da in vielen Museen Defizite bei der Inventarisierung bestehen, wurde die anschließende Diskussion und Fragerunde von allen Museumsmitarbeitern intensiv genutzt.

Am Ende der Tagung informierte Alfons End vom Schulmuseum Zell-Weierbach erneut über den Stand des Museumsprospektes. Der voraussichtliche Erscheinungstermin soll nun 2007 sein. Den Prospekt schon früher ins Netz zu stellen, ist jederzeit möglich. Dr. Weisser berichtete, dass bereits heute alle Ortenauer Museen, auch die Einrichtungen, die keine eigene Homepage besitzen, im baden-württembergischen Museumsnetz – netmuseum.de – eingepflegt sind. Alle Museen werden dort mit Bild, einem beschreibenden Text und detaillierten Daten wie Öffnungszeiten etc. ständig aktualisiert. Zu finden sind die Museen in der Datenbank über Kartenausschnitte, Orts- und Museumsnamen und Sammlungsbereiche. Die Seite Netmuseum.de wird stark frequentiert: Im 2006 wurde sie über 1 Million Mal angeklickt!

Beide Tagungen wurden von etwa 25 Mitgliedern, die aus ca. 20 Museen kommen, besucht. Der fachliche Austausch wird damit von den Mitarbeitern der Museen in der Ortenau gerne wahrgenommen.

*Jürgen Weisser*

## Fachgruppe Geschichte und Kulturgeschichte der Ortenauer Juden

Die Fachgruppe schlägt den Aufbau einer Internetseite zur jüdischen Geschichte der Ortenau vor. Am Entstehen und Ausbau der Internetseite sollen Vertreter der Mitgliedergruppen, aber auch interessierte Einzelmitglieder mitwirken, die die Daten zur jüdischen Geschichte vor Ort erheben, die entsprechende Literaturangaben eingeben und in Gemeindefarchiven sowie in regionalen und überregionalen Archiven lagernden einschlägigen Akten sichten und auf der Internetseite vorstellen, auch Fotos eingeben, Zeitzeugenberichte veröffentlichen usw. Diese Personen werden berechtigt, diese Internetseite selbst zu bestücken, zu verändern und zu erweitern. Die Internetseite sollte zuerst nur für ihre Bearbeiter und einem interessierten Personenkreis einsehbar sein, später aber auch der Allgemeinheit zugänglich gemacht werden. Ziel ist es, zu weiteren Forschungen in diesem Bereich anzuregen und Wissenswertes zur jüdischen Geschichte der Ortenau einer interessierten Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen – insbesondere Schülern, die sich des Internets als Wissensquelle bedienen.

Dieses Projekt könnte als Modell dienen, den Historischen Verein für Mittelbaden als einen modernen Verein zu präsentieren und einer größeren Zahl von Mitgliedern die Mitarbeit an einem ortenauweiten Projekt zu ermöglichen.

*Jürgen Stude*

## Fachgruppe Kleindenkmale

Bis zum Ende des Jahres 2006 wurden im Ortenaukreis im Rahmen des Projektes „Erfassung der Kleindenkmale in Baden-Württemberg“ insgesamt über 5600 Kleindenkmale aufgenommen. Über die Ergebnisse wird in diesem Jahresband ein Aufsatz veröffentlicht.

Martina Blaschka, die Landeskoordinatorin, berichtet in der Zeitschrift „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“ im Heft 1/2006 über dieses Projekt. Die meisten aus der großen Zahl von engagierten Mitarbeiter(innen) sind hier namentlich aufgeführt.

Im Landschaftsplan für den Verwaltungsraum Offenburg mit fünf Gemeinden werden die aufgelisteten Kleindenkmale eingearbeitet. Dazu werden auch Unterlagen über die historischen Marksteine vom Verfasser beige-steuert.

Über die Kleindenkmale in Hofstetten ist eine ansprechende Schrift von E. Herbst erschienen, die auf die Erfassungen von Pia und Norbert Mickenautsch zurückgreift (Rezension in diesem Jahresband).

Für die weitere Arbeit bleibt es wünschenswert, dass den Namen der Hersteller (Handwerker und Künstler) nachgegangen wird, um Einblick in unterschiedliche oder auch verwandte Arbeitsweisen zu gewinnen. Kleindenkmale teilen sich nicht nur durch ihren Auftraggeber mit, sondern auch durch diejenigen, die sie geschaffen haben.

Von Grabdenkmälern auf derzeit genutzten Friedhöfen sollten im Bild vorrangig diejenigen aufgenommen werden, bei denen bei einem baldigen Ablauf der Ruhezeit die Gefahr besteht, dass diese durch etwaiges Abräumen unwiederbringlich verloren gehen. Auch diese Kleindenkmale verdienen es, als Zeitzeugen festgehalten zu werden, zumal sich in unserer Friedhofskultur ein immer stärker werdender Umbruch abzeichnet.

*Gernot Kreutz*

## DER HISTORISCHE VEREIN FÜR MITTELBADEN e.V.

gibt in Form eines Jahresbandes seit 1910 die Zeitschrift „Die Ortenau“ heraus.

Ur- und Frühgeschichte, die Entwicklung zur Gegenwart, Siedlungs- und Ortsgeschichte, Kultur-, Sozial- und Technikgeschichte, Familienforschung und Flurnamen, Kunst und Sprache, Sage und Brauchtum, Lebensgeschichten mittelbadischer Persönlichkeiten können Aufnahme finden.

„Die Ortenau“ fördert das historische Arbeiten bei der Jugend und nimmt deshalb in jeden Jahresband auch „Junge Autoren“ auf.

Anmeldungen zum Verein nehmen die Geschäftsstelle (77605 Offenburg, Postfach 15 69), sowie die Vorsitzenden der Mitgliedergruppen entgegen.

Homepage: <http://www.historischer-verein-mittelbaden.de>

Nach der Wahl in der Mitgliederversammlung 2005 in Steinach setzen sich Vorstand, Fachgruppen und Beirat des Vereins zusammen:

Dr. Wolfgang M. Gall, Präsident,  
Max-Immelmann-Str. 2, 77654 Offenburg, Tel. 07 81 / 3 77 39  
Dienstlich: Stadtarchiv Offenburg, Ritterstr. 10, Tel. 07 81 / 8 22 45 57

Ursula Schäfer, 1. stellvertr. Präsidentin,  
Sommerstr. 34, 76354 Baden-Baden-Steinbach, Tel. 0 72 23 / 5 89 82

Klaus Kaufmann, 2. stellvertr. Präsident,  
Neue Eisenbahnstr. 11, 77716 Haslach i. K., Tel. 0 78 32 / 54 61

Dr. Cornelius Gorka, 3. stellvertr. Präsident,  
Kreisarchiv, Lange Straße 51, 77652 Offenburg, Tel. 07 81 / 8 05 94 00

Dr. Martin Ruch, Redakteur der „Ortenau“,  
Waldseestr. 53, 77731 Willstätt, Tel. 0 78 52 / 63 35

Alexander Vallendor, Kassen- und Geschäftsführung,  
Bühlstr. 8, 77948 Friesenheim, Tel. 0 78 08 / 91 47 44

Koordinator für grenzüberschreitende Aktivitäten:  
René Siegrist, Neufeldstr. 2, 77694 Kehl, Tel. 0 78 51 / 7 29 00



---

Leiter der Fachgruppen:

Fachgruppe Archäologie:

Prof. Dr. Ing. Rolf Pfefferle, Kinzigstr. 5, 77709 Wolfach,  
Tel. 0 78 34 / 4 77 94

Fachgruppe Archive:

Dr. Cornelius Gorka, Kreisarchiv, Lange Straße 51, 77652 Offenburg,  
Tel. 07 81 / 8 05 94 00

Fachgruppe Denkmalpflege/Ortsgeschichte:

Heinrich Meyer, Techn. Rathaus, 77654 Offenburg, Tel. 07 81 / 82 23 22

Fachgruppe Museen:

Dr. Jürgen Weisser, Freilichtmuseum Gutach, Tel. 0 78 33 / 9 35 60

Fachgruppe Kleindenkmale:

Dr. Gernot Kreutz, Obertal 23, 77654 Offenburg/Zell-Weierbach,  
Tel. 07 81 / 3 03 65

Fachgruppe Flurnamen und Mundart:

Dr. Ewald Hall, Ludwig-Reithmayer-Straße 20, 79232 March-Hugstetten,  
Tel. 0 76 65 / 4 06 66

Fachgruppe Jüdische Geschichte in der Ortenau:

Jürgen Stude, Friedenstr. 25, 77743 Neuried,  
Tel. 0 78 07 / 95 76 13

Fachgruppe Bergwesen:

Helmut Decker, Hausäcker 12, 77883 Ottenhöfen  
Tel. 0 78 42 / 13 68

Fachgruppe Wandmalerei:

Bernhard Wink, Victor-Kretz-Str. 13, 77723 Gengenbach  
Tel. 0 78 03 / 60 02 24

Beiräte:

Horst Brombacher, Großsteinfeld 1, 77856 Achern

Prof. Dr. Rolf Kruse, Korker-Wald-Str. 1, 77694 Kehl-Kork

Thorsten Mietzner, Stadtarchiv, 77933 Lahr

Josef Naudascher, Schmiedeweg 23, 77972 Mahlberg

Rainer Fettig, Bismarckstr. 2, 77704 Oberkirch

Martin Walter, Herrenstr. 15, 76437 Rastatt

Renate Demuth, Oberfeldstr. 7, 77866 Rheinau-Freistett

Ralf-Bernd Herden, Haus im Rinken, 77776 Bad Rippoldsau-Schapbach

## Mitgliedergruppen:

- 77855 Achern: Johannes Mühlen, Bälgenstr. 2a, 77880 Sasbach,  
Tel. 0 78 41 / 42 46
- 77767 Appenweier: Ottmar Brudy, Dorfstr. 113, Tel. 0 78 05 / 52 55
- 77740 Bad Peterstal-Griesbach: Siegfried Spinner, Renchtalstr. 17,  
Tel. 0 78 06 / 5 33
- 77781 Biberach i. K.: Wolfgang Westermann, Sonnenhalde 7,  
Tel. 0 78 35 / 83 09
- 77815 Bühl/Baden: Dr. Suso Gartner, Bühler Seite 4, Tel. 0 72 23 / 2 35 01
- 77955 Ettenheim: Bernhard Uttenweiler, Sonnenberg 14,  
Tel. 0 78 22 / 58 00
- 77723 Gengenbach: Bernhard Wink, Victor-Kretz-Str. 13,  
Tel. 0 78 03 / 60 02 24
- 77716 Haslach i. K.: Klaus Kaufmann, Neue Eisenbahnstr. 11,  
Tel. 0 78 32 / 54 61
- 77756 Hausach: Bernd Schmid, Dietersbach 47a, Tel. 0 78 31 / 89 12
- 77749 Hohberg: Sascha Heinen, Hindenburgstr. 20/22, 77654 Offenburg,  
Tel. 07 81 / 9 48 51 23
- 78132 Hornberg-Triberg: Wolfgang Neuß, Hohenweg 46, Hornberg,  
Tel. 0 78 33 / 66 31
- 77694 Kehl-Hanauerland: Dipl. Ing. Wolfdietrich Elbert,  
2, rue de Villandry, F-67000 Strasbourg, Tel. 0 03 33 88-31 48 69
- 77933 Lahr/Friesenheim: Ekkehard Klem, Jasminstr. 28,  
77948 Friesenheim, Tel. 0 78 21 / 6 22 02
- 77974 Meißenheim: Karl Schmid, Friederike-Brion-Weg 7,  
Tel. 0 78 24 / 23 62
- 77743 Neuried: Beate Adam, Vogesenstr. 53, Tel. 0 78 07 / 32 46
- 77787 Nordrach: Wilhelm Oberle, Hasenberg 2,  
Tel. 0 78 38 / 10 45 und 07 61 / 40 77 66
- 77784 Oberharmersbach: Ursula Kasper, Gartenweg 12,  
Tel. 0 78 37 / 8 28

- 
- 77704 Oberkirch: Horst Schneider, Stadtgartenstr. 7, Tel. 0 78 02 / 46 29
- 77654 Offenburg: Dr. Wolfgang Reinbold, Franz-Ludwig-Mersy-Str. 30,  
Tel. 07 81 / 7 40 10
- 77728 Oppenau: Rainer Fettig, Bismarckstr. 2, 77704 Oberkirch,  
Tel. 0 78 02 / 70 11 37
- 76437 Rastatt: Martin Walter, Herrenstr. 15, Tel. 0 72 22 / 38 53 56
- 77866 Rheinau: Renate Demuth, Oberfeldstraße 7, Rheinau-Freistett,  
Tel. 0 78 44 / 25 42
- 77836 Rheinmünster: Ernst Gutmann, Leiberstunger Str. 3,  
77836 Rheinmünster-Stollhofen, Tel. 0 72 27 / 58 32
- 77871 Renchen: Doris Schlecht, Tulpenstr. 7, Tel. 0 78 43 / 10 44
- 77776 Schapbach: Johannes Furtwängler, Festhallenstr. 1,  
77776 Bad Rippoldsau 2, Tel. 0 78 39 / 3 78
- 77761 Schiltach: Peter Rottenburger, Tannenstr. 30
- 77746 Schutterwald: Konrad Oßwald, Ritterstr. 18, Tel. 07 81 / 5 26 16
- 77960 Seelbach-Schuttertal: Gerhard Finkbeiner, Modoscher Str. 24,  
77978 Schuttertal, Tel. 0 78 23 / 6 04
- 77790 Steinach: Peter Schwörer, Im Kirchgrün 17, Tel. 0 78 32 / 86 56
- 77709 Wolfach-Oberwolfach: Prof. Dr. Ing. Rolf Pfefferle, Kinzigstr. 5,  
Tel. 0 78 34 / 4 77 94
- 76534 Yburg: Heike Schnitzer, Humboldtstr. 24, 76131 Karlsruhe
- 77736 Zell a. H.: Bertram Sandfuchs, Bergstr. 6, 77736 Zell a. H.,  
Tel. 0 78 35 / 34 48

Überregionale Mitgliedergruppe (früher Hauptverein): Alexander Vallendor,  
Postfach 15 69, 77605 Offenburg, Tel. 0 78 08 / 91 47 44

## Redaktionsrichtlinien für Beiträge in der „Ortenau“

Sie erleichtern die redaktionelle Bearbeitung Ihres Beitrags, wenn Sie folgende Hinweise beachten:

Texte bitte als Ausdruck und wenn möglich mit Diskette oder als E-Mail-Anhang in gebräuchlichem Format (Word bevorzugt) an:

Dr. Martin Ruch, Hauptstraße 92, 77652 Offenburg oder kulturagentur@t-online.de.

### *Manuskriptaufbau:*

- a) Texte bitte ohne Silbentrennung und Formatierungen schreiben. Besondere Formatierungen (fett, kursiv etc.) mit verschiedenen Farben im Ausdruck kennzeichnen.
- b) Im laufenden Text sollen Abkürzungen tunlichst vermieden werden, ausgenommen gebräuchliche Abkürzungen: usw., etc., bzw.
- c) Zahlenangaben ab der Zahl „13“ in Ziffern schreiben, eins bis zwölf in Worten.

### *Bilder:*

- a) Bildvorlagen (Fotoabzüge, Diapositive, Kopien etc.) müssen reprofähig sein. Bitte tragen Sie Sorge dafür, dass Sie die Bildrechte besitzen, bzw. ersuchen Sie um die Druckerlaubnis durch den Rechteinhaber.
- b) Bildunterschriften und Abbildungsnachweis bitte fortlaufend am Ende des Beitrags.
- c) Markieren Sie im Textausdruck, wo bestimmte Abbildungen platziert werden sollen.

### *Anmerkungen:*

- a) Die Anmerkungen für den gesamten Text durchlaufend nummerieren und als Endnoten bearbeiten.
- b) Die Endnotenziffern sind im Text ohne Klammer hochgestellt und stehen ohne Zwischenraum hinter dem Interpunktionszeichen. Beispiel: Wie wir sehen,<sup>1</sup> funktioniert das einwandfrei.<sup>2</sup>
- c) Die Endnotenziffern sind in den Anmerkungen am Ende des Beitrages ebenfalls hochgestellt. Es folgt ein Leerzeichen. Jede Anmerkung beginnt in der Regel mit einem Großbuchstaben und endet mit einem Punkt. Beispiel: <sup>2</sup>Freundliche Mitteilung von Frau Weber.

### *Literaturzitate:*

- a) Autoren und Herausgebernamen (Hrsg.): Nachnamen und (soweit bekannt) Vornamen ausschreiben, danach „Doppelpunkt“ setzen.
- b) Titel der Monographie oder Artikel ohne Abkürzung ausschreiben. Bei Aufsätzen danach „Punkt“ In: Zeitschrift/Reihe/Katalog (nicht abkürzen!).
- c) Bei Monographien und Katalogen Erscheinungsort und -jahr in Klammern. Bei Zeitschriften Bandzählung, anschließend „Komma“, Leerzeichen und Erscheinungsjahr.
- d) Seitenzahlen mit „Komma“ anschließen.
- e) Danach Hinweise auf Abbildungen (Abb.) oder Tafeln (Taf.). Beispiel: Hinn, Friedrich: Als noch viele Fluren bewaldet waren. In: Herbolzheimer Blätter 3, 1995, 18–23. Abb. 2.
- f) Insbesondere bei Bänden mit thematischem Schwerpunkt werden häufig zitierte Werke abgekürzt, um den Anmerkungsapparat zu straffen: Nachname, Leerzeichen, Jahr. Beispiel: Hinn 1995.
- g) Diese Titel sind als Literaturliste am Ende des Beitrags aufzuführen.

Für die Inhalte der Beiträge und Rezensionen sind ausschließlich die Autorinnen und Autoren verantwortlich. Bitte Originale im eingeschriebenen Brief an die Redaktion, ansonsten kann keine Haftung übernommen werden.



Beiträge für unser Jahrbuch „Die Ortenau“ sind bis spätestens 1. April jeweils an die Schriftleitung zu richten. Bitte nur druckfertige Originalbeiträge! Die Zeit der Veröffentlichung der angenommenen Arbeiten muss sich die Schriftleitung vorbehalten. Der Abdruck aus der „Ortenau“ ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet, die sich alle Rechte vorbehält. Für unverlangte Manuskripte und Besprechungsstücke kann keine Haftung übernommen werden. Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt. Besprechungsstücke sind ebenfalls an die Schriftleitung zu senden.

Die Verfasser erhalten 10 Autorenexemplare ihrer Beiträge unberechnet.

Bestellungen auf noch lieferbare Jahrbücher nimmt die Geschäftsleitung (Postfach 15 69, 77605 Offenburg) entgegen, soweit noch Exemplare vorhanden sind.

Damit unsere Jahresbände, aber auch andere für unsere Vereinsbibliothek wertvolle Literatur aus Nachlässen verstorbener Mitglieder nicht verlorengehen, bitten wir die betreuenden Erben, sich mit unserer Geschäftsstelle in Verbindung zu setzen. Wir könnten dann auch den zahlreichen Wünschen auf Lieferung früherer Jahrbücher besser nachkommen.

Laut Beschluss der Jahresversammlung 2001 beträgt der Jahresbeitrag derzeit:

18,- EUR für natürliche Personen und Schulen

26,- EUR für juristische Personen und Körperschaften

Spenden sind erwünscht und werden dankbar angenommen. Entsprechende Zuwendungsbestätigungen kann der Verein seit 1.1.2000 selbst ausstellen.

Der Historische Verein für Mittelbaden e.V. ist nach dem Freistellungsbescheid des Finanzamtes Offenburg vom 15. Juli 2004 nach § 5 Abs. 1 Nr. 9 KStG von der Körperschaftssteuer befreit, weil er ausschließlich und unmittelbar steuerbegünstigten gemeinnützigen Zwecken im Sinne der §§ 51 ff. AO dient.

Die Mitglieder der Mitgliedergruppen entrichten den Jahresbeitrag an deren Rechner, die Mitglieder der überregionalen Mitgliedergruppe (die also keiner Mitgliedergruppe angehören) überweisen auf die Konten des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. (Volksbank Offenburg: Nr. 6 295 509, BLZ 664 900 00, Sparkasse Offenburg/Ortenau: Nr. 00-361 618, BLZ 664 500 50 oder Konto Nr. 6057-756, Postbank Karlsruhe, BLZ 660 100 75).

Unsere

## **Bibliothek**

mit heimat- und regionalgeschichtlicher Literatur und vielen Fachzeitschriften aus ganz Deutschland und dem angrenzenden Ausland ist jeden Samstag – mit Ausnahme vor hohen Feiertagen – von 10.00 bis 16.00 Uhr geöffnet.

Die Bibliothek befindet sich im Handwerksmuseum Kehl-Kork, Oberdorfstraße. Tel. 07851 / 88-5099